wirtschaften

KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN

Herausgegeben von
Karl Braun, Claus-Marco Dieterich,
Johannes Moser & Christian Schönholz

MAKUFEE

wirtschaften

KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN

Herausgegeben von
Karl Braun, Claus-Marco Dieterich,
Johannes Moser & Christian Schönholz

Förderverein der Marburger
kulturwissenschaftlichen Forschung
und Europäischen Ethnologie e. V.
www.makufee.de

MAKUFEE

Unter dem Titel „Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven“ fand 2017 in Marburg der 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) auf Einladung des Instituts für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg statt. Die vorliegende Publikation liefert eine umfassende Dokumentation der auf dem Kongress diskutierten Beiträge.

Impressum

Online-Schriften aus der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie: Sonderband 1

Herausgegeben vom Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg und dem Förderverein der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie e. V.

Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser, Christian Schönholz (Hg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. – Marburg: Förderverein der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie e. V., 2019.

Redaktion:	Christian Schönholz, Claus-Marco Dieterich
Redaktionelle Mitarbeit:	Karl Braun, Ina Merkel, Johannes Moser, Manfred Seifert, Sabine Teryngel
Projektleitung:	Claus-Marco Dieterich
Gestaltung, Satz & Layout:	Satzzentrale GbR, Marburg

Verlag und Herausgeber distanzieren sich ausdrücklich von jeglichen Inhalten der Internetseiten, auf die in diesem Online-Dokument verwiesen und verlinkt wird. Für illegale, fehlerhafte oder unvollständige Inhalte und insbesondere für Schäden, die aus der Nutzung oder Nichtnutzung solcherart dargebotener Informationen entstehen, übernehmen Verlag und Herausgeber keine Haftung.

Alle Rechte vorbehalten.
© MakuFEE e. V.
Förderverein der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie, 2019.

Print-ISBN 978-3-00-062421-6
E-Book-ISBN 978-3-8185-0546-2

Inhalt

Vorwort 11

Plenarvorträge

Orvar Löfgren Mine or Ours? The Home as a Moral Economy 15

Thomas Widlok Anders teilen: Anders wirtschaften? 36

Gisela Welz Der Wert des kleinen Faches. Laudatio für Silke Göttsch-Elten 55

Silke Meyer *Remittances* und transnationales Kapital.
Wirtschaften als Partizipations- und Differenzierungspraxis 64

Michael Opielka Sozial nachhaltig wirtschaften. Effizienz, Suffizienz,
Differenz 81

Jakob Tanner Wirtschaften, Wertlogik und die „Religion des Kapitals“ 91

Kerstin Poehls Über Zuckerhaushalte. Zugänge zu einer skalaren
Ethnographie des Wirtschaftens 109

Irene Götz Leben und Wirtschaften im Alter. Wie Frauen im prekären
Ruhestand über die Runden kommen 125

Klaus Schriewer Mr. Scott und die Anforderungen im neuen Kapitalismus.
Spezialistenkultur als Leitbild des Neoliberalismus 143

Lars K. Christensen Museums in the age of technical reproduction 156

Manfred Seifert Zur Un-Ordnung der Kulturen des Wirtschaftens.
Über die Ökonomie als Forschungsfeld 169

Sektion 1 | Sorgen und Umsorgen

Cornelia Kühn Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen
und basisdemokratischen Entscheidungen 187

Martina Röthl Care-Arbeit: Logiken innerfamiliärer Tauschgeschäfte.
Über informelle Arbeit und den Zugriff auf Ressourcen „endlicher Systeme“ 196

Malte Völk Care-Arbeit als Mikroökonomie:
im Spiegel privater Tagebücher. 205

Sektion 2 | Ethisch konsumieren?

Lara Gruhn Ethik-Konsum. Empirische Annäherung auf drei analytischen Spuren 213

Konrad J. Kuhn Fairer Handel und Do-it-Yourself als Zukunftspraxen. Perspektiven auf Bedeutungen und Praktiken „alternativen Wirtschaftens“. 223

Lars Winterberg Faire Beschaffung. Formationen alternativen Wirtschaftens . . . 234

Sektion 3 | Vertrauen und Anvertrauen

Merve Lühr „Ohne dass da irgendwie Geld geflossen ist“. Individuelle und kollektive Organisation von Arbeit und Konsum in der DDR 245

Lukasz Nieradzik Schuldenmachen und Kreditieren. Finanzielle Praktiken Wiener Fleischer im 19. Jahrhundert. 254

Burkhard Pöttler „... wegen langwürdig trey geführter Haußwirtschafft sein einige Erbin ... seyn solle ...“. Strategien des Wirtschaftens und die Frage des (Ver-)Erbens 263

Sektion 4 | Absichern

Sarah Peuten Sicherheit – zu Funktionslogiken biopolitisch-gouvernementaler Ökonomisierung des Sterbens. 272

Sektion 5 | Wissen einsetzen

Christine Hämmerling DialogerInnen als Mittler in Spendenbeziehungen zwischen NGOs und ihren Förderern 279

Sektion 6 | Möglichkeiten ausloten

Ruth Baumgarten Handlungsspielräume von Frauen in der Frühen Neuzeit. Am Beispiel von Göttinger Eheberedungen des 16. und 17. Jahrhunderts 289

Laura Wehr „Man hat dann schnell erfahren, dass man auch Nutella bezahlen muss.“ Die Ausreise aus der DDR als familienbiographische und ökonomische Krisensituation 297

Wiebke Reinert Am Beispiel der Robbe. Wirtschaften mit Tieren in der Geschichte des Zoos 307

Sektion 7 | Formieren und Transformieren

Oliwia Murawska Zur kulturellen Logik der Unternehmensnachfolge 316

Alexander Schwinghammer Urban Food Ecopreneurs. Start-up Kultur als Ökonomisierungsagent der Lebensmittelproduktion im städtischen Raum 325

Uta Bretschneider Pleite, Fehlschlag, Misserfolg. Narrationen des ökonomischen Scheiterns 332

Sektion 8 | Sich Raum verschaffen

Olga Reznikova und Moritz Ege Moralische Ökonomien vs. ethische Politik? Arbeiter- und Mittelschichtsproteste in Moskau 2015/2016 343

Sektion 9 | Werte inszenieren

Shirley Brückner Miniaturen des Nützlichen. Oeconomische Kabinette im 17. und 18. Jahrhundert 355

Panel A | Trans-/lokale Ökonomien

Ove Sutter Gebastelte Versorgung – Improvisation und Bricolage als Handlungsmodus zivilgesellschaftlicher Flüchtlingshilfe 369

Panel B | Mit Gesundheit wirtschaften

Karl Braun Einleitung 378

Felix Linzner Der Einfluss Silvio Gesells auf die völkische Siedlungsbewegung am Beispiel Ernst Hunkels 379

John Khairi-Taraki Der *Vortrupp* und die Popularisierung lebensreformerischen Wissens 387

Marta Leonora Frank Ameisen-Staat und die Metapher vom besseren Menschen – August Forels ‚Sexuelle Frage'. 396

Marcus Richter „Ernstlich materialistisch" in einem anti-materialistischen Feld: *Thin-k/g-ing* „heilende Arbeit" in der biologisch-dynamischen Landwirtschaft. 405

Panel C | Widerstand zwecklos?

Gertraud Koch und Marion Näser-Lather Einleitung 415

Anna Henke Widerständigkeit gegen Bankenmacht?! Zum Umgang mit digitalen Bezahl- und Kreditsystemen 421

Sebastian Topp Design als Ausgangspunkt für widerständige urbane Transformationen? Stadtentwicklungspolitiken unter neoliberalen Vorzeichen . . . 428

Samantha Lutz Open Knowledge als Gegenstrategie zur Ökonomisierung von Kulturerbe? Heritage-Politiken in der EU 435

Marion Näser-Lather „Lasst uns ein Land für Frauen schaffen!" Feministische Visionen eines Ausweges aus der Krise 442

Panel D | Die Ökonomisierung des Selbst

Markus Tauschek und Eberhard Wolff Die Ökonomisierung des Selbst – einleitende Bemerkungen 448

Christoph Bareither Mehr Profil!? Digitale Affordanzen der akademischen Social Networking Sites *Academia.edu* und *Researchgate* 450

Sabine Eggmann Unternehmen Laienchor – zur Ökonomisierung des Singens? 461

Eberhard Wolff Kulturelle Ökonomien von Selbsttests. Eine Erkundung diesseits und jenseits des „Unternehmerischen Selbst" 469

Stefan Groth Zwischen Ermöglichung und Begrenzung. Zur subjektiven Plausibilisierung des Mittelmaßes als normative Orientierung 479

Panel E | Grenz – Wert – Kleidung

Ulrike Langbein Wäschewirtschaft. Zur kulturellen Ökonomie des Darunter 488

Panel F | Stadt. Raum. Monopoly.

Simone Egger Stadt. Raum. Monopoly. Das *gute Leben* und der Immobilienmarkt 501

Laura Gozzer Zusammenschluss unter Druck. Genossenschaftliches Wirtschaften mit Wohnraum in München 506

Daniel Habit Gated Bukarest. Wohnraumentwicklungen und die Krise des Urbanen 514

Ana Rogojanu Wohnprojekte in Wien. Kollektive und individuelle Konzepte des Wirtschaftens 521

Panel H | Materialität und Ästhetik in der Geldwirtschaft

Thomas J. Heid und Jens Wietschorke Zur Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft. Einführung in das Panel 528

Thomas J. Heid „Vertrauen ist das wertvollste Asset von Banken". Zu den Ästhetiken und Praktiken der Vertrauensarbeit in der Finanzberatung 533

Jens Wietschorke Zwischen Solidität, Diskretion und Transparenz: Zur Architektursprache von Bankhäusern 545

Stephanie Hering Finanzbauten im Kontext: Ortsspezifische Gesichter eines globalen Geschäfts. 554

Panel I | Frauen im Rahmen der Transformation ländlicher Räume

Nigel Swain Introduction 563

Zsuzsanna Varga Bäuerliche Überlebensstrategien nach der Kollektivierung in Ungarn 568

Elisabeth Meyer-Renschhausen Die Wiederkehr von Subsistenz- und Hausarbeit durch die Gartentür. Von der Individuellen Hauswirtschaft zum Gemeinschaftsgarten 575

Maria Hetzer Gleichberechtigung im Alltag aushandeln: Erwartungen und Erfahrungen von Frauen im ländlichen Raum 582

Leonore Scholze-Irrlitz Modernität und Beruf in der DDR: Die Frau in der Landwirtschaft 590

Panel J | Arbeitskraft im neoliberalen Wohlfahrtsstaat

Nina Reggi ReProduktionsReserven. Ethnographische Einblicke in die politische Steuerung von beruflichen Wiedereinstiegen an der Schnittstelle von Care- und Erwerbsarbeit. 599

Miriam Gutekunst Die Ökonomisierung der Migration durch Heirat. Ethnographische Einblicke in die staatliche Regulierung des ‚Ehegattennachzugs'. 612

Panel K | Ressourcenmanagement in Handwerk und Kreativwirtschaft

Karin Bürkert Wo Kunst Stadt findet – Container als Ressource, Aufwendung und Argument 622

Sarah May Handelsnetz Holz. Transformationsprozesse im Interessensfeld Holz und Handwerk 634

Panel L | „Ländlichkeit" als Ressource und Dispositiv

Claudia Ohlsen „Raus aufs Land!" Konstruktion und Inwertsetzung von Ländlichkeit am Beispiel schleswig-holsteinischer Landevents 645

Anja Decker Von Schätzen im Garten, hybriden Produkten und ländlichen Möglichkeitsräumen. Inwertsetzung, Ausdeutungen und Entgrenzungen ruraler Wirtschaftspraxen in einer tschechischen Obstbrennerei 653

Manuel Trummer „... der Eigenart Bayerns gerecht werden." Ökonomie und Agenda ländlicher Bilder im BR Fernsehen 661

Panel S | Studentisches Panel

Leonie Herrmann „Ja gebt nur den Ausländern die Wohnungen." Wohnen im Fokus historischer Migrationsforschung am Beispiel Augsburger ArbeitsmigrantInnen (1960–1973). 674

Annika Geuß „Schrecke nicht das Wasser auf". Das Lehrhafte und die Tabuwarnung als soziale Funktion der Sage am Beispiel lokaler Wassergeistsagen 683

Nicola Röhrer Milchbauern und -bäuerinnen in der Krise? Der Beginn einer ethnographischen Untersuchung oder: Was die Milchkrise nicht ist 692

Vorwort

Wirtschaften ist eines der zentralen kulturanthropologischen Themen. Im Grimmschen Wörterbuch wird der Begriff des Wirtschaftens noch mit „von haus aus eine ordnungstiftende und ordnungerhaltende thätigkeit“ umschrieben, die das Ziel hat, mit den vorhandenen oder zu schaffenden Mitteln materielle und immaterielle Bedürfnisse zu befriedigen. Der „fürsorglichen besitzverwaltung“ steht das „fröhliche wohlleben“ gegenüber. *Wirtschaften* ist aus heutiger Perspektive indes weit über diese Vorstellungen hinaus zu fassen. Neben Praktiken der Existenzsicherung, des Verwaltens und sparsamen Haushaltens, des Ordnens und Kalkulierens, des Handelns und Tauschens sind Praktiken des Gebens, Schenkens und Teilens, des Wünschens und der Suche nach dem guten Leben Teil wirtschaftlichen Handelns. Es spannt sich von gesellschaftlich organisierten Formen über sekundäre Ökonomien bis zu häuslich-privaten Realisationen, und es ist immer ein Entscheidungshandeln auf der Grundlage vorhandener Ressourcen und unter den Bedingungen gesellschaftlicher Reglements, bei denen Alternativen gegeneinander abzuwägen sind.

Wirtschaftliches Handeln bewegt sich zwischen der Schaffung von Wohlstand und der Ausbeutung von Menschen und Natur. Es ist stets in Machtverhältnisse eingebunden, in denen Exklusion und Distinktion stattfinden, es ist krisenanfällig und kann scheitern. Ebenso kann es zur Sicherung sozialer Systeme beitragen, Innovation befördern und grundlegende Bedürfnisse befriedigen, und es zeigt eine Janusköpfigkeit funktionaler und dysfunktionaler Elemente.

Der 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde fand unter dem Titel „Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven“ im September 2017 auf Einladung des Instituts für Europäische Ethnologie / Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg statt. In diesen vier Tagen wurde danach gefragt, welche Erfahrungen die Individuen in gegebenen gesellschaftlichen Strukturen und wirtschaftlichen Verhältnissen machen, welche Strategien und Praktiken sie dabei entwickeln und welche Formen gemeinschaftlichen Handelns und der Gruppenzusammengehörigkeit sie konstituieren. Das Kongressthema hob dabei insbesondere auf drei Ebenen von Themenfeldern ab, die sich durch alle Plenar-, Sektions- und Panelbeiträge dieses Bandes ziehen.

Praktiken, Technologien, Materialitäten

Häusliche Formen des Wirtschaftens und des Auskommens mit dem Vorhandenen beinhalten unter anderem ausgehandelte oder tradierte Aufgaben- und Arbeitsteilungen, Techniken des Einsparens in Mangelsituationen, vorausschauendes Anlegen von Vorräten und den Umgang mit Finanzen. Neben dem Bereich des Konsums, der Technisierung und Normierung des privaten Haushalts und der Körperökonomie sind hier auch sekundäre und ‚ethnische Ökonomien‘ in den Blick zu nehmen, wie die Kultur-

und Kreativwirtschaft oder Praktiken der Subsistenz und Autarkie. Darüber hinaus gilt es, die Dynamik technologischer Kontexte des Wirtschaftens – wie etwa die zunehmende Algorithmisierung ökonomischer Logiken und Strategien in einer global vernetzten Warenwirtschaft mit spezifischen Wertschöpfungs-, lokalen Produktions- und Ausbeutungsverhältnissen – zu bedenken.

Diskurse, Bedeutungen, Konzepte

Praktiken des Wirtschaftens sind stets spezifischen Diskursen unterworfen, in denen sie ihre handlungsleitende Logik und Bedeutung entfalten können. Auf der Ebene des aktuell breit verhandelten alternativen Wirtschaftens lässt sich beispielsweise ein Nachhaltigkeitsdiskurs identifizieren, der Aspekte von Ressourcenbewusstsein und Sozialverträglichkeit in den Vordergrund stellt. Dabei wird eine Bedürfniskritik artikuliert, die etablierte Formen des Wirtschaftens in Frage stellt, etwa in Debatten um bedarfsgerechte Grundsicherung, ökologische Standards und globale Gerechtigkeit. Neben Wertzuschreibungen als Innovation oder Technologieentwicklung sind utopische Entwürfe und nostalgisch-verklärende Projektionen auf tradierte wirtschaftliche Handlungsweisen zu beobachten.

Wissen, Repräsentation, Austausch

Das jeweilige Wissen über Formen des Wirtschaftens wird öffentlich zugänglich gemacht, unter anderem indem Werbung, Marketing, Markt- und Innovationsforschung darauf zurückgreifen und es so modifizieren. Auch museale Repräsentationen wirtschaftlichen Handelns, das lokal und historisch konkret verankert ist oder sich transnational entfaltet, spielen bei der Artikulation und dem Transfer wirtschaftlichen Wissens eine Rolle; ebenso wie das populärkulturelle Feld, welches Ästhetiken und Sinnlichkeiten des Wirtschaftens kreiert.

Die Vorträge und Diskussionen dieser Tagung brachten reichen Ertrag, wie in den 70 hier abgedruckten Aufsätzen – darunter die elf Plenarvorträge – nachgelesen werden kann. Sie eröffneten aber ebenso die Möglichkeit über die Veranstaltung hinaus neue Kooperationen und (internationale) Vernetzungen einzugehen, wofür auch die perfekte Tagungsorganisation den entsprechenden Rahmen bot. Wir hoffen, dass den Leserinnen und Lesern bei der Lektüre dieses Bandes die anregende Atmosphäre bei diesem 41. dgv-Kongress vermittelt werden kann.

Allen Beteiligten – den in der örtlichen Ausrichtung Eingebundenen, allen Unterstützern und Sponsoren, den Beitragenden und redaktionellen MitarbeiterInnen dieser Dokumentation – sei für ihre Mithilfe und ihr Engagement ein herzliches Dankeschön ausgesprochen.

Die Herausgeber

Plenarbeiträge

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 15–35.*

Orvar Löfgren

Mine or Ours?

The Home as a Moral Economy

Introduction

„Mine" says the small child again and again, with a broad grin. ‚Mine' is one of the first words she has learnt and now she uses it everywhere, and not only about *my* toys but *my* grandma, *my* food. There is a feeling of intoxication in establishing borders and categories, of taking command of people and things: the teddy bear held in an iron grip, or the arms around Grandma's knees. Slowly she is socialized into the cultural field of ‚mine', ‚yours' or ‚ours'. It isn't an easy journey. Why are you not allowed to take back something you just gave away to a friend? Slowly the child is trained in the grammar of ownership: possess, control, acquire, share, borrow – which all has a central role in the ways in which a child explores the world and becomes an individual in dialogue with others. Me and mine!

When people recall how this socialization occurred (as kids, or as parents) it is about many things. It can be conflicts about toys, negotiations about boundaries, about forbidden or permitted activities. It can be memories of creating secrets of your own or exploring the private spaces of others. Childhood is only the first phase of this education, it continues throughout the rest of life, in couple-making and in the later stages of reorganized household constellations. My main question here is how ideas about ‚mine' or ‚ours' are established and how they change over time, but also how such processes are related to the moral economy of the home or the family. In a sense, this means dealing with very basic training in householding, in managing resources, consumption and interests.

Studies of the making of ‚mine' and ‚ours' are often carried out in rather abstract philosophical contexts that focus on discourses of selfhood and individualization. What can a European ethnologist contribute to this interdisciplinary field? I want to focus on practices often taken for granted or made unconscious in everyday life.

My methodological approach has been the bricolage (Ehn et al. 2016), a combining of a wide and eclectic range of historical and contemporary materials. First of all, I have drawn on an ongoing project carried out with Billy Ehn on ‚the invisible

home', in which we have collected interviews and observations but also asked people to write about different aspects of domestic life. This material has been complemented by going through a number of extensive surveys of the ‚life at home', but also by studying images of home life in popular culture and the media. Finally, I have reread a number of ethnographic studies of the home, where the theme of ‚mine' and ‚ours' is not in the foreground but continually comes up in different situations.[1]

The bricolage approach also has a theoretical dimension. I am interested in the interplay of the many elements brought together in learning how to handle and to understand versions of ‚mine' and ‚ours', for example in the material and emotional dimensions of everyday routines. Here I have found Doreen Massey's (2005) concept of *throwntogetherness* helpful. How do objects, people, feelings, sensibilities, activities and time-dimensions co-exist? Massey's concept explores the ways in which diverse elements come to cohabit in a setting or a situation, often as unexpected neighbours. But in order to understand how these confrontations work, a few other theoretical tools are helpful. There are other scholars who have focused on the agency and affective power of things. Jane Bennett (2010), for example, uses Deleuze and Gattari's term *assemblage* as an example of a „confederate agency" of the ways in which different elements turn into co-actors. Another helpful approach can be found in the concept of *entanglement* (see the different takes on this in Ingold 2010 and Hodder 2012) – the ways in which humans and things, as well as sets of things, become co-dependent.

What is in a moral economy?

My project was actually kicked off by a quote, which had long been resting at the back of my thoughts. „What is a home?" asked anthropologist Mary Douglas, back in 1991. Douglas's answer was that it is not primarily a physical space with walls and a roof, doors and windows; it is, above all, an internal order, with its own rules, rhythms and moral considerations. The home is made by intertwined routines, silent agreements and ingrained reflexes about ‚this is the way we do it here, in our home'. The family or the household is the training ground in which basic norms about ‚mine', ‚yours' and ‚ours' are learned. It is an arena where the concept of moral economy can be useful.

It was the British historian Edward Thompson (1961) who originally coined this concept in his discussion of early English working-class culture. The concept is meant to deal with situations and contexts where the rational laws of the market don't ap-

1 The material from the ‚the invisible home' project mostly deals with experiences of homemaking during different stages in the life cycle, especially during childhood and later couple-making (for a presentation of some of the material, see Löfgren 2014). When nothing else is stated, my examples are taken from this material. With regard to home survey studies, I have compared some older Swedish studies (Åkerman 1941, Hanssen 1978) with a few unpublished recent and very extensive surveys, which compare Swedish patterns with other European countries. The ethnographies of home that I have used are referred to in the text.

ply, but where moral concerns or ideas are strongly embedded in social and economic relations. Taking the concept into the home means focusing on household members not just as rational economic actors but as persons acting within a sphere of rules, values, rituals and understandings shaped by the specific history of the actual household and its members. Moral positions in the home influence economic decisions, and even seemingly insignificant or trivial economic activities may turn out to have a strong moral charge.

The home is everything the hotel is not, writes Mary Douglas. The hotel is a market institution ruled by customer relations, and in a hotel you get what you pay for. Domestic life, on the contrary, is also organized by ideas about right and wrong, fair and unfair. Here you have to learn to do your part, to take responsibility and to share. The personal good must be balanced against the interests of others or ‚the common good'. It is about demands, duties and rights, but it is also about power, hierarchy and subordination. At home, one shares; spaces are shared, as is the remote control for the TV, food in the fridge, household chores, and many other things. Yet, at the same time, there are constant negotiations about what is ‚mine' and what is ‚yours'. What am I entitled to? What happens when household members have different ideas about where lines should be drawn? Various principles about fairness and routines are created: taking turns, queuing, drawing lots, exchanging…

The home is constructed around a strong sense of what is ‚ours', things we have to do together and take responsibility for. Who took the last drop of milk without buying some more? Who leaves the light on or turns the thermostat up again? At home you have to synchronize routines and activities but also needs and interests, which may create tensions between my own needs and ‚the family good' (an interesting moral concept in itself). There is often a vague ‚we' hovering in the background. Do we really need a new TV? An extra room? Dessert for dinner?

The home is a site of negotiation, with constant wheeling and dealing and attempts to make different priorities and interests cohabit. The moral economy of the home also reflects different positions and thus engages with questions of class, gender and generation. The moral economy of a given home is rarely visible in grand declarations about rules, rights and duties; it is hidden in mundane situations, which explains why seemingly trivial objects, routines or actions can all of a sudden result in a flare of affect, and power structures and hierarchies can be reinforced or challenged. The long tradition of idealizing the home as a haven underplays the ways in which the home is also an arena of tensions and conflicts.

So how do you explore such a moral economy that is often hidden in silent agreements and rules being taken for granted, as well as in movements, routines and bodily reactions? Dennis Wood and Robert Beck (1994) followed a family for seven years, observing the patterns in the family's use of the living room. They were interested in how the children's socialization into ‚home rules' highlighted values and rules about ‚our home'. Over time they identified 233 rules governing the use of this living room space. In a sense the children became chemical agents who made silent rules or tacit

agreements about domestic values visible, „forcing the rules to disrobe". „What is a home for a child but a field of rules?", they ask (1994: 1).

At home you are constantly educated in rules and routines, but these may not become visible or conscious until they are confronted with other moral economies. What kinds of rules, for example, apply at the neighbours' house or at Grandma's?

An eleven-year-old who lives in a collective is at a party at a neighbour's house. When the meatballs appear, the child asks the hostess „how many are we allowed to take?", as he has learnt to do at home. She smiles her middle-class smile and says „but, my dear, you may take as many as you want!" She looks more than surprised as he loads 14 pieces onto his plate.

Another concrete situation of learning is about commuting between home and the daycare centre. In daycare settings, there is a scarcity of ‚mine' and an abundance of ‚ours'. „We ask parents not to let the children bring their own toys in the morning", reads a scribbled note in the doorway, „it makes for conflict during play." There is some tough training at the daycare centre in learning to share activities and stuff.

Especially striking is the learning and relearning which occurs among children who commute between their divorced parents who have new partners and homes. The adults may create new rules one must learn to handle, or can be provoked by. The teenage girl stands outside her mother's home with her bag and hesitates; should she get out her own key or should she knock? Is this really my home or am I a guest? After some hesitation, she knocks (Winther 2013b).

The hidden normality in such learning or rule-handling of ‚mine' or ‚ours' can also be problematized by looking at situations in which they don't seem to apply or are constantly questioned. Studies of ‚queer domesticity' (Bryant 2015) illustrate how traditional ideals of heteronormative family life are challenged or reworked. Other examples are found in the tensions surrounding guests, lodgers or servants. If you are one of these, to what extent are you a part of the family or the home? Studies of au pairs often focus on such conflicts and ambiguities, with themes such as hierarchy, independence, inclusion or exclusion. The au pairs take part in the many tasks that make or remake the family in everyday life, but are they really a part of the family? (Dalgas 2016.) Among families who were interviewed, opinions differed:

> „If you're living with an au pair then, for me anyway, it is crucial that that person becomes a member of the whole family. And, therefore, the first word is ‚anything that is in here' – and this is quite genuine – ‚is yours'. So it could be the fridge, the TV or whatever." (Cox 2003: 340)

Others disagreed: „Whereas lots of people say, you know, the au pair deal is that they're supposed to be a part of the family and I'd say ‚you are not.' If you want a buddy family then we are not the family for you." (Cox 2003: 340).

There is a lot of ambivalence surrounding the au pair. Are they an employee, or a family member, a big sister or a servant? Boundaries between work and family togetherness are blurred. Now you are part of the family, and now you are not…!

There are other situations in which idealized versions of a moral economy are challenged. A psychologist working at an institution for young women with drug problems encounters people who have a totally different view of ‚mine' and ‚yours'. If these young people want something, they don't hesitate to grab it – they never ask! They have often grown up in homes where the boundaries between ‚mine' and ‚yours' were transgressed all the time, by drug-addicted parents and/or siblings. For some, this leads to a constant jealous guarding of the little that is ‚mine' because they know it can be taken away from them at anytime. The staff learns new rules. A new staff member brings in the cake for afternoon coffee. She is told, „first you have to divide it up into pieces, otherwise someone will just grab the whole cake". In settings like this it becomes obvious what happens when people do not share understandings of solidarity, empathy, generosity or trust.

Private matters

The home is full of boundaries between ‚mine', ‚yours' or ‚ours'. Some of these boundaries may be very visible and material; others are more difficult to catch hold of – they are ephemeral, unstable, hidden.

In her study of privacy in everyday life, the sociologist Christena Nippert-Eng (2010: 7) asked her informants what privacy means to them. The most common answer is about having the ability or power to control access to some things, places or information. Others stressed the importance of being left alone and at peace, not troubled by demands or intrusions from others. A few emphasized the freedom to live without regulations or restrictions. Nippert-Eng explores how people manage their privacy, the strategies and means used to create boundaries, spaces and routines to delineate their privacy. „Intimacy has a map", writes Svetlana Boyd (2000: 227) in which the private is linked to the intimate. It means a focus on the innermost and frequently on the domestic. Which corners, paths or activities do people view as being very personal, something you are very careful about sharing or not sharing (and with whom)?

Establishing private spaces, belongings or activities is an important way of understanding how a child develops an understanding of ‚mine'. At home this process is given a very concrete material form through one's own room and one's own stuff. The idea of what the psychoanalyst Donald Winnicott has called „transitional objects" can be widened to embrace the child's attachment to objects as early tools delineating the self as a person, establishing boundaries between ‚mine' and ‚others' (Highmore 2011: 72). It can be anything from a cuddly toy animal to a roadside find. Virginia Woolf, in one of her short stories, writes about a child picking up a pebble on the beach to be put on the shelf in the nursery, delighting in the benign sense of power this selection produces. The stone takes on a personal relevance. „It might so easily have been any other of the million of stones, but it was I, I, I!" (Woolf 1920: 63).

In the 1920s, the nursery was a space for only a select number of children. The nursery had emerged in 19th century upper-class settings as a way of keeping children from disturbing the adults, but during the 20th century there emerged some new debate on children's rights to privacy (Palludan & Winther 2016). In the USA, in 1931, a conference panel in the White House argued for children's need for a room of their own: „a place where they may play or work without interference from or conflict with the activities of the adult members of the family" (Senior 2014: 164). The modern nursery emerged as a project for those who could afford it. In a similar manner, toys were now discussed as educational tools for forming the child as a person (Cross 2004).

As children grow up, zones that are more private are created and the issue becomes more when and how parents have the right to enter these territories. For how many years may a mother continue to go through the children's pockets or their bedroom drawers? At what age are kids allowed to lock their own room? (Munro & Madigan 1999: 112) Issues of ‚mine' or ‚ours' are under constant negotiation; boundaries are created and challenged. This becomes very evident in the teenager's room, where an anti-home can be created with provocative colours, large posters and loud music. It should be made quite clear who rules here!

To make oneself private can be seen as a very personal and individual activity, but it is highly coloured and framed by cultural conventions, which may be seen in the constantly changing history of privacy (Ariès & Duby 1991). The debate on children's need for privacy has ranged from Jean-Jacques Rousseau to Dr. Spock, and from different standpoints (Cross 2004). Antoine Prost (1991: 69) reminded us how in late 19th-century bourgeois French society, parents took it for granted that their children's and teenagers' mail should be read; it was not only the parents' right but their duty. Later generations came to see this as an intrusion into private territory, but with the growth of social media and children's online life new debates about parental supervision have developed.

Ideas of ‚mine' are also linked to mundane transformations. Take such a simple activity as the family meal, in which the shared turns into ‚mine' or ‚yours' through a journey from the common bowl to the individual plate (Wilk 2016). As the food is spooned onto the plate it is changed into ‚your food', not only your property but your responsibility. You must finish what is on your plate, and you shouldn't try to steal a meatball from the plate of a sibling.

Here we are in the terrain of container technologies; objects or activities which separate and hold together: my plate, my drawer, my room. One good example of such containers of privacy are suitcases and handbags. Mundane items in the supermarket or on a table, from cosmetics and underwear to corkscrews and pocketbooks, are just that, everyday stuff, but collected together in a suitcase or a bag, they acquire a new aura of intimacy and often also of secrecy. It is a throwntogetherness that may turn into a personalized version of ‚me' (Löfgren 2016).

My secret spaces, objects and thoughts constitute a special dimension of making oneself private. It is one of the ways in which children experiment with self-making. Regina Bendix (2016) has discussed how children discover and learn practices of secrecy and the different powers inherent to the keeping, revealing and breaking of secrets. During childhood, secrets are made and hiding places developed (my hidden bag of sweets, a toy which I have ‚borrowed'), and issues around both ownership and the private are tested, establishing boundaries between what is mine and what belongs to others. Secrets change form and function during the cycle of life – from the small child's hiding places, which demand to be discovered, to the teenager's diary that no one must open but where the curiosity of others is a thrilling possibility. People remember their childhood fascination with what they perceived as the secret territories of their parents. Sneaking in to look through the drawers in the bedside tables, rifle through pockets in the wardrobe, looking in mother's handbag, finding the secret key to dad's desk or to the lock of the older sister's diary.

Christena Nippert-Eng discusses how adults create and share secrets, but also the interest in the secrets of one's partner or household members. What is it that is so secret that I am not allowed to know? Where in an overcrowded home does one hide the most private things? Nippert-Eng's informants guide her around the landscapes of secrets: the innermost corner of the bottom drawer, the space behind the cabinet in the garage. Locked spaces carry a magical attraction. In different ways the importance of being a separate person is woven together with the production of privacy and secrets.

‚Mine' and ‚yours' turning into ‚ours'

If childhood is a concrete laboratory for learning about ‚mine', ‚yours' and ‚ours', the later stage of coupling is another. To move in together with a partner means changing ‚mine' and ‚yours' to ‚ours'. Our home, our furniture, our habits. This new ‚ours' can constantly regress back to ‚mine' and ‚yours'. Your taste, my stuff, your bad habits.

Two researchers who have discussed this relearning are Sarah Kjær (2007), with her study of young couples in Copenhagen, and Jean Claude Kaufmann (2002) who has followed couples from their first morning together. At the start of a new relationship there is often great tolerance for the partner's habits and their stuff. Falling in love makes it easy to share everything, even a toothbrush and a towel, but gradually routines and boundaries change and the beloved one's good habits become bad ones.

In Daniel Miller's *The Comfort of Things* we meet London couples in all kinds of constellations and follow the ways in which ‚mine' and ‚yours' is changed to ‚ours', or back again:

> „Typically, one can watch couples develop their relationship vicariously, through the gradual merger of all sorts of items in the house: books, CD collections, pictures on the wall. The things, and not just the people, start to take up residence with each other, getting to know

> each other and sometimes becoming indistinguishable from each other – to a degree which has subsequently made divorce lawyers significant profits." (Miller 2008: 157)

In his interviews there is a range of homes where the words ‚mine' or ‚yours' are seldom used. The couple keeps talking about ‚we' and ‚ours' (we think, our interests, our stuff). Then there are what Miller calls „a his-and-hers-house": „His office, her office; his books, her books; his ornaments, her ornaments…" (157)

In Miller's interviews, a marked (and well-known) gender order emerges. Above all, it is the work, interests and tastes of the women that organize most of the home. Charles puts it like this: „She's come in and rearranged my house, that's basically it. And she's imposed her will on my house, that's how it goes. Just because she's a woman, that's what happens." (158). He sighs about all his male friends who have witnessed the same development, without reflecting what his responsibility is for this division of labour. For him the solution is:

> „You've got to have a little shed somewhere, or my little room downstairs where you can shut the door and just have a little peace and quiet on my own and just have my few things around me." (Miller 2008: 158)

For men like Charles who don't really feel at home in their own home, such retreats are important. They are discussed in greater details in the American study *Where Men Hide* (Twitchell 2006). They can be anything from a favourite chair, to the car, the garage or the garden shed, in which ‚my' rules and aesthetics should rule. Women, on the other hand, often complain about not getting enough recognition and credit for the housework they have done and the endless drudgery of keeping the home. The kitchen is a good example of this; it is a space that is produced and redone constantly in the routines of the everyday. A woman remembers her mother, who felt the moral need to leave the kitchen spotless and orderly every evening. At night there was a moment of bliss for her as she contemplated the shining sink, the neat order on the shelves and the spotless floor. This was her order and tomorrow she would have to start all over again. Kitchen battles remind us about the ways in which aesthetics – personal or shared – are part of the moral economy of the home. It is a question about different ideas of style and fashion, but more fundamentally about issues of order, neatness, harmony and balance (Light et al. 2005). When people say „I can't have it like this in my kitchen, you are not allowed to mess it up", a claim to ownership emerges. The kitchen may be ours, but it is above all mine, because I put so much work and loving care into it (Pink 2012: 62). The fridge is another example of this: „I get mad when someone has left a half-rotten courgette in the vegetable box." (Bouchat 2005: 72)

In other cases it can be the man who sees himself with the overarching responsibility for ‚our home'. Take the family father, for example, who seems to have taken onto himself the responsibility of managing the home as he makes his nightly tour switching off the lights and turning the heating down (Pink 2009).

In studies of conflicts between couples, the theme of ‚mine', ‚yours' or ‚ours' is played out in different ways. Your bad habits, your dirty clothes on our floor – or the fights about economizing on electricity, like the man who says to his wife „Next time, you can pay the electricity bill". It can also be about interior decoration and aesthetics, with the battle about where to place the husband's stuffed pike, or „that irritating small table your mother gave us…" (Kaufmann 2007: 25). The conflicts over whose domestic order is the one that counts – ‚mine' or ‚yours' – is often hidden in the details. A man sighs about his wife often quarrelling about small issues:

> „When I leave the TV sofa to go out into the kitchen, she leans forward with an angry sigh that can be heard throughout the flat and then straightens out the sofa cushion – ‚How many times have I asked you to arrange the cushions when you get up?'"

A corner of your own – islands of privacy at home

At home there are small islands that may enhance the feelings of togetherness or individuality. It can be about finding times when one is allowed to be alone: „I always rise before the rest of the family and have my breakfast because then I can listen to my music and create my kitchen atmosphere." Small private islands may emerge that enhance feelings of togetherness or individual demarcation. Some pieces of furniture lend themselves to create ‚mine' or ‚ours'. Consider the chair, the table and the sofa:

> „The chair is related to the bench and the sofa, also made for sitting, but is radically different from them. The chair is made for one, and one only, which is an important characteristic. The chair separates us, it is like a small island in the room. The chair has, in other words, always something rejecting in it, even if in principle it is available for anyone."

This is the Norwegian author Karl Ove Knausgård (2016: 51) reflecting on the ways in which a chair may organize relations and boundaries and turn into ‚my chair'. In a similar manner the form of the table enables certain relations: ‚my given chair at the table'. Some seats can be more important than others. One young man puts it as follows: „At home we say that daddy owns the chair on the short side, nobody would dare take that. And at one time grandad owned the same space." In the 1950s, functionalist architects talked of the necessity of getting rid of the square or rectangular table that lent itself to such a hierarchical order. The new modern family should be seated at a round table, which was supposed to emphasize equality (Hedebo Olsen 2018).

Another important enabler has been the living room sofa. Since the modern sofa first appeared in the 19th century it has been seen as something that creates a togetherness, a ‚we'. At an early stage it had an erotic charge; a tool for enabling intimacy, as with the couple who sit together on it (Ehn and Löfgren 2010: 138). Later it became the symbol of family togetherness. The prime time of family radio listening or TV viewing called for a shared sofa (Brembeck 2012). Sometimes it carries an idealized togetherness, at others it becomes an arena of conflicting interests, as when a

young couple fight over how to use it – as the computer gaming platform for the male partner, or as a space for intimacy and serious talk (Kjær 2007).

To remain alone on the sofa when the others have gone to bed may create a meditative island of solitude. „Finally the sofa is mine…." David Scher (2007: 86) remembers his mother who always claimed her own corner of the sofa, smoking her Pall Mall, eating egg sandwiches and watching TV, while at the same time keeping an eye on her nine children from her observation post. In the late evening she had the sofa all to herself, playing solitude with a Manhattan cocktail to hand. When the sofa's best days had passed, David asked his brother to saw off the arm rest: „…the one with Mom's patina. The one with cigarette burns. The dog-chewed, ketchup stained, Miracle-Whipped, pawed-by-a-thousand little-hands arm." Now it hangs on the wall at home in New York as a memory of his mother.

The search for private spaces in the home can also turn into a metaphor. As one woman expresses it in an interview: „In a couple relationship one should always have one's own room – my activities, my interests, my friends". Family therapists often talk about the need for living your own life as a complement to partnerships (Westerling 2008: 206f).

The bedroom

„The first time my three-year-old said ‚ours' instead of ‚mine' was when she had climbed into my bed saying: Mum, this is our bed, no one else can be here." For the child, the bed became a clearly delineated ‚ours' against the outside world, and beds and bedrooms have a special place in the ways in which they organize ‚mine' and ‚yours'. How come?

In a study of middle-class families in California, ethnographers noted how the parents' bedroom was the focus for both dreams and rearrangements. A majority of the families interviewed in the study had created a large ‚master bedroom' with a separate bathroom and walk-in closet. Many of them talked about this room as a ‚sanctuary', a retreat in a family life overflowing with stuff and activities. The master bedroom should be large, beautiful, quiet, without too much stuff. For some, the model was a four-star hotel room. Here, the children should not be allowed. The bedroom was the parents' room and most days it just stood „quiet, dark and waiting…" (Arnold et al. 2012).

The idea of a shared bedroom is relatively new. In earlier upper-class settings, wives and husbands had separate rooms. Nineteenth-century ideas about the couple as an intimate and romantic unit challenged that separation and the idea of sharing a bedroom was brought forward. More than anything else, the bedroom has become a very charged space, as Jean-Claude Kaufmann's ethnography of bedroom life shows. The bedroom is often ‚ours', but this can be manifested in many different ways. A shared aesthetic can be introduced or the partner is allowed to fashion his or her own side of the room. In some situations the room can turn into ‚mine': „Our bedroom is

my domain, I spend a lot of time in there, with clothes, with writings and reading, watching TV", says one of the women who were interviewed (Kaufmann 2015: 184). The bedroom transforms everyday activities, it feels different and better than being in the living room, she adds. It is also striking that in more recent years, the bedroom has become more of an alternative and improvised arena of many tasks. Beds are getting wider in order to accommodate laptops, coffee trays, books and papers (Munro & Madigan 1999: 111).

But the bed is, of course, charged with strong emotions; it is the space for sexuality and lust, but it is also where one retreats when one is ill and wants to be on one's own. In bed, couples make love, they quarrel or daydream, they sleep or lie awake thinking about life. Two major ideas of modern life collide in the double bed: the couple as a romantic unity, and the need to be an autonomous individual. My side of the bed, my needs for sleep and my habits are contrasted to that of my partner's. Micro-rituals and routines for the boundaries between intimacy and the separation of bodies and needs are developed here, as Kaufmann points out. Especially loaded are such boundaries as when a couple runs into a crisis, or they begin to think about separating.

Materializing the self

In a study of feeling at home, Ida Winther (2013a: 54f.) follows Danish children through their living spaces. Where, when and how do they feel most at home? Most of them mention their own bed in their own room, cuddling up with the pillows and blankets, eating one's favourite sweets, listening to some favourite music, texting or watching the screen. This is what Winther calls the sacred space for kids, the ultimate ‚my territory'. The children she interviewed tell her that in their room they feel in full control of their own space and their stuff, from the desk to the pictures on the wall. A bubble of self-care and cosiness is created. The existence of such a micro-world of ‚me' is taken for granted by these (mainly middle-class) children, but how has this kind of world developed and what can it tell us about processes of self-making? The road to this warm, comfortable and personalized world has a long and winding history.

One starting point could be the cultural and political history of homemaking, of comfort and privacy. The historian John Lukacs (1970: 623) wrote of this as follows:

> „As the self-consciousness of medieval people was spare, the interiors of their houses were bare, including the halls of nobles and kings. The interior furniture of houses appeared together with the interior furniture of minds."

Lukacs uses the history of comfort to understand how new ideas of self-making and self-understanding in France and England in the 17th and 18th centuries were developed and how these ideas were materialized in changed perceptions of domestic living and space; the house became the setting for an emerging interior life – a world of

‚mine' and ‚ours'. Svetlana Boyd (2000) has also discussed this historical topography of intimacy and privacy, from precarious medieval retreats, a window corner, a clearing behind the barn, to the growth of a bourgeois landscape of private spaces and personal belongings. As Witold Rybczynski (1986: 2) points out, Jane Austen's novels exemplify this new focus and the need for private space at home.

In Austen's novel *Mansfield Park*, first published in 1814, we follow Fanny Price, who moves from a poor and crowded household, where there was little place for privacy, into the manor house of her rich relatives. Here, she finally gets a room of her own to which she can withdraw. She retreats there to find shelter and comfort among her belongings, her flowers, books and clothes. Here she has her writing desk, which provides a space for creative imagination and self-reflection. If she doesn't feel like doing anything, she can just sit and daydream:

> „The comfort of it in her hours of leisure were extreme. She could go there after anything unpleasant below, and find immediate consolation in some pursuit, or some thought. Her plants, her books... her writing desk, and her works of charity and ingenuity were all within her reach;" (Austen 2000 [1814]: 122).

In Fanny's new world, the need to be alone with one's own feelings is organized around new practices: to huddle up in one's own bed, to keep warm with a favourite scarf or unlock the small box in which the most personal secrets are kept – the stack of letters, the lock of hair, the miniature portrait, or other souvenirs. The objects become very personal and intimate belongings: they surround one, one handles them, they give one's room a distinct flavour. The self and the objects form an alliance, and this making of a new self-awareness is a central theme in Jane Austen's discussion of her heroines. They need a space to retreat to, a room to withdraw to when life becomes too much. The room and its objects become co-actors, actively helping them to handle their feelings and moods.

In Fanny's childhood home there was neither a private room nor a private bed. Her move into something of her own is part of a slow transformation of the view on the home and the individual that emerges in early modern Europe, in upper-class settings first of all. It is linked to the general development of new ideas about the importance of the self, with a search for self-reflection and self-understanding. Its roots are found in the Renaissance world, but it is in the 17th and 18th centuries that changes become more evident (Porter 1997). The winding roads of individualization and selfhood have been followed over the centuries into the present by several generations of scholars using different perspectives.[2]

There are several lines of inquiry, which use different concepts – such as increased individualization, heightened self-awareness, and the establishment of a stronger ‚I'. Such developments have been described in terms of a stronger need to be alone and to have time for self-reflection, materialized in a need to withdraw, to be left to one-

2 The literature on individualization is extensive, from scholars such as Norbert Elias and Philippe Aríes, to Michel Foucault, Anthony Giddens, Ulrich Beck and Richard Sennett, to name a few.

self, to be one's own master. It is, however, striking that much of this debate focuses on changes in ideas and attitudes rather than on everyday life practices. There is a constantly changing material infrastructure of self-making that needs to be explored further, and it is by no means unilinear or one-dimensional, as an exploration of meanings of ‚mine' and ‚ours' in 19th and 20th domestic settings reveal.

As new opportunities for solitude and interiority emerged, boundaries between the individual and the collective were established and marked in different ways. People stopped sharing eating bowls; they wanted to sleep alone in their own bed, to have control over a space of their own, to have personal belongings (Chartier 1991: 163f.). Or as Orest Ranum (1991: 207) has expressed it: „The significance of having clothing, a bed, or a rosary of one's own went beyond mere ownership." The small box or casket became an important possession in upper-class settings in the 17th and 18th centuries. Valuables and important belongings were kept in them; and they could be locked, not so much to prevent theft as to signal that these were the owner's most private belongings (Ranum 1991: 248).

In the making of Fanny's new world at Mansfield Park, there are several important practices that were expanding in the 18th century. Reading out loud is replaced by silent, personal and introspective reading (Chartier 1991), and the new genre of novel reading opened up new spaces for daydreaming and imagination, putting your own life and problems in relations to those of others. Another theme was the elaboration of personal memories. Souvenirs and keepsakes had an important place in Fanny's room: „she could scarcely see an object… which had not an interesting remembrance connected with it. Everything was a friend, or bore her thoughts to a friend." (Austen 2000: 122) The diary was another important tool. The writing desk and the diary represented a constant invitation to develop and reflect on the self (Ranum 1991: 225). For men, this was enabled by the establishment of the study and personal libraries, rooms to which they could withdraw. But as Virginia Wolf pointed out in *A Room of One's Own*, there was an irony in the fact that Jane Austen herself had to write her novels in the living room that she shared with the rest of the family, while the men could be given a separate working space.

In 19th century bourgeois settings, spheres of privacy and intimacy became more elaborated and also genderized (Davidoff & Hall 1987, Frykman & Löfgren 1987). The male space of the smoking room, for example, had props and designs that accentuated the manliness of the owner. Domestic settings and personal belongings were seen as increasingly important for both family and personal identity. The new self was touched and formed by belongings and objects that came to be seen as passageways into the self, as Frank Trentmann elaborated on in *The Empire of Things* (2016: 231). „We get so attached to some pieces of furniture that they become to us as if endowed with a kind of affection themselves, and we half believe not only that we love them, but that they love us", wrote an English art critic in 1871. (Cohen 2009: xvii) He was reporting from an era of immense expansion in domestic consumption in British everyday life, a Victorian era that Deborah Cohen has described as the first period in

which people became closely identified with their belongings (Cohen 2009: xi). The newfangled concept of ‚personality' became, Cohen argues, fundamentally intertwined with the domestic interior.

Jean-Christrophe Agnew, in analyzing the increased interest in interior design in late 19th century America, points out that „the commodified home became something more than a likeness or even an expression of selves placed within it: it became something interchangeable with those selves, something out of which those selves were at once improvised and imprisoned, constructed and confined" (1989: 133). From early on, this linking of self-expression and domestic consumption opened up a critique that is still with us. What if this consumption not only helped to create a self, but also made it weaker, more shallow? (Trentmann 2016: 104)

Mediascapes – shared and personal

The links between identity and homemaking took new forms during the 20th century. Consumer electronics were introduced into the home, beginning with the telephone, the gramophone and the radio, and later followed by television, computers and mobile phones, to name a few. These innovations not only changed the home but also the relations between its members. What is interesting here is how such media innovations and domestic uses came to mould ideas of ‚mine' and ‚ours' as well as creating new dimensions of the moral economy of the home. It is no coincidence that the first time the concept of the moral economy came to be applied to domestic arenas was through research on media use in the 1980s and '90s. Questions of use, of access, the sharing and control of the new domestic media, brought forward issues about values and moral dimensions (Silverstone 1994, Silverstone et al.1992). There were heated discussions about when, where and how household members should have access, but also to what degree media use should be monitored – by parents, for example.

Consider a middle-class living room in the 1990s. The TV set still has a central position, and the TV sofa, a platform for family viewing, creates a special kind of ‚we'. Yet there are also conflicts around who controls the remote control or what channels should be made available. There might be an elegant hi-fi set (Daddy's pride and joy) surrounded by rules of use and handling. There is a small table for the family telephone line, but there is also a new mobile that has been left on the sofa. In the corner sits a computer, connected to the internet. All these technologies are surrounded by rules and rituals of access and use, reflecting gender patterns as well as the social positions in the household.

There is a changing history of ‚mine' and ‚ours' here. When the radio entered the home in Western societies, during the 1920s and '30s, it became a kind of family shrine, a gathering point for the family. A new listening ‚we' took form, but conflicts also arose about what programmes were interesting, or which ones were suitable and who should listen to them.

For quite a long period, the telephone was seen as a tool for the man of the house, used only for ‚Important Messages' (Löfgren 2000). Later, it came to be shared by other members of the household, but there were often heated discussions about use and access, which tended to culminate when the telephone bill arrived. Later, to allow for some privacy, the family phone could be equipped with a long cord, making it possible to take it into one's own room.

There are sensitive issues of unclear and scarce resources that it is difficult to share. At one time there were battles about access to the telephone and about the telephone bills, or who was taking up too much time in front of the shared TV or computer. There was the man who colonized the sofa and the Playstation, or who jealously carried the remote control around with him, even into the bathroom. But with the increased miniaturization of domestic media, and cheaper prices, it became possible for family members to acquire separate media machines, maybe a new TV set in the bedroom, a game station in the teenager's room or a mobile phone in the pocket. ‚My room' took on a new dimension. Children used the new media technologies to create new forms of privacy in the home and to assert their independence. Back in 1990, one teenager said:

> „I'm the only one who knows how to use my electrical equipment. Nobody else comes into my room – I think of it as my space… Up here I can watch anything I want… As soon as I go into my room, it's like I'm on another planet." (Morley 2000: 91)

This privatization was often accompanied by a new worry. The TV sofa was deserted. „The family is disintegrating, as people lock themselves into their personal media worlds", was a new complaint.

Dimensions of class

„The self is always located by prior historical classificatory schemes of value", writes the sociologist Beverely Skeggs in her study *Class, Self, Culture*. The great variations in social and historical conditions of self-making means that „being classed, raced, gendered or sexed by culture places limits and/or enables advantages." (Skeggs 2004: 75)

In my discussion of some trends in the materialities and emotionalities of self-making since the 18th century, I have focused on experiences in upper- and middle-class settings. If we turn from the manorial life of Fanny in Austen's *Mansfield Park* to the situation in peasant villages of the same period, the conditions of self-making were quite different. Looking at Swedish village life in the early 19th century, the ethnologist Börje Hanssen has stressed the weak conditions for and the interest in self-making among the peasantry. It is not only a matter of difference in access to resources, private spaces and belongings, but also a radical cultural and mental difference. In the villages there was no romantization of childhood, or incentives for the child to see itself as a special and unique person. The word ‚mine' as in

‚my mother' or ‚my home' or ‚my belongings' did not have a central position (Hanssen 1978: 16f.).

Even at the beginning of the 20th century, in many European settings the poor still owned only a few things, as Antoine Post (1991: 64) reminds us. They could be stowed in a pocket or in a small pouch: a knife, a smoking pipe, a rosary, a watch or a piece of small jewellery, things often received as a gift which had strong symbolic value although they were just trinkets – these were the only things one could call one's own.

In a similar vein, there were still few resources for privacy and personal space even in early 20th century Europe. As late as the 1930s, a majority of Swedish families lived in one room and a kitchen. A room of one's own was still out of reach. Fold-out sofas, collapsible beds and mattresses were arranged every evening to provide sleeping spaces, and children often had to share beds. Wardrobes were also shared, and personal possessions would be crammed into a box or a drawer (Åkerman 1942). We have to move into the 1960s to see children getting a room of their own (as teenagers at least) on a wider social scale.

Class differences are also about what feelings can be experienced or verbalized. Author Hertha Müller remembers her childhood in a poor village in Romania after the Second World War. Here, people never talked in terms of ‚mine' or ‚ours', or put words to feelings about domestic togetherness:

> „Maybe the feeling of togetherness was so strong that one did not experience the feeling. It was normal for everyone to belong together, one did not express it with words and gestures. It was still something obvious and clear – one sits together at the table, uses the same door, the same cutlery and pots, our clothes hang together on the washing line – one belongs together, this is what the outer things guarantee … That one could speak of oneself was something I first found out later, in town." (Müller 2014: 15)

Self-making is not just simply a history of growing affluence and access to resources. Class continues to play an important role in perceptions of and attitudes to the self. In a study of socialization in daycare centres in New York, the anthropologist Adrie Kusserow (2004) has shown how differently the self can be constituted in different social classes. In working-class settings, individualism was about learning to survive in a tough world: to trust yourself, keep away from others and protect what is yours. Children were not seen as in need of a private sphere or a territory of their own. At the other end of the social scale among upper-class families in Manhattan, people talked about a very different kind of individualism, about the need for children to have autonomy and private space: „Privacy was thought to help develop and construct individuality – unique tastes, desires, and feelings – as well as confidence and assertiveness." Even a three-year-old should be given possibilities to create a private sphere, a room of her own, with her own things where she could have her own thoughts. The child was a flower that must be given all opportunities to develop in its own unique way, Kusserow writes. Creativity and autonomy were interwoven.

Conclusion

Ideas and practices of ‚mine' and ‚ours' are shaped through a throwntogetherness, the ways in which different ideas and materialities, moods and modalities, feelings and activities come together. It is not only a question of integration and mixing, but also of resistance, uneasy co-habitation, conflicting aims and interests. Above all, I have been interested in how the material and the emotional are thrown together, how they are woven and linked together.

Fanny's new room at Mansfield Park, or Hertha Müller's silent objects, are good examples of what June Bennett has called things joined into a „confederate agency", or a „vibrant assemblage". Bennett points out that an assemblage owes its capacity for agency to the ‚shi' effect: a Chinese term that describes something which is hard to verbalize:

> „…the kind of potential that originates not in human initiative but instead results from the very disposition of things. *Shi* is the style, energy, propensity, trajectory or élan inherent to a specific arrangement of things." (Bennett 2011: 35)

‚My belongings' are a special kind of confederate agency or active assemblage. Things are united into my world and change together. My main point has been that we need to focus on the micro-physics and the material infrastructures of these processes, which have a strong material dimension. This is often what I find missing in much of the debates about the social, cultural and political organization of individual autonomy and awareness in the making of the modern self. Notions of ‚me' and ‚ours' fetch their strength from the ways in which the self is intertwined with objects and practices, which become more and more personal. They are part of what Russell Belk (1988) has called the extended self. ‚My material world' is the result of a slow adaptation: living, thinking with and handling them makes them a part of ‚me'. In understanding these processes, questions of ownership, control and sharing have to be related to ideas and practices of intimacy, privacy and secrecy, but also to the wider issue of moral economies, which have many dimensions. They contain values and rules, ethics as well as aesthetics and are shaped by power relations within the household.

The home becomes an arena for constant negotiations, where different priorities and interests must co-exist and where it is possible to follow the strong emotional and moral charges of ‚mine' or ‚ours' that give them a forceful cultural power. These words have a similar power to the classic cultural dichotomy of ‚we' and ‚them' – a polarity which creates a *Gemeinschaft* inwards and separates outwards. ‚We' is constantly mirrored in ‚those others'.

‚Mine or ‚ours' is thus permeated by a moral dimension of control and togetherness, inclusion and exclusion. Adding ‚mine' or ‚ours' can recharge a situation or relation in a split second. My children and your hopeless kids; your dirty linen on the floor is your responsibility, not mine… Strong emotions, ranging from ugly feelings such as frustration or cold scorn, or warming sentiments like a romantic ‚we', are put

to work in seemingly trivial everyday situations. By changing ‚ours' to ‚yours' a relation is redefined: it is not my problem but yours!

Both ‚mine' and ‚ours' can be used as effective excluding techniques. My chair, my room, my needs. On the one hand, you are not part of this; maybe you are just a guest, a visitor or an intruder in my life; on the other hand, people can be invited to join ‚ours' by sharing things, resources or activities. A new ‚ours' is materialized. In situations like this boundaries are tested: someone joining the household, an au pair, a relative or a lodger, may be told that „you are now part of our home", but they may discover that the situation is more complex than this.

Learning the intricacies of a domestic moral economy is part of childhood training. The family situation may vary, but children take these lessons along with them into further stages of their life, when they live alone, when they embark on a partnership, or start a family of their own. The early lessons are still there, as well as the strong idealization of certain types of families and homes. Even a single household carries an echo of such moral economies.

Domestic moralities vary over time and between social contexts, as I have shown, but there is an important social tension that has been influential over at least the previous two centuries of homemaking. During the 19th century the family was idealized in new ways, which created a different and strong kind of ‚we' – the family as a haven, united against the world (Gillis 1996) – but this development runs in parallel with an increased individualization. Children were taught to become autonomous individuals, and at the same time to be part of a strong family identity. There is an interesting interweaving as well as a conflict here between ‚home' and ‚the individual', as private spaces were carved out in the shared family home.

The moral dimension of life in the home has had varying strength and focus in different contexts and eras. It has often been argued that 20th century individualization made the family weaker. It is evident that there has been a growing focus on individual needs and rights in the family during recent decades (Westerling 2008). One result of this is much more discussion about what is fair and what is not fair. What kinds of rights can a child or an adult claim to space, belongings and interest? ‚My' need for privacy! (Brembeck 1996).

However, this does not mean that the moral economy of the family has been weakened; rather, that it has taken on new forms and functions. The traditional idea of the family as a unit with marked duties and a firm division of labour and clear social positions has been transformed into the more flexible „negotiating family", a constant wheeling and dealing, with demands and counter-demands. In a sense the family is still a „greedy institution" (Coser 1974), claiming heavy emotional and social commitments from its members (Sørhaug 1996). This major tension is constantly played out in the home, but in changing ways. There is no one-dimensional or unlinear process in individualization or domestic organization in the previous centuries. My focus has been on the everyday making and constant remaking of ‚mine' and ‚ours', the different kinds of affordances that enhance or block certain ways of expressing the self.

People explore notions of selfhood, learn to narrate and remember themselves, but above all they live it in close interaction with the material world. Seemingly trivial and mundane details come into play: the order in the kitchen, the uses of the mobile phone, the sofa arrangements, the morning routines, as well as spaces and moments of privacy or togetherness.

References

Agnew, Jean-Christophe (1989): A House of Fiction: Domestic Interiors and the Commodity Aesthetic. In: Simon J. Bronner (ed.): Consuming Visions: Accumulation and Display of Goods in America, 1880–1920. New York: Norton, p. 130–163.

Åkerman, Britta (1941): Familjen som växte ur sitt hem. Stockholm: Nordstedt.

Ariès, Philippe/Duby, Georges (eds.) (1991): A History of Private Life. Cambridge, Mass.: Harvard UP, p. 1–4.

Arnold, Jeanne et al. (2012): Life at Home in the Twenty-First Century. 32 Families open their Doors. Los Angeles: Cotsen Institute of Archeology Press.

Austen, Jane (2000[1814]): Mansfield Park. Ware: Wordsworth Classics.

Belk, Russell (1988): Possessions and the Extended Self. In: Journal of Consumer Research, 15:2, p. 139–168.

Bendix, Regina (2016): „Notre petit secret": Les vocabulaires d'une pratique culturelle inévitable. In: Consetz, Marc-Olivier et al. (eds.): Secrets. Opaccités du patrimoine culturel immatériel. Neuchatel: Musée d,ethnographie, 2016, p. 64–69.

Bennett, Jane (2011): Vibrant Matter. A Political Ecology of Things. Durham: Duke UP.

Bouchat, Céline (2005): Ici c'est chez moi, chez eux, ches nous … et chez personne à la foi. Diss. Université Libre, Brussels.

Boyd, Svetlana (2000): On Diasporic Intimacy: Ilya Kabakov's Installations and Immigrant Homes. In: Berlant, Laurent (ed.): Intimacy. Chicago: Chicago UP, p. 226–252.

Brembeck, Helen (2012): Cozy Friday. In: Czarniawska, Barbara/Löfgren, Orvar (eds.): Managing Overflow in Affluent Societies. New York: Routledge, p. 67–95.

Brembeck, Helen/Johansson, Barbro (1996): Postmodern barndom. Skrifter från Etnologiska föreningen i Västsverige, 23, Gothenburg.

Bryant, Jason (2015): The Meaning of Queer Home: Between Metaphor and Material. In: Home Cultures 12:3, p. 261–290.

Cohen, Deborah (2009): Household Gods. The British and Their Possessions. New Haven: Yale University Press.

Coser, Lewis A. (1974): Greedy Institutions. New York: Free Press.

Cox, R./Narula, R. (2003): Playing Happy Families: Rules and Relationships in Au Pair Employing Households in London, England. In: Gender, Place and Culture: A Journal of Feminist Geography 10, p. 333–344.

Chartier, Roger (1991): Introduction. In: Ariès & Duby op.cit., III, p. 163–165.

Cross, Gary S. (2004): The Cute and the Cool. Wondrous Innocence and Modern American Children's Culture. Oxford: Oxford UP.

Dalgas, Karina Märcher (2016): The mealtimes that bind? Filipina au pairs in Danish families. In: Gender, Place & Culture. A Journal of Feminist Geography, vol 23:6, p. 834–849.

Davidoff, Leonore/Hall, Catherine (1987): Family Fortunes. London: Hutchinson.

Douglas, Mary (1991): The Idea of a Home: A Kind of Space. In: Social Research, 58 (1), p. 287–307.

Ehn, Billy/Löfgren, Orvar (2010): The Secret World of Doing Nothing. Berkeley: University of California Press.

Ehn, Billy/Löfgren, Orvar/Wilk Richard (2016): Exploring Everyday Life. Strategies for Ethnography and Cultural Analysis. London: Rowman & Littlefield.
Frykman, Jonas/Löfgren, Orvar (1987): Culture Builders: A Historical Anthropology of Middle Class Life. Rutgers.
Gillis, John (1996): A World of Their Own Making: Myth, Ritual and the Quest for Family Values. New York: Basic Books.
Hanssen, Börje (1978): Familj, hushåll, släkt. En punktundersökning av miljö och gruppaktivitet i en stockholmsk förort 1957 och 1972 enligt hypoteser som utformats efter kulturhistoriska studier. Stockholm: Gidlunds.
Hedebo Olsen, Lars (2018): Hjemmets hjerte –lidt endnu. In: Politiken 2018-01-3, part 2, p. 1.
Hirsch, Eric (1994): The Long Term and the Short Term of Domestic Consumption. In: Silverstone, Roger/Hirsch, Eric (eds.): Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London: Routledge, p. 116–125.
Kaufmann, Jean-Claude (2002): Premier matin. Comment naît une histoire d,amour. Paris: Armand Colin.
Kaufmann, Jean-Claude (2005): Casseroles, amour et crises. Ce que cuisiner veut dire. Paris: Armand Collin.
Kaufmann, Jean-Claude (2009): Gripes. The Little Quarrels of Couples. Cambridge: Polity Press.
Kaufmann, Jean-Claude (2015): Un lit pour deux. La tendre guerre. Paris: JC Lattès.
Kjær, Sarah (2007): Sådan er det at elske. En kulturanalyse af parforhold. København: Museum Tusculanum.
Knausgård, Karl Ove (2016): Om vintern. Stockholm: Nordstedts.
Kusserow, Adrie (2004): American Individualisms. Child Rearing and Social Class in Three Neighborhoods. New York: Palgrave Macmillan.
Light, Andrew/Smith, Jonathan M. (2005): The Aesthetics of Everyday Life. New York: Columbia UP.
Löfgren, Orvar (2014): The Black Box of Everyday Life: Entanglements of Stuff, Affects and Activities. In: Cultural Analysis. An Interdisciplinary Forum on Folklore and Popular Culture, 13, p. 77–98.
Löfgren, Orvar (2016): Emotional Luggage. Unpacking the Suitcase. In: Frykman, Jonas/Frykman, Maja Povrzanović (eds.): Sensitive Objects. Affect and Material Culture. Lund: Nordic Academic Press, p. 125–152.
Lukacs, John (1970): The Bourgeois Interior. In: American Scholar 39:4, p. 616–630.
Massey, Doreen (2005): For Space. London: Sage.
Miller, Daniel (2008): The Comfort of Things. Oxford: Blackwell.
Morley, David (2000): Home Territories. London: Routledge.
Müller, Herta (2014): Mitt fosterland var en äppelkärna. Stockholm: Wahlström och Widstrand.
Munro, Moira/Madigan, Ruth (2006): Negotiating Space in the Family Home, In: Cieraad, Irene (red.): At Home. An Anthropology of Domestic Space. New York: Syracuse UP, p. 107–117.
Nippert-Eng, Christena (2010): Islands of Privacy. Chicago: University of Chicago Press.
Palludan, Charlotte/Winther, Ida (2016): Having my own room would be really cool: children's rooms as the social and material organizing of siblings. In: Journal of Material Culture, 2016, p. 1–17.
Pink, Sarah (2009): Doing Sensory Ethnography. London: SAGE.
Pink, Sarah (2012): Situating Everyday Life: Practices and Places. London: Sage.
Porter, Roy (1997) (ed): Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present. London: Routledge.
Prost, Antoine (1991): Public and Private Spheres in France. In: Ariès/Duby op cit, V, p. 1–144.
Ranum, Orest (1991): The Refuges of Intimacy. In: Ariès/Duby op. cit. III, p. 207–263.
Reddy, William (2001): The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions. Cambridge: Cambridge UP.
Rybczynski, Witold (1988): Hemmet. Boende och trivsel sett i historiens ljus. Stockholm: Bonniers.

Scher, David (2007): Our Sunroom Couch Was the Scene of Battles and Parties. In: Glenn, Joshua/Hayes, Carol (eds.): Taking Things Seriously. 75 Objects with Unexpected Significance. Princeton: Princeton UP, p. 86–87.

Senior, Jennifer (2014): All Joy and No Fun. The Paradox of Modern Parenthood. London: Virago Press.

Silverstone, Roger/Hirsch, Eric/Morley, David (1992): Consuming Technologies. Media and information in domestic spaces. London: Routledge.

Silverstone, Roger (1994). Television and everyday life. London: Routledge. (1), p. 25–32.

Skeggs, Beverley (2004): Class, Self, Culture. London Routledge.

Sørhaug, Tian (1996): Fornuftens fantasier: Antropologiske essays om moderne livsformer. Oslo: Universitetsforlaget.

Thompson, Edward (1961): The Making of the English Working Class. Harmondsworth: Penguin.

Trentmann, Frank (2016): The Empire of Things. How We Became a World of Consumers, from the Fifteenth Century to the Twenty-First. New York: Harper Collins.

Twitchell, James (2008): Where Men Hide. New York: Columbia UP.

Westerling, Allan (2008): Individualisering, familieliv og fælleskab. Diss., Institut for Pyskologi og Uddannelsesforskning: Roskilde Universitetscenter.

Wilk, Richard (2016): Sharing a Meal. In: Ehn/Löfgren/Wilk, op cit, p. 45–59.

Winther, Ida (2013): Hjemmelighed – kulturfænomenologiske studier. Århus: Århus universitetsforlag.

Winther, Ida et al. (2013): Hvad er søskende? Praktiske og følsomme forbindelser. Copenhagen: Akademisk forlag.

Wood, Dennis/Bech, Robert (1994): Home rules. Baltimore: John Hopkins UP.

Woolf, Virginia (2000[1920]): Solid Objects. In: *Selected Short Stories*. Harmondsworth: Penguin, p. 61–67.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 36–54.*

Thomas Widlok

Anders teilen: Anders wirtschaften?

Einleitung

Die Ankündigung des diesjährigen dgv-Kongresses spricht von „alternativem Wirtschaften" und davon, dass „etablierte Formen des Wirtschaftens" gegenwärtig in Frage gestellt werden. In diesem Beitrag setze ich an einem Punkt an, der unter der Überschrift „anders wirtschaften" immer stärker im Mittelpunkt steht, nämlich die Praxis des Teilens. Nachdem die Dichotomie von Kapitalismus und Sozialismus Platz gemacht hat für ein weites Spektrum von Vorschlägen, wie die Wirtschaft alternativ ausgerichtet werden könnte, rücken die vielfältigen Praktiken des Teilens in den Blickpunkt. Die beiden Ziele des anderen Wirtschaftens, die dabei immer wieder genannt werden sind Nachhaltigkeit (unter anderem verbesserter Klimaschutz und verbesserte Ressourcennutzung) und Armutsreduzierung (beziehungsweise eine Reduzierung der Ungleichheit). Teilen bekommt eine besondere Bedeutung als ein Mittel, mit dem man hofft, mit einem Handstreich beide Ziele zugleich zu erreichen.

Allerdings geht es beim „anders wirtschaften" aus meiner Sicht gar nicht notwendigerweise um utopische Vorstellungen eines anderen, besseren Wirtschaftens. Von den sozialen Praktiken ausgehend argumentiere ich, dass wir heute bereits in hohem Maße anders wirtschaften als es die herkömmliche marktwirtschaftliche Sicht nahelegt. Wir müssen aber unsere Theorien und Forschungsstrategien so anpassen, dass wir dieses andere Wirtschaften auch entsprechend erkennen und erklären können. Mit der Durchsetzung des Kapitalismus kann leicht der Eindruck entstehen, dass nun der Punkt erreicht sei, an dem alles wirtschaftliche Handeln aus Kaufen und Verkaufen bestünde und entsprechend einfach durch bestehende, orthodoxe Preisbildungstheorien von Angebot und Nachfrage zu erklären wäre. Tatsächlich ist es aber so, dass laut Bundesstatistik nur 4 von 10 Bundesbürgern, also eine Minderheit, ihren Lebensunterhalt durch direkten Verkauf ihrer Arbeitskraft erwirtschaften (Widlok 2017: xiii). In den USA, so hat Ferguson (Ferguson 2015: 22) kürzlich hervorgehoben, sind es von allen Erwachsenen nur (!) 60 Prozent. Dabei handelt es sich um Länder mit hohen Beschäftigungszahlen im Vergleich zu vielen Ländern im sogenannten *Globalen Süden*, wo die Arbeitslosenquote sehr viel höher angesetzt wird. Das bedeutet: Ein

sehr großer Anteil der Menschen lebt auch in diesen Hochzeiten des Kapitalismus davon, dass sie über Transfers an der Wirtschaft teilnehmen, die keine kommerziellen Handelstransfers sind.

Aber was genau sind all diese anderen Transferformen? Hinter dem hohen Anteil der nicht-kommerziellen Transfers verbirgt sich ein großes Spektrum von alternativen Formen des Wirtschaftens: Bei vielen, das gilt vor allem für Kinder, Alte und Kranke, sind es Transfers von Familienmitgliedern, bei vielen Armen sind es Transfers vom Staat, bei vielen Reichen sind es Transfers durch Erbe, Pensionen, Renditen und so weiter. Dieses Spektrum ist nicht einfach ‚der unbedeutende Rest', der neben dem Markt existiert, es handelt sich auch nicht einfach um ‚Geschenkaustausch', die Lieblingsform des Transfers in der Ethnologie. Mit meinem Beitrag möchte ich Ihnen den Gedanken nahebringen, dass dieses Spektrum der Transferformen und des Wirtschaftens auch einer entsprechend differenzierten Herangehensweise der Kultur- und Sozialwissenschaft bedarf.

Ich werde das in drei Schritten tun:

1. Zunächst werde ich auf die Praktiken in der sogenannten *sharing economy* eingehen, als der wohl derzeit bedeutendsten Quelle der Transformation des Wirtschaftens.
2. Danach werde ich Ihnen eine neue Bestimmung des Teilens vorstellen, als einer Möglichkeit, um die bisherige Dichotomie von *Markt versus Gabe* aufzubrechen und sich so das erweiterte Spektrum der Möglichkeiten zu erschließen.
3. Zum Schluss möchte ich Ihnen dann anhand von Beispielen aus dem Bereich des heutigen Wirtschaftens zeigen, welchen Erkenntnisertrag eine neue Theorie des Teilens hat, wenn wir sie auf diese Phänomene anwenden.

Das andere Wirtschaften in der sogenannten *sharing economy*

Die Renaissance des Teilens, beziehungsweise des *sharings* (ich werde später noch darauf zu sprechen kommen, inwieweit hier mit dem englischen Ausdruck tatsächlich genau das Gleiche gemeint ist) geht auf eine ganze Reihe von vorangehenden Entwicklungen zurück. Bereits am Anfang dieses Jahrhunderts hatte J. Rifkin „the age of access" ausgerufen (Rifkin 2000). Damit beschrieb und prophezeite er den Übergang von einer auf Eigentum basierten Wirtschaft hin zu einer Wirtschaft des Zugangs. Der deutsche Untertitel seines Buches „Das Verschwinden des Eigentums: Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden" (Rifkin 2007) weist genauer darauf hin, was die Attraktivität dieser Zukunftsversion ausmacht: Eine Möglichkeit, die bestehenden Ressourcen gerechter zu verteilen und zu nutzen (durch das Teilen) und zugleich die Möglichkeit, Nachhaltigkeitseffekte zu erzielen. Ein Auto (oder eine Wohnung, Bohrmaschine oder was auch immer), von mehreren Personen genutzt, verbraucht weniger natürliche Ressourcen als ein Auto (ein Haus usw.), das nur von einer Person besessen und genutzt wird und ansonsten die meiste Zeit ungenutzt herumsteht.

Allerdings wurde auch zu diesem Zeitpunkt schon kritisiert, dass der ökologische Nachhaltigkeitseffekt nicht mit Notwendigkeit eintritt. Denn wenn mehrere Menschen Autos, Häuser und so weiter teilen, dann können sie die freiwerdenden Ressourcen natürlich auch dazu nutzen, sich ein *zweites* Auto, eine *zweite* Wohnung und so weiter zuzulegen also „weniger besitzen, *mehr* ausgeben". Aber die Attraktivität einer Strategie, die verspricht, beide Grundprobleme des Wirtschaftens, soziale Gerechtigkeit und Umweltschutz, zusammen zu lösen, bleibt nach wie vor groß, und sie hat sich seitdem auf das Phänomen ausgebreitet, das weithin als *sharing economy* (Wirtschaft des Teilens) bezeichnet wird.[1] Bei der *sharing economy* geht es nicht mehr, wie noch bei Rifkin, um die Gestaltung einer mehr oder weniger fernen Zukunft. In der letzten Dekade sind wirtschaftliche Veränderungen in großem Maßstab tatsächlich eingetreten. Inzwischen werden bisher brachliegende Ressourcen mobilisiert und in das Zentrum des Wirtschaftens hineingebracht, und zwar in so gut wie allen Lebensbereichen.

Das Zeitalter des Zugangs hat sich als Zeitalter des Teilens, als „Age of Sharing" (John 2016) profiliert, zumindest gibt es unter diesem Label erhebliche Verwerfungen in der Transportindustrie (*Uber*, *Blablacar* usw.), beim Wohnen (*AirBnB* usw.), dem Verkauf (*ebay* usw.) aber auch im Banken- und Finanzsektor (Mikrokredite, *blockchains*, *crowd funding*), sowie im Gesundheitsbereich und im Bereich der Arbeitsgestaltung, Arbeitsvermittlung und Arbeitsorganisation (*crowd working*, *shared workspace*). Die neu entstandenen Firmen ziehen Milliarden von Investitionskapital an, Risikokapital für neue Wirtschaftsunternehmen, die sich damit brüsten, anders zu wirtschaften, nämlich disruptiv (Sundararajan 2016: 6).

Dabei ist auffällig, dass die disruptive Veränderung der bestehenden Wirtschaft nicht nur fast jeden Lebensbereich betrifft, sondern auch in einer anderen Dynamik auftritt, die einen großen Teil ihrer Kraft aus den veränderten Gewohnheiten der Vielen (*crowd-based*) bezieht. Die vernetzten elektronischen Endgeräte ermöglichen diese globale Umwälzung gerade in Bereichen, in denen bisher die Infrastruktur der Märkte begrenzt war. Die Bankgeschäfte und anderen Transaktionen, die auf kenianischen Mobiltelefonen möglich sind, wurden so zum Paradebeispiel für diese Veränderung. Sundararajan (2016) zeigt, wie erst die Kombination von Plattformen und Endgeräten im Laufe der letzten zwei Dekaden zur durchschlagenden Wirkung der *sharing economy* geführt hat. Wie viele Beobachter bezieht er sich dabei in erster Linie auf technische Veränderungen, die hier kurz zusammenzufassen sind, während ich mich in der weiteren Argumentation dann spezifischer der Praxis des Teilens zuwenden möchte.

Kurz gesagt entfaltet die sogenannte *sharing economy* ihre disruptive Kraft erst ab einem bestimmten Grad der Digitalisierung der Wirtschaft, und zwar in dreierlei Hinsicht; erstens in der Konvertierung von so gut wie allen Dingen in digitale Infor-

1 Siehe Sundararajan 2016 mit einem aktuellen Überblick.

mation, zweitens durch die Verkleinerung der Endgeräte und drittens durch eine Entkopplung von Software und Hardware.

Die Konvertierung der Dinge meint, dass viele Dinge inzwischen schon an ihrem Beginn digital vorliegen (als Information für den 3D Drucker oder die Maschinen, die dann Möbel, Bücher, Elektronik herstellen), beziehungsweise dass sie sehr schnell zu Dateien werden (d. h. eine Materialisierung etwa von Musik, Fotos oder Geld weitgehend als Dateien). Für das Teilen ist diese Veränderung von Bedeutung, weil dadurch die Weitergabe, das Kopieren und das Teilen sehr viel leichter werden.

Die Verkleinerung der Endgeräte ermöglicht nicht nur einen massenhaften Zugang zur digitalen Welt, sondern auf diese Weise wird auch die Entwicklungsdynamik hin zur Nutzung durch die Vielen verschoben. Während früher der Personal Computer die heruntergekochte Version der ‚großen' Computer von großen Firmen war, sind es nun die Nutzungsformen der Endnutzer, die oft den Ausgangspunkt und die treibende Kraft hinter der disruptiven Entwicklung sind. Die Transaktions- und Austauschgewohnheiten sind nicht länger nur die Folge von, oder Respons auf die Produktionsverhältnisse, sondern sie können diese direkt beeinflussen.

Die Modularisierung, die es erlaubt, allein durch geänderte Software Geräte aus der Entfernung quasi zu verändern und miteinander kompatibel zu machen, führt zu der Möglichkeit der Konzertierung von vielen dezentralen Einzelkontakten auf gemeinsamen digitalen Plattformen. Das Teilen der Einzelnen kann auf diese Weise amplifiziert und zugleich zentral ‚ausgebeutet' werden. Das Endprodukt dieser Entwicklung ist eine Wirtschaft, die am besten mit dem Begriff *crowd-based capitalism*, also massenbasierter Kapitalismus, beziehungsweise *platform-based capitalism*, also (Internet)Plattform-basierter Kapitalismus, zu bezeichnen ist (Sundararajan 2016: 54) . Diese Begriffe bezeichnen sehr viel klarer als der Begriff *sharing economy*, womit wir es bei dieser neuen, anderen Form des digitalen Wirtschaftens zu tun haben. Es geht um Masse, das massenhafte Auftreten von dezentralen *peer-to-peer* Kontakten über digitale Plattformen – und es geht um Kapitalismus. Es geht dagegen nicht in erster Linie, oder unter Umständen auch überhaupt nicht, ums Teilen, weshalb *sharing economy* und ‚Ökonomie des Teilens' dann auch völlig irreführende Bezeichnungen sind. Der Grund, weshalb der Ausdruck *sharing economy* weiterhin verwendet wird, liegt darin, dass es sich zum einen dabei inzwischen selber um eine Art Marke mit Wiedererkennungswert handelt, über die Leser und Kunden zu erreichen sind. Des Weiteren, das haben Kritiker früh bemerkt (Schor 2010, Wittel 2011), ist die Bezeichnung auch eine strategische Verbrämung der Ausweitung marktwirtschaftlicher Nutzung von Bereichen, die früher nicht Teil des Marktes waren, um so die positiven Konnotationen einer *moral economy* und von Selbstlosigkeit zu evozieren. Ein dritter Aspekt liegt darin begründet, dass wir es gerade in der englischsprachigen Umgebung mit einer Ausweitung des Begriffs *sharing* zu tun haben, der relativ rezent, aber trotzdem wirkmächtig ist. Im Detail wurde das von Nicholas John untersucht, der mithilfe von *google statistics* nachweist, dass der heutige Internet-Diskurs zum *sharing* relativ neuen Datums ist (2016: 70). Als Kommunikationswissenschaftler ver-

weist John auch darauf, dass einige Firmen am Beginn der *sharing economy* Phänomene, etwa beim *car sharing,* den Ausdruck *sharing* ausdrücklich vermieden haben, weil er nicht seriös genug erschien, ihn dann aber sehr bereitwillig aufgenommen und inflationär gebrauchten, nachdem die moralisch positiv aufgeladene Kombination von *sharing* und *caring* etabliert war (2016: 38). Dies korreliert mit einer starken rezenten Zunahme des Gebrauchs von *sharing* in einem neuen, kommunikativen Sinne von *share your feelings with* (2016: 103). John kann nachweisen, dass diese Bedeutung von *sharing* ziemlich genau am Beginn des 20. Jahrhunderts in den USA aufkam, als Institutionen wie die *Anonymen Alkoholiker* entstanden, in denen das Mitteilen von inneren Gefühlen an die Gruppe als *sharing* propagiert wurde. Im weiteren Verlauf der Ausbreitung von *Therapy Culture* hat dieser neue Begriff von *sharing* dann eine außerordentliche Karriere hinter sich gebracht (2016: 103). An anderer Stelle habe ich auf den pietistischen Ursprung dieser Haltung von *sharing* als „sich mitteilen" verwiesen (Widlok 2017: 185), wodurch eine spezifische kulturelle Konnotation, ein *Anglo-bias* (im Sinne von Wierzbicka 2010) entstanden ist. Dazu gehört auch die Weiterentwicklung des Begriffs als *oversharing*, der in den vergangenen Jahren mehrfach zum Wort des Jahres (im englischsprachigen Raum) gekürt wurde und das übermäßige Mitteilen (meistens von Jugendlichen in den sozialen Medien) meint (Agger 2012).

Dieses kommunikative *sharing*, in der Bedeutung von ‚sich mitteilen', hat sich in den sozialen Medien verselbständigt (der berühmte *Sharebutton* bei *facebook* usw.), ist aber oftmals eine feste Verknüpfung mit dem alten Begriff des Teilens als Distribution eingegangen, obwohl eigentlich nichts anderes gemeint ist als ‚ich bediene mich dieser Plattform/dieses sozialen Mediums', ‚ich bin Teil dieses Netzwerkes'. Für die Akteure der *crowd-based economy*, denen es um kommunikative Plattformen, aber auch um Zugang und um disruptives Wirtschaften geht, ist *sharing* nach wie vor ein attraktiver Begriff.

Ethnographisch bemerkenswert ist der Kontrast zwischen den heutigen Entwicklungen von kapitalistischen Wirtschaftsweisen, die den Begriff *sharing* dehnen und überstrapazieren und den außereuropäischen Gesellschaften, in denen sehr viel geteilt wird, es aber gar keinen einheitlichen Begriff für dieses Phänomen gibt. Im Bereich der Jäger-Sammler-Studien, wo mitunter 80 % aller Subsistenzmittel über das Teilen erlangt werden (Widlok 2017: 41), gibt es oftmals eine Vielzahl von Wörtern wie ‚geben', ‚nehmen lassen', ‚helfen', ‚reichen' beziehungsweise der vernakularen Äquivalente, ohne einen eindeutigen oder übergeordneten Begriff für ‚teilen'. Dieser Umstand belegt, dass wir es in dieser Diskussion nicht nur mit einer gewissen Euro- oder Anglozentrik zu tun haben, sondern offensichtlich auch mit einer ausgeprägten Logozentrik. Man schaut mehr auf die Wörter als auf die Phänomene als Praktiken. John geht beispielsweise soweit, dass er eine ethnologisch-vergleichende Kritik an der *sharing economy* mit der Begründung ablehnt, dass sich mit dem Begriff auch das Phänomen geändert hat, und die Wissenschaft auch Kurzzeitmieten (zum Beispiel) als Formen des Teilens akzeptieren müsse, oder eben das ungefragte und ungewollte

Mitteilen durch Leute, die um Aufmerksamkeit haschend auf einem digitalen Netz ihr Inneres nach außen kehren. Die Kritik an der *sharing economy* geht aus seiner Sicht ins Leere, denn der emische Begriff von dem, was *sharing* ist, habe sich einfach verändert, von einer distributiven hin zur kommunikativen Bedeutung.

Ich habe erhebliche und grundsätzliche Bedenken gegen eine solche Position: Es geht hier um die Frage von Wissenschaftssprache und es geht um die Frage, was ein empirisches Phänomen tatsächlich ausmacht und inwiefern wir bereit sind, die Wissenschaftssprache auf der Grundlage eines weitverbreiteten Sprachgebrauchs auszuhebeln.[2] Ich möchte an dieser Stelle aber vor allem praxistheoretisch argumentieren: Bedeutung, vor allem praktische Bedeutung, erschöpft sich eben keineswegs in Benennungen. Es gibt durchaus eine praxistheoretische Möglichkeit (und Notwendigkeit) Teilen von anderen Formen des Transfers zu unterscheiden.

Teilen und Austausch als gegensätzliche Transferformen

In der Diskussion und der Literatur zum Thema wird „Teilen" und „Gabentausch" oftmals synonym gebraucht. Es handelt sich dabei um eine Verwischung von Unterschieden, die in Kauf genommen wird, weil beides, Teilen und Gabentausch, sich von marktwirtschaftlichen Transferformen wie Kaufen und Verkaufen unterscheidet. Als ethnographische Praktiken sind die beiden Transferformen allerdings sehr deutlich unterscheidbar. Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass es auch immer wieder Bestrebungen gibt, Objekte von einer Transferform in eine andere zu überführen oder aber sehr unterschiedliche Interpretationen eines Transfers bei den darin involvierten Parteien. Es lohnt sich, zur Orientierung zwei prototypische Beschreibungen anzufügen, einmal zum Gabentausch und einmal zum Teilen, wie sie uns in der ethnographischen Literatur begegnen.

Gabentausch wird oftmals mit dem Adjektiv „zeremoniell" erweitert, wenn es beispielsweise um den Gabenaustausch beim melanesischen *Kula* geht (Malinowski 1922), den *hxaro* Geschenkaustausch in der Kalahari (Wiessner 1982) oder um die Tauschfeste beim *Potlatch* an der amerikanischen Nordwestküste (Mauss 2002 [1923/24]). Dieses „zeremonielle" Element besteht darin, dass die Teilnehmer die Übergabe von Gaben typischerweise mit großer Bedeutsamkeit ausdrücken und festhalten. Das beginnt mit langen Vorbereitungen und Ankündigungen. Alle wissen über die Gegenstände, die zum Geben auserkoren wurden, Bescheid, zumeist weil sie selber aus früheren zeremoniellen Gabentransfers stammen. Man weiß und man hält fest, wer wem was schuldet und wie diese Verpflichtungen ausgeglichen werden sollen. Wenn es dann zur Übergabe kommt, ist das gesamte Dorf versammelt, um den

2 Die Unhaltbarkeit der Position wird spätestens dann deutlich, wenn wir andere Bereiche betrachten: Wäre die Bezeichnung „Verteidigung" für den Überfall auf Polen am Beginn des Zweiten Weltkrieges akzeptabel, geboten oder notwendig nur weil eine Mehrheit (der Deutschen) diese Bezeichnung nutzt? Widerstand gegen diese Art von Neusprech (George Orwell) ist nicht anachronistisch.

Übertrag quasi zu dokumentieren, mitunter auch zu kommentieren, wenn die Gabe oder Gegengabe zu klein oder unpassend sein sollte. Zudem gilt, dass nach der Gabe vor der Gabe ist, das heißt es wird schon einmal öffentlich darüber spekuliert, wie es beim nächsten Aufeinandertreffen der Geber und Empfänger weitergehen wird, die aus jedem dieser Ereignisse verändert hervorgehen, typischerweise durch einen Statusgewinn als Geber und einer Abhängigkeit für die Nehmer. Diese prototypische Beschreibung gilt im übrigen nicht nur für Zeremonialgegenstände, sondern, beispielsweise in Melanesien, auch für Erntefeste, bei denen ein Anteil der Ernte von allen gegeben werden muss, in diesem Fall zentral und für alle gut sichtbar empfangen durch den Leiter vom Dorf oder *Lineage*, der dann wiederum die Umverteilung vornimmt.

Das Schema, das Marcel Mauss von diesen Formen des Gabentauschs abgeleitet hat (siehe Mauss 2002[1923/24]), ist weit über die Ethnologie hinaus bekannt und einflussreich. Nach Mauss entsteht hier die Basis für soziale Bindung und für Gesellschaft überhaupt, durch eine dreifache Verpflichtung, nämlich durch

— die Verpflichtung Gaben zu geben;
— die Verpflichtung Gaben anzunehmen;
— und die Verpflichtung sie zu erwidern.

Ungeachtet des Siegeszuges der Mausschen Theorie rührte sich aber immer wieder Widerstand gegen die Sichtweise, dass es sich bei allen Transferformen, die nicht marktwirtschaftlich sind, immer um Fälle von Gabentausch handele. Denn die prototypischen Kontexte des Teilens in der ethnographischen Literatur zeichnen ein ganz anderes Bild. Vor allem bei Jäger-Sammler Gruppen zeigen sich im Teilen ganz andere Praktiken und letztlich ein anderes Praxisschema, und zwar über alle Erdteile hinweg.[3] Es gibt aber auch viele Beispiele aus bäuerlichen Gesellschaften (Layton 2000, Gell 1999) und auch aus (post)industriellen Kontexten (Widlok 2017). So unterscheidet beispielsweise Wladarsch (2005) für die Bauern in Burkina Faso, dass hier ein Großteil der alltäglichen gegenseitigen Unterstützung nicht den Charakter eines zeitlich gezielt versetzten Gabentausches, sondern eines jederzeit auf Verlangen einforderbaren Teilens hat. Besonders ausgeprägt ist dies in Jäger-Sammler-Kontexten wiederzufinden, in denen fortwährend habituell (mehr denn zeremoniell) der Versuch gemacht wird, Ko-konsum zu realisieren.

Typischerweise wird dies nicht von denen initiiert, die etwas haben, sondern von denen, denen etwas fehlt. Die dokumentierten Strategien des Teilens auf Verlangen bilden ein ganzes Bündel, aber sie ähneln sich über die Kontinente hinweg. Gerne schickt man Kinder aus, um beim Nachbarn oder Verwandten etwas zu erfragen, oder man begibt sich selber zu dem Ort, an dem gerade gekocht und der Konsum vorbereitet wird. Die *≠Akhoe Hai//om*, mit denen ich einen Großteil meiner Feldfor-

3 Siehe Rival 2000 zu Südamerika, Woodburn 1998 und Kent 1993 zu Afrika, Pryor and Graburn 1980 zu Zirkumpolaren Gebieten, Lye 2004 zu Südostasien, Bird-David 2005 zu Südasien und MacDonald 2000 zu Australien.

schung in Namibia durchgeführt habe, benennen diese Strategie mit einem eigenen Verb „≠gona" frei übersetzbar als „herumhängen und darauf warten, dass man einen Anteil bekommt" (Widlok 2017). *Jede* brauchbare Gelegenheit wird genutzt, sich am Konsum der anderen zu beteiligen. Umgekehrt nutzen diejenigen, die sich auf diese Weise dem Teilen auf Verlangen durch andere ausgesetzt sehen, *jede* brauchbare Gelegenheit, um diesem Druck zu entgehen – etwa indem sie versuchen, den Konsum heraus zu zögern, bis die anderen wieder gegangen sind, oder indem sie die Objekte der Begierde versuchen zu verstecken, indem sie lautstarkes Verlangen versuchen zu ignorieren oder zu parieren und zwar dadurch, dass sie darauf hinweisen, dass sie selber wenig haben. Wenn alle diese Strategien versagen, bleibt aber nicht viel anderes übrig, als dem Verlangen an einem bestimmten Punkt nachzugeben und zwar weitgehend unabhängig davon, ob man früher schon einmal etwas von der betreffenden Person bekommen hat und unabhängig davon, ob abzusehen ist, dass man in der Zukunft etwas bekommen wird. Der Empfänger zieht von dannen, sagt nicht unbedingt Danke, sondern beschwert sich stattdessen vielleicht sogar über die schlechte Qualität oder geringe Quantität, die er bekommen hat. Der, der hat, braucht sich über langfristige Aufbewahrung oder Investitionsentscheidungen keine Gedanken zu machen, denn solange noch etwas Zusätzliches in seinem Besitz ist, wird es auch Mitmenschen geben, die danach verlangen.

Es lohnt sich, den handlungspraktischen Gegensatz von Gabentausch und Teilen so ausführlich ethnographisch vor Augen zu halten, denn ganz egal ob und wie diese Transfers *benannt* werden, und auch unabhängig davon, wie sie moralisch bewertet werden – ob als Altruismus oder als lästige Pflicht – die unterschiedlichen Praktiken von Gabentausch und Teilen sprechen für sich eine sehr unterschiedliche Sprache. Es ist daher als erste Annäherung möglich, dem Maus'schen Dreierschema für die Gabe ein entsprechendes Dreierschema für das Teilen gegenüberzustellen (siehe Widlok 2017).

Teilen wäre demnach bestimmt durch

— die Gelegenheit zu Verlangen (ob lautstark oder stumm durch Anwesenheit, die Initiative geht hier vom Nehmer aus);
— die Gelegenheit, auf solches Verlangen zu reagieren (durch Vermeidung/Verstecken oder eben durch mehr oder weniger widerwilliges Abgeben);
— die Gelegenheit, sich von Dingen zu trennen, die man letztendlich ohnehin nicht ewig festhalten kann.

Eine andere Möglichkeit schlägt Belk (2010) vor, der neben eigenen Prototypen für diese Transferformen ihnen jeweils eine polythetische Liste von Eigenschaften zuschreibt.[4] Beide Ansätze unterstreichen, dass es hier eine ausreichende empirische Grundlage für eine begriffliche Unterscheidung gibt. Sie legen außerdem nahe,

4 Polythetisch meint hier eine Liste von Eigenschaften, die nicht alle in jedem Fall vorliegen müssen, die aber in wechselnden Konstellationen zum Teil realisiert werden und dadurch über die Einzelfälle hinweg ein gemeinsames Muster für jede Transferform ergeben.

dass es eben nicht nur *einen* allumfassenden Gegensatz zwischen kommerziellem Marktaustausch und dem Gabenaustausch als Alternative gibt, sondern dass wir es stattdessen mit einer ganzen Reihe von unterschiedlichen Transferformen zu tun haben, die durchaus miteinander in Beziehung stehen, aber analytisch zu trennen sind. Herausgehoben habe ich in diesem Beitrag das Teilen, das im Interesse eines besseren Verständnisses der verschiedenen Transferformen nicht mit dem Gabentausch verwechselt werden sollte. Der Erkenntnisgewinn dieser Unterscheidung soll in den weiteren Absätzen erläutert werden.

Die Praxis des Teilens und die Rede vom Teilen

Es gehört zur Ungleichzeitigkeit interdisziplinären Transfers, dass die ethnologische Gabentheorie zu einem Zeitpunkt von Wirtschaftswissenschaftlern wahrgenommen wird (viele Ethnologen würden sagen „endlich wahrgenommen wird"), da sie im eigenen Fach als ergänzungsbedürftig angesehen wird. Das Unterordnen des Teilens unter den Gabenbegriff hat eine Reihe von verschiedenen wissenschaftshistorischen und wissenschaftssoziologischen Gründen.[5] Ein Grund ist sicher die strategische Positionierung der Ethnologie als Wissenschaft, die vor allem nachweisen will, dass es neben dem Markt andere und ebenfalls rationale Formen des Wirtschaftens gegeben hat, und zwar überall. In ihrem Versuch zu zeigen, wie weit verbreitet und wie rational und systemisch dieses alternative Wirtschaften ist, hat die Ethnologie dazu tendiert, alle Formen des „anderen Wirtschaftens" in ein einziges, übersichtliches und in sich stimmiges Alternativsystem zu gießen, nämlich den „reziproken Gabentausch". Gabentausch als systematische Strategie, Risiko durch Absicherung in einem Tauschnetzwerk zu vermindern, ist nicht nur einleuchtend, es ist zudem auch kompatibel mit wichtigen Grundannahmen der orthodoxen Wirtschaftswissenschaften, wie der Eigennützigkeit der wirtschaftlichen Akteure und das Eingebundensein des Einzelnen in ein Geflecht von Anreizen, Hindernissen und Präferenzen.

Aber schon früh haben viele Ethnologen gerade aus dem Bereich der Jäger-Sammler-Forschung protestiert, dass es sich beim Teilen typischerweise um nicht-reziprokes und einseitiges Teilen handelt, mit Charakteristika, die sich sehr vom prototypischen Gabenaustausch, wie eben beschrieben, unterscheiden. Inzwischen sind die Tage von Modellen, in denen das Teilen als eine skurrile Abart unter dem Schema von reziproken Gabenaustausch behandelt wurde (Sahlins 1988), offensichtlich gezählt. Ein Problem ist, dass es inzwischen zwar Wirtschaftswissenschaftler gibt, die Malinowski, Mauss und Sahlins und damit auch den reziproken Gabenaustausch für sich entdeckt haben, aber weiterhin meistens das Teilen darunter subsumieren. Jedem Ethnologen geht das Herz auf, wenn wir sehen, dass die nun schon hundert Jahre alten Texte von Mauss und Malinowski von wirtschaftlichen Thinktanks rezipiert werden. Vor allem, weil diese Texte auch als das zitiert werden, als was sie sich

5 Siehe Widlok 2017 für Details zu diesem Thema.

auch selber sahen: nicht einfach als Berichte über exotische Orte wie den Trobriand Inseln oder den polaren Gebieten, wo das Wirtschaften so ganz anders als anderswo verläuft, sondern als Vorbild für ein alternatives Wirtschaften überhaupt und überall. Aber diese späte Aneignung der ethnologischen Literatur schafft eigene Probleme. So sieht der bereits erwähnte Arun Sundararajan beispielsweise die neu aufkommenden Formen des *crowd-based capitalism* als Hybriden auf einem eingleisigen Spektrum zwischen den Formen der kapitalistischen Marktwirtschaft, wie wir sie bisher kannten, auf der einen Seite, und den Gabentauschökonomien von frühen Zeiten und fernen Plätzen auf der anderen Seite. Er versucht für verschiedene Lebensbereiche die neuen Wirtschaftsformen der *sharing economy* entlang dieses Spektrums zu beschreiben. Demnach wäre für die Behausungswirtschaft beispielsweise *AirBnB* am marktwirtschaftlichen Ende des Spektrums während *couch surfing* sich am Gabenende befindet.

Eine Unterscheidung zwischen kommerziellem Markt und Gabentausch ist manchmal durchaus sinnvoll und in diesem speziellen Fall ist tatsächlich in mancher Hinsicht eine Verquickung von Marktwirtschafts- und Geschenktauschaspekten zu beobachten. Die Ethnographie von Paula Bialski zu den Praktiken des *couch surfing* beschreibt, dass auch dort, wo nicht bezahlt wird (also eher beim *couch surfing* als bei *AirBnB*, obwohl es hier keine scharfe Trennung zu geben scheint), es trotzdem Gegenleistungen gibt, und zwar typischerweise in der Form, dass der Gast in einer gewissen Verpflichtung steht, indem er die Gabe der Übernachtungsstätte *de facto* damit ausgleicht, dass er sich Geschichten und Empfehlungen des Gastgebers zumindest anhört (auch wenn das viel Zeit in Anspruch nimmt) oder diesen Empfehlungen folgt, und dem Gastgeber Gesellschaft oder Anerkennung für sein lokales Wissen erweist (Bialski 2009: 72). Ein ähnliches Phänomen hat Bialski (2012: 73) auch bei Mitfahrgelegenheiten beobachtet. Andere Ethnographen (Zeitlyn 2003) haben weitere Ähnlichkeiten beschrieben, etwa zwischen Gabentausch und Datentausch bei Softwareentwicklern, wo es auch um einen Statusgewinn durch die Gaben gibt. Es gibt also tatsächlich Ähnlichkeiten zwischen einigen Formen der sogenannten *sharing economy* und den Gabentauschsystemen, wie wir sie aus der ethnologisch-soziologischen Literatur kennen. Allerdings folgen nicht alle Phänomene diesem Muster und die meisten sind vielschichtiger und bedürfen daher auch einer mehrdimensionalen Beschreibung, wie im Weiteren zu erläutern sein wird.

Ein kurzer Blick auf einige Fallbeispiele macht deutlich, dass oft eine erkennbare zeitliche und politische Dynamik zu beobachten ist. Die Geschichte des Betriebsprogramms *ubuntu linux* bietet ein entsprechendes Beispiel. Was hier als eine Art „Statusspiel" in einer übersichtlichen Clique von Hackern begann, hat ein erhebliches Wachstum und eine erhebliche Kapitalisierung erfahren. Während das Kernprogramm weiterhin frei verfügbar blieb, entstand am Rand ein großer Markt für *linux*-Produkte. Schließlich gab es zwischen den *ubuntu* Versionen 12.2 und 16.04 den Versuch, das Programm zugleich als Dienstleister und Datensammler für Amazon zu gebrauchen, was erhebliche Proteste von Nutzern hervorrief, die am Ende dazu führten,

dass der Schritt wieder rückgängig gemacht wurde (Widlok 2017: 159). Wenn Sundararajan die Konflikte auf den *OuiShare* Festivals beschreibt, dann wird deutlich, dass es sich bei Markt und Gabe nicht um beschreibende Kategorien eines analytischen Spektrums handelt, sondern eher um die rhetorischen Extrempositionen in gegenwärtigen politischen Debatten, in denen Sucher nach anderen „kollaborativen" Formen des Wirtschaftens (seit und inklusive Marcel Mauss) mit ihrem „antikapitalistischen Vibe" (2016: 39) auf die jungen Unternehmer stoßen, die einer Ideologie von Startups und disruptiver Ökonomie folgen und dabei Internetplattformen in kapitalträchtige Unternehmen auf dem Markt platzieren wollen.

Des Weiteren lassen sich viele Bereiche der Bereitstellung von Infrastruktur schlecht oder gar nicht als eine Mischung aus Markt und Gabe beschreiben. Im analogen Leben trifft dies beispielsweise auf die Bereitstellung von Bänken im öffentlichen Raum zu, die ja schon sehr viel länger als Schlafgelegenheit genutzt werden. Ein anderes Beispiel ist das System der *public footpaths* in England, für die sich eigene *rambler associations* gegründet haben, deren Mitglieder regelmäßig diese öffentlichen Pfade über Privateigentum benutzen, damit das Nutzungsrecht nicht verfällt (Widlok 2017: 112). Im digitalen Bereich ist die Einrichtung oder Öffnung von Hotspots zu erwähnen, die kostenlosen Zugang zum Internet ermöglichen oder Stiftungen wie *nebenan.de*, auf denen Nachbarn eine kostenlose Plattform geboten wird. Einzelne Phänomene sind offensichtlich nicht durch einfache Dichotomien wie kommerziell/nicht-kommerziell oder Ware/Gabe gekennzeichnet. Was passiert, wenn ein verärgerter Kunde der Kölner Verkehrsbetriebe aggressive Mitreisende sucht, die er kostenlos mitnehmen kann, um so den Verkehrsbetrieben einen möglichst großen Schaden zuzufügen (Widlok 2017: 162)? Offensichtlich geht es hier um Geld und auch um marktwirtschaftliche Folgen für den Betrieb und für die Nutzer. Daneben wird aber der Zugang zum Nahverkehr tatsächlich geteilt, und der Mitreisende mit einer Gabe zum Mitstreiter und Protest kooptiert.

Es wird deutlich, dass sich seit den Tagen von Malinowski und Mauss die anthropologische Theorie durchaus weiterentwickelt hat und dass neben der Geschenktausch-Theorie auch eine eigenständige Theorie des Teilens entsteht, so dass wir nun über ein sehr viel breiteres begriffliches Repertoire verfügen und im Lichte neuer empirischer Fälle auch unser theoretisches Verständnis verfeinert werden muss.

Die *sharing economy*: Kann Spuren von Teilen enthalten

Die ethnologische Kritik an den Phänomenen des *crowd-based capitalism* wird mitunter missverstanden als der Versuch, dem „sogenannten" Teilen der *sharing economy* das genuine Teilen in außereuropäischen Kontexten entgegenzusetzen.[6] Wenn aber etwa Ferguson (2015) hervorhebt, dass es sinnvoll sei, sich in der aktuellen Vertei-

6 Siehe z. B. John 2016.

lungsproblematik Gesellschaften zuzuwenden, in denen es eine sehr lange Erfahrung mit Praxen des Teilens gibt, dann geht es nicht um eine Suche nach dem „echten" Teilen, sondern es geht vielmehr darum, eine über Malinowski und Mauss hinausreichende anthropologisch-vergleichende Theorie des Gabentausches zu entwickeln und letztlich zur Anwendung zu bringen. Diese wird sich selbstverständlich an Gesellschaften orientieren, in denen die Praktiken des Teilens weit verbreitet sind. Ziel ist es, durch diese neue empirisch abgesicherte Theorie einen besseren Blick auch auf die alternativen Formen des Wirtschaftens zu lenken, die gerade erst im Entstehen sind. Dieser Blick soll unter anderem beleuchten, wie viel Etabliertes in diesen „alternativen" Formen des Wirtschaftens steckt, aber darüber hinaus auch umgekehrt unser Verständnis vom Teilen auf der Grundlage neuer Phänomene verbreitern.

Um noch einmal kurz zu rekapitulieren: Der Unterschied zwischen Teilen und Gabenaustausch liegt neben den veränderten Praxisschemata – so wie bereits vorgestellt – darin, dass durch Teilen keine spezifischen persönlichen und abrechenbaren Verpflichtungen und Verschuldungen entstehen. Beim Teilen fühlen sich die Empfänger berechtigt, einen Anteil zu bekommen – selbst dann, wenn sie nicht auf bestimmte vergangene Transaktionen verweisen können. Vor allem in Wirtschaftssystemen mit sehr hohem Anteil am Teilen, dehnt sich dieses Teilen auf alle Anwesenden aus und es sind sogenannte *levelling mechanisms* etabliert, die es verhindern, dass der Gebende durch Gaben Abhängigkeiten und Macht zu seinen Gunsten verschieben kann. Im Zentrum steht nicht die Verpflichtung von Gabe und Gegengabe, sondern die Gelegenheit der Teilhabe. Die Praxis beginnt daher nicht mit dem Problem der Distribution, sondern damit, dass jeder ständig dem Verlangen der anderen ausgesetzt ist und nach habituellen und konventionellen Wegen sucht, mit diesem Teilen auf Verlangen umzugehen. Das Teilen auf Verlangen ergibt sich dabei fortwährend aus der anthropologischen Grundkonstante, dass wir als Menschen voneinander wissen, auch von unseren Bedürfnissen und dass wir uns exzentrisch zu diesen Bedürfnissen verhalten können (Plessner 2003). Einige sind aufgrund ihres Alters oder ihrer Fertigkeiten, insgesamt aufgrund ihrer Positioniertheit, besser in der Lage, Ressourcen zu erschließen und sie sind entsprechend fortlaufend dem Teilen auf Verlangen der schlechter Positionierten ausgesetzt. Inhärente Asymmetrien und Chancenungleichheiten verhindern, dass diese Ursprungskonstellation für das Teilen auch in reformierten Wirtschaftssystemen jemals versiegt. Sie verhindern auch, dass ein auf Reziprozität gerichtetes Gabenverhältnis dieses Problem lösen könnte. Während Gabentausch funktional in erster Linie eine Strategie zur Statusverteilung ist, ist Teilen eine Strategie, um darauf zu reagieren, dass Menschen allein durch ihre Positioniertheit und Verschiedenheit sich immer wieder in unterschiedlichen Statussituationen begegnen. Gerechtfertigtes von ungerechtfertigtem Verlangen zu unterscheiden und entsprechend darauf zu reagieren, beziehungsweise sich selbst entsprechend so zu positionieren, dass die eigene Gegenwart und Bedürftigkeit von anderen (an)erkannt wird, sind damit die Hauptprobleme des Teilens.

Für das *fine-tuning* von Ansprüchen, Rechtfertigungen und Präsenz wiederum haben Menschen eine ganze Palette von Möglichkeiten entwickelt; in ihren Verwandtschaftssystemen, in der Sprache aber auch in ihrer nicht-sprachlichen Ko-Präsenz (Widlok 2017).[7] Die räumliche, beziehungsweise praktische Durchlässigkeit ist dabei ein wichtiger Faktor, der es Jägern und Sammlern wie den *Hai//om* beispielsweise erlaubt, zu sehen, was andere konsumieren und sich auf direktem Wege dorthin zu bewegen. In *gated communities* ist das sehr viel schwieriger, unabhängig davon, ob es sich um räumliche Einheiten im analogen Leben handelt oder um mitgliederbasierte Plattformen in digitalen Umgebungen. Bei Jägern und Sammlern wird der Nexus zwischen Präsenz und Teilen besonders und kontinuierlich trainiert, aber dies geschieht auch in anderen interpersonalen, interkorporealen Kontexten. Wenn wir auf Menschen zugehen oder diese auf uns zukommen, dann lesen wir Präsenz als ein „silent demand", eine stille Forderung (Løgstrup 1959), und die Vermeidung von Ko-Präsenz lesen wir als eine Zurückweisung dieser Forderung. In einem Jäger-Sammler Lager hört man oft Einzelne über den gesamten Platz rufen, wenn ihnen etwas fehlt. Oft reagiert niemand direkt auf diese Formen des Teilens auf Verlangen. Der Besuch des Nachbarn am eigenen Lagerfeuer ist dagegen eine Form der Präsenz, der schon viel schwieriger zu entgehen ist, das heißt, die Präsenz kann wachsen und schwinden und sie ist stark von der praktischen Umsetzung und der praktischen Anerkennung beeinflusst. *Hai//om*-Kinder lernen schon von früh und oftmals prädiskursiv, auf die Bedeutung von *demand sharing*, dem Teilen auf Verlangen, zu reagieren (Peterson 1993, Widlok im Druck). Aber sie lernen darüber hinaus auch das, was ich „Teilen des Verlangens" nenne (*sharing of demands*), das heißt durch das alltägliche Leben mit anderen lernen sie deren Bedürfnisse kennen, können sich in sie hineinversetzen und lernen, wie der Einzelne mit seinen beschränkten Mitteln (seinem begrenzten Selbst) durch das Zusammenleben mit anderen Gelegenheiten bekommt, die er (oder sie) sonst nicht hätte. Es lohnt sich im Folgenden, diese Erkenntnisse aus der vergleichenden ethnologischen Forschung auf Phänomene der *sharing economy* beziehungsweise des *crowd-based capitalism* anzuwenden.

Die technischen Neuheiten sind, wie erwähnt, nicht zu übersehen, vor allem (1) die weite Verbreitung von elektronischen Endgeräten, (2) die Verbreitung von

7 Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Teilen unter Tieren, auch unter nicht-menschlichen Primaten, vergleichsweise selten vorkommt. Zwar gibt es Beispiele im Tierverhalten, wo ein Tier dem anderen Ko-Konsum oder „toleriertes Schnorren" erlaubt, aber das ist meilenweit vom gewohnheitsmäßigen Teilen unter Menschen entfernt. Teilen ist also nicht „natürlich", sondern eine komplexe kulturelle Errungenschaft. Zugleich ist Teilen unter Menschen durchaus variabel. Es erreicht einen gewissen Höhepunkt bei Jägern und Sammlern, scheint dann unter den Bedingungen von Ackerbau und Viehzucht abzunehmen, mit einer möglichen Renaissance im gegenwärtigen Kapitalismus. Eine ganze Reihe von Faktoren ermöglichen bzw. verhindern die Verbreitung des Teilens, und zwar nicht nur in den typischen Fallbeispielen der außereuropäischen Ethnologie, sondern auch in den Kontexten, die im Rahmen der *sharing economy* diskutiert werden.

Freeware über Apps und (3) die leistungsstarken Internetplattformen. Aber welche Verbindungen gehen diese mit den bereits bestehenden Praxismustern ein?

(1) In gewisser Weise wurde mehr elektronisch geteilt, als die Computer noch in ihrer Frühphase und weniger leistungsfähig waren. Damals mussten Nutzer sich Festplatten teilen, es wurden die Zeitslots bei der Nutzung eines Computers geteilt. Geblieben ist davon ist höchstens der gemeinsame Drucker, und auch das nicht überall. Was wir jetzt Softwarepiraterie nennen, kam erst mit der Einführung von käuflichen Softwarepaketen für PCs auf, denn vorher teilte man den Großrechner mit dem entsprechenden Programm und bekam die Software umsonst. Die Verteilung auf viele individuelle Endgeräte untergräbt diese früheren Praktiken des Teilens.

Isolierte *peer-to-peer* Nutzer in rezenterer Zeit benötigen aber nicht nur neue Endgeräte, neue Technik, sondern es braucht darüber hinaus Möglichkeiten, Vertrauen zwischen diesen *peers* herzustellen, die als Fremde über weite Distanzen miteinander in Kontakt kommen. Studierende am Hamburger Institut für Ethnologie fanden entsprechend heraus, dass die digitalen Foren für Tauschen und Teilen entweder Möglichkeiten schaffen mussten, um nicht-medialisierte, direkte Zusammentreffen zu erlauben oder ein ausgefeiltes Bewertungssystem einzuführen (siehe Widlok eingereicht). Personalisiertes Vertrauen in der *crowd-based economy* wird typischerweise durch Registrierungen, durch einen *facebook-*, *Paypal-* oder *Google-Account* als Verifizierung der Identität hergestellt. In allen Fällen benötigen potentielle Teilnehmer einen *track record*, eine Art Erfolgsbilanz von früheren Transaktionen, genügend *Likes* und gute Beurteilungen. All dies sind quasi-Mitgliedschaften und erinnern mehr an *gated communities* als an die Durchlässigkeit der Jäger-Sammler-Lager. Es fehlen die durchlässigen Grenzen des Teilens, die Einbeziehung von Quereinsteigern, die Möglichkeit des Teilens auf stilles Verlangen hin. Stattdessen muss erst akkumuliert werden, bevor man in den Kreis des Austausches und Transfers aufgenommen wird, weshalb die *peer-to-peer transfers* über die elektronischen Handgeräte auch eher an statusbasierten Gabentausch oder an Redistributionssysteme erinnern. Angetrieben werden diese Systeme von denen, die den anderen Angebote machen wollen. Die *face-to-face transfers* des Teilens hingegen werden von denen angetrieben, die etwas verlangen. Denn selbst diejenigen, die auf elektronischen Plattformen etwas suchen (Dinge, Arbeitsaufträge), tun dies, indem sie eine Gegenleistung anbieten. Für Teilen auf Verlangen ist hier so gut wie kein Platz. Die zunehmende Kommerzialisierung vieler Plattformen (wie *AirBnB*) ist daher kein Zufall, sie ähneln praktisch gesehen ohnehin dem Angebotemachen auf einem Marktplatz. Während Jäger-Sammler typischerweise davon ausgehen, dass sie ein Recht auf einen Anteil haben, wenn der andere etwas übrig hat, müssen die *peers* auf der Internetplattform letztlich so lange warten bis ein Angebot kommt (oder ihr Angebot angenommen wird). Im elektronischen Umfeld gibt es kein Pendant zur Präsenz (dem Herumhängen, bis jemand etwas gibt). Allein durch die Größe der Plattformen ist es leicht, Einzelne zu ignorieren, die nicht hineinpassen, und auf andere auszuweichen. Die neuen Geräte zerstören nicht unbedingt das Teilen. In Afrika etwa teilen viele Menschen Geld über ihr Telefon, im

einfachsten Fall durch das Anweisen von *airtime*, Freiminuten. Aber dieser Nutzen von vorwiegenden alten Handys nimmt durch Smartphones eher ab, genauso wie das Teilen des Großrechners durch PCs abnimmt. Die neuen personalisierten Geräte sind also nicht automatisch dem Teilen zuträglich.

(2) Das zweite Phänomen der neuen Wirtschaft, das lohnt aus der Sicht einer Theorie des Teilens betrachtet zu werden, ist die Freeware, frei herunterladbare Apps. Nehmen wir ein einfaches Beispiel, etwa eine Taschenlampen-App, wie sie in vielen Variationen angeboten wird. Auf der Basis der vergleichenden Ethnologie liegt der Schluss nahe, dass es sich hier *nicht* um einen Akt des Teilens handelt, obwohl nichts verkauft wird. Die Abwesenheit von Geld oder offensichtlicher Kommerzialisierung reicht eben nicht, um Teilen (oder Gaben) als eine Art Restkategorie zu bestimmen. Diese App kostet nichts, aber das Angebot der App ist das Gegenteil von Teilen; es ist ein sehr unverschämtes Verlangen zu teilen. Bevor ich diese App nutzen kann (und das gilt für einen großen Teil der sogenannten freien Software), muss ich denen, die mir diese App anbieten, kompletten Zugriff auf mein Gerät geben, so dass der Betreiber der App große Datenmengen abschöpfen kann. Viele Transport- und Einkaufs-Apps funktionieren ähnlich, denn sie erlauben es den Erstellern, große Datenmengen zuerst zu akkumulieren, dann beispielsweise zu Bewegungsmustern aufzubereiten und schließlich zu verkaufen. Übertragen auf den Transfer von analogen Gütern wäre für die *Hai//om* oder andere, die die Fertigkeiten des Teilens kultivieren, ein solches „Angebot" komplett unakzeptables Teilen auf Verlangen. Während beim Teilen diejenigen geben, die etwas übrig haben, ist hier das Gegenteil der Fall: Diejenigen, die scheinbar freie Geschenke verteilen, akkumulieren viel mehr als diejenigen, die meinen, etwas zu erhalten. Eine sehr ungleiche Beziehung wird durch diesen Transfer immer ungleicher, ein weiterer Gegensatz zum Teilen. Die Einzelnen, die diese Apps, Software oder Plattformen nutzen, werden niemals die Gelegenheit bekommen, in einer ähnlichen Weise zu akkumulieren.

Strenggenommen handelt es sich auch gar nicht um eine Beziehung zwischen *peers*, sondern es ist eine Dreiecksbeziehung mit einem weitgehend unsichtbar gemachten Dritten. Wenn ich mithilfe einer App eine Mitfahrgelegenheit oder eine andere Beziehung zu jemand anderen vermittelt bekomme, dann ist im Hintergrund die Agentur, die die Daten akkumuliert und die über den Zugriff der *peers* erhaben ist. Die Agenturen schaffen Plattformen und Apps für *peers*, aber sie sind selber keine *peers* und sie teilen nicht, was sie in diesem Prozess akkumulieren. Hinzu kommt, dass sogenannte Freeware oft so programmiert ist, dass sie sich an Browser oder andere Programme hängt, und damit oft sehr hartnäckig und kaum zu deinstallieren ist, manchmal nur nach kompletter Neuformatierung oder nach dem Bezug einer spezifischen Reinigungssoftware. In diesem Sinne sind Apps sicher eher mit Gaben als mit dem Teilen vergleichbar, da sie die inhärente Ambivalenz in sich tragen, bleibende Verpflichtungen und Abhängigkeiten zu schaffen.

(3) Das führt zum dritten und letzten Baustein der *sharing economy*, nämlich den digitalen Plattformen selber. Bei den frühesten Formen (beispielsweise *ebay*) handelt

es sich ziemlich eindeutig um Fortschreibungen der existierenden Marktwirtschaft mit digitalen Mitteln. Aber wie sieht es mit scheinbar altruistischen Beiträgen zu Wikipedia aus? Auf die kollektiven Softwareentwicklungen wie *ubuntu linux* wurde bereits oben verwiesen. Zeitlyn (2003) hat auf Ähnlichkeiten zum Kula-Geschenkaustausch hingewiesen, da zumindest in der Frühphase jeder Softwareentwickler sich in irgendeiner Weise in seine Produkte erkennbar eingeschrieben hat und sein Status durch die Teilnahme an dieser Entwicklung stieg.

Wichtig ist an dieser Stelle daran zu erinnern, dass es nicht darum geht, ob die Motivation der Teilnehmer in der *sharing econom*y mehr oder weniger altruistisch oder kommerziell ist. Vielmehr erlaubt uns die Theorie des Teilens zu erkennen, dass allein auf der Grundlage der Praktiken einige Effekte des Teilens von vornherein bei der Nutzung der digitalen *sharing econom*y, zumindest so, wie sie sich jetzt darstellt, ausgeschlossen sind. Wie ich an anderer Stelle (Widlok 2017: 69) ausführlicher versucht habe zu zeigen, ist das Vorhandensein oder das Fehlen einer altruistischen Haltung kein notwendiges und verlässliches Zeichen dafür, um welche Transferform es sich handelt. Ein Grad an Altruismus im Sinne einer paternalistischen Wohltätigkeit war schon immer Teil von mächtigen Marktakteuren. Umgekehrt ist nicht jeder Softwareentwickler ein Altruist, genauso wenig wie es diejenigen sind, die teilen. Egoismus und Altruismus sind beide Kategorien einer *filosofie a solo*, einer Weltsicht, die von voneinander isolierten Handelnden ausgeht. Wie ich versucht habe zu zeigen, handelt es sich beim Teilen aber um eine Form des Wirtschaftstransfers, bei dem der andere in seiner besonderen Positioniertheit immer seine praktische Wichtigkeit hat, ganz unabhängig von der herrschenden Ideologie. Nach den neuen theoretischen Ansätzen, die ich skizziert habe, geht es beim Teilen nicht in erster Linie um die Ziele und Motivationen der Handelnden, sondern um das Erreichen der Teilhabe an Gütern („the shared good"). Dieser Zugang, diese Teilhabe, kann mehr oder weniger freiwillig erreicht werden.

Freie Zugangspunkte zum Internet, Hotspots und andere Infrastrukturmaßnahmen können daher tatsächlich als eine Form des zeitgenössischen Teilens bezeichnet werden. Typischerweise bedarf es der physischen Anwesenheit, um in den Genuss dieses Zugangspunktes zu kommen, das heißt man kann ihn nutzen, solange man im Zug sitzt oder das Museum besucht, aber man kann den Zugang nicht mitnehmen, weiterverkaufen oder akkumulieren. Im Idealfall wird der Zugang gewährt, auch wenn man kein registriertes Mitglied ist, sondern jeder, der mit seinem Gerät anwesend ist, kommt ins Netz, auch die, die quasi zufällig da sind. Diese Hotspots müssen nicht durch Großzügigkeit motiviert sein, sie bedingen kein Gemeineigentum und keine langfristigen Bindungen. Alles, was es braucht, ist, dass die Nutzer nicht von der Nutzung der Ressource abgehalten werden, eine Form des tolerierten Schnorrens, eine Akzeptanz des Teilens auf Verlangen also.

Die wichtigste Eigenschaft der Plattformen ist daher eine praktisch-soziale: Diejenigen, die den Hotspot kostenfrei einrichten, sind bereit, ein Stück ihrer Macht, nämlich die, andere auszuschließen, aufgeben. Und auch die Nutzer geben die Res-

source wieder ab, wenn sie sich vom Hotspot wegbewegen. Dass Präsenz in digitalen Kontexten unwichtig werden würde, ist also ein weit verbreiteter Irrtum. Auch die Analysten der *sharing economy* (wie Sundararajan 2016: 50) weisen immer wieder darauf hin, dass Nähe auch für viele Initiativen der neuen Plattformen durchaus entscheidend ist. Was genau Präsenz und Nähe in diesem Zusammenhang bedeutet, ist allerdings das Arbeitsfeld, dem wir uns als Kultur- und Sozialwissenschaftler stärker zuwenden müssen.

Digitale Plattformen zum Verleihen von Haushaltsgegenständen sind beispielsweise im Prinzip ortlos und global, aber praktisch funktionieren sie nur, wenn die Teilnehmer halbwegs in der Nähe wohnen. Aus dem gleichen Grund bilden sich im prinzipiell grenzenlosen Internet gerade auch Nachbarschaftsplattformen wie *nebenan.de*, bei denen ein postleitzahlenspezifischer Login nötig ist, um dort teilzunehmen. Was die Theorie des Teilens unterstreicht, ist, dass Präsenz hier nicht einfach physische Präsenz meint, sondern eine Art praktische Präsenz ist, das heißt, die Fertigkeit der Menschen mit lokalen Ressourcen Teilen auf Verlangen zu initiieren – oder zu vermeiden und abzuwehren. Diese praktische Präsenz ist weit weg von den Phantasmen einer Überschreitung von Zeit, Raum und Körperlichkeit wie sie manchmal von posthumanistischen Enthusiasten der digitalen Welt formuliert wird.

Tatsächlich sind die Betten und Räume, die sich über *AirBnB* oder *couch surfing* Plattformen buchen lassen, sehr viel weniger global standardisiert als Hotelräume; sie geben notwendigerweise Raum für lokale Gepflogenheiten. Die Ausgestaltung der nachbarschaftlichen Aktivitäten auf den lokalen Plattformen von *nebenan.de* kann sehr unterschiedlich sein. Die Diversität folgt der Tatsache, dass sich sehr unterschiedliche Menschen in sehr unterschiedlichen Zusammensetzungen hier wiederfinden und durch ihre Präsenz einbringen. Damit zeigen sich unverhofft selbst in der turbokapitalistischen *crowd-based economy* Möglichkeiten für eine Weiterentwicklung des Teilens.

Schluss

Es ist offensichtlich nicht so, dass das Teilen in der kommerzialisierten Welt verschwindet. Aber es ist umso wichtiger, ein vergleichend tragbares Verständnis der verschiedenen Transferformen zu entwickeln, so dass die Bedingungen erkannt und benannt werden können, die es Menschen erleichtern zu teilen oder die das Teilen erschweren. Dabei ist es nützlich und aus meiner Sicht auch nötig, an einem analytischen Begriff des Teilens festzuhalten, der nicht deckungsgleich mit all dem ist, was umgangssprachlich gegenwärtig mit dem englischen *sharing* bezeichnet wird. In diesem Beitrag habe ich einen praxisorientierten Begriff des Teilens vorgeschlagen, der sich weniger an den Motivationen und ihren Ideologien orientiert, als vielmehr an den ethnographisch beschreibbaren Abläufen und Interaktionen. Diese Praktiken des Teilens sind nicht identisch mit dem, was in den letzten hundert Jahren unter dem Begriff „Gabentausch" in der Ethnologie pauschal als Gegenentwurf zum Markt-

austausch entworfen wurde. Sowohl mit Blick auf die außereuropäische vergleichende Ethnographie als auch auf aktuelle Phänomene der digitalen Welt bedarf es einerseits deutlicher Abgrenzungen und andererseits eines besseren Verständnisses, wie verschiedene Transferformen im Einzelfall ineinandergreifen können. Dieser Beitrag verweist auf erste Ansätze hin zu einer vom reziproken Gabentausch deutlich zu trennenden Theorie des Teilens. Diese neuen Entwürfe können zu einer umfassenden Theorie des Teilens führen. Wie ich anhand einiger Beispiele versucht habe zu verdeutlichen, können sie aber schon jetzt dafür genutzt werden, die bestehende Ethnographie zum Thema besser zu analysieren und dabei auch die neuen Phänomene der *sharing economy* kritisch zu kommentieren.

Literatur

Agger, Ben (2012): Oversharing. Presentations of self in the Internet age. New York: Routledge.

Belk, Russell (2010): Sharing. In: *Journal of Consumer Research* 36(5), S. 715–734.

Bialski, Paula (2009): Intimate tourism. Enquête dans un réseau d'hospitalité. Limoges: Solilang.

Bialski, Paula (2012): Becoming intimately mobile. Frankfurt/M.

Bird-David, Nurit (2005): The Property of Sharing. Western Analytical Notions, Nayaka Contexts. In: Widlok, Thomas/Tadesse, Wolde Gossa (Hrsg.): Property and Equality. Volume 1: Ritualisation, Sharing, Egalitarianism. New York: Berghahn, S. 201–216.

Ferguson, James (2015): Give a man a fish. Reflections on the new politics of distribution. Durham, London: Duke Univ. Press.

Gell, Alfred (1999): Inter-tribal commodity barter and reproductive gift-exchange in old Melanesia. In: Gell, Alfred: The art of anthropology. Essays and diagrams. Hg. v. Eric Hirsch. London u. a.: Athlone Press, S. 76–106.

John, Nicholas A. (2016): The Age of Sharing. New York, NY: John Wiley & Sons.

Kent, Susan (1993): Sharing in an egalitarian Kalahari community. In: *Man: the journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 28 (3), S. 479–514.

Layton, Robert (2000): Anthropology and history in Franche-Comté. A critique of social theory. Oxford: Oxford Univ. Press.

Løgstrup, Knud E. (1959): Die ethische Forderung. Unter Mitarbeit von Rosemarie Løgstrup. Tübingen.

Lye, Tuck-Po (2004): Changing pathways. Forest degradation and the Batek of Pahang, Malaysia. Lanham: Lexington Books.

Macdonald, Gaynor (2000): Economies and Personhood. Demand Sharing among the Wiradjuri of New South Wales. In: Wenzel, George W./Hovelsrud-Broda, Grete/Kishigami, Nobuhiro (Hrsg.): The social economy of sharing. Resource allocation and modern hunter-gatherers. Osaka: National Museum of Ethnology (Senri Ethnological Studies, no. 53), S. 87–111.

Malinowski, Bronislaw (1922): Argonauts of the western Pacific. London: Routledge.

Mauss, Marcel (2002): Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques: Edition électronique. Online verfügbar unter classiques.uqac.ca/classiques/mauss_marcel/socio_et_anthropo/2_essai_sur_le_don/essai_sur_le_don.pdf.

Peterson, Nicolas (1993): Demand Sharing. Reciprocity and the Pressure for Generosity among Foragers. In: *American Anthropologist* 95(4), S. 860–874.

Plessner, Helmuth (2003): Gesammelte Schriften in zehn Bänden. Gesamte Werkausgabe. Frankfurt/M.

Pryor, Frederic/Nelson Graburn (1980): The Myth of Reciprocity. In: Gergen, Kenneth J./Greenberg, Martin S./Willis, Richard Hartley (Hrsg.): Social exchange. Advances in theory and research. New York: Plenum Press, S. 215–237.

Rifkin, Jeremy (2000): Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden. Frankfurt/M.

Rifkin, Jeremy (2000): The age of access. The new culture of hypercapitalism where all of life is a paid-for experience. New York NY: Tarcher.

Rival, Laura (2000): Marginality with a difference. How the Huaorani remain autonomous, preserve their sharing relations and naturalize outside economic powers. In: Schweitzer, Peter/Biesele, Megan/Hitchcock Robert (Hrsg.): Hunters and gatherers in the modern context: Conflict, resistance and self-determination. Oxford: Berghahn, S. 244–260.

Sahlins, Marshall (1988): Stone age economics. London: Routledge.

Schor, Juliet (2010): Plenitude. The new economics of true wealth. New York: Penguin Press.

Sundararajan, Arun (2016): The sharing economy. The end of employment and the rise of crowd-based capitalism. Cambridge Massachusetts: The MIT Press.

Widlok, Thomas (2017): Anthropology and the economy of sharing. London, New York: Routledge.

Widlok, Thomas (im Druck): Learning How to Share. In: LeBar, Mark (Hrsg.): Justice. Oxford: Oxford University Press.

Widlok, Thomas (eingereicht): Die Praxis des Teilens. *Paideuma*.

Wierzbicka, Anna (2010): Experience, Evidence, and Sense. The Hidden Cultural Legacy of English: Oxford: Oxford University Press.

Wiessner, Polly (1982): Risk, reciprocity and social influences on !Kung San economies. In: Leacock, Eleanor/Lee, Richard (Hrsg.): Politics and history in band societies. Cambridge: Cambridge University Press, S. 61–84.

Wittel, Andreas (2011): Qualities of sharing and their transformations in the digital age. In: *International Review of Information Ethics* 15, S. 3–8.

Wladarsch, Evelyn (2005): Time – health – culture. Berlin.

Woodburn, James (1998): ‚Sharing is not a form of exchange'. An analysis of property-sharing in immediate-return hunter-gatherer societies. In: Hann, Chris (Hrsg.): Property relations. Renewing the anthropological tradition. Cambridge: Cambridge University Press, S. 48–63.

Zeitlyn, David (2003): Gift economies on the development of open source software. Anthropological reflections. In: *Research policy: policy, management and economic studies of science, technology and innovation* 32 (7), S. 1287–1291.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 55–63.*

Gisela Welz

Der Wert des kleinen Faches

Laudatio für Silke Göttsch-Elten

Vorbemerkung

Im Mai 2017 vollendete Prof. Dr. Silke Göttsch-Elten ihr fünfundsechzigstes Lebensjahr und die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde ehrte sie mit einer Feierstunde auf dem Volkskundekongress 2017 in Marburg. Dass die Abendveranstaltung zu ihren Ehren stattfand, wurde vor der Emeritanda freilich geheim gehalten, weswegen die Laudatio im Programm als Vortrag zum Thema „Wissensökonomie und Disziplinarität im 21. Jahrhundert" angekündigt war. Um die Überraschung perfekt zu machen, begann der Vortrag mit Überlegungen zum gegenwärtigen Status des Faches und ging dann erst in einem zweiten Teil in die Ehrung der Jubilarin über.

In den vergangenen beiden Jahrzehnten ist die Hochschul- und Forschungsfinanzierung in Deutschland immer stärker entlang wettbewerblicher, an Leistungsparameter gebundener Verfahren neu organisiert worden. Zeitgleich hat sich durch die Herstellung des europäischen Hochschulraums, also den Bologna-Prozess, die Einführung der gestuften Studiengänge und die sukzessive Entkopplung von Studienangeboten und Betriebseinheiten das Erscheinungsbild unserer Disziplin an den Universitäten einschneidend verändert. Während zu Beginn der 1990er Jahre an praktisch allen Standorten des Faches jeweils ein Institut für Volkskunde einen Magisterstudiengang Volkskunde – unter diesem oder einem anderen Namen – angeboten hatte, ist dies nun weder einheitlich noch, aufgrund der immer kürzeren Taktungen von Evaluationen und Akkreditierungen, verlässlich zukunftssicher. An einigen Standorten haben Institute ihre Eigenständigkeit aufgegeben und sind in größeren Zusammenhängen aufgegangen, an anderen haben sie sich entscheiden müssen, einen der Studiengänge – Bachelor oder Master, manchmal auch beide – gemeinsam mit anderen Fächern neu aufzustellen. Oft war weniger der Wunsch nach einer engeren interdisziplinären Zusammenarbeit ausschlaggebend als die Tatsache, dass das einzelne Institut über keine ausreichende eigene Lehrkapazität verfügt. Freiwerdende Stellen und vakante Professuren bergen das Risiko der Streichung und erfordern kräftezehrende Bemühungen um ihre Erhaltung, bevor es überhaupt zu einer Ausschreibung

kommen kann. Soweit so schlecht. Diese Beobachtungen sind allen hier vertraut, auch denjenigen, die noch studieren oder am Anfang ihrer wissenschaftlichen Laufbahn stehen. „Strukturprekär“ nennt die Expertise, die die Baden-Württembergische Landesregierung für die Kleinen Fächer in Auftrag gegeben hat (Expertenkommission 2015), diese Situation.

Die Frage nach dem Wert eines Faches wird unter den Bedingungen gegenwärtiger, durch transnationale Konkurrenzen geprägter Bildungs- und Forschungspolitik zunehmend einseitig marktorientiert gestellt. Für Universitätsleitungen und Landesregierungen bemisst sich der Wert eines Faches heute mehr und mehr ausschließlich an seiner Fähigkeit, durch hohe Studierenden- und Abschlusszahlen und prominente Forschungsleistungen Mittel einzuspielen. Messparameter, Kennzahlen, die durchgängige Verdatung von Studienverläufen und der Lehrendenperformanz folgen dabei der Angleichung der Hochschulverwaltungen an die durch Qualitätskontrollmechanismen, Metrisierung und Auditierung gekennzeichneten Managementverfahren im Unternehmensbereich (Vonderau 2015).

Wir haben es mit einer Verschiebung, weg von einer Wertermittlung, die auch nicht quantifizierbare Leistungen wie das Vorhalten und Weiterentwickeln von Zusammenhangswissen berücksichtigen kann, hin zu einer Preisbildung zu tun, wie sie sich wohl am deutlichsten an den Pro-Kopf-Pauschalen und sogenannten Clusterpreisen zeigt, also den Mittelzuweisungen an Universitäten pro Studierender in der Regelstudienzeit, einheitlich für ganze Fächergruppen. Ähnliches beobachten wir in der Bewertung von Forschungsleistungen. Die Geisteswissenschaften gelten als besonders schwierige Kandidaten für die Entwicklung von messbaren, zahlenmäßig abbildbaren Kriterien, mit denen ihre Forschungsqualität bestimmt werden kann, wie ein vor fast zehn Jahren aus einem BMBF-Projekt hervorgegangener Band über die Qualitätsbeurteilung geisteswissenschaftlicher Forschung feststellt, den der damalige Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, der Kirchengeschichtler Christoph Markschies, unter dem Titel “What the hell is quality?” mit herausgegeben hat (Lack/Markschies 2008). Warum ist das so schwierig? Viele in den Natur- und Technikwissenschaften fraglos funktionierenden Mittel der Merkmalserfassung und der quantitativen Messung von Forschungsoutput und Impact ließen sich hier nicht anwenden, betonen die Herausgeber. Die Zeitschriftenlandschaft sei zu vielfältig, um hierarchisiert zu werden; die Bedeutung von Forschungsergebnissen habe eher mit der „Erweiterung von Erkenntnisräumen“ zu tun, in denen konkurrierende und sich teils widersprechende Erkenntnisse nebeneinander koexistieren, als mit einem linearen Erkenntnisfortschritt, in dem neue Forschungsergebnisse alte obsolet machen (Lack 2008: 14f.).

Eine Preisbildung, die so funktioniert, dass Fächer wie unsere in ihren Leistungen nicht angemessen berücksichtigt werden, ist zu unserem Nachteil, was dann wiederum die Mittelvergabe zeigt: Strukturprekarität eben! Und im Verlauf des letzten Jahrzehnts können wir bereits gravierende Effekte für die Forschung, für die universitäre Lehre, für die Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses und für die Publikationstätigkeit in unserem Fach beobachten. Wie wirtschaftet man unter

diesen Bedingungen vorausschauend und wissenschaftspolitisch klug? Und: Welche Analyseperspektiven erlauben es uns, unsere Lage kritisch und reflexiv zu bedenken? Der polemisch daherkommende, aber durchaus sozialwissenschaftlich gehärtete Begriff des akademischen Kapitalismus – in Deutschland durch den Soziologen Richard Münch (2011) eingeführt, im internationalen Feld unter anderem durch den Anthropologen Steve Hoffman (2011) vorgetragen – vermag aber die Veränderungen nur ungenügend zu beschreiben, die wir erleben und mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Wissensökonomisierung im engeren Sinne meint die Inwertsetzung von Forschungsergebnissen für wirtschaftliche Zwecke. Der in Neuseeland tätige, britische Sozialanthropologe Cris Shore hat bei einem Vortrag in Frankfurt 2016 eindrücklich davon berichtet, wie die unternehmerische Universität den Forschungsoutput ihrer Mitglieder propertisiert (Shore 2010). Für uns ist es wohl eher Segen als Fluch, dass wir weder ethnographische Methoden patentieren noch Theoriebildung verkaufen können.

Wie funktioniert Preisbildung im akademischen Feld? Der französische Wirtschaftssoziologe Michel Callon (1998) argumentiert, dass Preise nicht durch den Markt, also das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, erzeugt werden, sondern der Markt vielmehr ein performatives Phänomen ist, das durch sozio-technische Verfahren hervorgebracht wird. Die Preise für handelbare Güter und Dienstleistungen entstehen im Callonschen Verständnis in der engen Verflechtung von rechnerisch-kalkulatorischen Verfahren mit soziokulturellen Bedeutungsgebungen und symbolischen Wertzuweisungen. Deswegen nennt er den Prozess der Preisbildung auch qualkulatorisch (Callon/Law 2003). Diese Einsicht ist wichtig, um offenlegen zu können, dass der vermeintlich so objektiven Kriterienbildung, die der rein rechnerischen Bemessung von Leistungen zugrunde gelegt wird, ja immer bereits schon Werturteile, Klassifikationen und Hierarchisierungen unterlegt sind, die aber unsichtbar bleiben oder unsichtbar gemacht werden. Und hier besteht eine wichtige Forschungslücke, für die – so kann man behaupten – Vertreterinnen und Vertreter unseres Faches besonders kompetent sind. Wir sind aufgerufen, diesen Zusammenhang auch mit der Methode der Ethnographie zu bearbeiten!

„Der Preis der Wissenschaft" – das ist der Titel eines Sonderbands der Zeitschrift für Kulturwissenschaften, den vor drei Jahren Beate Binder und Alexa Färber mit zwei kulturwissenschaftlichen Kolleginnen herausgegeben haben (Färber et al. 2015). Die Herausgeberinnen betonen, dass „die Dispositive wissenschaftlicher Differenzierung (…) nie gänzlich jenseits des Ökonomischen" liegen (Färber et al. 1025: 11), sondern immer von gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfordernissen beeinflusst und gerahmt, manchmal auch getrieben sind. In dem Sonderband sind neue Untersuchungen von Europäischen EthnologInnen, Kultur- und LiteraturwissenschaftlerInnen versammelt, die die methodischen und theoretischen Instrumentarien ihrer Fächer nutzen, um aktuelle Verschärfungen in der ökonomisch begründeten Regulierung und Disziplinierung akademischer Berufs-, Lehr-, Lern- und Forschungspraxis sichtbar zu machen. Die HerausgeberInnen betonten, dass

> „in der gegenwärtig zu beobachtenden Diskussion um die Qualität der Wissensproduktion und ihre gesellschaftliche Verwertbarkeit das Ökonomische auf neue Weise explizit und thematisch (wird). Es betrifft jetzt nicht mehr nur die Korrespondenz und Interaktion zwischen Wissensproduktion und privat-, bzw. staatswirtschaftlichen Sphären, sondern die Art und Weise wie Wissenschaft organisiert werden soll selbst. (...) Als Elemente jener Dispositive der gegenwärtigen Ökonomisierung werden Prinzipien der gewinnorientierten Privatwirtschaft benennbar wie quantifizierende Messverfahren für Leistung und Output sowie evaluierende Rankingprozeduren." (Färber et al. 2015: 11)

In der anglo-amerikanischen Sozial- und Kulturanthropologie gibt es mittlerweile sogar einen eigenen Forschungszweig, der sich *Anthropology of University Reform* nennt. Susan Wright, die in Dänemark lehrende Sozialanthropologin, die seit vielen Jahren international vergleichende Untersuchungen zur Entstehung der Audit-Kultur (ein Begriff, den die britische Sozialanthropologin Marilyn Strathern bereits in den achtziger Jahren in die Diskussion einbrachte) im akademischen Bereich durchführt, nennt die Umstrukturierung der Hochschulen ein hervorragendes Forschungsfeld für die ethnologisch-kulturanthropologische Analyse neuer Regierungsweisen, die durch die freiwillige Beteiligung und Aushandlungsprozesse unterschiedlich positionierter Akteure umgesetzt werden (Wright/Rabo 2010). Susan Wright freilich glaubt auch an die Wirksamkeit von Widerstand und Protest, und hat deswegen *resistance* als ein wichtiges Thema der *Anthropology of University Reform* auf die Agenda gesetzt.

Zweifellos ist die ethnographische Erforschung von Persistenz und Wandel des von Bourdieu beschriebenen akademischen Feldes ein lohnenswerter und zukunftsfähiger Forschungszweig, auch für die Europäische Ethnologie, wie der unlängst veröffentlichte, aus einem Studienprojekt hervorgegangene Band „Doing University" (2016) von Brigitta Schmidt-Lauber zeigt, oder die Studien von Markus Tauschek (2015) zur Kultur des Wettbewerbs in der Wissenschaft am Beispiel von Hochschulrankings. Auch der Diskurstopos des „kleinen Faches" sollte, so meine ich, von uns kritisch aufgegriffen werden. Sind die „kleinen Fächer" die sprichwörtlichen Zwerge, die – wie es das Essay des amerikanischen Wissens- und Professionssoziologen Robert K. Merton (1983) nahelegt – auf den Schultern von Riesen stehen und deswegen einen weiteren Horizont in den Blick nehmen können als die Riesen selbst? Eine Reihe von wissenschaftspolitischen Initiativen, etwa der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, aber auch die bereits angesprochene, von der baden-württembergischen Landesregierung initiierte Expertise haben dazu beigetragen, den Begriff des „kleinen Faches" wissenschaftstheoretisch zu bestimmen. Das finde ich hilfreicher als metrologisch vorgehende Verfahren wie etwa der Forschungsstelle Kleine Fächer, die ehemals in Potsdam und heute in Mainz beheimatet ist. Nach deren Kriteriensystem ist die Volkskunde im Übrigen kein kleines Fach, sondern ein mittleres – wir sind an mehr als acht Standorten in Deutschland vertreten, und mehr als zwei Institute haben zwei oder mehr Professuren. Die Übersichtkarten und Listen der Forschungsstelle erinnern an die Nachweiskartierungen und Roten Listen

bedrohter Spezies im Zusammenhang der Biodiversitätserhaltung. Und auch die Argumentation früherer und aktueller Initiativen der Bundesregierung, zum Beispiel die BMBF-Förderlinien zur Stärkung der Area Studies, die sich als eine Büchse der Pandora erwiesen haben, sowie das neue Programm „Kleine Fächer – große Potentiale" argumentieren durchaus analog zu ökologischen Theoriemodellen mit der gesellschaftlichen Resilienz, die die kleinen Fächer aufgrund ihrer Vielfalt garantieren.

Wie es gelingt, den Wert unseres Faches – ob klein oder mittelgroß – in der akademischen Arena zur Geltung zu bringen und den beschriebenen Herausforderungen unerschrocken und umsichtig zu begegnen, das verkörpert für mich ganz besonders eine Persönlichkeit, die wir heute ehren wollen: Professorin Dr. Silke Göttsch-Elten. Denn sie hat über viele Jahre Verantwortung für das Fach Volkskunde in Deutschland übernommen. Sie war 1981 bis 1989 Mitglied im Hauptausschuss unseres Fachverbands Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, dem sie dann 1999–2003 als Vorsitzende vorstand. In der Zeit ihres Vorsitzes fanden unter anderem die dgv-Kongresse in Jena („Komplexe Welt") und in Berlin („Arbeit, Ort, Körper") statt sowie die Hochschultagung „Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität" in Tübingen, bei der Silke Göttsch bereits auf die Brisanz der bevorstehenden Veränderungen vorausschauend und warnend hinwies (Göttsch 2001). 2003–2007 schloss sich ihre Tätigkeit als Mitherausgeberin der Zeitschrift für Volkskunde an; parallel wurde sie mit Leitungsverantwortung an der Universität Kiel betraut und übernahm dort sukzessive hochschulpolitisch wichtige Positionen; 1998–2000 als Dekanin der Philosophischen Fakultät, 2000–2002 als deren Prodekanin und 2002–2005 als Prorektorin der Universität. 2014 wurde sie Vorsitzende des Senats der Universität Kiel. Sie hat im Mai 2017 das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet und wir wollen sie nun in aller Form in den sogenannten Ruhestand verabschieden.

Silke Göttsch-Elten ist seit 1995 Lehrstuhlinhaberin an der Universität Kiel und hat das dortige Instituts angesichts der von mir eingangs beschriebenen Strukturprekarität, die alle kleineren Standorte bedroht, erfolgreich bewahrt und stabilisiert. Silke Göttsch ist eine Rückkehrerin an den Ort ihrer wissenschaftlichen Ausbildung, denn in Kiel hatte sie studiert – Volkskunde, Geschichte, Nordistik – und mit einer Arbeit über die historische Volkskultur von Stapelholm promoviert. Sie war nach der Promotion nur für wenig mehr als ein Jahr Volontärin am Württembergischen Landesmuseum, bis sie bereits 1981 für ein von der Volkswagenstiftung finanziertes Forschungsprojekt nach Kiel zurückkam und Assistentin, später Oberassistentin und schließlich Hochschuldozentin wurde. Der Ruf nach Freiburg an die Albert-Ludwigs-Universität brachte sie wieder nach Baden-Württemberg, und dort blieb sie, obwohl auch die Universität Bamberg sie wollte. Aus der Freiburger Zeit rührte ihre Verbindung mit der Baseler Volkskunde und mit Christine Burckhardt-Seebass. Mein erstes längeres Gespräch mit Silke hatten ich und mein Mann Stefan Beck am Kamin eines der Universität Basel gehörenden Hauses, in dem ein gemeinsames Doktorandenseminar von Freiburg und Basel stattfand. Sie erzählte uns von ihrer Tätigkeit als Gutachterin für Drittmittelprojekte bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft und

ich erinnere mich, wie uns ihre wissenschaftspolitische Weitsicht und ihr Einsatz für das Fach beeindruckte. Schon 1995 wurde sie wegberufen von Freiburg und kehrte nach Kiel zurück, auf den Lehrstuhl des Seminars für Europäische Ethnologie/Volkskunde.

Dort hatte sie sich 1989 mit einer wegweisenden sozialhistorischen Arbeit über ländliche unterbäuerliche Schichten im 18. Jahrhundert habilitiert. Das Aufbegehren der Leibeigenen gegen die Gutsherrschaft hat sie aus Akten in den Archiven herausgelesen; Akten, die die Perspektiven von Gerichten, Staatsmacht und Gutsherren dokumentierten. Ihr gelang es, differenziert die Protestanlässe und -formen, die Akteure, die symbolischen Praktiken und die Expressivität des Handelns lebendig werden zu lassen: „Alle für einen Mann … Leibeigene Widerständige in Schleswig-Holstein im 18. Jahrhundert" (Göttsch 1991). Das Forschungsinteresse an sozialer Ungleichheit, Widerständigkeit, kollektiver Gewalt und dem tumultarischen Aspekt von Unruhen ist ein Merkmal der progressiven und kritischen Volkskunde der siebziger und achtziger Jahre, das Jüngeren, die Widerstand und Protest als Forschungsgegenstände heute erst entdecken, oft nicht bekannt ist. Silke Göttsch hat dieses Forschungsinteresse regional bezogen umgesetzt, in einem Institut, das geprägt war durch Karl Sigismund Kramer und seine gemeinsam mit Hans Moser in der Münchner Schule entwickelte historisch-archivalische Methode, die eine Dekonstruktion vereinfachender und ahistorischer Verständnisse von Volkskultur ermöglichte.

Der regionale Bezug zu Schleswig-Holstein, das Interesse an seiner Kultur- und Sozialgeschichte und an der Rolle von volkskundlichem Wissen in der Formierung und Legitimierung von National- und Regionalkultur, Sprache und Territorialität, ziehen sich durch ihr Werk und ihre zahlreichen Publikationen, Zeugnis einer immensen Kenntnis von Geschichte und Kultur, von historischen Akteuren und regionalen Autoren über mehrere Jahrhunderte hinweg und die vielen Teilregionen des ungeheuer vielfältigen Bundeslandes umfassend. Sie hat im Lauf der Jahrzehnte aktuelle, neue volkskundliche Forschungsfragen dadurch vorangetrieben, indem sie diesen persönlichen Wissensfundus über Schleswig-Holstein immer wieder neu und anders mobilisiert hat, und dabei viele Studierende und Doktoranden inspiriert und hochmotiviert betreut hat. Silke Göttsch war eine der Professorinnen und Professoren, die einen Forschungsverbund zum Thema „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: Zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert" auf die Beine stellten, in dem an fünf Instituten Fachgeschichte, Wissensformen und öffentliche Wirkung der Volkskunde an exemplarischen Feldern untersucht wurde, zunächst 2006–2008, dann in einer zweiten Phase 2008–2010.[1]

Die Überzeugung, dass „sich der oft als traditionell geschmähte Kanon sehr wohl nutzen (lässt), um an gesellschaftlich und politisch prominente Debatten anzuschließen" (Göttsch-Elten 2015: 17) – eine Aussage, die sie in einem Überblicksartikel 2015 trifft – kann man durchaus auch leitend für ihr eigenes Werk ansehen. Aus-

1 Vgl. Volkskundliches Wissen 2009.

ufernde Selbstdarstellungen sind Silkes Sache nicht. Sie ist sachlich, unprätentiös, uneitel, fair – aber keineswegs zurückhaltend, sondern kämpferisch, wenn es darum geht, ein Anliegen nach vorne zu bringen. Dann streitet sie mit höchstem Engagement und großem Einsatz, nicht für sich selbst, sondern im Normalfall für andere – und für das Fach.

Wie gesagt, Selbstdarstellung ist ihre Sache nicht, und man findet selten persönliche Bekenntnisse, kaum jemals schreibt sie in der ersten Person Singular. Eine seltene Ausnahme: Als im Jahre 2008 die Akademie der Wissenschaften in Hamburg sie zum Mitglied machte, schrieb sie über ihre Ausbildung und ihre kurze Museumstätigkeit „Geblieben ist ein Interesse an materieller Kultur und dem Museum als Ort des Dokumentierens, Ausstellens und Vermittelns unserer Kulturgeschichte. Das Studium der Geschichte hat meine Neigung zu historischen Themen gefördert, denn die Frage nach historischen Lebenswelten und der historischen und sozialen Bedingtheit unserer Kultur bestimmt meine Forschungsinteressen bis heute." Ihre Affinität zur Institution Museum ist nach wie vor groß, und zeigt sich auch darin, dass sie teils während, teils nach ihrer aktiven Zeit in den Gremien der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in zahlreiche Wissenschaftliche Beiräte, Stiftungs- und Forschungsräte berufen worden ist. Ganz früh schon in den Wissenschaftlichen Beirat des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, dessen Sprecherin sie heute ist, aber eben auch viele andere Museen und Forschungsinstitute, nicht nur im Norden Deutschlands – und auch jenseits der Landesgrenzen Deutschlands. Auch die Entwicklung, Stärkung, Weiterführung von Institutionen des Faches in der ehemaligen DDR nach der Wende ist ihr immer ein Anliegen gewesen, und auch dort ist sie für eine Reihe von Einrichtungen des Faches engagiert geblieben.

Die längste Zeit, und die in vielerlei Hinsicht wohl für das Fach wichtigste und wirkungsvollste Tätigkeit, war ihr langjähriges Engagement in der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ich sage „war" – vermute aber, dass es noch weiter geht und die DFG gerade jetzt die Chance sieht, Silke Göttsch-Elten zur Begutachtung von Anträgen aufzufordern. Für acht Jahre war sie – neben Albrecht Lehmann – Fachgutachterin und ein großer Teil der in der Zeit von 1992 bis 2000 gestellten Drittmittelprojektanträge wurden von ihr geprüft und begutachtet. Danach stellte die DFG ihr Gutachterwesen um und richtete die Fachkollegien ein. Und Silke Göttsch wurde wiederum von der dgv nominiert und von uns allen gewählt, diesmal 2008 als Fachkollegiatin, und auch diesmal absolvierte sie zwei Amtsperioden von jeweils vier Jahren. Ich hatte das Privileg, vor fünf Jahren von ihr in die Tätigkeit der Fachkollegiatin eingeführt zu werden, von ihrer immensen Erfahrung zu profitieren und aus nächster Nähe ihre Sorgfalt in der Prüfung der Anträge zu beobachten, ihren immensen Kenntnisreichtum über Felder, Fragen und Methoden des Faches und aller Nachbardisziplinen, ihre Fairness und ihre Fähigkeit, andere von der Qualität der von ihr vertretenen Anträge zu überzeugen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass Silke Göttsch-Elten für mich wirklich ein Vorbild ist. Sie hat in den 16 Jahren als Vertreterin des Faches bei der DFG mit einem extrem hohen Pflichtbewusstsein gearbeitet, immer lücken-

los vorbereitet und hat mit besten Argumenten dafür gekämpft, dass Projektanträge die Bewilligungsempfehlung bekamen – dadurch hat sie nicht nur dafür gesorgt, dass die Forschungslandschaft im Fach sich lebendig und produktiv entwickelte, sondern natürlich auch, dass zahlreiche Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler über Projektstellen in das akademische Berufsfeld hineinsozialisiert werden konnten. Nicht wenige davon sind heute Professorinnen und Professoren.

Ein Überblickwissen über das ganze Fach haben heute nur noch ganz wenige. Sie ist eine davon. Die SIEF, unser europaweiter Fachverband, veröffentlicht sukzessive in seinem elektronischen Organ *SIEF news* Berichte über das Fach in den einzelnen nationalen Traditionen und gegenwärtigen institutionellen Ausprägungen. Für den Länderbericht für Deutschland, der im letzten Jahr erschien, zeichnete – wer sonst – Silke Göttsch verantwortlich. Mit dem sehr nuancierten Überblick stellt Silke unter Beweis, dass sie sich wie kaum eine andere Fachvertreterin auskennt im Fach und vor allem, dass sie ausgewogen und kenntnisreich über diejenigen Fachentwicklungen zu berichten weiß, die gar nicht ihren eigenen Interessen entsprechen – das finde ich etwas ganz Seltenes. Wenn ich von mir selbst spreche: Ich bin in den Feldern, die ich nicht selbst vertrete, nicht annähernd so urteilssicher und informiert, wie sie es immer gewesen ist. Silke Göttsch-Elten hat über Jahrzehnte fachpolitisch, ehrenamtlich, wissenschaftsorganisatorisch dem Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie in Deutschland gedient – wenn man das so altmodisch sagen will – und hat dabei oft vieles zurückstellen müssen: sicherlich die eigene Erholung und des Öfteren auch die eigene Gesundheit, mit Sicherheit auch den Wunsch, eigene Projekte, eigene Publikationen mehr ins Zentrum der Arbeit zu rücken. Dass wir heute als Fach so schlecht nicht dastehen und gar kein „Kleines Fach" sind, das haben wir auch ihr zu verdanken.

Literatur

Akademie der Wissenschaften in Hamburg: Prof. Dr. Silke Göttsch-Elten. Hamburg o. J. https://www.awhamburg.de/akademie/mitglieder/ordentliche-mitglieder/prof.-dr.-silke-goettsch-elten.html (29.03.2018).

Amelang, Katrin (Red.) (2009): Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken (Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge, Nr. 50). Münster.

Callon, Michel/Law, John (2003): On Qualculation, Agency and Otherness. Centre for Science Studies, Lancaster University.

http://www.lancaster.ac.uk/fass/resources/sociology-online-papers/papers/callon-law-qualculation-agency-otherness.pdf (29.03.2018).

Callon, Michel (ed.) (1998): The Law of the Markets. Special Issue: The Sociological Review Monograph Series. Volume 46, Issue S.1.

Expertenkommission zur Situation der Kleinen Fächer in Baden-Württemberg (2015): EMPFEHLUNGEN FÜR EIN ZUKUNFTSPROGRAMM ‚KLEINE FÄCHER' IN BADEN-WÜRTTEMBERG. Abschlussbericht. Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Stuttgart.

https://mwk.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-mwk/intern/dateien/publikationen/Langfassung_Bericht_der_Expertenkommission_zur_Situation_der_Kleinen_Faecher_in_Baden_Wuerttemberg.pdf (16.03.2018).

Färber, Alexa u. a. (2015): Der Preis der Wissenschaft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion – zur Einleitung. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, S. 11–15.

Göttsch, Silke (1991): „Alle für einen Mann…" Leibeigene und Widerständigkeit in Schleswig-Holstein im 18. Jahrhundert. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Band 24) Neumünster.

Göttsch, Silke (2001): Kleine Fächer und Hochschulreformen. Ein Erfahrungsbericht. In: König, Gudrun M./Korff, Gottfried (Hrsg.): Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 22), Tübingen, S. 12–20.

Göttsch-Elten, Silke (2015): Vertraute Arrangements – neue Perspektiven: Europäische Ethnologie/Volkskunde und der Blick nach Osten. In: Johler, Reinhard/Kalinke, Heinke/Marchetti, Christian (Hrsg.): Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vorausblicke. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Band 53) Oldenburg, S. 17–32.

Göttsch-Elten, Silke (2016): Vom Ende der geordneten Welt – Kulturkritik und Krisenerfahrung um 1900. In: Bihrer, Andreas/Frank-Schwenk, Anja/Stein, Tine (Hrsg.): Endlichkeit. Zur Vergänglichkeit und Begrenztheit von Mensch, Natur und Gesellschaft. (Edition Kulturwissenschaft, Band 59) Bielefeld, S. 291–309.

Göttsch-Elten, Silke (2016): National Ethnology Report Germany: European Ethnology as Discipline of Many Names. SIEF news, Autumn 2016, Vol. 14, No. 2, S. 7–12.

Hoffman, Steve G. (2011): The new tools of the science trade: contested knowledge production and the conceptual vocabularies of academic capitalism. In: Social Anthropology. Vol. 9, No. 4, S. 439–462.

Lack, Elisabeth (2008): Einleitung – Das Zauberwort „Standards". In: Lack, Elisabeth/Markschies, Christoph (Hrsg.): What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften. Frankfurt/M./New York, S. 9–34.

Lehmann, Albrecht /Göttsch, Silke (2007): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarb. und erw. Aufl. Berlin.

Merton, Robert K. (1983): Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt/M.

Münch, Richard (2011): Akademischer Kapitalismus. Zur Politischen Ökonomie der Hochschulreform. Berlin.

Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.) (2016): Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 40. Wien.

Shore, Cris (2010): Beyond the multiversity: neoliberalism and the rise of the schizophrenic university. In: Social Anthropology. Vol. 18 No. 1, S. 15–29.

Tauschek, Markus (2015): Wissenschaft messen? Zur Ambivalenz von Hochschul-Rankings. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, S. 51–63.

Vonderau, Asta (2015): Bologna Backstage. Infrastrukturen der Exzellenz. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, S. 37–50.

Wright, Susan/Rabo, Annika (2010) (eds.): Anthropologies of university reform. Special Issue. Social Anthropology. Vol. 18, No. 1.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 64–80.*

Silke Meyer

Remittances und transnationales Kapital

Wirtschaften als Partizipations- und Differenzierungspraxis

Im Mittelpunkt dieses Beitrags zum Wirtschaften als sozialem Handeln stehen *Remittances* oder Remissen, also die Gelder, die Migrantinnen und Migranten in ihre Herkunftsorte schicken.[1] In der Migrationsforschung kann der Zusammenhang von ökonomischen und sozialen Praktiken gar nicht genug betont werden, denn die Entscheidung zur Mobilität ist in den meisten Fällen mit der Hoffnung auf finanziellen Aufstieg, auf Zugang zu Arbeit, Wohlstand und Sicherheit verknüpft und wird nicht von Einzelnen, sondern in der Familie getroffen. Von diesem Aufstieg profitieren aber nicht nur die Mobilen, sondern auch die Gebliebenen, denn der Lohn für die Mobilität wird am Ankunfts- wie am Herkunftsort geteilt. Migrantinnen und Migranten transferieren Geld an ihre Familie, Verwandtschaft, Freundeskreise, Nachbarschaften oder an andere Gruppen, die den Herkunftsort vertreten (so genannte *hometown associations*).

Remittances beeindrucken zunächst durch Zahlen: Weltweit ist der private Geldversand fast drei Mal so hoch wie die offizielle Entwicklungshilfe. 2017 flossen global Geldsendungen in Höhe von mehr als 613 Milliarden US-Dollar, die inoffizielle Zahl liegt noch darüber (World Bank Group 2018: v). Entsprechend hoch ist die Aufmerksamkeit, die Entwicklungs- und Finanzinstitute *Remittances* als Mittel des *policy making* schenken: Die Bedeutung der Rücksendungen für die Herkunftsorte ist unbestritten. Erfolgreich etablierte *Remittance*-Transfers ermöglichen es, Haushalte und Gemeinden langfristig zu unterhalten, gesellschaftliche Entwicklung und Wirtschaft zu fördern und Migrationszyklen zu etablieren. Auch die internationale Gesundheits- und Bildungspolitik richtet ihr Engagement an der Höhe der Privatgelder aus, entsprechend laut fällt teilweise auch die Kritik an neoliberalen Auswirkungen von Remissen aus. Denn wenn die Summe der privaten Überweisungen aus dem Ausland steigt, sehen staatliche Investoren weniger Notwendigkeit für die Förderung

1 Der Beitrag beruht auf den Arbeiten im Projekt „Follow the Money – Remittances as Social Practice“ (P 28929), gefördert vom FWF und Tiroler Matching Funds für die Laufzeit 2016–2019. Wissenschaftliche/r Mitarbeiter/-in sind Fatma Haron und Claudius Ströhle. Beiden verdanke ich viele Informationen sowohl über die Menschen in Uşak als auch in Fulpmes.

von öffentlichen Krankenhäusern, Schulen und anderen Bildungseinrichtungen (Orozco 2013). Auf der Mikroebene bestimmen auch Wechselkurse *Remittance*-Praktiken, wenn Währungen starken politisch motivierten Schwankungen unterliegen.

Remittances sind jedoch aus ethnologisch-kulturwissenschaftlicher Sicht mehr als Instrumentarien der Entwicklungsförderung, denn sie tragen diverse soziale und symbolische Zuschreibungen in sich. Sie sind Ausdruck von Solidarität und Nostalgie, repräsentieren Maßnahmen der Unterstützung und der Kontrolle und sie werden begleitet von Konflikten und kognitiven Dissonanzen. Die Erwartungen und der Druck, Geld an die Familie, die Verwandtschaft und an andere soziale Netzwerke zu schicken, sind hoch, und Migrant/-innen nehmen dafür teilweise schwierige Lebens- und Überlebensbedingungen in Kauf. Zusammen genommen stellen *Remittances* eine ökonomische Praxis der Partizipation und der sozialen Positionierung in einem transnationalen Beziehungsgeflecht dar.

Die Geldsendungen eröffnen einen transnationalen Raum, der in der Europäischen Ethnologie und in anderen Disziplinen mittlerweile das Grundverständnis von Migration bietet.[2] Transnationalismus ist zu einer Forschungsperspektive geworden, die auf *moving targets* (Welz 1998) gerichtet ist. Mit diesem Blickwinkel einher geht die methodologische Voraussetzung, dass nicht mehr die stationäre Feldforschung mit dem Agrarzyklus als Maßstab, sondern eine bewegliche und *multi-sited ethnography* (Marcus 1998) die Datenerhebung leitet. Folgt man den *moving targets*, dann leuchtet die Transnationalitätsforschung einen Raum aus, der mobile und stationäre Akteurinnen und Akteure, Herkunftsgesellschaften sowie Ankunftsgesellschaften umfasst, deren Dichotomie hinterfragt und somit einen methodologischen Nationalismus vermeidet.[3] In diesem Sinn ist Transnationalismus keine Theorie, sondern eben eine Perspektive, die Multilokalität adäquat zu beschreiben sucht. Transnationale Räume gehen über geografische, kulturelle, wirtschaftliche und politische Grenzen hinaus und werden vor allem durch die sozialen Beziehungen und Interaktionen ihrer Akteure und Akteurinnen bestimmt. In ihrem postmigrantischen Alltag generieren sie transnationales Kapital durch das Wissen um und aus ihren multilokalen Zugehörigkeiten und Symbolsystemen (unter anderem Bojadžijev/Römhild 2014; Yildiz/Hill 2015). Transnationales Kapital kann dabei fehlendes kulturelles oder soziales Kapital kompensieren. Es steht aber nicht für die Kompetenz oder den Willen

2 Einen Überblick über Prozesse der Transnationalisierung geben Basch et al. 1994; Glick Schiller et al. 1995; Glick Schiller 2014; Pries 2010; Faist 2008; Faist et al. 2014; Vertovec 2009, Waldinger 2015. Für das Forschungsfeld werden verschiedene Begriffe gebraucht und bisweilen wenig trennscharf verwendet: ich benutze Transnationalisierung, um den Prozess hervorzuheben, und Transnationalität, wenn ich auf das Spektrum verweise, innerhalb dessen sich Menschen stark oder schwach transnational verorten (Faist/Fauser/Reisenauer 2014). Transnationalismus verwende ich für die Forschungsperspektive.

3 Nach Glick Schiller überträgt der methodologische Nationalismus die Annahme, dass der Nationalstaat eine Art natürlicher Einheit ist, auf die Forschung, indem die Nation als analytische Kategorie gesetzt wird und Methoden der Datenerhebung vorgibt (Glick Schiller 2014).

zur Integration, sondern eben auch für eine Alternative dazu. Grundlegend sehe ich es, neben anderen Kapitalsorten, als ein Mittel der Selbstpositionierung und als Währung in der Aushandlung von Mitgliedschaft und Identitätsstiftung in Bezug auf verschiedene Lokalitäten. Transnationales Kapital beinhaltet Positionen in sozialen Feldern und Praxisformen, die mehrere Räume zusammenführen.

Transnationalisierung ist kein neues Phänomen in der Geschichte, sondern wird in den historischen Wissenschaften auch für vornationale Gesellschaften diskutiert (Krieger 2004)[4]. Dennoch lassen sich Veränderungen erkennen. So verweist beispielsweise Nina Glick Schiller auf einen strukturellen Unterschied zwischen der Migration des 21. zu der des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die früheren Migrantinnen und Migranten brachen die Brücken in ihre Herkunftsländer weitgehend ab und verorteten sich, nicht zuletzt aufgrund beschwerlicher und teurer Reise- und Kommunikationsmöglichkeiten, sozial, politisch und ökonomisch in der Ankunftsgesellschaft. Im Gegensatz dazu führen Migrant/-innen in der medial stark erweiterten Gegenwart ihr Leben eher über nationale Grenzen hinweg und verbinden in ihrem sozialen Feld ihre Herkunfts- und ihre Ankunftsländer durch Beziehungen und Netzwerke (Glick Schiller 2014: 162ff.). Transnationalisierung beschreibt also einen Vergesellschaftungsmodus, der über nationale Grenzen hinweg reicht und den Nationalstaat nicht mehr als primäre Bezugseinheit annimmt. Dabei liegt unser Blick auf Praktiken der Vernetzungen und Verbindungen, aber auch auf Auflösungserscheinungen, Barrieren und Abgrenzungen. Transnationalisierung meint nicht, dass sich die Kategorie des Nationalen politisch wie im Alltag auflöst. Gerade unsere Gegenwart zeigt, dass die Nationalgesellschaft ihre Prägekraft behält, sie de-lokalisiert sich nicht, sondern verstärkt sich an manchen Orten noch. Wir haben es nicht mit einer kosmopolitischen Welt oder einer postnationalen Utopie zu tun, diese Zuschreibungen träfen auf die politische Gegenwart mit ihren Debatten um Doppelstaatsbürgerschaft, Leitkultur und Schengenabkommen keinesfalls zu. Dies zeigt sich auch auf der Handlungsebene: Die Praxisformen, die sich aus dem transnationalen Kapital ergeben, sind zwar nicht auf nationale Räume beschränkt, sie sind aber dennoch von ihnen bedingt.

Social Remittances

Remittance-Transfers stellen keine rein ökonomische Entscheidung, sondern auch eine soziale Praxis dar. Der Begriff ist daher weiter zu verstehen als reine Geldsendungen und er bezeichnet – trotz des ‚re' – nicht nur eine Richtung der Gabenökonomie.[5] Peggy Levitt wählt die Bezeichnung *social remittances*, um kenntlich zu machen, dass

4 Transnationale Gemeinschaften können Seeleute und Kaufleute sein (z. B. Niederländer im Ostseeraum), aber auch akademische Kommunikationsnetzwerke.

5 Sabine Strasser (2009, dies./Ak) schlägt den Begriff *Transmittance* vor, um deutlich zu machen, dass es nicht allein um Rücksendungen geht, sondern um eben um die Zirkulation, also das ‚re-re', von Menschen, Geldern und Dingen im transnationalen Raum.

die Geldsendungen mit einem Transfer von Wertvorstellungen, Normen, Narrativen, Praktiken, Identitäten und Sozialbeziehungen einhergehen (Levitt/Sørensen 2004: 8; Levitt/Lamba-Nieves 2011: 2; Nowicka/Šerbedžija 2016).[6] Der Werbeslogan von Western Union, dem wichtigsten Finanzinstitut im *Remittance*-Geschäft, lautet nicht umsonst „you are sending so much more than money".

Remissen umfassen Geld, Lebensmittel, Kleidung, Inneneinrichtungen, Möbel, Teppiche und Werkzeuge, aber auch Vorstellungen von männlichen und weiblichen Rollenbildern, von Familie und Kindheit, von Umweltschutz und Mülltrennung, Gesundheit und Vorsorge, Demokratie und Freiheit und vielem mehr. Der *Remittance*-Austausch wird begleitet von Besuchen an und aus den Empfängerorten und von E-Mails, Briefen, Telefon-, Skype- und Facetimekontakten. Die Zuschreibungen an die Gelder sind vielfältig: Bei den Sender-/innen können *Remittance*-Praktiken Identifikation stiften und nostalgische Verbundenheit sowie Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft repräsentieren, wenn Gelder Schulbildung und medizinische Versorgung ermöglichen. Gleichzeitig stehen die Rücksendungen für einen hohen Erwartungsdruck, dass Migrant/-innen ihr vermeintlich besseres Leben mit den am Herkunftsort Verbliebenen teilen sollten. Aus der Perspektive der Empfänger/-innen existieren daher Zuschreibungen von Überlebenshilfe, Dankbarkeit und zugleich Einmischung von außen, ja sogar Erpressung, wenn die Sendungen mit explizitem Verwendungszweck ankommen. Zugleich verbinden Remittances nicht nur Sender/-innen mit Empfänger/-innen, sondern sie nehmen auch Einfluss auf deren soziales Umfeld. Ins Ausland überwiesenes Geld kann für Gemeinschaftssinn stehen, aber auch als Sozialschmarotzertum kritisch beäugt werden, wenn Konsum und Investitionen nicht am Wohnort getätigt werden (zuweilen ungeachtet der Gesetzgebung, die beispielsweise Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft den Erwerb von Eigentum bis heute erschwert). Konsumoptionen durch Gelder aus dem Ausland ermöglichen Freiheit und Ausdrucksformen für Individuen, stehen jedoch auch in der Kritik des Materialismus und der Oberflächlichkeit. Geldsendungen ermöglichen Bildung, wenn Kinder in Migrationsfamilien im Herkunftsort länger in die Schule gehen können, gerade diese besser gebildeten Jugendlichen und jungen Erwachsenen verlassen jedoch auch mit höherer Wahrscheinlichkeit ihre Gemeinde, um andernorts Geld zu verdienen. *Brain drain* und *Remittances* stehen in direkter Verbindung, ihre Bewertung fällt jedoch sehr unterschiedlich aus (Kapur/MacHale 2005; Castles/Miller 2009). Je nach Land können Geldsendungen politisches Engagement fördern (Lacroix 2016) oder in den Verdacht geraten, staatsfeindliche politische Gruppen bis hin zum Terrorismus zu finanzieren (Mascarenhas/Sandler 2014).

Die Semantik der *Remittance*-Gelder ist also komplex, und ihre Erforschung führt zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen, zum Beispiel in der Gesundheits-, Bildungs-

6 Levitt prägte den Begriff der *social remittances* in ihrem Buch *The Transnational Villagers* (2001), in dem sie sich mit dem Migrationsnexus der Dominikanischen Republik und Boston beschäftigte.

und Genderpolitik. Notwendig ist daher ein extrem kontextspezifischer Blick. Das Projekt, das im Folgenden im Mittelpunkt steht, bezieht sich auf den historischen und gegenwärtigen Migrationsnexus Türkei und Österreich. Die Türkei weist eine interessante Entwicklung der *Remittance*-Zahlen auf: Bei den Geldsendungen in die Türkei ist ein deutlicher Abwärtstrend zu beobachten: Von einem Rekordhoch von 5.356 US-D Millionen im Jahr 1998 fiel die Summe der Überweisungen auf 1.045 US-D Millionen im Jahr 2017. Dafür stiegen die Transfers von der Türkei aus signifikant an (1.129 US-D Millionen).[7] Gründe dafür können ein steigendes Gefühl der Zugehörigkeit und Investitionsbereitschaft zum Beispiel in Deutschland, Anstieg der Remigration sowie die prosperierende türkische Wirtschaft sein (Elitok/Bettin/Straubhaar 2012; Elitok 2013). Es lohnt sich also, die finanziellen Handlungen wie Geld sparen, senden, empfangen und investieren genauer zu untersuchen und Perspektive und Motive der Akteur/-innen auf Seiten der Sendenden und der Empfangenden im transnationalen Raum zu analysieren. Dieser Raum lässt sich konkretisieren auf die Provinz und Stadt Uşak und die Gemeinde Fulpmes in Tirol. Uşak liegt im Westen der Türkei, an der geografisch-kulturellen Grenze zwischen der Ägäis und Zentralanatolien. Die Stadt hat circa 200.000 Einwohner, von denen ein Großteil in der Landwirtschaft und Textilindustrie arbeitet. Nach der Gründung der Türkischen Republik waren die Teppich-, Leder- und Zuckerproduktion wichtige Wirtschaftszweige. Als zentrale Verkehrs- und Verbindungsroute zu und von den Häfen der Westküste war die Provinz eine der ersten in der Türkei, in der eine Eisenbahnstrecke gebaut wurde. Heute wird das Schienennetz vor allem für den Gütertransport genutzt.

Im Rahmen des Anwerbeabkommens zwischen Österreich und der Türkei im Jahr 1964 wurde das Gesuch Tirols für männliche Arbeiter nach Uşak weitergeleitet, und die Pioniermigranten kamen nach Kufstein, Innsbruck, Hall und eben nach Fulpmes.[8] Die ländliche Marktgemeinde Fulpmes liegt im Stubaital in Tirol, ungefähr 15 Kilometer von Innsbruck entfernt. Sie hat circa 4000 Einwohner und ist winters wie sommers vom Tourismus in den verschiedenen Ski- und Erholungsgebieten geprägt (nicht zuletzt verfolgt das Projekt mit diesem Untersuchungsort auch einen Beitrag zur Erforschung von Migration auf dem Land).

Historisch war seit dem 16. Jahrhundert die Kleineisenindustrie prägend für Fulpmes, am Ortseingang begrüßt entsprechend eine begehbare Eisenskulptur die Besucher/-innen, in deren Innenraum eine Kreuzigungsszene ausgestellt ist. Dieser katholische Kern gehört zur Marktgemeinde Fulpmes. Die eisenverarbeitenden Betriebe waren die Arbeitgeber für die ersten Gastarbeiter und beschäftigen heute deren Söhne, Neffen und Enkel. Von den circa 4000 Einwohner/-innen in Fulpmes

7 Die aktuellen Zahlen finden sich auf den Seiten der Weltbank unter http://www.worldbank.org/en/topic/labormarkets/brief/migration-and-remittances (3.5.2018).

8 Zur Arbeitsmigration in Tirol siehe Amoser 2017; Gstir 2011; Hetfleisch 2015, 2017; Rupnow et al. 2015; Tiroler Bildungsforum 2014; Tiroler Volkskunstmuseum 2017, für Österreich jüngst Bischof/Rupnow 2017.

haben ungefähr 800 einen familiären Bezug zur Türkei. Neben katholischen Gedenkorten steht in Fulpmes daher auch eine Moschee, die von der türkischen Community seit 2000 selbst finanziert und gebaut wurde.[9] Im gleichen Gebäude ist der türkische Kulturverein ATIB, die österreichische Entsprechung zu DITIB, untergebracht. Auch ohne offizielle Städtepartnerschaft besuchen Delegationen aus Politik, Schule und Wirtschaft sich gegenseitig in Uşak und Fulpmes, und die türkische Community ist im Gemeinderat mit der Liste „Miteinander für Fulpmes" vertreten. Migration ist in Fulpmes eine gesellschaftliche Realität, um deren Deutungshoheit viele Seiten bemüht sind. Innerhalb der türkischen Community, aber auch als Brücke hinein in die nicht-türkischen Teile von Fulpmes nimmt unsere Kontaktperson Herr Tamer eine zentrale Rolle ein: Er lebt seit 1981 in Fulpmes, wohin er seinem Vater folgte, der in den frühen 70ern nach Österreich kam. Seine Frau holte er acht Jahre später nach, seither lebt er mit ihr und seinen drei Kindern in Fulpmes. Auch weitere Verwandte leben im Stubaital, in Schwaz und in Innsbruck. Herr Tamer arbeitet seit über zwanzig Jahren als Techniker auf dem Stubaier Skibetrieb Schlick 2000, er hat gute Kontakte zu seinem Arbeitgeber und damit zur Fulpmeraner Wirtschaft. Seine beiden Söhne arbeiten in der Region, seine Tochter hat in Innsbruck Politikwissenschaften studiert („als erste Türkin aus Fulpmes"), arbeitet für eine auf Migration spezialisierte NGO in Innsbruck und im Winter zusätzlich als Skilehrerin („als erste Türkin aus Fulpmes"). Herr Tamer war lange Jahre Obmann des Kulturvereins ATIB und stand auch als treibende Kraft hinter dem Bau der Moschee. Das Geld hierfür haben die Mitglieder selbst aufgebracht, vieles in Eigenleistung erbaut. Im Vereinsheim hängt am schwarzen Brett eine lange Liste mit über 300 Namen und der Höhe der monatlichen Mitgliedsbeiträge. In Gelb markiert sind diejenigen, die ihren Beitrag 10 Jahre im Voraus bezahlt haben und somit zur Finanzierung von Moschee und Verein verlässlich beitragen. Als ich nach Erläuterungen zur Geldliste frage, fängt Herr Tamer an zu lachen und berichtet davon, wie groß der Widerstand der türkischen Freunde und Nachbarn zunächst war, in Österreich zu investieren. Die Finanzierung der Moschee ist für ihn ein Schlüssel zum Verständnis von Migration. Die meisten seien zunächst unwillig gewesen, hätten ihr Geld ja immer „nach unten", also in die Türkei geschickt, und er fährt fort: „Bis 1991 haben wir keinen Cent in Österreich investiert. Aber die Frage ist doch, wo bin ich zuhause, da gebe ich dann auch mein Geld aus."

Die Geldsendungen in die Türkei werden in Fulpmes auch kritisch, nämlich als Ausdruck von Illoyalität betrachtet. Herr Tamer berichtet von Vorwürfen, dass man vom österreichischen Sozialsystem profitiere, aber nichts in das System einbezahle und die österreichische Wirtschaft nicht unterstütze. Investition bedeute auch Identifikation, und beides hätten die Pioniermigranten wie sein Vater in seinen Augen der österreichischen Aufnahmegesellschaft verweigert. Er positioniert sich damit kon-

9 Schon 1975 wurde in einem alten Fabrikgebäude ein erster Gebetsraum eingerichtet, dann kam die Übersiedlung in ein ehemaliges Bauerntheater, bis dann die neue Moschee am heutigen Standort eingerichtet wurde.

form mit einem österreichischen Migrationsdiskurs und seinem Imperativ der Integration wie der Leistung. Während er von sich und seiner Familie Integration fordert, erwartet er zugleich materiellen Verzicht, weil natürlich auch er Geld in die Türkei schickte und schickt. Die Familiengeschichte ist ebenso stark von Migrationserlebnissen wie vom Mythos der Rückkehr geprägt. Vor allem das Haus der Familie in Uşak sei dabei immer ein Streitpunkt gewesen. Die Familie habe in Fulpmes in beengten Verhältnissen gewohnt – zwei Zimmer mit Etagen-WC, später wurde die Küche mit einer Dusche ausgestattet. Zugleich habe man in Uşak in ein zweites Haus in der Stadt investiert und das Haus im Dorf bei Uşak renoviert, mit einer Heizung ausgestattet und vergrößert. Natürlich habe das zu Konflikten geführt, die Kinder hätten mehr materiellen Komfort gefordert gerade in Bezug auf die Wohnverhältnisse, wollten eigene Zimmer wie ihre Fulpmeraner Altersgenossen. Lösen kann Herr Tamer den Konflikt im Gespräch nicht, er endet vage mit dem Argument, man brauche schließlich eine Bleibe für die Sommermonate in der Türkei.[10]

Sommer um Sommer werden in der Türkei Häuser renoviert, ausgebaut und erweitert, Stockwerke aufgesetzt für die Großeltern, die mittlerweile remigriert sind, für Verwandte, die als Hausmeister fungieren, und natürlich für die Familie, wenn sie im Sommer zu Besuch kommt. Häuser und *home-making* sind Ausdruck von Identitäts- und Partizipationspraktiken, die sich im transnationalen Kontext entlang von *Remittance*-Sendungen objektivieren (Bivand Erdal 2011). Die Architekturtheoretikerin Stefanie Bürkle hat in ihrem Projekt „Migrating Space" die Häuser der Almancı, also der ‚Deutschländer', die in die Türkei zurückgekehrt sind und dort – meist ohne Architekt/-innen – Häuser gebaut haben, dokumentiert. Sie unterteilt in Vorbildhäuser, Zweiteilehäuser und Mehrschichtenhäuser. Das Vorbildhaus nimmt in seiner repräsentativen Bauart, den verwendeten Materialien wie Ziegel, Backstein oder Naturstein und Bauelementen wie Satteldach, Dachfenstern, Innentreppe, Garage und Keller deutlich Bezug auf beliebte Eigenheimformen in Deutschland (Bürkle 2016: 252f.). Das Zweiteilehaus lässt sich als Vereinigung von deutschen und türkischen Bauformen lesen. Während die Baumaterialien und Konstruktionsanteile wie Dach oder Keller eher an Deutschland erinnern, orientiert sich vor allem der weitläufige Terrassenbereich an ortsüblichen Bautraditionen. Collagenartig fügen Bauherren Satteldach und die Vorzüge des Flachdachs als Terrasse zusammen (Bürkle 2016: 285). Das Mehrschichtenhaus schließlich nimmt stark Bezug auf die Lebensvollzüge der transnational agierenden Menschen. An einzelnen Schichten lässt sich ein jahre- und bisweilen jahrzehntelanger Bauprozess in Eigenregie ablesen. Wenn die Familie im Sommer in die Türkei kam und kommt, wird weitergebaut, eine Etage hinzugefügt, ein Raum erweitert, die Garage hinzugebaut. Bürkle beschreibt diese Häuser als Sinnbilder der Veränderung und der Verbesserung; vor allem für Remigrant/-innen

10 Häuser, Einrichtungen und *Remittance*-Objekte sind das Thema von Claudius Ströhles Dissertation innerhalb des Projekts. Seine Feldforschungen in Fulpmes, aber vor allem auch in Uşak im Jahr 2017 und 2018 sind wichtige Impulse in der Umsetzung der transnationalen Perspektive.

stellen sie einen Ausdruck ihres transnationalen Kapitals dar. Die Sicht der am Ort Gebliebenen auf die Objektivationen des sozialen Aufstiegs ihrer Nachbarn ist jedoch ambivalent. Einerseits zeigt man auf die verlassenen Häuser und sagt, dass das jene der Europäer seien, die sich nicht mehr fürs Dorf interessieren, die Häuser einfach verfallen lassen. Andererseits werden auch die neuen Häuser, die hier gebaut werden, misstrauisch beäugt, man empfindet sie als unpassend und fremdartig. Transnationales Kapital ist Ressource und Zugehörigkeitsdilemma zugleich.

Transnationales Kapital und Diversitätspraxis

Transnationale Zugehörigkeiten und Ressourcen prägen auch die Kernerzählungen, die viele Interviews über *Remittance*-Praktiken strukturieren. Ayse, die zum Zeitpunkt des Interviews 29-jährige Tochter von Herrn Tamer, fasst ihre transnationale Biografie darin zusammen, immer anders zu sein, und zwar als Österreicherin, weil sie Türkin ist und als Türkin, weil sie in Österreich aufgewachsen ist: „Da hat man den Namen Ayse und benimmt sich nicht so." Dieses Statement ist ein Schlüsselsatz in unserem Interview, das ich mittels eines narrationsanalytischen Zugangs ausgewertet habe. Narrationsanalytisch lässt sich empirisch untersuchen, wie sich Menschen beim Erzählen selbst entwerfen, und zwar in der Art und Weise, wie sie sich sehen wollen und sollen zugleich. Die Selbsterzählung knüpft an dominante Diskurse an und macht damit die situativ her- und dargestellte narrative Identität gesellschaftlich anschlussfähig. Gleichzeitig erlaubt die Ausformulierung der eigenen Geschichte Sinnstiftung auch durch die Darstellung von Eigensinn und Widerständigem. Erzählen wird zur Praxis der sozialen Positionierung und zum Mittel der Subjektivierung (Meyer 2017, 2014).

> „AT: Da hat man den Namen Ayse und benimmt sich nicht so. Das ist schon immer mein Problem. Ich komme ja von hier, bin hier zur Schule gegangen und habe studiert, Politikwissenschaft, als erste Türkin aus Fulpmes, bin dann zurück in die Türkei zum Arbeiten und so, dann wieder zurück nach Hause und arbeite jetzt hier. Also ganz normal, für mich jetzt so. Aber für die anderen, da ist das nicht immer normal, da bin ich schon, sagen wir, so alt und so und noch nicht verheiratet, das geht nicht. Da haben es die anderen einfacher.
>
> SM: Welche anderen so?
>
> AT: Meine Cousinen zum Beispiel, unten in der Türkei. Bildung ist ja wichtig, also für alle Türken. So wie hier für uns auch, und die kommen damit durch. (6 Sekunden Pause) Zum Beispiel, du hast ja nach Remittance gefragt (--) es gibt da die Geschichte bei uns, jemand aus der Verwandtschaft, die hat Medizin studiert, und sie kommt aus Uşak. Und sie hat ihre Onkel hier gefragt, ob sie sie unterstützen können. Und da haben die Onkel ihr Geld für eine Nähmaschine geschickt [lacht]. Eine Nähmaschine, schon ironisch, oder?
>
> SM: Und was hat sie gemacht, die Cousine?
>
> AT: Sie hat gesagt: „Danke" und hat natürlich Medizin studiert [lacht].
>
> SM: Und die Onkel?
>
> AT: Ja, die haben nichts mehr gesagt [beide lachen]."

Deutlich wird hier, dass die unterschiedlichen Zuschreibungen an die Gelder konfligierende Wertvorstellungen und Handlungsorientierungen repräsentieren. Eine Fremdbestimmung aus Österreich durch zweckgebundene Zahlungen wird nicht (mehr) akzeptiert, die Zahlung an sich jedoch schon. Ayse erzählt die Geschichte anekdotenhaft, als Muster für ein transnationales und intergenerationales Problem. Formelhaft fasst sie ihr Zugehörigkeitsdilemma im Abstract, das die Erzählung einleitet: „Da hat man den Namen Ayse und benimmt sich nicht so. Das ist schon immer mein Problem." Wer Ayse heißt, soll sich auch wie Ayse benehmen, sonst droht ein Identitätskonflikt. Dieses Problem bestimmt „schon immer" das Leben der Interviewpartnerin. Die nachfolgende Orientierung innerhalb der kurzen Erzählung dient als Beweis ihrer Normalität: Entlang einer musterhaften Bildungs- und Erwerbsbiografie demonstriert Ayse tadellose Zugehörigkeit zur vorgestellten österreichischen beziehungsweise bürgerlichen Gemeinschaft: Schule – Studium – Arbeiten, verstärkt durch den evaluativen Meta-Kommentar, der Anschlussfähigkeit an die Erwerbsbiografie als Massenerfahrung bietet: „also ganz normal". Die Aufzählung mit der verkürzten Syntax erinnert an einen tabellarischen Lebenslauf, der den Grad und die Qualität der Anpassung noch unterstreicht. Die Erwerbsbiografie dient als biografische Orientierungsschablone, vor allem im Moment der Devianz oder des Planbruchs (Kohli 1985, 2003). Dass Ayse davon ausgeht, dass auch ich diese Vorstellung teile, zeigt sich an der leeren Formel „und so". Sie kann als Zeichen dafür interpretiert werden, dass ich diese Liste selbst fortsetzen kann, einfach weil ich weiß, dass ein solches am bürgerlichen Leistungsideal orientiertes Leben in die Mitte der Gesellschaft führt. Linearität als weiteres Merkmal einer auf Bildung und Arbeit beruhenden Erfolgsbiografie lässt sich zudem an der häufigen Verwendung von „dann" ableiten, drei Mal in dem kurzen Abschnitt.

Das Skandalon ist die Bewertung innerhalb der türkischen Gruppe, die ihr den Umstand vorhält, mit 29 Jahren noch nicht verheiratet zu sein. Über diese eigene Erfahrung spricht sie aber nicht weiter, sondern hält die Auflösung der Anekdote bereit, die sie als Coda, also als Schluss der Erzählung präsentiert. Der evaluative Kommentar („es gibt da die Geschichte bei uns"), ihr Sprachrhythmus und die Präsentation der Pointe durch die Betonung – „eine Nähmaschine" – lassen vermuten, dass sie diese Erzählung nicht zum ersten Mal zum Besten gibt. Auch in der nachgeschobenen Evaluation hebt sie den anekdotenhaften Charakter der Erzählung hervor und vergewissert sich zugleich meiner Zustimmung zu diesem Genre – „schon ironisch, oder?".

Feinanalytisch bringt Ayse ihr transnationales Kapital vor allem durch deiktische Formate des Zeigens und Verweisens zum Ausdruck. Sie bezeichnet den Herkunftsort ihrer Familie mit „unten" und „dort" und Fulpmes als „hier" und „nach Hause". Beim Topos der Modernität kommen beide Referenzräume stellenweise überein („total modern, wie wir hier auch"), während aber die ebenfalls in Österreich lebenden Onkel als rückständig konnotiert werden. Geschlecht und Generation bilden hier den Ver-

weisrahmen, nicht mehr Österreich und Türkei, und der Wechsel zwischen den Rahmungen zeigt, dass Ayse mit ihrem transnationalen Kapital umzugehen weiß.

Kommunikative Funktion der Anekdote ist schließlich die Darstellung von Agency auf Seiten der Cousine, die unabhängig von der Meinung der Verwandtschaft ihren Plan verfolgt. Diese Handlungsmacht markiert sie sprachlich, indem sie ins szenisch-episodische Erzählen fällt und die direkte Rede verwendet: „sie hat gesagt ‚danke'". Als Pointe der Geschichte wertet sie so die Selbstwirksamkeit ihrer Generation und ihres Geschlechts auf und positioniert die Türkei als moderne Gesellschaft, jedenfalls moderner als gedacht. Ihr biografisches Dilemma, Ayse zu heißen und sich nicht so zu benehmen, findet eine Auflösung durch diese erzählerische Pointe und an *dem* Ort, an dem ich dies am wenigsten erwartet hätte, nämlich in der Türkei. Die Erzählerin leistet Diversitätsarbeit, indem sie sich mehrfach positioniert: als normale Österreicherin und als moderne Türkin. Während sie in der ersten Positionierung Diskursfähigkeit erreicht, indem sie ihre Erzählung an ein dominantes normatives Muster anschließt, enthält die zweite Positionierung eine überraschende eigensinnige Wende, die sie entsprechend evaluativ kommentiert: „schon ironisch, oder?"

Dass Ayse ihre Anekdote erfolgreich einsetzt, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass wir beide lachen.[11] Kommunikativ hat sie ihr Ziel erreicht und geht, sozusagen an der Seite ihrer entfernten Cousine, als moralische Siegerin vom Platz. Denn narrativ gelingt ihr das Unmögliche: sie präsentiert sich zugleich als „normal" und als „außergewöhnlich", indem sie an die Vorstellung einer österreichischen Erwerbsbiografie anschließt und mit den antizipierten Erwartungen einer rückständigen Türkei bricht. Aus ihrer transnationalen Biografie kann sie transnationales Kapital schlagen. Damit bildet die Erzählung einen Subjektivierungsprozess ab, indem sie ein Selbst entwirft, welches anschlussfähig an unterschiedliche Diskurse ist und somit sozial inkludierend wirkt.

Dieser Prozess gelingt aber nicht immer, wie es diese letzte Passage suggerieren mag:

> „AT: Also, unten in der Türkei, da sind sie auch total modern, also wie wir hier auch, und keinen stört's. Da gibt es Geschichten, das glaubt hier keiner, alle denken immer, unten, da sind sie streng, aber in echt, da sieht das anders aus, da (--)
>
> SM: Echt? Erzähl doch mal.
>
> AT: Ja, zum Beispiel (-----) /ja?/ Na ja, also, ähm, aber du hast ja nach Remittance gefragt (--) das geht schon immer so bei uns. Wir haben ja keinen Cent in Fulpmes investiert, erst. Alles unten, immer alles nach unten. Und wir haben aber gesagt: nein, wir leben ja hier und warum immer alles nach unten, verstehst du, ja (---), hier wohnen wir eng, in zwei Zimmern, mit Besuch und so, also das ging echt nicht, das verstehst du doch, oder? /Äh, ja/ und da gab es im-

11 Über die Interaktion im Interview wäre noch viel zu sagen: Ayse nimmt in vielen Situationen demonstrativ die Rolle der Expertin ein, die über die Migration der Anderen spricht. Unsere Beziehung im Interview basiert auf einem akademischen Interesse, das gemeinsame Lachen verstärkt diese Verbindung. Zugleich fördert es die Abgrenzung zu den männlichen Verwandten, die nicht studiert haben.

> mer Streit deshalb, also, obwohl, ich mein, klar haben die das Geld auch gebraucht, ist ja klar, dass man helfen muss, aber wir, ich mein, schon auch, oder? Das verstehst du ja. (…) Und, es war für uns auch nicht leicht immer, vor allem als wir klein waren."

Auch hier wird deutlich, dass Ayse unterschiedliche Anforderungen an sich gerichtet sieht, denen sie nicht immer gleich gerecht werden kann. Mit den Geldsendungen in die Türkei verbindet sie neben Hilfsbereitschaft und Solidarität auch Streit und familiäre Konflikte: Wo soll investiert werden, im Ankunfts- oder im Herkunftsland, im Jetzt oder in der Vergangenheit? Ihre Zerrissenheit wird auf inhaltlicher wie formalsprachlicher Ebene deutlich. Vor allem ihre Syntax zeigt im Vergleich zu anderen Passagen Auflösungserscheinungen „also, obwohl, ich mein" und „aber wir, ich mein, schon, auch, oder?" Auffällig sind auch die häufigen Ansprachen an mich als Interviewerin, mit der sie nach meinem Verständnis und damit nach sozialer Ratifizierung sucht. Migrationsgeschichten werden häufig von einem Generationenkonflikt strukturiert, die Erzählenden der ersten Generation rechtfertigen die Entscheidung zur Migration, die gerade in den 1960er Jahren auch Isolation und wenig Kontakt zur Familie bedeutete. Die nachfolgenden Generationen hingegen sehen sich unter Druck, ihre geänderten Lebensweisen zu legitimieren, ohne sich innerhalb der Familie illoyal zu verhalten. Wenn Ayse die Rücksendungen in die Türkei kritisiert, antizipiert sie den Verdacht der mangelnden Solidarität mit der Familie „unten". Sprachlich findet sie keinen Ausweg aus dieser kommunikativen Situation, außer in meiner Zustimmung „Das verstehst du ja."

Kritisch sieht Ayse auch die Entwicklung in Uşak, wo sie seit ihrer Kindheit regelmäßig die Sommermonate verbringt. Migration hat auch in Uşak viele Veränderungen mit sich gebracht, zunächst den Weggang vieler Familien und dann deren alljährliche Rückkehr im Sommerurlaub. Uşak ist im Sommer eine andere Stadt, wo es mehr Restaurants, Bars, Cafés und Boutiquen gibt, in denen „die Europäer", also Migrantinnen und Migranten, im demonstrativen Konsum ihr Geld ausgeben. Natürlich, so Ayse, sei das ihr Urlaub, sie hätten viel Zeit und dann säße das Geld „locker". Dahinter vermutet sie aber auch eine Verdrängungsstrategie, die Erfahrungen der ökonomischen und sozialen Marginalisierung in Österreich kompensieren soll. Deshalb sei es so wichtig, mit dem Statussymbol Auto „nach unten" in die Türkei zu fahren, hier sei man eben nicht der Hilfsarbeiter, sondern „lebe im Mega-Haus sozusagen den Traum der Eltern weiter". Denn nur die wenigstens hätten es in Österreich „geschafft", die meisten gäben sich aber mit Hilfsarbeiterjobs zufrieden, solange sie in der Türkei „protzen" könnten.

Die *Remittance*-Geschichten bilden ein situatives Selbstinvestment als Ausdruck von transnationalem Kapital ab, die entlang der wirtschaftlichen Praktiken von Geldsendungen und Konsum objektivierbar werden. Die Mehrfachzugehörigkeit wird in ihrer Benennung deutlich: In Fulpmes sind aus Ayses Perspektive „ihre Leute" „die Türken", in Uşak sind es „die Europäer". Zum ständigen Blickwechsel gehört auch die Wahrnehmungs- und Denkstruktur des Vergleichs, der auf sprachlicher Ebene durch die häufigen deiktischen Verweise wie „die", „unten" und „dort" sowie „wir"

und „hier" deutlich wird.[12] Auch der Überraschungseffekt der modernen Türkei ergibt sich aus dem Vergleich mit „wir hier". Auf die Bedeutung der Vergleichsgeschichte im Migrationskontext hat auch Brigitte Bönisch-Brednich hingewiesen: als Mittel der Positionierung, als alltagspraktische Orientierungshilfe und als Wahrnehmungsstruktur (Bönisch-Brednich 2002: 272–274, Lehmann 2007: 181f.), die jedoch nicht auf einen Ländervergleich einzugrenzen ist. Denn Ayse vergleicht sich mit ihren türkeistämmigen wie mit ihren österreichstämmigen Klassenkameradinnen sowie mit ihren Cousinen, die in der Türkei leben. Wie prägend solche Vergleiche seit ihrer Kindheit sind, zeigt sich am transnationalen Kapital der Mehrsprachigkeit. Ayse setzt ihre Sprachkenntnisse im Berufsleben wie im Alltag gewinnbringend ein. Begleitet man sie durch Fulpmes, ist ihre linguistische Gewandtheit und das schnelle und zielsichere Umschalten zwischen Türkisch, Tirolerisch und Hochdeutsch (mit mir) beeindruckend. Im Interview war ich überrascht, wie verletzt diese souveräne Gesprächspartnerin wirkte, als sie vom Umgang mit Sprachen in ihrer Grundschulzeit erzählte. Dort waren ihre Türkischkenntnisse bestenfalls ignoriert worden, gesellschaftliche Anerkennung erhielt sie dafür keine, ganz im Gegensatz zu einer Klassenkameradin, die Französisch sprach. Weshalb aber ist es eine Kompetenz, in der Grundschule Französisch zu sprechen, beziehungsweise weshalb ist es keine Kompetenz, Türkisch zu sprechen? Warum wird man für das eine bewundert und für das andere bestenfalls nicht beachtet?

Der Vergleich ist eine Differenzkonstruktion, die situativ und dynamisch angewandt wird. Stefan Hirschauer hat diese Dynamik des *Un/doing Differences* untersucht und fragt nach dem Unterschied, den manche Unterscheidungen machen. Sein intersektional informiertes Forschungsprogramm zielt vor allem darauf ab, die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten freizulegen und auf die unterschiedliche Intensität von Mitgliedschaften hinzuweisen. Konsequent praxeologisch gedacht („Ich bin X, solange ich X tue") werden Identitäten dabei fluide Gebilde, sie „lösen sich in Praktiken auf" (Hirschauer 2014: 179). Das heißt für Ayse: Wenn sie Deutsch oder Tirolerisch spricht, rückt sie die (Fulpmeraner) Mitgliedschaft auf Kosten einer anderen (türkischen) Mitgliedschaft in den Vordergrund. Den Differenzierungen nach Ethnizität und Nationalität setzt sie die Kategorisierung nach Leistung entgegen: Wer schulische Leistungen erbringt, kann etwas aus sich machen, wer sich aber als Hilfsarbeiter denkt und gibt, der ist für die anderen auch ein Hilfsarbeiter. Die in den Interviews häufig gebrauchte Formulierung „als erste Türkin aus Fulpmes" dient ebenfalls der vergleichenden Mehrfachpositionierung nach einem meritokratischen Prinzip. Die Mitgliedschaften als Türkin, als Frau, aus Fulpmes werden der Errungenschaft, die Erste zu sein, untergeordnet, der Vergleich ist hier in die Gruppe der Türkinnen hinein gerichtet. Solche Vergleichsgeschichten stellen eine „unmögliche Logik" (Bruner 1997: 64) bereit, indem sich die Erzählersubjekte möglichst individuell

12 Claudius Ströhle berichtet aus seinen Feldforschungen in Uşak, dass der Vergleich ein omnipräsentes Wahrnehmungsmuster gewesen sei.

und außergewöhnlich und zugleich sozial anschlussfähig entwerfen. Wiederum steht die Anschlussfähigkeit an hegemoniale Diskurse im Vordergrund: Die Konstruktion der Differenzkategorie Leistung als „ein großer sozialer Gleichmacher" bedeutet die Herstellung von Zugehörigkeit „als sozial neutrale(m) Akt" (Hirschauer 2014: 171) und als Ausdruck von individueller Handlungsfähigkeit. Mit dieser Differenzierung nach Leistung, die auf die Herstellung von Individuen und nicht von sozialen Gruppen zielt, entkommt Ayse der Kollektivierung, an der die Kategorien von Ethnizität, Nationalität und auch Religion mitwirken. Dadurch entsteht aber auch ihre spezifische und problematische Lage, in jeder Situation besonders zu sein. Individualisiert wird nämlich auch das strukturelle Zugehörigkeitsdilemma: „Da hat man den Namen Ayse und benimmt sich nicht so. Das ist schon immer mein Problem."[13]

Remittances-Praxis als moralische Ökonomie

Die Konflikte rund um *Remittances* und die Frage, wer wo richtig investiert, bringt mich zum Schluss zum Konzept der moralischen Ökonomie, mit dem sich die Komplexität von wirtschaftlichen Handlungen auch außerhalb von *rational choice* und Nutzenmaximierung beschreiben lässt: „economics is not the whole story" (Levitt/Lamba-Nieves 2011: 2). Moralische Ökonomie stellt ein Netzwerk „affektgesättigter Werte, die in fest umrissenen Beziehungen zu einander stehen und fungieren" (Daston 2003: 158) dar. Das Adjektiv „moralisch" umfasst in seiner weiten Bedeutung des 18. Jahrhunderts individualpsychologische und normative Bewertungen von Handeln, welches „die angemessenen, wünschenswerten und bestehenden Konnektivitäten der Gesellschaft" (Tellmann 2013: 3) gewährleistet. Auch der Begriff „Ökonomie" ist in seiner historischen Bedeutung zu verstehen und zwar als Organisation eines Haushaltes als ökonomischem und sozialem Gesamtsystem.[14] Dieses Gesamtsystem verfügt über Regelmäßigkeiten, die erklärbar, wenn auch nicht im Einzelnen vorhersehbar sind. Eine moralische Ökonomie ist damit ein kollektiv begründetes und individuell wirksames Verhältnis von Angemessenheit und Balance zwischen Eigen- und Gruppennutzen sowie zwischen Knappheit und Notwendigkeit. Weiterhin ist die

13 Damit steht Ayse genau zwischen der Krise des Allgemeinen und der Krise des Besonderen, die Andreas Reckwitz (2017) für die akademische Mittelklasse der Moderne beschreibt. Ich denke, dass seine Ausführungen auch sehr gut auf transnationale soziale Gruppen zutreffen.

14 Konsequenterweise lässt sich das Konzept der moralischen Ökonomie auch auf außerökonomische Zusammenhänge anwenden, so z. B. bei Daston [2]2003 und Fassin 2009. Norbert Götz zeichnet in diesem begrifflichen Sinn die Etablierung der moralischen Ökonomie in der Philosophiegeschichte nach und führt aus, dass das Konzept besonders im 18. Jahrhundert anwendbar wird, also genau zu der Zeit, in der Prozesse der Entbettung sozial wirksam werden. Rousseau diskutiert moralische Ökonomie als Teil des *volonté générale*. Der Gemeinwille mache aus Individuen moralisch verantwortliche Subjekte, die gleichermaßen nach Eigenwohl und Gemeinwohl zu Bedingungen der Gleichheit und der Ausgewogenheit streben. In Immanuel Kants Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) wird die „Angemessenheit des Lebenswandels" mit „the moral economy of man" übersetzt (vgl. Götz 2015: 149).

moralische Ökonomie kontingent und formbar, keinem Determinismus unterworfen, dennoch unterliegen ihre Zusammensetzungen und Wirkweisen einer gewissen Logik und einer historischen Spezifik.

Assoziiert wird der Begriff vor allem mit Edward Palmer Thompsons Studie über Brotpreis- und Nahrungsproteste im 18. Jahrhundert. Die Lebensmittelrevolten waren für Thompson mehr als eine Rebellion des Bauches, sie waren Ausdruck von Vorstellungen über Gemeinwohl, Fairness und Kritik an paternalistischer Herrschaftspraxis zugleich.[15] Es geht dabei jedoch nicht um einen sozialromantischen Blick auf eine verlorene, bessere Welt, und es geht „weder um die Moralisierung der eigenen Forschung, noch darum, fundierende moralische Werte als analytische Letztbegründung anzuführen" (Suter 2016: 118). Moralische Ökonomie ist nicht die Antithese zu *rational choice*. Ihr Untersuchungsgegenstand sind vielmehr die inneren und äußeren Konflikte, in denen moralische Denk- und Handlungsweisen der Akteurinnen und Akteure kollidieren, die ambivalenten Argumentationen und Rechtfertigungen. Die moralische Ökonomie ist eine Ökonomie der Angemessenheit.[16] Zugespitzt könnte man sagen: Eine moralische Ökonomie interessiert sich weniger für gesellschaftliche Moral, als für die Konfrontationen und Zwangslagen, die aus ihr entstehen. Genau deshalb lässt sich in meinen Augen die moralische Ökonomie als heuristisches Konzept für die ökonomische Anthropologie fruchtbar machen: Sie verbindet eine normative Ebene der Werteordnung mit ihrer subjektiven Aushandlung und Aneignung, sie untersucht den Handlungsraum der Einzelnen, ohne die gesellschaftliche Bewertung des individuellen Tuns zu eskamotieren. Schließlich macht sie widersprüchliche Logiken und die damit einhergehenden konfligierenden gesellschaftlichen Anforderungen sichtbar. Am Beispiel *Remittances*: Wo ist es angemessen, gespartes Geld zu investieren, in ein Haus in der Türkei oder in eine Wohnung in Österreich, wo soll das Bad saniert, wo die Hochzeit ausgerichtet werden? Wer wird vorrangig unterstützt, die Elterngeneration in der Türkei oder die Kinder und Enkel in Österreich? Worüber kann offen gesprochen werden, welche Verwendungszwecke und Erwartungen blei-

15 Edward Palmer Thompson reflektiert in seiner Wiederaufnahme des Konzepts 1991, also 20 Jahre nach der ersten Veröffentlichung, dass er anstatt „moralischer" Ökonomie besser die Attribute ‚soziologisch' oder ‚politisch' hätte wählen sollen: „Maybe the trouble lies with the word ‚moral'. ‚Moral' is a signal which brings on a rush of polemical blood to the academic head. Nothing has made my critics angrier than the notion that a food rioter might have been more ‚moral' than a disciple of Adam Smith." Allerdings sei „politische Ökonomie" bereits besetzt gewesen (Thompson 1991: 259–351).

16 Im US-amerikanischen Raum ist eine Theorie des angemessenen Wirtschaftens und der Wirtschaftlichkeit (*thrift*) entstanden, die weniger negativ besetzte Konnotationen von Sparsamkeit und Verzicht als vielmehr eine Rationalität der langfristigen Kapitalakkumulation durch Sparen und Investieren umfasst. Aneta Podkalicka und Jason Potts entwickeln „a general theory of thrift", nach der die Angemessenheit des Handels sozialen Status und Zugehörigkeit erwirkt: „Individual thrift can thus produce a social payoff." (Podkalicka/Potts 2014: 233). Ich danke den Organisatorinnen Aneta Podkalicka und Alexa Färber für die produktiven Diskussionen im Panel „Thrift" auf der SIEF-Konfererenz in Göttingen 2017.

ben verschleiert, sind den Zuwendungen aber dennoch eingeschrieben? Was sind die Motive für die Geldsendung: Familiensinn oder Hoffnung auf Versorgung im Alter für die Remigrierten? Bildung wird generell gutgeheißen und gefördert, aber dass die jungen Leute zum Studium und für den Beruf den Herkunftsort verlassen (müssen), betrachten viele kritisch, auch die aus der Ferne. Ein neues Haus bringt zwar Leben ins Dorf, aber die Doppelgarage mit automatischer Türöffnung erweckt Neid und Ablehnung.

Besonders interessant waren die unterschiedlichen Positionen in den Diskussionen rund um das Verfassungsreferendum 2017: Finanzieren *Remittances* ein diktatorisches System oder fließen die Gelder in die Stärkung der türkischen Nation? An manch finanzielle Hilfeleistungen ist direkt oder indirekt ein Bekenntnis zur Demokratie und Abkehr von Erdoğan geknüpft, schließlich stamme das Geld aus dem demokratischen Europa. Andere öffneten sich Erdoğans Aufruf, auch in Österreich Teil der neuen Türkei zu sein und rahmen ihre Rücksendungen als patriotischen Akt.[17]

Remittances als Praxis der Zugehörigkeit, aber auch der Differenz bilden ein kompliziertes System an Mitgliedschaften ab. Das Modell der moralischen Ökonomie ordnet die vielfältigen Bedeutungen der *Remittance*-Gelder als Ausdruck von Opferbereitschaft, Nostalgie, Familiensinn, Patriotismus und Einflussnahme. Im Reden über *Remittances* erfahren wir, wie Gelder, Objektivationen und Erzählungen das Verhältnis von Migration, Gesellschaft und Subjektposition bestimmen, und zwar bei Migrierten und Gebliebenen, in Österreich und in der Türkei. Der transnationale Raum wird damit aus einer Handlungs- und Beziehungsperspektive greifbar.

Literatur

Amoser, Marcel (2017): Migration und Tirols ländlicher Raum. In: Tiroler Volkskunstmuseum (Hrsg.): Hier Zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol, 2. Juni – 3. Dezember 2017. Innsbruck, S. 89–97.

Bischof, Günter/Rupnow, Dirk (Hrsg.) (2017): Migration in Austria (Contemporary Austrian Studies, Bd. 26). Innsbruck.

Basch, Linda/Glick Schiller, Nina/Szanton Blanc, Cristina (1994): Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-states. Amsterdam.

Bivand Erdal, Marta (2012): 'A place to stay in Pakistan': why migrants build houses in their country of origin. In: Population, Space and Place 18 (5), S. 629–641.

Bojadžijev, Manuela/Römhild, Regina (2014): Was kommt nach dem Transnational Turn? In: Labor Migration (Hrsg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. Berliner Blätter, 65, S. 10–24.

Bönisch-Brednich, Brigitte (2002): Auswandern. Destination Neuseeland. Berlin.

Bruner, Jerome (1997): Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns. Heidelberg.

Bürkle, Stefanie (Hrsg.) (2016): Migration von Räumen. Architektur und Identität im Kontext türkischer Remigration. Berlin.

17 Politische *Remittances* werden im Projekt untersucht von Fatma Haron unter dem Titel: Narrating the Nation – How does the narrative of 'New Turkey' shape the self-image of Turkish migrants and their descendants in Austria?

Daston, Lorraine (2003): Moralische Ökonomien der Wissenschaft. In: dies.: Wunder, Beweise, Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität. Frankfurt/M., S. 157–184.

Elitok, Seçil Paçacı (2013): Remittance Flows between Germany and Turkey: a reverse trend? IPC-Mercator Policy Brief, August 2013, http://ipc.sabanciuniv.edu/en/wp-content/uploads/2012/09/Remittance- Flows-Between-Germany-and-Turkey-A-Reverse-Trend_WEB.pdf (3.5.2018).

Elitok, Seçil Paçacı/Bettin, Giulia/Straubhaar, Thomas (2012): Causes and Consequences of the Downturn in Financial Remittances to Turkey: A Descriptive Approach. In: Elitok, Seçil Paçacı/Straubhaar, Thomas (Hrsg.): Turkey, Migration and the EU: Potentials, Challenges and Opportunities. Hamburg 2012, 133–166.

Faist, Thomas (2008): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt/M.

Faist, Thomas/Fauser, Margit/Reisenauer, Eveline (2014): Das Transnationale in der Migration: eine Einführung. Grundlagentexte Soziologie. Weinheim.

Fassin, Didier (2009): Moral Economies Revisited. In: Annales. Histoire, Sciences Sociales, 6, S. 1237–1266.

Glick Schiller, Nina (2014): Das transnationale Migrationsparadigma: Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In: Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (Hrsg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Wiesbaden, S. 153–178.

Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Szanton Blanc, Cristina (1995): From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. In: Anthropological Quarterly, 68/1, S. 48–63.

Götz, Norbert (2015): Moral Economy: Its Conceptual History and Analytical Prospect. In: Journal of Global Ethics, 11/2, S. 147–162.

Gstir, Johann (2011): Vielfalt daheim in Tirol. Fakten – Kunst – Positionen zu Migration und Integration in Tirol. Innsbruck: Amt der Tiroler Landesregierung, Abt. JUFF – Fachbereich Integration.

Hetflesch, Gerhard (2015): Geschichte der Arbeitsmigration Tirols 1945–2013. In: Garstenauer, Rita/Unterwurzacher, Anne (Hrsg.): Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945. Innsbruck/St. Pölten, S. 95–125.

Hetfleisch, Gerhard (2017): Die kurze Migrationsgeschichte Tirols in der Zweiten Republik. In: Tiroler Volkskunstmuseum (Hrsg.): Hier Zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol, 2. Juni – 3. Dezember 2017. Innsbruck, S. 33–41.

Hirschauer, Stefan (2014): Un/Doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. In: Zeitschrift für Soziologie, 43/3, S. 170–191.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, S. 1–29.

Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und ein nach vorn. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen, S. 525–545.

Krieger, Martin (2004): „Transnationalität" in vornationaler Zeit? Ein Plädoyer für eine erweiterte Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit. In: Geschichte und Gesellschaft 30/1, S. 125–136.

Lehmann, Albrecht (2007): Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin.

Levitt, Peggy (2001): The Transnational Villagers. Berkeley, CA.

Levitt, Peggy/Glick Schiller, Nina (2004): Conceptualizing Simultaneity: A Transnational Social Field Perspective on Society. In: International Migration Review, 38/3, S. 1002–1039.

Levitt, Peggy (2009): Roots and Routes: Understanding the Lives of the Second Generation Transnationally. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 35/7, S. 1225–1242.

Levitt, Peggy/Lamba-Nieves, Deepak (2011): Social remittances revisited. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 37/1, S. 1–22.

Levitt, Peggy/Sørensen, Ninna Nyberg (2004): The transnational turn in migration studies. In: Global Migration Perspectives, 6 (2004), Geneva: Global Commission on International Migration.

Marcus, George (1998): Ethnography through thick and thin. Princeton.
Mascarenhas, Raechelle/Sandler, Todd (2014): Remittances and terrorism: A global analysis. In: Defence and Peace Economics, 25/4, S. 331–347.
Meyer, Silke (2014): Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode in der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110/2, S. 243–267.
Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt/M.
Orozco, Manuel (2013): Migrant Remittances and Development in the Global Economy. Boulder, CO.
Podkalicka, Aneta/Potts, Jason (2014): Towards a general theory of thrift. In: International Journal of Cultural Studies, 17/3, S. 227–241.
Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung: Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden.
Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin.
Rupnow, Dirk/Sauermann, Verena/Settele, Veronika (2015): Hall in Bewegung. Spuren der Migration in Tirol. In: Lackner, Erna (Hrsg.): Die Generationen Y und Z zwischen Kultur und Wirtschaft (Kultur und Wirtschaft, Bd. 14). Bozen/Innsbruck/Wien, S. 149–154.
Strasser, Sabine (2009): Bewegte Zugehörigkeiten. Nationale Spannungen, transnationale Praktiken und transversale Politik. Wien.
Suter, Mischa (2016): Rechtstrieb. Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900. Konstanz.
Tellmann, Ute (2013): Die moralische Ökonomie der Schulden. In: Ilinx. Berliner Beiträge zur Kulturwissenschaft, 3, S. 3–24.
Thompson, Edward Palmer (1991): Customs in Common: Studies in Traditional Popular Culture. London/New York.
Tiroler Bildungsforum (Hrsg.) (2014): Tiroler Chronist. Schwerpunkt Migration in Tirol im 20. Jahrhundert, 133/4.
Tiroler Volkskunstmuseum (Hrsg.) (2017): Hier Zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol, 2. Juni – 3. Dezember 2017. Innsbruck.
Vertovec, Stephen (2009): Transnationalism. London/New York.
Waldinger, Roger (2015): The Cross-border connection: Immigrants, emigrants, and their homelands. Cambridge/London.
Welz, Gisela (1998): Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde, 94/2, S. 177–194.
World Bank Group (2018): Migration and Remittances: Recent Developments and Outlook – Transit Migration. Migration and Development Brief; No. 29. World Bank, Washington, DC.
Yildiz, Erol/Hill, Marc (Hrsg.) (2015): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 81–90.*

Michael Opielka

Sozial nachhaltig wirtschaften

Effizienz, Suffizienz, Differenz

Beginnen wir mit dem Ergebnis: Differenz. Für KulturwissenschaftlerInnen ein schönes Wort. Im Nachhaltigkeitsdiskurs ist es eher unbekannt. In meinem Buch *Soziale Nachhaltigkeit. Auf dem Weg zur Internalisierungsgesellschaft* (Opielka 2017) habe ich eine ‚transversale Sozialpolitik' vorgeschlagen. Das klingt nach Kultur und Differenz. Das soll es auch, denn für unser Thema müssen wir uns ein wenig locker machen, wir müssen die hergebrachten Ordnungen ein Stück weit verlassen, um offen zu werden für eine neue Ordnung der Zukunft.

Die Diskussion der Voraussetzungen und Folgen einer wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung unter Postwachstumsbedingungen liegt nämlich quer zu den herkömmlichen geistigen und konzeptionellen Auffassungen von Wirtschaft und Sozialpolitik. Vor einigen Jahren habe ich daher den Begriff des *Garantismus* eingeführt: eine (Partial-)Synthese der drei klassischen Muster des Wohlfahrtsstaatsregimes (liberal, sozialdemokratisch, konservativ) in Form einer menschenrechtlichen Fundierung von Sozialpolitik (Opielka 2008). Die Kontroverse zwischen *Green Growth* – also der Forderung nach mehr Konsistenz und Effizienz – und *Degrowth* – der Forderung nach Suffizienz – schärft die Notwendigkeit, hier auch begrifflich noch klarer zu werden. Ich nutze den Begriff der *transversalen Politik*, der von Nira Yuval-Davis im Anschluss an einen linken feministischen Diskurs in Bologna formuliert wurde (Yuval-Davis 1999, 2011). Sie suchte nach einer Begrifflichkeit, die aus der unfruchtbaren Kontroverse zwischen einer universalistischen, auf Assimilation und Gleichheit orientierten Position, und einer Position der Identitätspolitik, einer Beschwörung von Differenz, herausführt. Vor einigen Jahrzehnten versuchte ich mit Ilona Ostner jene Frage als gleichstellungspolitische Kontroverse zwischen Assimilation und ‚Separation' nachzuzeichnen. Wir schlugen das Synthesekonzept ‚Partizipation' vor: „Gleich- oder Ungleichbehandlung um der Teilhabe willen" (Opielka/Ostner 1987: 19).

Der Begriff von Yuval-Davis weist über den gleichstellungspolitischen, feministischen Horizont hinaus, auch wenn er in ihm entwickelt wurde, und betont die epistemische Aufgabe grenzüberschreitender Politikkonzeptionen. Sie macht auf das Normativ aufmerksam, das einer weiten Konzeption *Sozialer Nachhaltigkeit* zugrunde

liegt: Der Mensch ist kein Schädling der Welt, er macht sich die Welt auch nicht untertan, er versucht, mit seinesgleichen und mit der Natur der Welt auszukommen. *Wir denken also eine Postwachstumsgesellschaft keineswegs ohne Wachstum, wir denken sie aber ohne den Zwang zu stofflichem Wachstum.*

Inhaltlich stehen transversale Überlegungen der Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus nahe (Papst Franziskus 2015). Diese plädiert für eine ‚ganzheitliche Ökologie', die den Menschen eben nicht als Problem, als Schädling konzipiert, wie die biologismus- und daher rassismusnahe ‚Tiefenökologie' (*Deep Ecology*), sondern als Lösung. Da die Menschheit nur kollektiv beziehungsweise in Kollektiven eine solch grundlegende Umsteuerung in diese ökologische *Große Transformation* (WBGU 2011) bewerkstelligen kann, würden mehr effiziente oder suffizienzgesteigerte Stoffströme nicht genügen: Die Ganzheit der Gesellschaft muss in den Blick.

Eine transversale, garantistische Politik würde weder alle Ressourcen- noch alle Klimaprobleme unserer Erde lösen. Aber sie kann einen wesentlichen Steuerungsbeitrag leisten: Referenzpunkt ihrer Interventionen ist und bleibt das Subjekt der Menschenrechte, der einzelne Mensch, und nicht, wie im Kapitalismus faktisch der Fall, der kollektivistische Systemimperativ der Profitmaximierung. Jede politische Intervention, jede Regelung, jede Transaktion muss sich im Lichte dieses *What for?* legitimieren lassen.

Die Exponenten des Nachhaltigkeitsdiskurses lassen sich nicht gerne in die Karten blicken, wenn die Frage auf die soziale Struktur und Kultur der von ihnen angestrebten *Großen Transformation* kommt. Die gewünschten stofflichen Nutzungsmuster haben etwas Idyllisches, Entschleunigtes, Kleinräumiges. Das missfällt denjenigen, die mit der wirtschaftlichen, vor allem der globalen Realität vertraut sind, sie plädieren daher bescheidener für Konsistenz und Effizienz und damit für *Green Growth*. Wer ein schärferes Krisenbewusstsein bevorzugt, möchte härtere Maßnahmen und plädiert für Suffizienz und *Degrowth*, für eine moderne Renaissance der vormodernen Subsistenzwirtschaft. Etwas anders und nüchterner forderte Joseph Huber schon in den 1990er-Jahren „Konsistenz vor Effizienz vor Suffizienz" und eine „Gesamtstrategie der abgestuften Präferenzen". Man müsse „zuerst und vor allem versuchen, die ökologische Angepasstheit der Stoffströme durch veränderte Stoffstromqualitäten zu verbessern (Konsistenz), um dann, auch aus ökonomischen Gründen, die Ressourcenproduktivität dieser Stoffströme optimal zu steigern (Effizienz), und wo beide Arten von Änderungen in ihrem Zusammenwirken an Grenzen geraten, da müssen wir uns eben zufrieden geben (Suffizienz)" (Huber 1995: 157). Das tiefe Dilemma ist also die Spannung, die auch im Titel unseres Beitrags eingebaut ist: Effizienz mit Konsistenz auf der einen Seite, die Vorstellung eines *Green Growth*, eines innovationsgestützten ‚Weiter-So'. Auf der anderen Seite Suffizienz, *Degrowth*, Postwachstum, Bescheidenheit und damit eine Abkehr vom wachstumsgestützten Kapitalismus.

Dilemmata solcher Weite rufen nach einem kulturwissenschaftlichen Blick, der fragt: Wer formuliert wie die Bedürfnisse, die die Wirtschaft der Zukunft decken soll?

Die Antwort wird wohl überraschen, denn die umfänglichsten, teuersten, zugleich aber ökologisch unbedenklichsten Bedarfe werden künftig noch mehr von der Institution Familie formuliert und vom Wohlfahrtsstaat beantwortet. Aber wie macht er das? Welche Kulturdeutungen transportiert das Paradigma einer *Sozialen Nachhaltigkeit*?

Zäumen wir noch einmal unsere Überlegungen von hinten auf: Was genau wäre anders, wenn *Soziale Nachhaltigkeit* zu einem allgemeineren, hegemonialen Deutungsprojekt reüssiert? Wir könnten nun utopiekritisch, im Duktus der Zukunftsforschung argumentieren. Wir wählen einen alten Weg und führen ein genaues Gespräch mit uns selbst, einen sokratischen Dialog. Wir beginnen mit Einwänden und stellen Argumente dagegen, siebenmal. Bitte lassen Sie sich nicht davon irritieren, dass die Gegenargumente unterschiedlich lang sind, das ist kein Maß ihrer Wichtigkeit.

Erster Einwand: *Soziale Nachhaltigkeit* ist eine Camouflage des Sozialismus im Gewand der Ökologie. So sehen es Bannon, AfD oder Lindner, FDP. *Soziale Nachhaltigkeit* geht es um eine Verbotskultur, statt um Freiheit für SUVs, Kreuzfahrten und Vielfliegen.

Gegenargument: Hinter dem Einwand steht ein verkürzter Freiheitsbegriff (Herzog 2013). *Soziale Nachhaltigkeit* fokussiert auf *Commons*, auf Gemeingüter. Gemeingüter sind ohne ‚Leitplanken', ohne Regeln nicht zu haben. Die Allmende der Schweizer Bergbauern oder deutschen Feuerwehrteiche beruht auf klaren Nutzungsrechten und Ausschlüssen. Ein früher Text im Ökologiediskurs beklagte 1968 die moderne *Tragedy of the Commons* (Hardin 1968), die Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom (Ostrom 1990) versuchte die Gemeingüter wirtschaftstheoretisch aufzurüsten. Der Sozialismus-Vorwurf führt jedenfalls zu großen Fragen über Substanz und Zukunft des kapitalistischen Wirtschaftens, das der Welt-Mehrheit alternativlos scheint. Nicht aber dem kritischen Diskurs. Anfang 2017 erschien in Oxford das schon jetzt viel besprochene Buch *Republic of Equals* des Philosophen Alan Thomas, der eine „*Property-Owning Democracy*" propagiert (Thomas 2017). Auf Deutsch erschien gleichzeitig das Buch *Reale Utopien – Wege aus dem Kapitalismus* von Eric Olin Wright (Wright 2017), der für eine *Partizipatorische Wirtschaft* eintritt. Einen dritten kapitalismusalternativen Pfad zu einem Markt-Sozialismus schlagen schon länger Autoren vor, die sich an Groß-Kooperativen orientieren und früher auf Jugoslawien verweisen konnten (Raekstad 2017). Wer über *Soziale Nachhaltigkeit* spricht, kann sich diesen Diskursen nicht entziehen. Doch bisher geschieht das nicht, selbst so engagierte Nachhaltigkeits-AutorInnen wie Naomi Klein (Klein 2016) oder Stephan Lessenich (Lessenich 2017) engagieren sich meist auf 95 % ihrer Buchseiten in einer Kritik der kapitalistischen Logik der Externalisierung und haben dann nur noch 5 % übrig, um eine Alternative zu fordern, so dass es mit der Entwicklung der Alternative nicht mehr klappt. Der Sozialismus-Vorwurf der Kapitalismus-Freunde an ein Programm *Soziale Nachhaltigkeit* ist also einerseits berechtigt, andererseits auch nicht, weil bisher nicht so recht klar ist, wie die Internalisierungsgesellschaft aussehen könnte.

Zweiter Einwand: Das Programm *Soziale Nachhaltigkeit* behauptet, Zukunft sei gestaltbar und wird damit zur Wiedergängerin des Planungsversprechens. Das wäre Sozialismus, siehe oben.

Gegenargument: *Soziale Nachhaltigkeit* braucht Zukunftsforschung, doch nur partizipativ. Das ist nicht einfach. Je mehr demokratische Öffnung, umso mehr Konflikte. Je mehr Volk, umso mehr auch unvernünftiges Schrei-Volk. Wenn wir einer Kultur der Differenz das Wort reden, fördern wir sogar solche Konflikte. Doch das ist nicht aussichtslos, weiß der Hegelianer. Denn Differenz kann, gut gemacht, Integration durch dialektische Aufhebung fördern. Dazu braucht es, nun wiederum mit Kant, geeignete Verfahren. Ein besonders geeignetes sind Referenden, wie es die Schweiz macht. Sie erzwingen öffentliche Diskurse und machen sie folgenreich. Die Leute planen damit die Zukunft selbst, und was sie versprechen, müssen sie halten. Partizipation ist damit der Königsweg zu *Sozialer Nachhaltigkeit*. Demokratie ohne Minderheitenschutz wiederum führt, wie die Geschichte lehrt, zu Diktaturen. Das gilt auch für Nachhaltigkeit. Es wird immer Menschen geben, die nicht nachhaltig leben wollen, die gerne Dreck erzeugen und ihren Nachbarn oder, noch einfacher, den Armen vor die Türen kippen. Partizipative Demokratie wird das in Grenzen hinnehmen müssen und den Egoismus durch nachvollziehbare Regeln und vor allem durch Anreize, durch *Nudges* (Sunstein/Thaler 2008) begrenzen.

Dritter Einwand: Wo bleibt das Individuum? Obsiegt bei so viel Differenz nicht Beliebigkeit? Folgt daraus nicht die Herrschaft von Political Correctness und Gutmenschentum? Es geht uns doch gut.

Gegenargument: Eigenart steht im Zentrum von *Sozialer Nachhaltigkeit*, aber für Alle.[1] Das erfordert kluge *Governance*, bisweilen *Nudging*, und damit das Anstupsen nicht von oben nach unten geschieht, wie im Agenda-2010-Programm der Aktivierung, braucht es öffentliche Diskurse. Ein komplexer Liberalismus mit Institutionen, auf die man rechtsstaatlich vertrauen kann, gehört daher zum Programm *Soziale Nachhaltigkeit*. Man sieht dies derzeit gut in den USA, wo ‚gallische' Städte und Staaten (wie Kalifornien) Nachhaltigkeit gegen den ‚Trumpismus' verteidigen und weiter treiben.

Vierter Einwand: *Soziale Nachhaltigkeit* ist eine Effizienz-Suffizienz-Idylle für die Metropolen und keine globale Strategie.

Gegenargument: Hier lässt sich eine aktuelle Gleichung formulieren: Ökologischer Fußabdruck + Gini-Koeffizient = *Sustainable Development Goals* + Grundeinkommen.

1 WBGU 2016: 4 führt die „Eigenart" der soziokulturellen und räumlichen Diversität als Kategorie in die Nachhaltigkeitsdiskussion ein. Das ist allerdings nicht unproblematisch, weil die Dimension der *Sozialen Nachhaltigkeit* im Drei-Säulen-Modell (ökologische, ökonomische, soziale Nachhaltigkeit) auf jene Diversität konzentriert und begrenzt wird (Opielka 2017: 67f.). Unser Suffix „für Alle" lässt sich aber aus nahezu allen einschlägigen Dokumenten des Nachhaltigkeitsdiskurses ablesen.

Soziale Nachhaltigkeit kombiniert auf der einen Seite Nachhaltigkeitsstrategien, die sich einer Reduktion des ökologischen Fußabdrucks widmen, mit Verteilungspolitik, die sich einer Verringerung von Ungleichverteilung und damit einer Reduktion des Gini-Koeffizienten widmet. Ein globaler Versuch dahin sind die im Herbst 2015 von der UN mit der Agenda 2030 verabschiedeten *Sustainable Development Goals* (SDG), 17 Nachhaltigkeitsziele, unter Dauerbeobachtung gestellt durch ein Indikatorensystem mit mehreren hundert Indikatoren (Opielka 2017: 87ff.). Mindestens 10 der SDGs sind eindeutig soziale Ziele, bereits SDG 1 setzt die Richtung: ‚Keine Armut'. Allerdings beinhalten die klugen wie normativ aufgeladenen SDGs aufgrund ihrer kompromisshaften Struktur im Weltgemeinschaftsverhandlungsprozess nur sehr allgemeine und damit auch vage Institutionenvorschläge. Sie fordern im Sozialen und Kulturellen eine Einhaltung der Menschenrechte, beispielsweise Gesundheitssicherung und Geschlechtergleichheit, aber sie zielen nicht auf eine Veränderung großer Ungleichheiten. Einerseits verbinden sie damit bereits soziale, ökologische und ökonomische Nachhaltigkeitsziele, andererseits fehlt eine markante Methode. Wir würden daher die SDGs systematisch um die Idee des Grundeinkommens ergänzen, denn nur eine verlässliche Grundsicherheit erlaubt allen Köpfen die Freiheit, über nicht-intentionale Folgen des Handelns für die Menschheit insgesamt und für künftige Generationen nachzudenken und sich zu positionieren.

Die globale Strategie der UN-SDGs kann uns nicht über ein globales Problem *Sozialer Nachhaltigkeit* hinwegtäuschen: Die Frage nach den Grenzen unterhalb des Globalen, nach Migration und Grenzregimes. Fordert eine menschenrechtliche Politikbegründung nicht eine grenzenlose Welt? Eine außerordentlich schwierige ethische und soziologische Frage. Eine provisorische Antwort: Ja, ein normativ gutes Ziel, Kosmopolitanismus, Weltbürgertum. Lasst uns die Spuren des Weltbürgertums in den Kleinbürgertümern der Welt suchen, als kulturelle Voraussetzung einer großen politischen Transformation. Auf diesem Weg hilft das Soziale Nachhaltigkeitsprogramm der SDGs. Es entstand aus der Fusion der ökologischen Ziele der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 („Agenda 21") und den entwicklungspolitischen *Millenium Development Goals* aus dem Jahr 2000. Umwelt und Entwicklung werden nun nicht mehr als globale Spannung, sondern als globales und nur gemeinsam zu lösendes Problem definiert.

Fünfter Einwand: *Soziale Nachhaltigkeit* ist ein Elitenprojekt. Es hat keine Relevanz für die Alltagskultur der Leute.

Gegenargument: Der Alltag wandelt sich mit dem sozialen und ökologischen Wandel. Alltag hängt vom Framing der Gesellschaft ab. Wenn Städte autofreundlich werden, ist der Alltag der Mobilität unfreundlich, man steht im Stau und atmet schlecht. *Soziale Nachhaltigkeit* ist ein Gleichheitsprojekt. Das kann man nicht oft genug betonen. *Soziale Nachhaltigkeit* ist nicht primär ein ästhetischer Ausdruck globaler urbaner, sozusagen metroökologischer Eliten. Natürlich sind sie die Hauptakteure in der diskursiven Transformation. Aber sie sind schon lange dabei, ein Normalisierungs-

angebot zu machen, dass aus Erkenntnis und Interesse Nachhaltigkeit institutionalisiert, wie man im globalen Süden gut erkennen kann, ob in Indien, China oder Brasilien.

Sechster Einwand: *Soziale Nachhaltigkeit* ist zu religiös aufgeladen. Das zeigt schon die Begeisterung für die Enzyklika *Laudato Si'* von Papst Franziskus. Papismus reloaded!

Gegenargument: Das hat Naomi Klein selbstüberrascht formuliert: Ohne Konversion geht es nicht (Klein 2016). *Soziale Nachhaltigkeit* ist kein Weiter-So-Projekt. Das kennen nicht nur die spirituellen Religionen. Auch die ‚roten Religionen' der Linken lebten davon, wie Gerd Koenen in *Die Farbe rot* historisch rekonstruiert hat (Koenen 2017).

Siebter und letzter Einwand: *Soziale Nachhaltigkeit* will ja eine neue Gesellschaft, das ist doch Utopie. Utopien gelangen noch nie. Was zählt ist *piecemeal engineering*, *step-by-step*, Inkrementalismus.

Letztes Gegenargument: Utopien sind immer Denkmöglichkeiten, Szenarien einer möglichen und wünschenswerten Zukunft, und um zu einer wahrscheinlichen Zukunft zu werden, müssen sie anschlussfähig an die Gegenwart sein. Ohne sie bleibt es bei einer Verlängerung der Gegenwart in die Zukunft, auch wenn sie den Leuten nicht passt.

Der Diskurs über *Soziale Nachhaltigkeit* und damit über den gesellschaftlichen Pfad in eine Internalisierungsgesellschaft, die ihre Kosten nicht mehr auf Natur und lokal, regional, national und global Schwächere externalisiert, ist offensichtlich ein Diskurs über politische Ideologien. Hier ist ein historisch bewanderter Blick unerlässlich. Michael Zürn und Pieter de Wilde haben die gegenwärtige Debatte über Globalisierung auf eine Kontroverse zwischen Kosmopolitanismus und Kommunitarismus zugespitzt – auf der einen Seite die Ideen von Globalisierung und Universalismus, auf der anderen Seite die ‚Gemeinschaftsfreunde', „combining statist and contextualist arguments" (Zürn/Wilde 2016: 280). Diese Schlachtordnung ist nicht gerade neu. Ferdinand Tönnies, einer der Begründer der Soziologie in Deutschland, machte in seinem vor gut 130 Jahren, 1887, erschienenen Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft* schon denselben Dualismus namhaft: auf der einen Seite die individualisierende Marktgesellschaft mit ihrem kühlen ‚Kürwillen', auf der anderen Seite die naturnahen Gemeinschaftsformen wie Familie und Nachbarschaft mit ihrem warmen ‚Wesenwillen'. Doch dieser Dualismus verkürzt die Gesellschaft ganz unzulässig, wie schon früh Emile Durkheim, Max Weber oder Talcott Parsons gegen Tönnies ins Feld führten. Es ist schlicht eine falsche Alternative. Zutreffend ist Gemeinschaft *in* Gesellschaft (Opielka 2006), denn Gemeinschaft ist eine Steuerungsform auch in modernen Gesellschaften. Alle vorhin genannten wirtschaftlichen Alternativkonzeptionen zur

Ordnung des Kapitalismus mobilisieren solche gemeinschaftlichen, kommunikativen und solidarischen Ressourcen.

Deshalb ist auch die Familie, die älteste gemeinschaftliche Institution, so zentral. Gesellschaftsreformer, die sie vernachlässigen, wundern sich am Ende, warum sie zurückschlägt, ob nun in einer Refeudalisierung, wie wir dies bei ‚High-net-worth Individuals' beobachten, so der Jargon der Finanzindustrie für die wirklich Reichen, die immer in Familien und Erbschaftsketten daherkommen und mit politischer Macht kombiniert ihre Gesellschaften ausplündern, sozusagen asoziale Nachhaltigkeit, denn nur an nachhaltiger familiärer Vermögenskonzentration ist diesen Gruppen gelegen. Oder der Rückschlag erfolgt durch die Mobilisierung von Gemeinschaftsmythen um Volk, Ethnie oder gar Rasse, in denen immer die Familie als ‚natürliche Keimzelle' der Gesellschaft hypostasiert wird.

Wenn ein Programm *Soziale Nachhaltigkeit* die Familie fokussiert, wird der Blick nüchterner. Nicht nur wirtschaftliche Bedarfe werden durch Familien zu Bedürfnissen transformiert, die dann durch das System Wirtschaft der Gesellschaft befriedigt werden wollen. Familien machen Wirtschaft so zum Kulturprojekt. Ein aktuelles Beispiel ist Mobilität. Mobilität ist immer schon ein Kulturprojekt, vor allem im Zeitalter 4.0. Genügt uns beispielsweise von der Couch aus eine digitalisierte Realität, vom TV bis zur *Gaming Culture*? Oder wollen wir die ganze Welt möglichst billig besuchen? Sollen Arme ein Auto haben? Greifen wir die letzte Frage auf. Schon landen wir in der Komplexität, in der komplexen Freiheit und der Ökologie, die immer ganzheitlich, systemisch gedacht werden muss. Natürlich soll der Arme ein Auto haben können, die Studierenden, die alleinerziehende Mutter, das bestätigen unterdessen die Sozial- und Verwaltungsgerichte, wenn sie für Hartz-IV-EmpfängerInnen urteilen. Wenn es die Wohlhabenden haben, dann auch sie, das ist gute sozialdemokratische Tradition. Aber wollen sie es haben und vor allem auch oft nutzen, wenn es Alternativen gibt? Für Jugendliche heute ist der Führerschein nicht mehr so wichtig wie für Jugendliche, als ich jugendlich war. Für ein neues *iPhone* gibt es ein gebrauchtes Auto. Für die Mobilfunkkosten plus eine laute Konzertkarte im Monat auch die Unterhaltskosten dazu. Mobilitätsbedürfnisse sind selbst nicht nur Geldfragen, sondern Kulturfragen.

Die Frage ist, wie die Gesellschaft und hier vor allem das politische System diese Kulturfragen aufgreift, wird Mobilität beispielsweise im Wesentlichen als Privatgut gesehen oder doch als Gemeingut, als Teil der *Commons*. *Soziale Nachhaltigkeit* will das und stößt dabei natürlich auf Widersprüche. In einem unserer Forschungsprojekte „Zukunftsplan Mitte Deutschland"[2] stießen wir auf einen Vorschlag des Verkehrsverbundes Leipzig, den öffentlichen Nahverkehr durch eine Art Flatrate zu finanzieren, das Semester- oder Jobticket sozusagen für alle Bürgerinnen und Bürger zugänglich zu machen, was die Pro-Kopf-Kosten deutlich senken würde. Die estni-

2 http://www.isoe.org/projekte/laufende-projekte/zukunftsplan-mitte-deutschland/

sche Hauptstadt Tallinn unternimmt diesen Versuch.[3] Sofort kam der Einwand, dann würden U-Bahnen und Busse überflutet, die Kapazitäten nicht ausreichen; als nichts kollabierte, verstummte die Diskussion. Das irritiert, denn es zeigt doch die kulturelle Bereitschaft zu nachhaltigem Handeln, wenn die Institutionen nachhaltigkeitsfreundlich sind. Ganz ohne *Nudging*, ohne Selbstbindung geht es nicht. Wer sich eine Bahncard 100 beschafft, um im Alltag einen Negativ-Anreiz zur PKW-Nutzung zu setzen, der weiß das, denn das Auto bleibt stehen. Ziele brauchen Praktiken.

Kultur selektiert, Kultur schafft Differenz. Effizienz und Suffizienz sind Deutungsmuster im Hintergrund, oft nur noch im Off. Nachhaltigkeit als achtsamen Umgang mit Stoffströmen können alle leben, auf jedem materiellen Niveau. *Soziale Nachhaltigkeit* lässt die Gesellschaft nicht außen vor, sondern macht sie zur Arena. Stoffströme werden in den sozialen und kulturellen Kontext eingebettet.

Wenn wir über Familie und Haushalt als wesentlichen Formulierungszusammenhang für *Soziale Nachhaltigkeit* nachdenken, dann denken wir sie gesellschaftlich. Die ökonomische Perspektive kennt den *Baumol-Effekt* (Opielka 2017: 29ff.), die Rationalisierungsverzögerung personenbezogener Dienstleistungen, die aus dem Familienzusammenhang vergesellschaftet und damit ausdifferenziert wurden und kontinuierlich expandieren: frühkindliche Erziehung, Gesundheit, Pflege. Manches davon gelangt unmittelbar in die Warenform und wird vollständig verdinglicht und somit rationalisierbar. Die meisten Dienstleistungen werden jedoch durch Personen erbracht und auch wenn ihnen dabei zunehmend komplexe Technologien, von Apps bis zu Hebeautomaten zur Hand gehen, bleiben sie ein Nachzügler der Produktivitätsentwicklung. Deshalb gerät die Vermarktlichung regelmäßig an Grenzen, werden immer neue Formen der Eigenarbeit, von Ikea-Möbelselbstaufbau bis zum Online-Buchen von Reisen, neue Formen von Freiwilligenarbeit, Ehrenamt und *Sharing* entdeckt. Wenn Gesellschaften unterstützt und begleitet durch kluge Gestaltung ihrer Wohlfahrtsstaatlichkeit die Ressourcen in personenbezogene Dienstleistungen investieren, können sie dazu beitragen, Stoffströme umweltverträglicher zu organisieren. Vereinfacht können wir sagen: Mehr an guter Sozialpolitik ist ökologische Politik.

Freilich möchte ich zum Abschluss noch etwas Wasser in den Wein gießen. Wir alle kennen die vielfältigen Rebound-Effekte der materiellen Konsumwelt. Wenn Flugreisen billiger werden, dann sparen wir nicht einfach Geld, sondern fliegen öfter. Wir haben dann mehrere TV-Geräte, mehrere Autos und Handys und sehr viele Kleidungsstücke, die wir selten oder nie anziehen. Wir mögen dann zwar teilen und wiederverkaufen, aber wir kaufen mit dem Ersparten wieder Neues. Konsummuster sind Kulturmuster. Die Befürworter von Suffizienz und *Degrowth*, einer Postwachstumswirtschaft setzen mit ihrer Kritik an dieser Maximierung der materiellen Bedürfnisbefriedigung an. Sie werden aber wenig Erfolg haben, solange der Komparatismus, die Neigung zum Vergleich mit der Verfeinerung von Bedürfnissen dominiert. Nun

3 https://www.theguardian.com/cities/2016/oct/11/tallinn-experiment-estonia-public-transport-free-cities

könnten wir psychologische oder gar anthropologische Befunde ins Feld führen, die den Nachhaltigkeitsoptimismus trüben. Aber ganz ohne Hoffnung wollen wir nicht schließen. Wir verglichen in einem Forschungsprojekt die Nachhaltigkeit ökologischer und konventioneller landwirtschaftlicher Systeme (Opielka/Peter 2017). Hier können wir einerseits von Frankreich, andererseits von Österreich lernen. Franzosen geben im Schnitt mehr Geld für Lebensmittel aus als Deutsche, das ist bekannt, sie wollen Qualität. In Österreich wiederum wird knapp dreimal so viel landwirtschaftliche Fläche ökologisch bewirtschaftet wie in Deutschland, nicht, weil die Österreicherinnen und Österreicher gesünder leben wollen, sondern weil sie die Ökologisierung mit Zusatzmotiven verbinden: Fremdenverkehr, Landschaftspflege. Und dorthin öffentliche Mittel lenken. Wir landen wieder bei der Gesellschaft: Sie setzt, in komplexen Verhandlungsprozessen und Kompromissen, den Rahmen für individuelles und institutionelles Handeln. Wenn das gelingt, wird die Welt nachhaltiger bewirtschaftet und wir leben besser.

Was können die empirischen Kulturwissenschaften, was kann die Europäische Ethnologie zur Forschung über *Soziale Nachhaltigkeit* beitragen? Vermutlich sehr viel. Sie können Lebenspraktiken untersuchen, die Nachhaltigkeit zu leben versuchen (zum Beispiel Braach u. a. 2015). Sie können Lebenspraktiken untersuchen, die diese nicht versuchen. Sie können beide vergleichen. Sie sollten aber auch mit anderen Disziplinen und mit der Praxis, mit den je relevanten Stakeholdern kooperieren, am besten transdisziplinär. Denn die Probleme *Sozialer Nachhaltigkeit* sind „wicked problems" (Bernstein 2015), verwickelte, verzwickte Problemstellungen, die nur transdisziplinär bearbeitet werden können. Nur so lassen sich Zukunftsfragen lösungsorientiert wissenschaftlich bearbeiten (Dienel 2015). Die Europäische Ethnologie ist dafür gut gerüstet, ist sie doch selbst eine Art Transdisziplin.

Literatur

Bernstein, Jay Hillel (2015): Transdisciplinarity. A Review of Its Origins, Development, and Current Issues. In: Journal of Research Practice, 11/1, Article R1.

Braach, Gero/Merkel, Ina/Stephan, Michael (Hrsg.) (2015): Innovation und Nachhaltigkeit. Wirtschaftsethnologische Studien in Mittelhessen. Berlin.

Dienel, Hans-Liudger (2015): Transdisziplinarität. In: Gerhold, Lars et al. (Hrsg.): Standards und Gütekriterien der Zukunftsforschung. Wiesbaden, S. 71–82.

Hardin, Garrett (1968): The Tragedy of the Commons. In: Science, 162/3859, S. 1243–1248.

Herzog, Lisa (2013): Freiheit gehört nicht nur den Reichen. Plädoyer für einen zeitgemäßen Liberalismus. München.

Huber, Joseph (1995): Nachhaltige Entwicklung. Strategien für eine ökologische und soziale Erdpolitik. Berlin.

Klein, Naomi (2015): A Radical Vatican? In: The New Yorker – News Desk (Online), July 10, 2 (http://www.newyorker.com/news/news-desk/a-visit-to-the-vatican).

Klein, Naomi (2016): Die Entscheidung. Kapitalismus vs. Klima. Frankfurt/M.

Koenen, Gerd (2017): Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des Kommunismus. München.

Lessenich, Stephan (2016): Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis. München.
Opielka, Michael (2006): Gemeinschaft in Gesellschaft. Soziologie nach Hegel und Parsons. 2. Aufl. Wiesbaden.
Opielka, Michael (2008): Sozialpolitik. Grundlagen und vergleichende Perspektiven. Reinbek.
Opielka, Michael (2017): Soziale Nachhaltigkeit. Auf dem Weg zur Internalisierungsgesellschaft. München.
Opielka, Michael/Ostner, Ilona (1987): Umbau des Sozialstaats. Herausforderungen und Probleme alternativer sozialpolitischer Konzeptionen. Einführung. In: dies. (Hrsg.): Umbau des Sozialstaats. Essen, S. 7–22.
Opielka, Michael/Peter, Sophie (2017): Soziale Nachhaltigkeit im Vergleich von ökologischer und konventioneller Landwirtschaft. In: Opielka, Michael/Renn, Ortwin (Hrsg.): Symposium: Soziale Nachhaltigkeit. Beiträge für das „Symposium: Soziale Nachhaltigkeit" am 2.11.2017, Potsdam (IASS). ISÖ-Text 2017-4. Norderstedt: BoD, S. 63–89.
Ostrom, Elinor (1990): Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action. Cambridge: Cambridge University Press.
Papst Franziskus (2015): Laudato si'. Enzyklika. Gelobt seist du, mein Herr. Leipzig.
Raekstad, Paul (2017): Property-owning democracy as an alternative to capitalism. In: European Journal of Political Theory, August, S. 1–9 (Online).
Sunstein, Cass R./Thaler, Richard H. (2008): Nudge. Improving Decisions about Health, Wealth, and Happiness. New Haven/London: Yale University Press.
Thomas, Alan (2017): Republic of Equals. Predistribution and Property-Owning Democracy. Oxford: Oxford University Press.
WBGU – Wissenschaftlicher Beirat Globale Umweltveränderungen (2011): Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Hauptgutachten. Berlin.
WBGU – Wissenschaftlicher Beirat Globale Umweltveränderungen (2016): Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte. Hauptgutachten. Berlin.
Wright, Erick Olin (2017): Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus. Berlin.
Yuval-Davis, Nira (1999): What is ‚Transversal Politics'? In: Soundings, Issue 12, Summer, S. 94–98.
Zürn, Michael/Wilde, Pieter de (2016): Debating Globalization. Cosmopolitanism and Communitarianism as Political Ideologies. In: Journal of Political Ideologies, 21/3, S. 280–301.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 91–108.

Jakob Tanner

Wirtschaften, Wertlogik und die „Religion des Kapitals"

I.

Die Wirtschafts- und Gesellschaftsentwicklung wird häufig mit Hilfe von ‚Revolutionen' periodisiert; jede dieser Zäsuren markiert eine nachhaltige Veränderung des Wirtschaftens und der politischen Organisationsform. Mit der etwas eigenwilligen Bezeichnung *Second economic revolution* hat der Wirtschaftshistoriker Douglass North die Bedeutung des Übergangs, der ab den 1880er Jahren einsetzte, hervorgehoben (North 1981).[1] Damals gewann sektorenübergreifend die systematische Verwissenschaftlichung der Produktionsprozesse an Bedeutung und es bildete sich jene Organisationsstruktur der kapitalistischen Wirtschaft heraus, die weit ins 20. Jahrhundert hinein Bestand hatte und deren Kernzone – das Fabriksystem – sich bis heute, wenn auch in gewandelter Form, gehalten hat. In den Jahrzehnten um 1900 wuchs die Mechanisierung der Produktion, das heißt die Substitution von Arbeit durch Kapital, in den Leitsektoren der Industrialisierung in neue Dimensionen hinein. Es beschleunigte sich ein produktivitätssteigernder Rationalisierungsprozess, der durch eine neue Kultur des Erfindens, durch *Scientific Management*, Verdichtung und Straffung von Arbeitsroutinen, neue Technologien und Unternehmensformen, insbesondere Aktiengesellschaften, vorangetrieben wurde.[2]

In diesem Formierungsprozess einer kapitalistischen Fabrik- und Industriegesellschaft, wie er in Europa und in den USA seit den 1880er Jahren deutlich erkennund spürbar wurde, war der Kommunismus nicht mehr ein „Gespenst, das umgeht", wie es 1848 bei Marx und Engels noch geheissen hatte. Er war vielmehr organisatorisch handfest geworden. Mit Anarchismus, Sozialismus, Kommunismus, Mutualismus, Syndikalismus – um nur die wichtigsten Strömungen zu nennen – hatten sich verschiedene oppositionelle Bewegungen ausdifferenziert. In dieser Phase konturierten sich die Versatzstücke des imaginären Kosmos einer Linken, die sich als weltumspannende Kraft verstand, dies nach dem Schlussmotto des *Kommunistischen*

1 Als *First economic revolution* bezeichnet er die vor ca. 10.000 Jahren einsetzende neolithische Revolution.

2 Vgl. dazu Kocka 2013.

Abb. 1 (https://www.kunstkopie.de/a/crane-walter/solidarity-of-labour-walt.html)

Manifests: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Abbildung 1 zeigt die gleichnamige Illustration von Walter Crane aus dem Jahre 1897, die vielfach kopiert und in verschiedenen Sprachen reproduziert wurde. Sie stellt den Internationalismus allegorisch dar. Anders als in vielen andern ikonographischen Darstellungen werden hier nicht die dichotomen Bildregister des Klassenkampfes bedient, sondern es wird eine harmonische Welt der Arbeit ins Bild gesetzt. Fünf wertschaffende Männer, welche für die fünf Kontinente stehen, reichen sich um den Globus die Hand. Sie verkörpern Gleichheit und Gerechtigkeit und garantieren wirtschaftliche Prosperität und gesellschaftliches Wohlergehen. Sie folgen dabei der Marx'schen Vereinigungs-Parole. Über allem schwebt eine Frau als ‚Freiheit'. Das Klassenbewusstsein der Arbeiter, das damals handlungsleitend wurde, liess sich keineswegs auf klare Gedanken reduzieren (wie das in der Selbstdarstellung suggeriert wurde), sondern enthielt die *Fata morgana* eines globalisierten Proletariats. Diese imaginäre Projektion wirkte mobilisierend. Schon die ältere sozialhistorische Forschung hatte gezeigt, wie in Europa und in den USA seit den 1880er Jahren ein Zyklus von Arbeitskämpfen einsetzte, der die kapitalistischen Gesellschaften mit Streiks, Aussperrungen, Demonstrationen in einen Klassenkampfmodus versetzte; die neuere Kulturgeschichte hat sich unter anderem solchen Bildquellen zugewandt und nachgewiesen, wie Bildersprachen und Sprachbilder, visuelle Repräsentationen und Ikonographien überhaupt erst jenen Vorstellungsraum zu schaffen vermochten, der dann von einer politisch aufstrebenden Linken argumentativ-programmatisch besetzt werden konnte.[3] Zudem haben diese nicht nur kultur- sondern auch mediensensiblen Ansätze einsichtig gemacht, wie diese Strategien einer Wortergreifung von unten auf Seiten des Bürgertums halluzinatorische Ängste vor einer Überwältigung der gesellschaftliche Ordnung durch ‚Masse, Mob und Pöbel' auslösten.[4] Während die Organisationsanstrengungen der Arbeiterbewegung auf internationaler und nationaler Ebene einigermassen gut untersucht sind, besteht nach wie vor ein Forschungsdefizit für die andere Seite, des, pauschal gesprochen, Kapitals.

3 Vgl. dazu: Eiden-Offe 2017; Tanner 2000.
4 Vgl. dazu: Gamper/Schnyder 2007.

II.

Ich gehe im Folgenden kurz auf den grossen Kongress ein, der um die Mitte der 1880er Jahre in London stattfand und auf dem sich bürgerliche Eliten, religiöse Würdenträger, militärische Führungsspitzen und wichtige Exponenten der Wissenschaft (unter ihnen Paul Bert, Ernst Haeckel und Herbert Spencer) zusammenfanden. Für einmal schienen die Spannungen zwischen den imperialistischen Mächten, rivalisierenden Nationen und unterschiedlichen Weltsichten wie verschwunden; im gemeinsamen Bestreben, einen wirksamen Lösungsansatz für das wichtigste drängende Problem eines möglichen „allgemeinen Aufstandes" der „Arbeitermassen" zu finden, zogen alle am selben Strick. Selbstverständlich zeigten sich in den Diskussionen auch Divergenzen. Als der Soziologe Herbert Spencer die Minderwertigkeit der arbeitenden Klassen evolutionsbiologisch zu erklären versuchte, wurde er vom Theologen Edmont de Pressensé (der heute allerdings kaum mehr bekannt ist) der Naivität bezichtigt. De Pressensé beklagte, die sozialistischen Organisationen würden den „auf diese Weise verhexten Arbeitern Träume von Gütergemeinschaft und freier Entwicklung aller individueller Fähigkeiten vorgaukeln". Es genüge nicht, diesem „verführerischen Zauber der sozialistischen Ideen" die Erkenntnisse einer „desillusionierenden Wissenschaft" entgegenzusetzen. Und weiter:

> „Wenn wir unsere Privilegien behalten und weiterhin auf Kosten derer, die arbeiten, leben wollen, dann müssen wir die Einbildungskraft befriedigen, und, während wir das Menschenvieh scheren, seinen Geist durch schöne Märchen und Gaukelbilder aus einer jenseitigen, besseren Welt unterhalten."

Der Theologe schloss diese ziemlich kämpferische Rede mit einer Invektive gegen die atheistische Wissenschaft, indem er darauf hinwies, die „christliche Religion" löse „diese Aufgabe mit Bravour", nur werde sie durch die „Herren Freidenker (…) ihres Glanzes beraubt". Paul Bert, der französische Physiologe, Politiker, Antiklerikalist und Verfechter der kostenlosen, obligatorischen allgemeinen Volksschule fühlte sich durch diesen Ausfall gegen den Atheismus missverstanden. Natürlich wisse er, dass die „arbeitenden Massen" glauben müssten, „dass ihr Elend das Gold ist, mit dem sie sich einen Platz im Paradies erkaufen, und dass der liebe Gott ihnen hier die Armut auferlegt, um ihnen im Jenseits das Himmelreich zu schenken". Und pointiert fügt er an: „Ich bin sehr für die Religion – solange sie für die anderen ist."

In der darauffolgenden Auseinandersetzung kristallisierte sich vor allem eine Einsicht heraus. Mit der Französischen Revolution sei zwar der alte, religiöse Dreiklang *Glaube, Hoffnung, Liebe* durch die menschenrechtliche Trias *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* ersetzt worden. Dies ermögliche durchaus neue Formen der Massenlenkung, könne aber auf Dauer nicht genügen. Der russische Außenminister Nikolai Karlowitsch de Giers (er übernahm dieses Amt nach der Ermordung des Zaren Alexander I im Jahre 1881 durch die Untergrundorganisation *Volkswille*), erklärte dazu, „diese drei Tugenden des liberalen Bürgertums" seien leider „alles nur Halbgötter", weshalb „der höchste Gott (…) noch gefunden" werden müsse. Worauf der englische Statisti-

ker Robert Giffen – der in der heutigen Volkswirtschaftslehre noch immer durch das sogenannte „Giffen-Paradox" bekannt ist – eine rhetorische Sternstunde hatte. „Die einzige Religion, die die Bedürfnisse unserer Zeit befriedigen kann, ist die Religion des Kapitals", erklärte er, und fuhr dann fort:

> „Das Kapital ist der wahrhaftige, allgegenwärtige Gott, er offenbart sich in den unterschiedlichsten Gestalten: Er ist glänzendes Gold und stinkender Guano, Hammelherden und Kisten voller Kaffee, Stapel von heiligen Schriften ebenso wie von pornographischen Bildern, gigantische Maschinen ebenso wie Unmengen kleiner Präservative. Das Kapital ist der Gott, den die ganze Welt kennt, sieht, berührt, riecht, schmeckt, er erregt all unsere Sinne, er ist der einzige Gott, der noch auf keinen Atheisten gestossen ist. (...) Die anderen Religionen sind nichts weiter als Lippenbekenntnisse, im tiefen Herzen des Menschen aber regiert der Glaube an das Kapital."

So geht das weiter auf diesem zweiwöchigen Kongress, mit dem der französische Sozialist, Autor und Arzt Paul Lafargue sein 1886 erstmals veröffentlichtes Pamphlet *Die Religion des Kapitals* eröffnet – die satirische Fiktion gelang vortrefflich (Lafargue 2009[1886/87]: 10–16). Alle *dramatis personae*, die Lafargue auftreten lässt, lebten damals ‚in echt' und sie wurden in diesem Stück kongenial zitiert und im selben Zug parodiert. Aus dem Kongress heraus wurde – so fabuliert Lafargue weiter – eine Kommission gegründet, welche alle die Protokolle und Papiere verfasste, mit denen der Rest der Publikation angefüllt ist, angefangen mit dem „Katechismus des Arbeiters" und endend mit Gebeten und Klagen „des Kapitalisten".[5]

III.

Jean-Pierre Baudet hat darauf hingewiesen, dass das Kapital bei Paul Lafargue auf doppelte Weise mit der Religion verbunden ist. Zum einen bietet es mit seiner Ubiquität, seinem Opferimperativ und seiner maßlosen Macht selber das Modell für Religion, sodass wir – so Baudet – „besser beraten wären, die Religion aus dem Kapital heraus zu verstehen als umgekehrt" (Baudet 2013: 9).[6] In der Gegenrichtung verlegt sich das Kapital zum anderen auf einen herrschaftsstabilisierenden Einsatz von Religion, weil es einen Schleier der Täuschung über das Geheimnis der Mehrwertproduktion legen will.

In seiner Eigenschaft als Religion versucht das Kapital so die Arbeit ideell an sich zu binden. *Religio* bedeutet ja wörtlich ‚Bindung', im Mittelhochdeutschen gab es noch ein deutliches Bewusstsein für dieses *re-ligare* im Sinne einer ‚doppelten Bin-

5 Mit seiner Kapitalismuskritik reproduzierte Lafargue auch die Ambivalenzen dieser Ablehnung. Dass das Werk mit den „Klagen des Kapitalisten Hiob Rothschild" schliesst, verdeutlicht, dass der „Mulatte" (wie er sich selber verstand) Lafargue sich seiner antirassistischen Haltung zum Trotz geneigt war, mit antisemitischen Stereotypen zu spielen, was im Übrigen ebenso von seinem Schwiegervater Karl Marx gesagt werden kann. Vgl. dazu die noch immer lesenswerte Aufsatzsammlung von Fetscher 1974.

6 Siehe auch Baudet 2009.

dung'. In der kulturtheoretischen und -soziologischen Literatur wurden zahlreiche Versuche unternommen, die Rückbindungs- oder Rückkoppelungsprozesse zwischen Religion und Kapital zu reflektieren. Wie lässt sich Religion auf das Kapital und den Kapitalismus projizieren? Wie können Geld und Gott parallelisiert werden und worin besteht die Heiligkeit des Marktes? Das sind Fragevarianten der einen übergreifenden Problemstellung, die von unterschiedlichen Autoren auf verschiedene Weise durchgespielt wurde.[7] Offensichtlich liegt es nahe, den Markt mit göttlichen Attributen zu versehen, das heißt ihn als allwissend, allmächtig und allgütig darzustellen, letzteres auch so, dass er imstande sei, private Laster in öffentliche Tugenden zu verwandeln. Am klarsten auf dieser moralischen Alchemie insistierte Bernard de Mandeville in seiner Bienenfabel aus dem beginnenden 18. Jahrhundert; Adam Smith lehnte zwar den moralischen Nihilismus Mandevilles ab, doch die von ihm verwendete Argumentationsfigur der *unsichtbaren Hand* impliziert ebenfalls eine solche Inversion der Werte.

Interessante Überlegungen finden sich dann wiederum mehr als ein Jahrhundert später in Georg Simmels *Philosophie des Geldes* aus dem Jahre 1900. Simmel sah im Geld das ideale Medium für die Verlängerung von „Zweckreihen" und er sprach von der grenzenlosen „Wertsteigerung des Geldes durch die Unbegrenztheit seiner Verwendungsmöglichkeiten". Geld lässt sich deshalb als ein immaterielles „Superadditum des Reichtums" darstellen; in einer nach oben offenen Skala kann sich dessen himmelstürmende Potenz ausagieren (Simmel 1987[1900]).

Während das frühe soziologische Denken Simmels noch von einer reziproken Substitutionsbeziehung von religiösen Traditionen und kapitalistischem Akkumulationsprozess ausging und der Verlust des Gottesglaubens mit dem Zugewinn an materiellem Wohlstand korrelierte, formulierten ein Jahrhundert später verschiedene Autoren eine kompensatorische Rückkehrthese der Religion. 1994 legte Horst Kurnitzky einen kulturhistorischen Essay *Der heilige Markt* vor, in dem er eine „Zeit regressiven Fortschritts (mit) Fundamentalismus auf allen Ebenen gesellschaftlichen Selbstverständnisses" diagnostizierte: „Die Erfahrung eines Chaos unkalkulierbarer Schicksalsmächte führt endlich zur Rückwendung auf archaische, scheinbar sichere schamanistische Welterfassungs- und -ordnungsverfahren, zu neuen religiösen Heilsbewegungen." (Kurnitzky 1994: 16) Dies eröffnet dann die rettende Fluchtperspektive eines omnipräsent-allmächtigen Marktes mit unbegrenzter Problemlösungskapazität.

Ein Jahrzehnt später, 2004, veröffentlichte der Germanist und Medientheoretiker Jochen Hörisch seine Studien zu *Gott, Geld, Medien* (Hörisch 2004). Hörisch schlägt

7 So schreibt etwa Wolfgang Reinhard in der Einleitung zu einem wirtschaftsanthropologischen Sammelband: „Früher glaubten wir an Gott, heute glauben wir an den Markt. Das Vertrauen in die Marktkräfte hat das Vertrauen in die göttliche Vorsehung ersetzt. Religion selbst ist zur Ware geworden, die auf dem Markt für Lebenssinn nach den Regeln von Angebot und Nachfrage gehandelt wird." (Reinhard/Stagl 2007: 3)

hier die steile These einer strukturellen Affinität zwischen diesen drei leistungsstarken generalisierenden Kommunikationsmedien moderner westlicher Gesellschaften vor. In metonymischer Verdichtung analogisiert er Hostie, Münze sowie CD-Rom und behauptet, dass diese drei Typen flacher Scheiben den inneren Zusammenhang der Gesellschaft gewährleisten würden. Hörisch geht nicht von einer Substitution von Gott durch Geld aus, sondern er konstatiert die Multiplikation von Leitmedien und spricht insbesondere von einer „erstaunlich grossen bösen Schnittmenge zwischen der Religion und der Ökonomie". Er schreibt, Adam Smith habe „mit der wirkungsmächtigen Charakterisierung des Marktes als der *invisible hand*, die Ordnung und Optimierung herbeiführt, offensiv eine Zentralmetapher für Gott ins Ökonomische konvertiert" (Hörisch 2004: 131, 32).

IV.

Alle diese ökonomischen Gottesdiskurse blenden, so anregend sie sonst sein mögen, ein entscheidendes Moment aus: die Arbeit und – weiter gefasst – die konkreten Formen des Wirtschaftens. Paul Lafargue hingegen fasst seine Charakterisierung des Kapitals als Religion relational und bezieht sie auf die kapitalistische Produktionsweise. Damit gerät der antagonistische Interaktionszusammenhang ins Blickfeld, es wird eine Konstellation des Klassenkampfes sichtbar, in dem die Kräfteverhältnisse maßgeblich durch das Vorstellungsvermögen der Akteure geprägt werden. Im Unterschied zu Marx schildert Lafargue allerdings nicht den Arbeitsprozess unter kapitalistischen Bedingungen; er interessiert sich vielmehr für Ideologien als Waffen im Kassenkampf.

Dabei knüpft er implizit an die Marx'sche Formulierung der Religion als *Opium des Volkes* an und geht davon aus, dass die Vernebelungs- und Immobilisierungseffekte religiöser Überzeugungssysteme vor allem an der gesellschaftlichen Basis, in den arbeitenden Klassen, zur Wirkung kommen. Wenn das Kapital eine Religion ist, dann erscheint die Arbeit als eine Art von Gottesdienst, der zu leisten ist, damit das Seelenheil gesichert werden kann. Die Arbeit im irdischen Jammertal stellt eine irreal verschobene Investition in das Jenseits dar, nach dem Motto: die Kosten trägt man heute, der Lohn erfolgt postum. Das Leben ist Plackerei, aber alles *ad maiorem Dei gloriam*. Es geht also um Aufschub, um Sublimierung, um eine sozialpazifizierende Zeitüberbrückung. Die reziproke Form zu dieser Arbeit stellt der Kredit dar, der nach der Devise funktioniert: Konsumiere heute, zahle morgen zurück. In einer Anmerkung zu einem verfremdeten „Vaterunser" schrieb Lafargue: „Die Religion des Kapitals (…) muss zur vollständigen Rückzahlung aller Schulden aufrufen, denn der Kredit ist die Seele der kapitalistischen Handlungen." (Lafargue 2009[1886/87]: 72)

Der Kredit als Seele des Kapitalismus: Dies ist nun der Ansatzpunkt eines kurzen Fragments „Der Kapitalismus als Religion", das Walter Benjamin 1921 verfasste, allerdings nie veröffentlichte (Benjamin 2003[1921]). Im Kapitalismus könne deshalb, so Benjamin, eine Religion erblickt werden, weil er „essentiell der Befriedigung der-

selben Sorgen, Qualen, Unruhen" diene, „auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben". Obwohl der „Nachweis dieser religiösen Struktur des Kapitalismus (…) als einer essentiell religiösen Erscheinung" heute noch abwegig wäre, so könnten doch „schon in der Gegenwart" drei ihrer Züge erkannt werden: Erstens sei „der Kapitalismus eine reine Kultreligion, vielleicht die extremste, die es je gegeben hat". Er kenne „keine spezielle Dogmatik, keine Theologie" und der Utilitarismus gewinne „unter diesem Gesichtspunkt seine religiöse Färbung". Zweitens sei dieser Kultus im Kapitalismus auf Dauer gestellt, so dass es keinen Wochentag gebe, „der nicht Festtag in dem fürchterlichen Sinne der Entfaltung allen sakralen Pompes, der äussersten Anspannung des Verehrenden wäre". Drittens sei dieser Kult „verschuldend"; es handle sich beim Kapitalismus vermutlich um den ersten Fall „eines nicht entsühnenden, sondern verschuldenden Kultus", weswegen sich dieses „Religionssystem im Sturz einer ungeheuren Bewegung" befinde. Neuere Studien wie Maurizio Lazzaratos *Die Fabrik des verschuldeten Menschen* verweisen auf die unverminderte Aktualität dieser These (Lazzarato 2012).

Es bleibt allerdings etwas Enigmatisches im Textfragment Benjamins, der einleitend erklärt, wir könnten „das Netz in dem wir stehen nicht zuziehen", aber „später wird dies (…) überblickt werden". Gegen Ende des Textes wird dann auch noch auf einen „vierten Zug" der „kapitalistischen Religion" hingewiesen, der darin besteht, „dass ihr Gott verheimlicht werden muss" und „erst im Zenit seiner Verschuldung angesprochen werden darf". Benjamin historisiert also die Intelligibilität des kapitalistischen Gottes. Würde er heute den Kapitalismus an diesem Punkt sehen und den Gott also ansprechen? Oder macht er eine ganz andere Aussage? Ein so kluger und an Luhmann geschulter Soziologe wie Dirk Baecker gelangt zur paradoxen Aussage: „Die These, dass der Kapitalismus eine Religion ist, erinnert daran, dass dies nicht so ist und nie so war." (Baecker 2003a: 11) Mit seiner Diagnose beweise Benjamin allenfalls, dass die Religion ein „Spielverderber" sei, weil sie sich nicht einmal durch den Kapitalismus ersetzen lasse, sondern diesen zwinge, sich ihr anzuverwandeln, was aber eben nicht gelinge, weil der Kapitalismus „in den Augen einer wirklichen Religion (…) viel zu zivil" sei (Baecker 2003b: 265). Dem wiederum hätten Marx und Benjamin sicherlich widersprochen.

V.

Wenn die bisher vorgestellten Kombinatoriken von Kapital und Religion etwas systematischer angegangen werden, so lassen sich drei Problematisierungen unterscheiden:

Erstens haben wir eine Religion des Kapitals, welche ein religiöses Überzeugungssystem instrumentell fasst und als Herrschaftstechnologie begreift. Das Paradigma dafür findet sich bei Lafargue, der in seiner Fiktion die europäischen Herrschaften eine solche Religion aushecken lässt. Zweitens lässt sich der Kapitalismus strukturell als ein ‚Religionssystem' verstehen, wie dies bei Benjamin der Fall ist. Kapital und

monotheistische Religion erscheinen aus dieser Sicht als „zwei Potenzen mit Ähnlichkeiten" (Baudet 2009: 94), wobei unklar bleibt, ob sich der Kapitalismus die Religion einverleibt hat oder ob es umgekehrt ist. Drittens geht es um die religiöse Bedingtheit des Wirtschaftens, insbesondere in seiner kapitalistischen Form.

Für diese dritte These steht Max Weber, auf dessen Abhandlung *Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus* aus dem Jahre 1920 sich Benjamin explizit bezieht (Weber 2000[1904/05]). Weber versuchte zu zeigen, wie aus religiösen Traditionen spezifische Weltsichten hervorgehen, welche die psychische Disposition von Menschen prägen und sie zu einem bestimmten Arbeits- und Investitionsverhalten anleiten. Im rational-rechnerischen Protestantismus glaubte er so den entscheidenden Motivkomplex erkannt zu haben, aus dem heraus sich eine mental robuste moderne kapitalistische Akkumulationsdynamik entfalten konnte, und zwar sowohl durch ein asketisches Unternehmerverhalten wie durch eine religiös sublimierte Auffassung steter und harter Arbeit.

Auf eine Würdigung und Kritik der Weberschen Protestantismus-Kapitalismus-These muss an dieser Stelle verzichtet werden. Ihre Produktivität zeigt sich jedoch darin, dass inzwischen eine breite Debatte um einen „neuen Geist des Kapitalismus" eingesetzt hat, die sich um die Selbsttransformation kapitalistischer Akkumulationsregimes kreist (Boltanski/Chiapello 2006; Pohlmann 2008; Schluchter 2009; Pohlmann/Hyun-Chin 2014). Dies schliesst auch immer die Doppelfrage ein, wie sich der Kapitalismus durch Religion legitimiert und welche Rolle religiöse Überzeugungen als mehrwertschaffende Motivationsressourcen spielen. Weil sich der Kapitalbegriff vom historischen Entstehungsort, an den er bei Weber noch gebunden war, gelöst hat, kann er nun, semantisch flexibilisiert, in die unterschiedlichsten Konzepte eingerückt werden. Seit einigen Jahrzehnten hat das Konzept des ‚Humankapitals' eine fulminante Konjunktur durchlaufen. In diesem wird der kollektive Antagonismus ‚Kapital versus Arbeit' ins Individuum eingeschrieben und harmonisiert. Menschen sollen, dies die Botschaft, zuerst einmal in sich investieren, um anschliessend nützliche, gut bezahlte Arbeit verrichten zu können. Das Leben wird so zum Renditeobjekt. Weil Krisen und unvorhersehbare Prozesse den persönlich angehäuften Kapitalstock auch wieder vernichten können, wird der Mensch zum selbstverpflichteten Risikoträger. Diese Subjektivierungsweise wurde – am erhellendsten von Michel Foucault und in Weiterentwicklung dieser Gedanken von Ulrich Bröckling – unter der Rubrik *Der Mensch als Selbstunternehmer* dargestellt (Foucault 2004; Bröckling 2007). Die Valorisierung eigener Fähigkeiten auf dem Arbeitsmarkt stellt das zentrale Testgelände für die Prosperität – oder aber das Kränkeln – der eigenen Firma dar. Dergestalt zur *Ich-AG* geworden, entwickeln Individuen eine Form selbstaktivierender und optimierender Subjektivierung, die sie über ihre bezahlte Erwerbsarbeit hinaus auch zu nahezu permanent ‚arbeitenden Kunden' macht.

Es fällt auf, dass dieses neue Subjekt, das häufig mit dem Adjektiv *neoliberal* apostrophiert wird, eine hohe Passung zu neuen Formen instrumenteller Religiosität aufweist. Die Rückkehr der Religion ist also keineswegs ein Retrophänomen, son-

dern ein Drehmoment der Selbstmobilisierung, dessen Credo lautet: Meine religiöse Überzeugung härtet mich im Lebens- und Arbeitsalltag, sie vermittelt mir jene gleichsam transzendentale Gelassenheit, die das tagtägliche *Catch-as-Catch-can* aushaltbar macht und sie hilft mir auch über alle Baissen meiner *facebook-*, *Twitter-* und *Instagram*-Existenz hinweg. Soll ich auch gezwungen sein, allen anderen zu misstrauen – ich finde mein Vertrauen in meinem Gott und bin so der ruhige Pol meiner selbst im wogenden Meer eines unerbittlichen Wettbewerbs, in dem Chancen ebenso rasch wieder verschwinden, wie sie aufgetaucht sind. Weil dieser persönliche Glaube rituell wenig formalisiert ist, vermag er Selbstbehauptungsbestrebungen optimal auf Anpassungsimperative zu beziehen und unterstützt so einen hyperagilen Habitus. Wo immer dieser auftritt, erscheinen die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert geschaffenen und erkämpften sozialen Sicherungssysteme anachronistisch. Der ‚Mensch' in seiner Doppelung als Investitionsobjekt und Hochleistungsperformer ist auf Sparpolitik programmiert, was ihn für Wirtschaft und Staat gleichermassen attraktiv macht.

VI.

Es gibt eine andere Rede vom Kapital, die diese politische Aufladung nicht aufweist. Pierre Bourdieu hat mit seiner soziologisch-kulturethnographischen *Kapitalsortentheorie* eine theoretische Schneise geschlagen, durch die sich ein nicht abbrechender Strom von Studien auf das Feld der Wissenschaft ergiesst. Gesellschaftliche Gruppen und Individuen verfügen in dieser Perspektive über wirtschaftliches, soziales und kulturelles Kapital. Diese drei materiellen Kapitalsorten werden wiederum durch den Wirkungsverstärker des symbolischen Kapitals mit einer scheinhaften Macht ausgestattet, die weit über ihre effektive Grundlage hinausgehen kann (Bourdieu 1992).

Insbesondere das Konzept des *sozialen Kapitals*, welches unterschiedliche Aspekte des sozialen Zusammenlebens bündelt, wird häufig auf das Phänomen Religion bezogen. Die Fragestellung solcher Studien lautet dann, wie Religion und Religiosität den Aufbau und die Anhäufung von sozialem Kapital in verschiedenen Gesellschaften beeinflusst. Es gibt hier eine These, die von einer tendenziell hinderlich-destruktiven Wirkung religiöser Orientierungen auf zivilgesellschaftliches Engagement, Integrationswilligkeit und Kooperationsbereitschaft ausgeht. Und es wird die Gegenthese geäussert. Diese sieht in der Religion nicht nur eine ‚vorpolitische Grundlage von modernen Demokratien', sondern eine unverzichtbare Ressource für Sozialintegration, und zwar gerade in Marktgesellschaften, die durch arbeitsteilige Spezialisierung sowie soziale Differenzierung fragmentiert und durch divergierende Interessenlagen starken Spannungen ausgesetzt sind.

In beiden Fällen führen solche Studien implizit oder explizit eine Wertlogik ein, indem die Wirkungsweise von Religion – vermittelt über die gesellschaftliche Ordnung – auf das Niveau des allgemeinen materiellen Wohlstandes bezogen wird. Wenn Religionen die Sozialkohäsion, das Vertrauensklima und die Kooperationsbeziehun-

gen verbessern, werden sie zu Garanten wirtschaftlicher Produktivität und technologischer Innovation. Es entsteht ein Positivsummenspiel, das die Vorteile der einen mit den Vorteilen der andern verbindet und es allen ermöglicht, mit ihrer Arbeit gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Werden Religionen hingegen als unterkomplexes Residual aus der Vormoderne betrachtet, erscheinen sie als unvereinbar mit modernen, säkularen Werthaltungen. Sie stützen Abschottung, exklusive Wahrheitsansprüche und gegenseitiges Misstrauen und lähmen die wirtschaftliche Dynamik.

Mittlerweile werden diese Zusammenhänge in einer ganzen Reihe von Studien theoretisch reflektiert und methodisch operationalisiert. Dabei wird generell von einer grossen Wandlungsfähigkeit von Religionen und von variablen gesellschaftlichen Bedingungen ausgegangen. Religionen erweisen sich in einem solchen analytischem Setting als ambivalent, das heißt sie werden nicht als universale Konstante, sondern als kontextabhängige Variable betrachtet. So verfährt zum Beispiel eine Studie des Politologen Richard Traunmüller. Sie heisst *Religion und Sozialkapital*, ist auf Europa konzentriert und als ‚doppelter Kulturvergleich' konzipiert (Traunmüller 2012). Letzter läuft auf eine Kombination von Religionsvergleich und Ländervergleich hinaus. Traunmüller geht grundsätzlich von ‚heterogenen Kausalitäten' aus und versucht dann, signifikante Muster zu erkennen. Er weist unter anderem einen positiven Einfluss öffentlicher religiöser Praxis auf die zivilgesellschaftliche Einbindung von Bürgerinnen und Bürgern nach; die Unterschiede zwischen den Ländern sind allerdings bedeutender als jene zwischen verschiedenen Religionsgemeinschaften beziehungsweise Konfessionen. Und je säkularisierter dieser nationale Kontext ist, desto ausgeprägter ist der Effekt auf das zivilgesellschaftliche Engagement. Weiter zeigt der Autor, dass die Befürchtung, die ebenso migrations- wie mentalitätsbedingte Zunahme der religiösen Diversität würde den sozialen Zusammenhalt schwächen, empirisch keine Grundlage hat. Hingegen wird der Aufbau von sozialem Kapital gestört, wenn Staat und Kirchen ein zu enges Bündnis eingehen.

VII.

Das sind alles interessante Befunde, die auf verschiedene Forschungskontexte verweisen. Generalisierend lässt sich feststellen, dass offenbar instrumentelle Formen der Religiosität auf dem Vormarsch sind. Traunmüller weist darauf hin, dass der Wille, den sozialen Zusammenhang zu stärken und etwas zur Wohlfahrt einer Gesellschaft beizutragen, die Form eines religiösen Engagements annehmen und sich als ‚gelebte Religiosität' ausdrücken kann. Die geschilderten religiösen Neigungen, die mit neoliberalen Orientierungen einhergehen, passen in dieses Bild. Wenn Religion zur Ressource einer neuen Subjektivierungsweise wird – und zwar sowohl für die unerbittlichen Wettbewerber wie für jene, die gegenläufig altruistische Einstellungen stärken wollen – dann wird die Gesellschaft insgesamt religiöser und gleichzeitig bewegen sich diese Religionen auf Gegenkurs zu einer exkludierenden Religiosität, die mit absoluten Wahrheitsansprüchen Hand an den Menschen legt.

Diese Beobachtung führt wiederum zurück zu Lafargue. Der einleitend geschilderte fiktive Kongress von London Mitte der 1880er Jahre behandelt Religion als ein Domestikationselixier, das Eliten den arbeitenden Massen verabreichen, um die ungerechte gesellschaftliche Ordnung des Kapitalismus zu stabilisieren. Religiosität ist aus dieser Perspektive ein Täuschungsprojekt von oben. Dieser *Religion des Kapitals* setzte die Arbeiterbewegung eine *Religion der Arbeit* entgegen, welche radikale Komplexitätsreduktion mit ebenso radikalem Säkularismus verband.

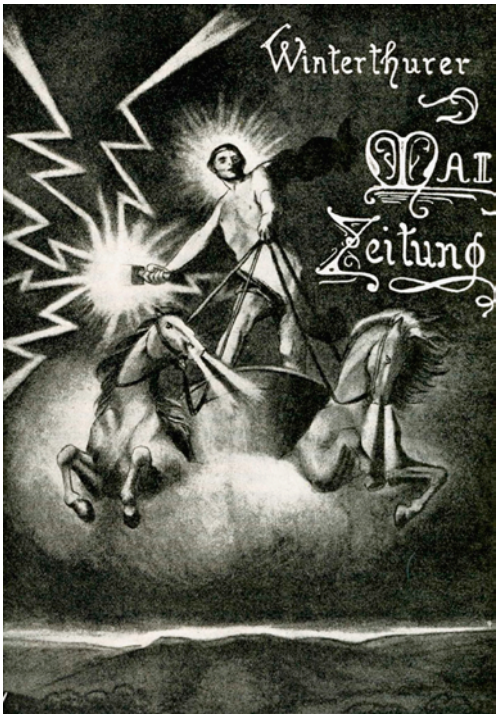

Abb. 2 (Winterthurer Mai-Zeitung, 1. Mai 1897. Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich.

Abbildung 2 stammt aus demselben Jahr wie die allegorische Darstellung von Walter Crane (Abb. 1). Zum 1. Mai 1897 erschien in Winterthur (Schweiz) das Bild einer 2-PS-Auffahrtsveranstaltung, welche die damalige Elektrizitäts-Ikonographie mit den sozialistischen Aufstiegshoffnungen amalgamierte. Der Text zum Bild lautete: „Der Hammer der Arbeit, der Hammer der Wahrheit sendet zerschmetternde Blitze hinaus in die alte Welt des Elends und der Ungerechtigkeit! – Schon zeigt ein helles Licht am Horizont das Morgenrot der verheißungsvollen Zukunft." Diese Epiphanie der Arbeit weist im Sozialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine reichhaltige Ikonographie auf. Diese ist auch der Abbildung 3 zu entnehmen, die ebenfalls das Motiv *Proletarier aller Länder* aufgreift und in der das Programm der Aufklärung para-

Abb. 3 (http://bugayev.ru/pr.htm)

digmatisch inszeniert wird: Eine aus dem Dunkel kommende, ins Licht schreitende, heterogene Arbeiterklasse bricht sich Bahn gegen die alte Herrschaft. Ihre prometheischen Aspirationen werden von einem geflügelten Pferd in den Himmel getragen.

VIII.

Mit dem Wandel der Wertlogiken veränderten sich über das *lange 20. Jahrhundert* hinweg die Vorstellungen vom ‚Wirtschaften' und mit ihnen auch die Verknüpfungen ‚Kapital als Religion' und ‚Religion als Kapital'. Der ‚Wert der Arbeit' wurde entthront, ein Vorgang, der nicht mehr primär im Medium der Religion stattfand, obwohl religiöse Überzeugungen und divinatorische Zuschreibungen nach wie vor virulent blieben.

Die Auseinandersetzung um die Arbeit hatte allerdings viel früher begonnen. 1883 – im Todesjahr seines Schwiegervaters Karl Marx – veröffentlichte Paul Lafargue sein ketzerisches, gegen die religiöse Verklärung der Arbeit gerichtetes Pamphlet „Le droit à la paresse" („Das Recht auf Faulheit"). Dieses Postulat richtete sich gegen die sozialistische Propaganda für ein „Recht auf Arbeit". Theoretisch hat die Arbeit diesen Disput gewonnen. Das zeigt sich insbesondere an der Breitenresonanz der Arbeitswerttheorie, die Marx in der Tradition der klassischen Ökonomie formuliert hatte. Auf diese Theorie gründete sich die Kritik der kapitalistischen Ausbeutung. Wenn es die Arbeit ist, die alle Werte schuf, dann können die Profite, welche die kapitalistische Akkumulation alimentierten, nur durch Mehrwertabschöpfung zustande kom-

men. Der Reichtum der ‚besseren Gesellschaft' präsentierte sich aus dieser Sicht als Resultat einer Expropriation und war genuin skandalös. Der Schlachtruf *Expropriiert die Expropriateure* ergab sich logisch aus dieser Annahme. Dass eine solche arbeitswerttheoretische Begründung des Kapitalismus fabrikverhaftet ist und verschiedenste Formen der Haus-, Familien- und Handarbeit unkenntlich macht, weil sie im Vorstellungsraum der Wertproduktion gar nicht auftauchen, fiel Feministinnen schon damals auf. Die marxistischen Theoretiker der 1968er-Bewegung hatten diese Blickverengung auf betriebliche Arbeitsformen und den sogenannten ‚Normalarbeitstag' wiederum verhärtet und sahen sich deshalb mit einer feministischen Kritik konfrontiert, welche auf die Relevanz der sogenannten ‚Reproduktionsarbeit' hinwies. Weiterführende Überlegungen dazu finden sich in der 2016 erschienenen Studie zur *Anthropologie der Arbeit* des Ethnologen Gerd Spittler (Spittler 2016).[8]

Hier soll ein anderer Vorgang ins Auge gefasst werden.[9] Die ökonomischen Revolutionen wurden durch epistemische Umbrüche begleitet, die nicht mit ihnen zusammenfielen, ihre Wahrnehmung und Bedeutung jedoch mitbestimmten. Die Arbeitswerttheorie war ein kühner Versuch, die Lehre der Physiokraten, die die Natur, das heißt den Boden mit einer exklusiven Wertschöpfungskapazität ausstatteten und auch die Auffassung der Merkantilisten, dass aller nationale Reichtum aus dem Außenhandel stamme, zu falsifizieren. Sie lieferte eine neue Begründung für die Entstehung von wirtschaftlichen Werten, das heißt, sie schlug eine neue ‚Wertlogik' vor. Zudem war sie eine aufwändige Anstrengung, die versteckte Wahrheit der komplexen, opaken modernen kapitalistischen Produktionsweise mit einem basalen Theorem zu erhellen oder ‚aufzuklären'.

Gerade im dem Moment, in dem diese Theorie in das Argumentarium der organisierten Arbeiterbewegung Eingang fand, wurde sie durch einen neuen Denkansatz herausgefordert, der den wirtschaftlichen Gesamtzusammenhang auf andere Weise beschrieb. Ab den 1870er Jahren hatten Ökonomen wie Alfred Marshall, William Stanley Jevons und Léon Walras eine sogenannte ‚marginale Revolution' ausgelöst und damit eine neue Theorie begründet, die als Neoklassik bekannt wurde. Die objektive Wertlehre der Arbeitswerttheorie wurde hier auf eine subjektive Wertlehre umgestellt. Das wertschaffende Alleinstellungsmerkmal der Arbeit wurde zurückgewiesen. An der Schaffung von Werten waren mehrere Produktionsfaktoren – neben der Arbeit auch Boden und Kapital – beteiligt. Diese wurden nach Maßgabe ihres Beitrages zur volkswirtschaftlichen Wertschöpfung abgegolten. Der Begriff des Grenznutzens erlaubte es, den Fokus systematisch auf die letzte bedarfsdeckende und verfügbare Einheit zu richten. Entscheidend für die Ausdehnung oder Kontraktion der Produktion war also das Grenz- oder Marginalprinzip, das die jeweiligen Grenznutzen und Grenzkosten aufeinander bezog. Mathematisch wurde dieser Ansatz mit Diffe-

8 Vgl. auch: Bernet/Tanner 2015.

9 Die folgenden Ausführungen basieren auf einem eigenen, noch nicht abgeschlossenen Forschungsprojekt zur Transformation von Wertlogiken im Kapitalismus.

renzialgleichungssystemen modelliert, welche die partiellen Differenziale der Kosten- und Nutzenfunktion für Angebot und Nachfrage durchrechneten.

Diese technischen Aspekte des Walras'schen ‚Tatonnements' können hier übergangen werden; wichtig ist die Einsicht, dass in einem solchen, einem Gleichgewichtsparadigma verpflichteten, Denkansatz der Mehrwert, wie er für die Arbeitswerttheorie konstitutiv ist, verschwindet. Ein Surplus ist gar nicht mehr denkmöglich, weil ja alle genau das bekommen, was sie beisteuern, so dass die sektoriellen Grenzerträge den sektoriellen Grenzproduktivitäten entsprechen. Die ganze Ausbeutungsproblematik wird durch fortgeschrittene Mathematik eskamotiert. Die antagonistische Interessenstruktur des Kapitalismus wird in Abrede gestellt, der Klassenkampf erscheint als eine durch Neid und Partikularinteressen ausgelöste Dysfunktion. Arbeitskämpfe, Streikbewegungen und gewerkschaftliche Organisation sind aus dieser Sicht nicht mehr legitime Mittel, die es den Produzenten des Mehrwerts erlauben, wenigsten einen Teil davon zu behändigen. Man spricht nun von preisverzerrenden Interventionen in den freien Wettbewerb, von einer Störung des Arbeitsmarktgleichgewichts durch gewerkschaftliche Kartellstrategien.

IX.

Inzwischen ist dieses neoklassische Streben nach ‚Gleichgewicht', in dem alle bekommen, was sie qua Leistung zugute haben, nochmals über den Haufen geworfen worden. 1986 veröffentlichte der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Alfred Rappaport seine bahnbrechende Studie: *Creating shareholder value: the new standard for business performance* (Rappaport 1986). Ausgehend von dieser Studie griff die Meinung um sich, der Zweck eines Unternehmens könne nur darin bestehen, den Aktienkurs hochzutreiben und die Investoren für ihre Risikobereitschaft zu belohnen. Diese Verabsolutierung des *Shareholder value* stellt die Arbeitswerttheorie komplett auf den Kopf. Fanden bei Rappaport die Stakeholder eines Unternehmens immerhin noch Erwähnung, so änderte sich das in den 1990er Jahren. Nun wurden die Mitarbeiter ausschliesslich als sicherheitsfixierte, risikoaverse Angestellte gesehen, deren Lohn in einem Vertrag festgeschrieben war. Die Investoren hingegen schulterten das ganze Risiko, weshalb die Wertsteigerung einer Firma ihnen vollständig zugutekommen musste.

Die sogenannte „Finanzialisierung", die Börsengeschäfte ebenso umfasste wie andere ausserbörsliche Transaktionen, induzierte eine regelrechte Finanzkasinoatmosphäre, in der *Bubbles* und *Crashs* in dramatischer Choreographie aufeinanderfolgten (Tanner 2014). Die Vermögenszuwächse, die über Finanzmärkte realisiert wurden, lösten sich ab von der Kaufkraftentwicklung breiter Bevölkerungsschichten. Es gab eine grössere Gruppe von substanziellen Gewinnern, die angesichts von Vermögenszuwächsen im Milliardenbereich eine Abgeltung der Manager im Millionenbereich als Akt der Fairness betrachtete. Es gab auch Banker, die exorbitante Bonuszahlungen und riesige Profite in religiösen Kategorien rechtfertigten. So erklärte

der Vorstandschef der Investmentbank Goldman Sachs, Lloyd C. Blankfein im November 2009: „Ich verrichte Gottes Werk".[10] Mit dieser Selbstvergöttlichung wird die Kritik am Finanzsystem zur Blasphemie. Kritische Stimmen verstummten allerdings seit den 1990er Jahren nicht mehr, weil doch immer klarer wurde, dass sich die Finanzialisierung als wirksamer Treiber zunehmender wirtschaftlich-sozialer Ungleichheit in den meisten wirtschaftlich entwickelten Ländern erwies, was sich für demokratische Gesellschaften als zunehmende Hypothek erwies.[11]

Empirische Untersuchungen zeigten zwar rasch auf, dass die Begründung einer *Shareholder*-Wertlogik in doppelter Hinsicht schwach ist: Zum einen werden Kurssteigerungen bei Aktien häufig durch Kosteneinsparungen und *Downsizing* im Unternehmen, das heißt durch den Abbau oder die Auslagerung von Arbeitsplätzen realisiert, was zu einer Prekarisierung der Beschäftigten führt. Es stellte sich also die Frage, wer hier mit dem Risiko konfrontiert ist; sicher nicht die Investoren alleine. Untersuchungen haben gezeigt, dass dieses auch für Arbeitnehmer/-innen beträchtlich ist. Ein Ansatz, der die Interessen verschiedener *Stakeholder* einbezieht, ist also theoretisch leistungsfähiger als eine exkludierende *Shareholder*-Ideologie. Zum anderen war es in der Nachkriegszeit zu einer folgenschweren Entkoppelung von Risiko und Haftung gekommen. Das Management im Finanz- und teilweise auch im Industriesektor wurde geradezu motiviert, hohe Risiken einzugehen, um mit einer exzellenten Börsenperformance ihre geradezu explodierenden Vergütungen zu rechtfertigen. Wenn es hingegen zu existenzbedrohlichen Verlusten kam, waren es nur allzu häufig die durch einen forcierten internationalen Standortwettbewerb ausgetricksten Nationalstaaten, welche die Rettung solcher Unternehmen oblag, die als *too big to fail* eingestuft wurden und deren Führungskräfte auch *too big to jail* waren (beziehungsweise dafür gehalten wurden) (Sorkin 2009; Garrett 2014; Moosa 2010). Insbesondere die Kategorie des Systemrisikos ermöglichte die Privatisierung der Gewinne und die Sozialisierung der Verluste (Montagna 2016; Bischoff 2012).

X.

Diese wenigen Hinweise zeigen, dass Wertlogiken in Rechtfertigungsnarrative eingebunden sind, die weitgehend kontrafaktisch funktionieren. Generalisierend lässt sich feststellen, dass sowohl die marxistische Arbeitswerttheorie wie die neoklassischen Gleichgewichtsmodelle und die neoliberalen *Shareholder*-Ideologien empirisch

10 https://web.archive.org/web/20091109090132/http://www.timesonline.co.uk/tol/news/world/us_and_americas/article6907681.ece Der Wikipedia-Eintrag meldet, Blankfein habe diese Äusserung später zurückgenommen. https://de.wikipedia.org/wiki/Lloyd_C._Blankfein#cite_ref-7.

11 Vgl. dazu die World Inequality Database. http://wid.world/ und Stone Center on Socio-Economic Inequality https://www.gc.cuny.edu/Page-Elements/Academics-Research-Centers-Initiatives/Centers-and-Institutes/Stone-Center-on-Socio-Economic-Inequality/Core-Faculty,-Team,-and-Affiliated-LIS-Scholars/Branko-Milanovic/Datasets.

widerlegungsresistente theoretische Zurechtlegungen darstellen, die Forderungen begründen, Anspruchshaltungen rechtfertigen und eine kulturelle Ökonomie der Anerkennung regulieren. Als produktive Fiktionen haben sie allerdings einen starken Einfluss auf die vielfältigen Formen und Praktiken des Wirtschaftens. So stellen wir heute fest, dass, was die Behauptung einer einzigartigen wertschöpfenden Kapazität betrifft, das Kapital an die Stelle der Arbeit getreten ist. Die führt unter anderem dazu, dass sich Menschen selber in Kategorien des Kapitals (des *Humankapitals*) zu verstehen und zu vermarkten beginnen.

In einer solchen Umgebung wirken die gezeigten Bilder einer omnipotenten Arbeit antiquiert und die Arbeitswerttheorie leidet an einem Plausibilitätsdefizit. Von Arbeit ist noch keine/r reich geworden – wieso sollte das auf gesellschaftlicher Ebene anders sein? Während die Arbeiterbewegung daraus die Schlussfolgerung ableitete, der Entwertung der Arbeit durch das Kapital müsse ein Ende bereitet werden, nutzt die *Shareholder*-Ideologie diese Erfahrungstatsache gerade gegenteilig aus und verbindet sie mit der Unterstellung, es sei die kühne Risikobereitschaft der Investoren, welche die Wirtschaft dynamisiere. Eine Kritik an dieser heute dominanten Interpretation kann sich allerdings nicht auf eine Vergötterung der Arbeit kaprizieren, welche einst die Arbeitswerttheorie beflügelte. Es gilt vielmehr, die Kritik zunehmender gesellschaftlicher Ungleichheit zu verbinden mit einer neuen Wertschätzung unterschiedlichster, unverzichtbarer, ebenso traditionsreicher wie adaptiver Arbeitsformen, die im Schatten von *Investmentbanking*, *Megamergers*, *Business management*, *Lean production* und disruptiven Technologien unsichtbar zu werden drohen. Die Aufwertung dieser diversen Formen des Wirtschaften sollte künftig von Sozial- und Kulturwissenschaften gefördert werden. Dabei gilt es, auf eine religiöse Nobilitierung der Arbeit zu verzichten. Die Neigung, sich selbst zum Gott zu verklären, sollten wir getrost dem Kapital überlassen. *Gott ist tot* bleibt so eine aktuelle Parole.

Literatur

Baecker, Dirk (2003a): Einleitung zu Ders. (Hrsg.): Kapitalismus als Religion. Berlin, S. 7–14.

Baecker, Dirk (2003b): Volkszählung. In: Ders. (Hrsg.): Kapitalismus als Religion. Berlin, S. 265–281.

Baudet, Jean-Pierre (2013): Opfern ohne Ende. Nachtrag zu *Die Religion des Kapitals* von Paul Lafargue. Berlin.

Baudet, Jean-Pierre (2009[1886/87]): In Memoriam Paul Lafargue. Nachwort zu Paul Lafargue: *Die Religion des Kapitals*. In: Lafargue, Paul: Die Religion des Kapitals. Berlin, S. 87–152.

Benjamin, Walter (2003[1921]): Kapitalismus als Religion. u. a. abgedruckt in: Dirk Baecker (Hrsg.): Kapitalismus als Religion. Berlin, S. 15–18.

Bernet, Brigitta/Tanner, Jakob (Hrsg.) (2015): Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz. Zürich.

Bischoff, Joachim (2012): Die Herrschaft der Finanzmärkte: politische Ökonomie der Schuldenkrise. Hamburg.

Boltanski, Luc/Chiapello, Eva (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.

Bourdieu, Pierre (1992): *Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital*. In: Ders.: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg, S. 49–80.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.

Eiden-Offe, Patrick (2017): Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats. Berlin.

Fetscher, Iring (Hrsg.) (1974): Marxisten gegen Antisemitismus. Hamburg.

Forrer, Thomas/Linke, Angelika (Hrsg.): Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse. Zürich, S. 95–125.

Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität (hrsg. v. Michel Sennelart, 2. Bd.). Frankfurt/M.

Gamper, Michael/Schnyder, Peter (Hrsg.) (2007): Kollektive Gespenster. Die Masse, der Zeitgeist und andere unfassbare Körper. Freiburg i. Br.

Garrett, Brandon L. (2014): Too Big To Jail. How Prosecutors Compromise With Corporations. Cambridge (Mass.), Harvard University Press.

Hörisch, Jochen (2004): Gott, Geld, Medien: Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten. Frankfurt/M.

Kocka, Jürgen (2013): Geschichte des Kapitalismus, München.

Kurnitzky, Horst (1994): Der heilige Markt: Kulturhistorische Anmerkungen. Frankfurt/M.

Lafargue, Paul (2009[1886/87]): Die Religion des Kapitals. Berlin (mit einem Nachwort von Jean-Pierre Baudet).

Lazzarato, Maurizio (2012): Die Fabrik des verschuldeten Menschen. Ein Essay über das neoliberale Leben. Berlin.

Montagna, Mattia (2016): Systemic Risk In Modern Financial Systems. Kiel: Universitätsbibliothek Kiel 2016 (Dissertation, Kiel, Christian-Albrechts-Universität. Online-Ressource; urn:nbn:de:gbv:8-diss-187555).

Moosa, Imad A. (2010): The Myth Of Too Big To Fail. New York.

North, Douglass C. (1981): Structure and Change in Economic History. New York, London.

Pohlmann, Markus (2008): Die neue Kulturtheorie und der „Geist des Kapitalismus" – Max Weber and beyond. In: Wagner, Gabriele/Hessinger, Philipp (Hrsg.): Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkökonomie. Wiesbaden, S. 103–126.

Pohlmann, Markus /Hyun-Chin Lim (2014): A New Spirit of Capitalism? Globalization and its Impact on the Diffusion of Neoliberal Management Thinking in Germany and the East Asian Economies. In: Development and Society 43, S. 1–32.

Rappaport, Alfred (1986): Creating Shareholder Value: The New Standard for Business Performance. New York.

Reinhard, Wolfgang/Stagl, Justin (Hrsg.) (2007): Menschen und Märkte: Studien zur historischen Wirtschaftsanthropologie. Wien.

Schluchter, Wolfgang (2009): Die Entzauberung der Welt: sechs Studien zu Max Weber. Tübingen.

Simmel, Georg (1987[1900]): Philosophie des Geldes. Berlin.

Sorkin, Andrew Ross (2009): Too Big To Fail: The Inside Story Of How Wall Street And Washington Fought To Save The Financial System – And Themselves. New York.

Spittler, Gerd (2016): Anthropologie der Arbeit. Ein ethnographischer Vergleich. Wiesbaden.

Tanner, Jakob (2000): Erfahrung, Diskurs und kollektives Handeln. Neue Forschungsparadigmen in der Geschichte der Arbeiterinnen und Arbeiter. In: Traverse 2, Themenheft Arbeitergeschichte. Zürich, S. 47–68.

Tanner, Jakob (2014): Zwischen Spekulationsblase und Crash: Die Börse als kultureller Ort. In: Forrer, Thomas/Linke, Angelika (Hrsg.): Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse. Zürich, S. 95–125.

Traunmüller, Richard (2012): Religion und Sozialkapital. Ein doppelter Kulturvergleich. Wiesbaden.
Weber, Max (2000[1904/05]): Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05 mit einem Verzeichnis der wichtigsten Zusätze und Veränderungen aus der zweiten Fassung von 1920. Bodenheim (hrsg. u. eingel. v. Klaus Lichtblau et al., 3. Aufl.).

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 109–124.

Kerstin Poehls

Über Zuckerhaushalte

Zugänge zu einer skalaren Ethnographie des Wirtschaftens

Im semantischen Feld und in Praktiken des *Wirtschaftens* treffen ein kleinteiliger Alltag, der sich auf individuelle Körper bezieht, sowie die Dynamiken und langfristige Strategien in einer global vernetzten Warenwirtschaft von jeher aufeinander.

In den Kultur- und Sozialwissenschaften wird sowohl das eine als auch das andere untersucht, wurden und werden Unternehmen (Götz 1997; Bachmann 2014) und Manager (Stein 2017), Arbeitsplatz und/als Haushalt (Hess 2009), Waren und Produkte[1], Konsumpraktiken und Lebensstile (Vonderau 2010) wie auch politischen Haltungen (Winterberg 2017), symbolisch aufgeladene Orte des Wirtschaftens mitsamt der dort eingesetzten Sozialtechniken, Apparaturen und Technologien[2] in den Fokus gerückt. Zwischen dem nur vermeintlich kleinräumigen und privaten, dem vermeintlich weltläufigeren unternehmerischen Wirtschaften und den vermeintlich *abstrakten* formalen und informellen Regularien, die diese Felder durchwirkten, besteht ein wenigstens mittelbares, meistens spannungsreiches und immer komplexes Verhältnis – und dieses Verhältnis wird besonders greif- und sichtbar im Kontext von Lebensmittelindustrie, Nahrungspraktiken und Ernährungsdiskursen (Mintz/DuBois 2002).

Derzeit stellt Monsanto das wohl prominenteste Beispiel des *Agri-Food*-Sektors dafür dar, wie global agierende Unternehmen nicht länger in einem gesetzten Rahmen nationalstaatlicher oder internationaler Regulierung operieren, sondern dass sie mit ihrer Marktmacht und einer Finanzkraft, die an Volkswirtschaften heranlangt, längst selbst global Einfluss auf diese Regulierungen nehmen, welche wiederum eng verstrickt sind mit den alltäglichen Praktiken von Individuen[3].

Dieser Beitrag mündet in ein Plädoyer für einen geschärften Blick auf das ökonomische Agieren solcher globalen Unternehmen. Mit ethnographischen Methoden las-

1 Zum Beispiel Mintz 1985, Rivoli 2005, Vogel 2007, Çalışkan 2010, Schall 2017, Lowenhaupt Tsing 2018.

2 Exemplarisch: Fenske 2006, Zaloom 2006, Callon et al. 2007, Ho 2009, Vonderau 2017.

3 Siehe etwa Herring 2006, Lemke 2012, Pechlaner 2012, Howard 2016, Fraser 2017, Gillam 2017, Gonzalez-Duarte 2018.

sen sich die durch sie mitgestalteten Verbindungen zwischen Waren, Regulierungen, Handlungsräumen und individuellen Konsumpraktiken zutage fördern, und an ihren weit reichenden Netzwerken lässt sich ermessen, wie diese Akteure weltumspannend Einfluss auf gesellschaftliche Alltage nehmen, und unter welchen Vorzeichen und mit welchen Stakeholdern *Regieren* und *Wirtschaften* als untrennbare Praktiken von *Haushalten* stattfinden.

Doch mit welchen Methode lassen sich die Verbindungen fassen zwischen einer *world economy as a whole* (Hann/Hart 2011), in der global agierende Unternehmen eine immer gewichtigere Rolle und auf Augenhöhe mit Staaten oder Staatenverbünden spielen, und subjektiven Haltungen oder alltäglichen Handlungen des Haushaltens?

Zucker steht im Zentrum meiner laufenden Forschung. Mich interessiert, wie Zucker und dessen süßer Geschmack sozial und kulturell *gemacht* werden, wie Zucker ökonomisch und gesellschaftlichen verhandelt, wie er geschmeckt, bewertet und global bewegt wird. Bei seiner moralischen Bewertung werden Räume, als miteinander verbundene oder voneinander entkoppelte, und auch Zeit(lichkeiten), etwa durch erinnernde Bezugnahme oder Vergessen, in ein Verhältnis zueinander gesetzt (Jackson et al. 2009: 12). Die im folgenden dargestellten Zuckerhaushalte verbinden stets kollektive und individuelle Dimensionen und ich setze dabei voraus, dass es sich um skalare Zusammenhänge und Effekte handelt (Brenner 2001) – dass mithin Orte und Räume und vor allem Akteure mit sehr unterschiedlich großen Handlungsradien und -horizonten unwillkürlich miteinander verknüpft sind.

Diese skalaren Effekte und Verknüpfungen gilt es ethnographisch zu erkennen und auszuloten, und so stelle ich, nachdem ich mich drei *Zuckerhaushalten* gewidmet habe, methodische und programmatische Überlegungen an: Wie können wir diese *Haushalte*, die gesellschaftlichen Alltag und globales Wirtschaften ausmachen, in ihren Verknüpfungen ethnographisch kenntlich machen? Und: Wie können wir als Europäische EthnologInnen, als KulturanthropologInnen, als empirisch arbeitende GesellschaftsforscherInnen zu einem besseren Verständnis und klareren Bild von europäischer Gegenwart, globalen Ungleichheiten und moralischen Aushandlungsprozessen beitragen?

Zuckerhaushalt I

Immer mehr Menschen nehmen immer häufiger vorgefertigte Mahlzeiten zu sich, und sie tun dies auch immer öfter außerhalb der eigenen vier Wände (Forsa 2017; BMEL 2018; BVE 2018). Für die Zuckerindustrie wird folglich seit 15 bis 20 Jahren die Lebensmittelindustrie ein immer wichtigerer Abnehmer (zuungunsten der Privathaushalte)[4]. So wie sämtliche Ernährungspraktiken an Ressourcen und ökonomischen Status gekoppelt sind (Barlösius 2014), lässt sich dies beim Zucker in extremer Form

4 Interview K, April 2017, #00:33:56-5#.

zeigen – jedoch mit einer historischen Umkehrung (Mintz 1985; Merki 2001): Früher Luxus (Schivelbusch 1980), enthalten heute gerade preisgünstigere Lebensmittel und vorverarbeitete Speisen mehr Zucker, und insbesondere diese Waren werden laut Statistik häufiger von jenen konsumiert, die weniger Geld zur Verfügung haben, die weniger gebildet und weniger an *gesunder Lebensführung* orientiert sind. Wie und mit welchen Folgen mit Zucker gehaushaltet wird, ist mithin schichtspezifisch (Barlösius 2011, Niewöhner 2014).

Wenn über Zuckerverzicht und Zuckersucht *debattiert* wird, dann in der Regel gerade nicht dort, wo Krankenkassen, *Public Health*-Experten und andere den Zuckerkonsum als Ursache und Symptom sozialer sowie gesundheitlicher Probleme in der Gegenwart oder Zukunft lokalisieren.[5] Imaginationen von körperlicher Reinigung, von einem bewussteren Leben ohne Zucker entfalten ihre soziale Wirkmacht stattdessen unter denjenigen AkteurInnen, die über Ressourcen und entsprechende *agency* verfügen, nicht nur ihr Ernährungsverhalten zu reflektieren, neu zu planen und unter Zuhilfenahme kostspieliger Alternativen wie Kokosblütenzucker zu verändern (Abbots 2017). Sie tauschen sich zudem auch bild- und wortreich darüber aus. Eine der AkteurInnen in meinem Untersuchungskontext – hier melden sich zumeist Frauen zu Wort (Cairns/Johnston 2015) – verkündet auf ihrem Blog:

> „Warum ich auf Zucker verzichten möchte: Ich möchte meine Abhängigkeit durchbrechen. (…) Ich fühle mich manchmal innerlich ‚verklebt' und wünsche mir dies zu verlieren. (…) Ich möchte einfach mal den RESET Button drücken."[6]

Diese Vorstellung einer Reinigung durch Zuckerverzicht fügt sich in andere gegenwärtige Varianten der *Saccharophobie* (Fischler 1987): In der 40-Tage-Challenge *Projekt Zuckerfrei* beschäftigen sich etwas mehr als 22.000 Menschen unter Anleitung einer Ernährungswissenschaftlerin, Bestsellerautorin und Bloggerin damit, die „Alltagsdroge" Zucker aus ihrem Leben zu bannen. Der Zeitumfang der Challenge ist an die traditionelle christliche Fastenzeit angelehnt, doch das Ernährungsprogramm kann an einem beliebigen Tag begonnen werden und zielt darauf ab, dass die Teilnehmenden langfristig ihr Ernährungsverhalten verändern, indem sie konsequent auf zugesetzten Zucker verzichten. Der Handlungsimpuls vieler geht über den simplen Klick bei *facebook* hinaus: Sie werfen konzentrierte Blicke auf Inhaltsangaben und Nährstofftabellen auf der Rückseite von Lebensmittelverpackungen, identifizieren und meiden beim Einkaufen Produkte mit der Zutat Zucker (und nehmen dabei Hilfestellung in Anspruch, etwa eine „Einkaufs-Liste", die 100 unterschiedliche Bezeichnungen für Süßmacher listet), und sie kaufen stattdessen hochwertige und -preisige Zutaten, um ein Großteil ihrer Mahlzeiten eigenhändig zubereiten. Darüber hinaus teilen sie ihre Erfahrungen und Emotionen auf digitalen und analogen Wegen mit ihrem sozialen Umfeld. Der intensive, an Worten und Bildern reiche Austausch kreist

5 Vgl. Ernsberger 2009 sowie die Statements im Rahmen des 1. Zuckerreduktionsgipfels, 28. Juni 2017, http://aok-bv.de/engagement/wenigerzucker/ (31.05.2018).

6 http://www.foxycheeks.com/2015/07/goodbye-zucker/ (31.05.2018).

zum einen um Zutaten („Was ist Teffmehl?"), um Alltagslogistik („Wie schafft man es, für eine Woche im Voraus einzukaufen und zu kochen?"), um die Zubereitung von Mahlzeiten („Wie schaffe ich, dass mein zuckerfreier Brotteig aufgeht?", „Darf ich Zutat X gegen Zutat Y austauschen?"), vor allem aber um das Körperempfinden und die Stimmungen, welche der Verzicht auf Zucker auslöst, inklusive gegenseitigem Zuspruch und Strategien, das starke Verlangen nach Süßem zu überwinden. Auch die Folgen der Ernährungsumstellung für das soziale Umfeld – in der Familie, in Kindergarten und Schule, bei der Arbeit in der Kantine, im Freundeskreis – beschreiben die AkteurInnen mitsamt der dabei auftretenden Konflikte.

Eine der Teilnehmerinnen der *40-Tage-Challenge* veröffentlichte etwa ein Foto von sich selbst mit einem Weckglas und einem Löffel, und sie schrieb darunter, dass sie mit jedem der 40 Tage, den sie „geschafft" habe, in einem symbolischen Akt einen Löffel Zucker mehr in den Müll „schaufele". Zunächst erntete sie aufmunternde Kommentare, sie möge weiter durchhalten, doch bald schlugen die Rückmeldungen in scharfe Kritik dafür um, dass sie hier ein Nahrungsmittel achtlos verschwende. Beim *Clean Eating*, so wurde sie belehrt, gehe es auch um einen bewussteren Umgang mit Nahrung, das heißt um ein Haushalten mit Ressourcen, die an anderen Orten knapp seien.

Im Bestreben, den persönlichen Zuckerhaushalt zu regulieren, verbinden sich mithin mehrere Facetten der „Orthorexie" (Mintz 1997; Hirschfelder/Wittmann 2015; Kofahl 2015): Erstens geht es um die eigenhändige Zubereitung von Mahlzeiten möglichst ohne Zuckerzusatz. Zweitens zielt der Versuch, ganz und gar auf Zucker zu verzichten, auf die so genannten „versteckten" Zuckeranteile ab, welche Lebensmittelhersteller ihren Produkten zusetzen und so eine „Abhängigkeit" beförderten. Und drittens ist Zuckerverzicht auch praktizierte Kritik an der Werbewirtschaft und am Lebensmitteleinzelhandel (Burch/Lawrence 2007), der diese Waren anbietet und die mit Zuckerkonsum einhergehenden Gesundheitsrisiken nicht benennt.

Im Zucker, zumal im „versteckten" (eine Bezeichnung, welche Vertreter der Zuckerindustrie in Interviews mit mir wiederholt als irreführend und tendenziös kritisierten), bündeln sich Befürchtungen, von einer übermächtigen Lebensmittelindustrie in der eigenen Ernährung hintergangen zu werden, den Profitinteressen der Hersteller und Händler ausgeliefert zu sein und dadurch der eigenen Gesundheit zu schaden (Jackson 2015). Der Diskurs über zuckerfreie Ernährung ist aufs Engste gekoppelt mit gesellschaftlich verhandelten Maximen für ein gelingendes Leben, das sich nicht nur an der sozialen Eingebundenheit, sondern auch darüber hinaus an hohen moralischen Standards misst.[7]

Aushandlungsort für ein gutes, gelingendes Leben ist hier vor allem der individuelle Körper. Die Akteure beobachten ihren eigenen Körper intensiv, ebenso das Essverhalten ihrer Kinder und PartnerInnen, und haben dabei nicht allein die Gegenwart im Blick, sondern vor allem das Risiko unerwünschter zukünftiger Körperentwick-

7 Vgl. Sektion 2 „Ethisch konsumieren?" in diesem Band.

lungen und -zustände. Den zuckerfrei Essenden und all jenen, die darüber reden und schreiben, geht es zudem um Rückgewinnung von Kontrolle über ihre Ernährung. Und so zieht der Zuckerverzicht auch Formen des Haushaltens nach sich, die unter „*Meal-Prep*"[8] zusammengefasst werden und alles andere als neu sind: Empfohlen wird auf den einschlägigen Blogs Vorratshaltung und Vorausschau, vulgo: Mahlzeiten für die ganze Woche vorzukochen, zuhause zu essen oder das Essen in Boxen mit zur Arbeit zu nehmen.

Haushalten in diesem Sinne kehrt eine tradierte Blickrichtung unseres Faches um, denn es geht nicht um das Auskommen *mit* etwas „Vorhandenem", sei es auch knapp (klassisch dazu Fél/Hofer 1974 und Jeggle 1983). Hier geht es um Subjektformierungen und Selbstermächtigung, die das Haushalten *ohne* den stets verfügbaren, billigen Energielieferanten Zucker zugrunde legt. Dies findet oftmals statt in Haushalten, die aus wenigen Menschen bestehen, manchmal nur aus einer Person, die über alle notwendigen Ressourcen vorhanden sind, um *Clean Eating* als eine Variante des „Sparens" (Färber 2014) mit Distinktionsgewinn zu praktizieren. Alltägliche, an Dinge und Materialien gebundene Routinen wie Mahlzeiten sollen *zurückerobert* werden;[9] der Austausch darüber geschieht jedoch nicht an einem gemeinsamen Tisch, sondern in digitalen Foren.

Zuckerhaushalt II

Während die Akteure des vorigen Abschnitts eine Kontrolle über ihren Zuckerhaushalt *zurückerobern* wollen, stellt sich die Situation beim EU-europäischen und weltumspannenden Haushalten und Handeln mit Zucker ganz anders dar: Am 30. September 2017 endete die EU-Zuckermarktordnung, die seit 1968 bestand und jahrzehntelang den Anbau von Zuckerrüben, die Aus- und Einfuhr von Zucker sowie die innereuropäischen Preise für Rüben und Zucker bestimmte (Neumair 2008). Im Rahmen des „post-produktivistischen" Paradigmas der Europäischen Agrarpolitik (Ward et al. 2008) legte die EU-Zuckermarktordnung Zuckerrüben-Produktionsmengen und einen Minimalpreis in 19 EU-Mitgliedsländern fest. Zudem existierte eine Quote für den Import von Zucker aus Ländern in Afrika, der Karibik sowie des Pazifiks (*AKP*-Staaten) und *Everything-But-Arms*-Staaten (*EBA*-Staaten, Sommer 2003) – das heißt vor allem ehemaligen europäischen Kolonien – ein Teil dieser Importe war vom Zoll befreit. Europäische Zuckerexporteure erhielten Zahlungen, die die Differenz zwischen dem europäischen Binnenmarkt- und dem Weltmarktpreis ausglichen.

Seit dem 1. Oktober 2017 gehört diese Marktordnung der Vergangenheit an, und meine Interviewpartner in Fairtrade-Organisationen, in Zuckerhandel und -fabrikation erwarteten für die Zeit nach der ersten *Kampagne*, der im Herbst 2017 anlaufen-

8 https://www.facebook.com/groups/1001528689874742/ (31.05.2018).

9 Vgl. die Beiträge aus Panel L „Ländlichkeit als wirtschaftliche Ressource und alltagskulturelles Dispositiv" in diesem Band.

den Zuckerrübenernte, deutlich stärkere Preisschwankungen auf dem globalen Zuckermarkt. Folglich werde, so schätzen sie, auch die verfügbare Zuckermenge von Jahr zu Jahr stärker variieren als bisher. Diese Schwankungen des globalen Zuckerhaushaltes wiederum beeinflusse die Preise an der Warenterminbörse. Die Warentermingeschäfte (*commodity futures*) werden seit Jahren wichtiger – also gerade jener Teil des globalen, elektronisch abgewickelten Handels mit Waren und Derivaten (Lange 2016, Lange et al. 2016; Castelle et al. 2016), den Kritiker für weltweit steigende Lebensmittelpreise verantwortlich machen.

Der Vertreter eines großen europäischen Zuckerkonzerns äußerte mir gegenüber im Interview die Einschätzung, dass innerhalb Europas mittelfristig die Macht der großen Akteure, das heißt der führenden Zuckerkonzerne, die mit ihren Tochterfirmen bereits in mehreren europäischen Ländern operieren, wachsen werde. Dies werde – so seine Prognose – mit schrumpfenden Anbauflächen einhergehen, denn die Rübe werde nicht jene lukrative und sichere ‚Königsfrucht' bleiben, zu welcher die EU-ZMO sie für Landwirte in ganze Europa machte. Aus seiner Sicht besteht ein (vielmehr: *das*) Kernproblem darin, dass die EU ab dem 1. Oktober 2017 ‚selbstverschuldet und ohne Not' weltweit eine der wenigen Wirtschaftsregionen ohne gemeinsame Protektionsmaßnahmen sein werde, wohingegen in Asien und Amerika Zucker ‚beinahe überall' zu jenen zentralen Gütern zähle, die mittels staatlicher Regulation hergestellt, beschafft und vorausschauend vorgehalten werden.

Den gegenwärtigen Übergang und auch die nächsten Jahre nutze sein Zuckerkonzern, für den mehr als 3000 MitarbeiterInnen tätig sind, für eine Umstellung: Die Beratung der Bauern bei Zucht, Anbau, Düngung, Einsatz von Chemie wird intensiviert, so dass die Arbeit mit Satelliten (GPS) und der Einsatz weiterer neuester Agrartechnologie ökonomisch sinnvoller wird. Im Lebensmitteleinzelhandel wird das industriell gefertigte Produkt Zucker bereits als regionales Naturprodukt mit langer Tradition anders im Bewusstsein der Konsumenten platziert (Poehls 2016), denn kritische KonsumentInnen hinterfragen zunehmend die sozialen und ökologischen Produktionsbedingungen in der Lebensmittelindustrie und geben braunem Rohrzucker den Vorzug.

Mit Blick auf Rübenbauern und auch die Öffentlichkeit ist es das Ziel, Zuckerrübenanbau als eine Form nachhaltiges Wirtschaften zu profilieren und sie symbolisch von jener agrarindustriellen Monokultur abzugrenzen, deren Einfluss auf schwindende Biodiversität und steigende Boden- und Grundwasserbelastung immer stärker in das Zentrum einer kritischen öffentlichen und politische Debatte gerät (Marsden et al. 2018). Wenngleich Pläne des Unternehmens für Investitionen auf anderen Kontinenten, etwa im afrikanischen Sambia, derzeit auf Eis liegen, wird doch genau zur Kenntnis genommen, wie China international und so auch in ländlichen Regionen Afrikas in Infrastruktur investiert. Denn langfristig, so erfuhr ich in mehreren Interviews, bestehe für Zuckerkonzerne in Afrika eine Möglichkeit, das Unternehmen profitabler zu machen und auf dem globalen Zuckermarkt zu bestehen, welcher vor allem in Asien und Afrika mit veränderten Ernährungsgewohnheiten wachse. Dass

die weltweit verfügbaren Zuckermengen aufgrund von Klimawandel und auch angesichts unternehmerischer Entscheidungen zunehmend schwanken und damit die Weltmarktpreise wesentlich instabiler sein werden als in den vergangenen Jahrzehnten – mit diesem politisch hergestellten Kontrollverlust über den globalen Zuckerhaushalt sei dann schlichtweg „umzugehen", so mein Gesprächspartner. Während die EU eine Marktordnung streicht, bereitet sich die europäische Zuckerwirtschaft auf weltweite Investitionen und Expansion vor – auch *diese* Konstellation ist wohl ein *European Product* (Welz 2015a).

Zuckerhaushalt III

> „How are the worlds in which we live shaped by the ways that households are thought and made? How does the scale of the household shape the spatial and temporal scales at which we claim belonging and responsibility?" (DeLuca 2017)

Ich halte diese Fragen, wie die amerikanische Anthropologin Elisabeth DeLuca sie formuliert, für zentral: Sie zielen nicht nur auf Querverbindungen ab, die wir als GesellschaftsforscherInnen erkennen und besser verstehen wollen. DeLuca stellt darüber hinaus wechselseitige Bezugnahmen *durch die Akteure selbst* in den Mittelpunkt, mittels derer geographische, politische, soziale und zeitliche Räume entstehen. Denn selbstredend sind wir nicht die einzigen, die Verbindungen suchen zwischen vermeintlich abstrakten politischen Setzungen, machtvollem Handeln großer Unternehmen und privatem Wirtschaften.

Rund um den Zucker geschieht das derzeit sehr intensiv. Beim *1. Deutschen Zuckerreduktionsgipfel* kam es im Juni 2017 in Berlin zu ungewöhnlichen Begegnungen: Der Sprecher der *Deutschen Diabetes Gesellschaft* saß dem Marketingchef der *Kraft Heinz Company* gegenüber, die Lebensmittel-Verantwortliche der Verbraucherzentrale dem Einkaufsleiter von *Lidl Deutschland*, der *AOK-Bundesvorstand* dem Cheflobbyisten der Zuckerhersteller und -händler von der *Wirtschaftlichen Vereinigung Zucker e. V.* Mit ihnen diskutierten Mediziner, Gesundheits- und Wirtschaftswissenschaftler, Parlamentarier und auch die Initiatorin der *40-Tage-Challenge Zuckerfrei* über die Notwendigkeit einer neuen staatlichen Regulierung von Zuckerkonsum. Der Zuckerreduktionsgipfel bildete die Auftaktveranstaltung der Kampagne *Süß war gestern*. Die Kampagne folgt dem Vorbild der britischen *Action on Sugar*, deren Gesicht seit Jahren der populäre Koch Jamie Oliver ist, und setzt sich das Ziel, in Deutschland den Zuckerverbrauch von Individuen zu senken. Im Gegensatz zu den Strategien und individuellen Praktiken der AkteurInnen zu Beginn meines Vortrags, die ihr individuelles Verhalten ändern (wollen), geht es der Kampagne *Süß war gestern*[10] um „Verhältnisprävention"[11], das heißt um politische Beschlüsse und um Vereinbarungen

10 http://aok-bv.de/imperia/md/aokbv/presse/pressemitteilungen/archiv/2017/04_pressemitteilung_zrg_2017.pdf (31.05.2018).

11 So Dietrich Garlichs, Geschäftsführer der *Deutschen Diabetes Gesellschaft*, http://aok-bv.de/engagement/wenigerzucker/ (31.05.2018).

zu den Rahmenbedingungen, unter denen Zucker im „Nahrungsgeschehen" überhaupt auftaucht und kenntlich gemacht wird. Der Sprecher der Krankenkasse begründet diesen Ansatz damit, dass „freiwillige Selbstverpflichtung der Industrie (...) nullkommanull" bringe.[12] Gefordert werden statt dessen Steuern (Liebrich 2018) auf besonders zuckerhaltige Lebensmittel, die Senkung von Zuckeranteilen in Lebensmitteln, auch die laienverständliche Kennzeichnung der Inhaltsstoffe zum Beispiel mit einer so genannten „Ampel" oder Siegeln, die eine Unterscheidung von gesunden und ungesunden Nahrungsmitteln erleichtern.[13] Nicht nur die Initiatoren der Kampagne, sondern auch Medienberichterstatter (Der Spiegel 2018) ziehen Parallelen zur Geschichte der Tabakindustrie und erachten es demzufolge als notwendig, insbesondere industrielle Akteure zu einem veränderten Haushalten mit Zucker zu zwingen, um KonsumentInnen ein bewusstes und gezieltes Haushalten mit Zucker im Alltag zu erleichtern oder überhaupt erst zu wieder ermöglichen.

Kurzum: Sämtliche Akteure entwickeln ihre Positionen, organisieren ihre Handlungsstrategien mit genauem Blick auf die jeweils anderen. Wir als KulturanthropologInnen, Europäische EthnologInnen etc. sind aufgefordert, in diesem sich skalar vollziehenden Aushandlungsprozess, in dem vielfältige Räume und Zeiten miteinander in Beziehung treten, mit unserer Gesellschaftsforschung anzusetzen. Im Umgang mit den großen industriellen Akteuren, deren Handlungsradius über nationale Grenzen weit hinausreicht, zeigen sich gegenwärtige Herausforderungen und Modi des Regierens als konfliktreich und zäh. Wie vermitteln wir zwischen dem vermeintlich privaten, dem vermeintlich weltumspannenden Wirtschaften und den Ebenen der Regulierung? Auf welche Methoden und Forschungsprogramme können wir zurückgreifen, um skalare Verknüpfungen ethnographisch und vor allem detailscharf aufzuzeigen? Ich werde im Folgenden einige der europäisch-ethnologischen und kulturantropologischen „Vorräte" sichten und Anknüpfungspunkte für unser (langes Fach-) Gespräch über eine ethnographische Erforschung des Wirtschaftens verdeutlichen.

Vorräte sichten

Mittel & Macht

Innerhalb der zahlreichen Forschungsstränge, die in der Wirtschaftsanthropologie entwickelt wurden, nimmt Sidney Mintzens „Sweetness & Power" (1985) eine Ausnahmestellung ein. Der neomarxistische Zugang seiner längst zum Klassiker avancierten Studie leitet auch meine Überlegungen: Für Mintz war „[d]ie erste Tasse gesüßten heißen Tees, die von einem englischen Arbeiter getrunken wurde, (...) ein bedeutsames historisches Ereignis, weil es die Transformation einer ganzen Gesellschaft, eine völlige Neugestaltung ihrer ökonomischen und sozialen Basis urbildhaft

12 Ebd.

13 Diese Unterscheidung selbst ist wiederum zeitspezifisch und politisch umkämpft, vgl. Scrinis 2013.

vorwegnahm" (Medick 1987: 12). Mintz setzt menschliche und nicht-menschliche Akteure und Akteursgruppen in „Metropole" und „Peripherie" in Beziehung zueinander; er rückt die historische Herstellung von sozialer und ökonomischer Ungleichheit in den Mittelpunkt und zeigt die koloniale Agrarindustrie als Vorläufer und Impulsgeber der Industrialisierung in Europa.

Das Spektrum an Mitteln und Akteuren – ob global oder innerhalb einer Gesellschaft – die Mintz und andere (Abbott 2008) in die Untersuchung einbeziehen, erweitert sich im historischen Prozess, etwa um internationale Organisationen wie die *Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung* (UNCTAD), um lokale, regionale oder globale zivilgesellschaftliche Netzwerke, NGOs und Lobbyisten, welche das *Haushalten* im Kontext von Zucker unterdessen in vermutlich stärkerem Maße beeinflussen als Nationalstaaten, sowie um Technologien, die die Zuckerwirtschaft beschleunigen und komplexer machen.

Das neoliberale Regime im *Agri-Food*-Sektor, im dem der Zuckermarkt eine gewichtige Rolle spielt, materialisiert sich in *Bots* und Algorithmen, in Supermarktregalen und in ländlichen Räumen, und es lässt Macht und Handlungsfelder von Unternehmen weiterwachsen. Ich plädiere deshalb für eine Ethnographie des Wirtschaftens, die solchen Unternehmen Aufmerksamkeit schenkt – und zwar *nicht* als in sich kohärente Organisation oder mit einem Fokus auf die Selbstsicht derjenigen, die hier beruflich tätig sind, und auch nicht mit einem Fokus auf den gebauten, repräsentativen Raum, etwa von Firmensitzen[14], sondern als Gestalter von Alltagswelten und ökonomischen und geographischen Räumen weit über das Unternehmen selbst hinaus.

Einer meiner Gesprächspartner aus der Zuckerwirtschaft, der einmal „fast für den Deutschen Entwicklungsdienst tätig geworden" sei, schilderte mir seine Schlüsselszene: Im sambischen Hinterland habe er mit Kollegen in einem abgelegenen kleinen Dorf einen winzigen Laden betreten, der beinahe vollkommen leer gewesen sein – bis auf ein halbes Dutzend Cola-Flaschen, die ihm dort stolz von der Inhaberin angeboten worden seien.

Eine solche Schilderung ist ganz sicher auch der Interviewsituation mit einer Ethnologin geschuldet, die nach dem „Alltag" des Wirtschaftens in Unternehmen fragt, doch im Laufe des Gesprächs tauchte sie wiederholt auf. Mit diesem Verweis erläuterte mein Gesprächspartner das Selbstverständnis und die Zusammenhänge seines unternehmerischen Handelns, jetzt, wo die EU mit dem Wegfall der EU-Zuckermarktordnung „das Feld geräumt" habe – es gebe nicht nur in Sambia eine wachsende Nachfrage durch KonsumentInnen, und dieser entsprechend werde der Zuckerkonzern von Deutschland aus langfristig ausgerichtet. Der Blick auf die Handlungsräume und -strategien von machtvollen wirtschaftlichen Akteuren, die ich vorschlage, macht beispielweise das Interesse europäischer Zuckerkonzerne an chinesischen

14 Vgl. dazu die Beiträge in Panel H „Materialität und Ästhetik in der Geldwirtschaft: Bausteine zu einer Kulturanalyse der Finanzbranche" in diesem Band.

Straßenbauprojekten im subsaharischen Afrika für eine Ethnographie des Wirtschaftens relevant. Genau diese Verknüpfungen – etwa mittels Infrastrukturen – verdienen unsere Aufmerksamkeit (Çalışkan 2010, Callon et al. 2007).

Moralische Geographien, Moral Anthropology

Der Historiker Jakob Tanner hat an anderer Stelle argumentiert, dass eine „normenindifferente Annäherung an [den] Vorgang ‚Essen & Trinken' (…) nicht möglich" (Tanner 2001: 198) sei – und im Grunde betrifft das das gesamte „Nahrungsgeschehen", wie auch Harald Lemke (2012) immer wieder betont.

Anhand der Ware Zucker, die ein Protagonist im Fairen Handel ist, wird alltäglich vor den Supermarktregalen verhandelt und praktiziert, was gegenwärtig mündigen, kritischen, ökologisch und sozial nachhaltigen – also: umfassend guten – Konsum ausmacht. Auch deswegen geht der Griff in Europa immer häufiger zu braunem Zucker – wenngleich die Farbe ausschließlich Auskunft über den Raffinationsgrad gibt, gilt sie als Marker von *Fairness*. Auch auf anderer Ebene stellte sich die Frage danach, was *fair* im Kontext des Wirtschaftens und Haushaltens mit Zucker sei. Als der Wegfall der EU-Zuckermarktordnung beschlossen werden sollte, ging es nicht nur um die bereits erwähnten europäischen Rübenbauern, sondern es stand auch das historische, das postkoloniale und das zukünftige Verhältnis zwischen den *AKP*-Staaten und der EU zur Disposition. Der Zuckerhandel zwischen beiden war seit 1975 durch das sogenannte Zuckerprotokoll geregelt, durch das ein großer Anteil etwa der karibischen Zuckerproduktion in die EU exportiert wurde (Richardson-Nwengya 2012: 343; Mitchell 2005). Anhand von Parlamentsdebatten und Verhandlungsprotokollen zeigt Pamela Richardson-Nwengya (2012), wie hier *Fairness* verhandelt wurde. Den Hintergrund dafür bilden, so zeigt sie, erstens politische Grundsatzentscheidungen wie jene, dass in der Gemeinsamen Agrarpolitik der freie Markt favorisiert wird. Hinzu kommt zweitens das europäische Ziel einer Gleichbehandlung aller Handelspartner (Richardson-Nwengya 2012: 354ff.), gegen das immer wieder der Einwand erhoben wird, dass eine historisch gewachsene und durch europäische Akteure maßgeblich geprägte globale ökonomische Ungleichheit auch regionalspezifische Regelungen erfordere. Und drittens, so zeigt Richardson-Nwengya, ging es um die Anerkennung von Verpflichtungen, die aus der kolonialen Ausbeutung und den nachwirkenden Abhängigkeitsverhältnissen herrühren. Es überrascht nicht, dass meine Gesprächspartner in der Zuckerwirtschaft unter *Fairness* ganz andere Vorstellungen fassten. Für sie ist der Wegfall der EU-Zuckermarktordnung zutiefst ‚unfair', denn sie vermuten dahinter die Verhandlungsmacht Brasiliens gegenüber der EU und die Automobilindustrie, deren Belange höher in der Gunst der europäischen Regierungen und der EU-Kommission stünden. Konsum und Handel – in beiden Kontexten spielen Vorstellungen von Zugehörigkeit und individueller und institutioneller Verantwortung eine Rolle, also der – mit DeLuca (2017) gesprochen – Maßstab und die räumlich und zeitliche Reichweite, die ein *Haushalt* aus der Perspektive der Akteure hat. Dieser Blick

für die räumliche Situiertheit und den zeitlichen Rahmen des Haushaltens entspricht den Anliegen der *Moral Anthropology* (Fassin/Lezé 2014) und – angesichts des räumlichen Bezugs – den *Moral Geographies* (Lee/Smith 2004):

> "[The question is how] ‚moral' and ‚immoral' come to be defined, practised and reproduced in distinctive ways across space and time. (…) The ways in which moralities are both constituted through economic, political and social processes and shape the nature of such processes raise questions around the complex and multifaceted nature of these influences upon social life and how they are themselves formatively related to each other." (Lee/Smith 2004: 7f.)

Gerade weil die ineinander verschränkten Zuckerhaushalte maßgeblich durch globale Warenflüsse und Vernetzungen gekennzeichnet sind, halte ich es für wichtig, die akteurs- und ortsspezifischen moralischen Aushandlungsprozesse und zeitspezifischen Setzungen, etwa von *Fairness*, sichtbar zu machen. Eine Ethnographie des Wirtschaftens, die den Blick für die Zeitlichkeit und Raumbezogenheit von moralischen Fragen und Aushandlungen öffnet, verknüpft unwillkürlich weltumspannende und ortsspezifische Praktiken des Wirtschaftens – das heißt die Positionen individueller und institutioneller Akteure.

Material

Eine Ethnographie des Wirtschaftens, die auf Haushalte und das Haushalten in unterschiedlichem Maßstab abzielt, geht durch das Material. Der Blick auf materielle Qualitäten, auf den jeweiligen Protagonisten als *Ding* ist – vermute ich – unverzichtbar. Die Eigenschaften des Zuckers entscheiden jedenfalls über seine mögliche Verwendung: Klebrigkeit und Feuchtigkeit oder feste Kompaktheit, eine feine kristalline Körnung oder grobe Klumpigkeit, auch Duft und Farbe bestimmten historisch und auch heute die Qualität und damit den Preis (Poehls 2016).

Im Inneren des Zucker-Terminals im Hamburger Hafen kleben alle Treppengeländer und Böden, an Nischen und Wandvorsprüngen bilden sich feine Kristalle aus. Ein großer Teil des abgebildeten feinkörnigen europäischen (Rüben-)Zuckers geht von dort in nordafrikanische Staaten. Das Material Zucker erfordert spezifische Lagerbedingungen und Transportweisen. Dass der Zucker hier in 50-Kilo-Säcke verpackt wird, hat darüber hinaus mit den Anforderungen der Abnehmer und mit den materiellen Arrangements rund um den Zucker zu tun – das heißt mit den abgenommenen Mengen, der Größe der Schiffe, den technischen Gegebenheiten am Zielhafen. Während der Warenumschlag, das heißt die Ent- und Beladung eines Schiffes, in Hamburg mit einem knappen Dutzend Männern, die nach Bedarf beschäftigt werden, etwa 12 Stunden dauert, zieht sich dies an einigen Zielhäfen über einen längeren Zeitraum.

Zucker *objektifiziert*, wie „Europa (…) sich in der Welt, in der Auseinandersetzung mit anderen Gesellschaften jenseits der eigenen Grenzen [realisierte]" (Eckert/Wirz 2013: 388) und – mittels historisch gewachsener Handelsbeziehungen – weiter realisiert.

Vor dem Hintergrund der europäisch-ethnologischen Forschungstraditionen, mit denen wir materielle Kultur, Objekte, Artefakte, Produkte umkreisen, ist mir ein Akzent wichtig: Dinge sind ganz sicher „Türöffner für die Dechiffrierung historischen wie gegenwärtigen Alltagslebens" (König 2003: 97) – doch mit ihnen lassen sich auch andere Türen öffnen. Hinter einer dieser Türen erkennen wir globale Bewegungen und Strukturen, wie sie auch in mikrohistorischen Forschungen, in Studien aus der neuen Globalgeschichte, den *Entangled Histories* oder der historischen Kapitalismusforschung gesucht werden.[15]

Mein dritter Punkt ist also: Mit einem Schritt durch diese Tür ergänzt der europäisch-ethnologische, durch die Akteur-Netzwerk-Theorie geweitete und geschärfte Blick auf Material diese Vorhaben nicht einfach, sondern bereichert sie mit großer Detailschärfe. Ist die „Tür" geöffnet, erschließen sich schrittweise Infrastrukturen (vgl. oben) und Technologien des globalen Zuckerhandels – und liegen Anschlüsse an die Herangehensweisen der *Anthropology of Infrastructures* und den *Science and Technology Studies* nahe.

Fazit

Ausgehend vom Protagonisten meiner Forschung, dem Zucker, und anhand ausgewählter ‚Vorräte' unseres Faches habe ich verdeutlicht, wie reich an Facetten und Anschlussmöglichkeiten Europäische EthnologInnen, Kulturanthropologinnen und empirisch arbeitende GesellschaftsforscherInnen sich dem Wirtschaften zuwenden. Mit den methodischen Mitteln unserer Fächerlandschaft vermögen wir Verbindungen kenntlich zu machen zwischen dem privaten und dem globalen Haushalten, zwischen ortsspezifischem Konsum, individuellen Körpern und den Warenströmen des Welthandels. Um dem Wirtschaften (nicht nur) mit Zucker ethnographisch beizukommen, habe ich erstens eine Fokussierung von Mitteln, Ressourcen und Machtungleichheiten vorgeschlagen. Zweitens erachte ich es für wichtig, im Sinne der *Moral Anthropology* und *Moral Geographies* die zeitspezifischen Aushandlungen und räumlich-geopolitische Bedingtheit moralischer Setzungen zu untersuchen. Drittens habe ich dafür plädiert, dass eine Ethnographie des Wirtschaftens *immer* auch vom Material ausgehen sollte.

Es gilt daran anschließend genauer zu untersuchen, wie und mit welchen Effekten globale Unternehmen lokal und strategisch agieren. Der Fall Monsanto veranschaulicht, wie weltumspannend agierende Unternehmen immensen Einfluss auf das Leben vieler Menschen ausüben, der den nationalstaatlicher Instanzen, demokratisch gewählter Parlamente oder internationaler Organisationen teils übertrifft. Keith Hart postuliert in seinem *„Human Economy Programme"*, das ich mit seinem Anliegen einer *„economic democracy"* für zentral halte: „We need to be very sure that we are human and they [= the corporations, KP] are not." (Hart 2015: 9) Die kritische Hal-

15 Vgl. exemplarisch Rischbieter 2011, Beckert 2014, Nuetzenadel/Trentmann 2008.

tung, welche er einfordert, halte ich für unabdingbar, jedoch denke ich *nicht*, dass es eine solche Eindeutigkeit und Sicherheit hinsichtlich des Wesens von Unternehmen für die Gegenwart geben kann. Caitlin Zaloom (2006) hat die menschlichen und nicht-menschlichen Akteure auf den globalen Finanzmärkten untersucht und ist den Verbindungen von Technologien, Rollenanforderungen und Imaginationen des *Marktes* nachgegangen. Sie hat ihre Forschungen durchgeführt, während die folgenreiche Ablösung des Parketthandels vom Onlinehandel mit Finanzprodukten stattfand, und hat jene Apparaturen, Raumarrangements, menschlichen Körper analysiert, die hier das *Wirtschaften*, den kapitalistischen *Markt* zu einer sozialen Wirklichkeit machen (Brandes/Zierenberg 2017). Gerade *weil* Unternehmen – auch die Unternehmen in der Zuckerwirtschaft – sich gemäß der Logik des *freien Marktes* immer wieder neu formieren und ausrichten und neue Handlungsfelder reklamieren, ist eine Kombination mehrerer Zugangsweisen ertragreich. Im *Agri-Food*-Sektor und so auch in der Zuckerindustrie finden die Warenbewegungen und das Handeln der Unternehmen längst von Algorithmen gestützt und in einem rasanten Tempo statt, und das weitgehend abseits der zivilgesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Da die Unternehmen einerseits schnell agieren und andererseits ihre Strategien langfristig ausrichten, müssen wir die darin agierenden Menschen mit ihren Weltsichten und ihrer *agency* zu fassen bekommen. Denn diese sind es, die neue Orte, Regionen und Akteure aktiv an das Unternehmen binden, die auch die strategischen Entscheidungen über den Zugang zu sowie die Nutzungsweisen von Land mitbestimmen (Welz 2015b: 54). Wir sollten den ethnographischen Blick auf diese oftmals kleinteiligen Ereignisse und Effekte richten, und sie mitsamt der globalen Dynamiken und Zusammenhänge analysieren, welche die Unternehmen(svertreter) *in ihrer Position* – für ihren *Haushalt* – als relevant erachten und nach denen sich dann Praktiken, Strukturen und Strategien neu formen. Ich glaube, dass wir so die Effekte von Europäisierung, globale Machtdifferenzen und wachsender ökonomischer Ungleichheit in unserer gesellschaftlichen Gegenwart besser erkennen können – und dass wir unsere Fachdiskussion über das *Wirtschaften* und *Haushalten* damit vorantreiben können.

Literatur

Abbots, Emma-Jayne (2017): The Agency of Eating. Mediation, Food and the Body. London et al.

Abbott, Elizabeth (2008): Sugar. A Bittersweet History. London.

Bachmann, Götz (2014): Kollegialität: Eine Ethnographie der Belegschaftskultur im Kaufhaus. (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung; Schriftenreihe der Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 3). Frankfurt/M., New York.

Barlösius, Eva (2011): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim.

Barlösius, Eva (2014): Dicksein. Wenn der Körper das Verhältnis zur Gesellschaft bestimmt. Frankfurt/M.

Beckert, Sven (2014): King Cotton. Eine Globalgeschichte des Kapitalismus. München.

BMEL (2018): Deutschland, wie es isst. Der BMEL-Ernährungsreport 2018, https://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Broschueren/Ernaehrungsreport2018.pdf;jsessionid=40823A6BA87B23A3B0FC94C240591E46.2_cid385?__blob=publicationFile.

Brandes, Sören/Zierenberg, Malte (2017): Doing Capitalism. Praxeologische Perspektiven. In: Mittelweg 36 26/1 (Special Issue: Praktiken des Kapitalismus), S. 3–24.

Brenner, Neil (2001): The limits to scale? Methodological reflections on scalar structuration. In: Progress in Human Geography 25/4, S. 591–614.

Burch, David F./Lawrence, Geoffrey A. (Hrsg.) (2007): Supermarkets and agri-food supply chains: Transformations in the production and consumption of foods. Cheltenham.

BVE (2018): BVE-Jahresbericht 2018, https://www.bve-online.de/presse/infothek/publikationen-jahresbericht/jahresbericht-2018.

Cairns, Kate/Johnston, Josée (Hrsg.) (2015): Food and Femininity. London et al.

Çalışkan, Koray (2010): Market threads: How cotton farmers and traders create a global commodity. Princeton, NJ.

Callon, Michel/Millo, Yuval/Muniesa, Fabian (2007): Market devices. Oxford.

Castelle, Michael u. a. (2016): Where do electronic markets come from? Regulation and the transformation of financial exchanges. In: Economy and Society 45/2, S. 166–200.

DeLuca, Elizabeth (2017): The Household. Correspondences, Cultural Anthropology website, August 4, 2017. https://culanth.org/fieldsights/1125-the-household.

Der Spiegel (2018): Süßes Gift: Wie die Zucker-Lobby uns belügt und verführt, Nr. 15 vom 5.4.2018.

Eckert, Andreas/Wirz, Albert (2002): Wir nicht, die Anderen auch: Deutschland und der Kolonialismus. In: Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini/Römhild, Regina (Hrsg.): Jenseits des Eurozentrismus: Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., S. 372–392.

Ernsberger, Paul (2009): Does social class explain the connection between weight and health?. In: Rothblum, Esther/Solovay, Sondra (Hrsg.): The Fat Studies Reader. New York, S. 25–36.

Fassin, Didier/Lezé, Samuel (Hrsg.) (2014): Moral anthropology: a critical reader. London.

Färber, Alexa (2014): Teilhaben und Sparen. Zwei simulative Wege zur urbanen Sicherheit. In: dérive 57, S. 27–31.

Fél, Edit/Hofer, Tamás (1974): Geräte der Átányer Bauern. Budapest.

Fenske, Michaela (2006): Marktkultur in der Frühen Neuzeit. Wirtschaft, Macht und Unterhaltung auf einem städtischen Jahr- und Viehmarkt. Köln/Wien/Weimar.

Fischler, Claude (1987): Attitudes Towards Sugar and Sweetness in Historical Perspective. In: Dobbing, John (Hrsg.): Sweetness. London, S. 83–98.

Forsa (2017): So will Deutschland essen. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung, https://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Ernaehrung/Forsa_Ern%C3%A4hrungsreport2018.pdf;jsessionid=40823A6BA87B23A3B0FC94C240591E46.2_cid385?__blob=publicationFile.

Fraser, Alistair (2017): Global foodscapes: Oppression and resistance in the life of food. London and New York.

Gillam, Carey (2017): Whitewash: The Story of a Weed Killer, Cancer, and the Corruption of Science. Washington, DC.

Gonzalez-Duarte, Columba (2018): Resisting Monsanto: monarch butterflies and cyber-actors. In: Bonanno, Alessandro/Wolf, Steven A. (Hrsg.) (2018): Resistance to the neoliberal agri-food regime: A critical analysis. London, S. 165–180.

Götz, Irene (1997): Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Großbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 19). Münster u. a.

Gudrun M. König (2003): Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Maase, Kaspar/Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln, S. 95–118.

Hart, Keith (Hrsg.) (2015): Economy for and against Democracy. New York.

Hirschfelder, Gunther/Wittmann, Barbara (2015): „Was der Mensch essen darf" – Thematische Hinführung. In: Hirschfelder, Gunther u. a. (Hrsg.): Was der Mensch essen darf. Wiesbaden, S. 1–16.

Ho, Karen (2009): Liquidated. An Ethnography of Wall Street. Durham/London.

Howard, Philip H. (2016): Concentration and power in the food system : who controls what we eat? London et al.

Jackson, Peter (2015): Anxious Appetites. Food and Consumer Culture. London et al.

Jackson, Peter/Ward, Neil/Russell, Polly (2009): Moral economies of food and geographies of responsibility. In: Transactions of the Institute of British Geographers 34, S. 12–24.

Niewöhner, Jörg (2014): Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 110/2, S. 185–214.

Jeggle, Utz (1983): Vom Umgang mit Sachen. In: Vom Umgang mit Sachen: Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs; 23. Dt. Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 6.–11. Okt. 1981, hrsg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde von Konrad Koestlin, Regensburg, S. 11–26.

Kofahl, Daniel (2015): „Vorsicht! Kann Spuren von Moral enthalten!" – Begleiterscheinungen und Komplikationen moralisch infizierter Ernährungskommunikation. In: Hirschfelder, Gunther u. a. (Hrsg.): Was der Mensch essen darf. Wiesbaden, S. 35–47.

Lange, Ann-Christina (2016): Organizational ignorance: an ethnographic study of high-frequency trading, Economy and Society 45/2, S. 230–250.

Lange, Ann-Christina/Lenglet Marc/Seyfert, Robert (2016): Cultures of highfrequency trading: mapping the landscape of algorithmic developments in contemporary financial markets, Economy and Society 45/2, S. 149–165.

Lee, Roger/Smith, David M. (2004): Introduction: Geographies of Morality and Moralities of Geography. In: Dies. (Hrsg.): Geographies and Moralities: International Perspectives on Development, Justice and Place, S. 1–12.

Lemke, Harald (2012): Politik des Essens. Wovon die Welt morgen lebt. Bielefeld.

Liebrich, Silvia (2018): Eine Zuckersteuer würde Deutschland gut tun. In: Süddeutsche Zeitung vom 4. April 2018, http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/ernaehrung-eine-zuckersteuer-wuerde-deutschland-gut-tun-1.3923052

Lowenhaupt Tsing, Anna (2018): Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus. Berlin.

Marsden, Terry K./Moragues Faus, Ana/Sonnino, Roberta (2018): Reproducing vulnerabilities in agri-food systems: tracing the links between governance, financialisation and vulnerability in Europe post 2007–8. In: Journal of Agrarian Change, S. 1–19.

Medick, Hans (1987): Süße und bittere Seiten der Weltgeschichte des Zuckers. In: Geschichtswerkstatt 12, S. 8–19.

Merki, Christoph Maria (2001): „Zucker". In: Hengartner, Thomas/Merki, Christoph Maria (Hrsg.): Genußmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch. Frankfurt/M., S. 259–288.

Mintz, Sidney (1985): Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History. New York.

Mintz, Sidney (1997): Sugar and morality. In: Brandt, Allan M./Rozin, Paul (Hrsg.): Morality and Health. New York/London, S. 173–184.

Mintz, Sidney W./Du Bois, Christine M. (2002): The Anthropology of Food and Eating. In: Annual Review of Anthropology 31, S. 99–119.

Mitchell, Donald (2005) Sugar in the Caribbean: Adjusting to eroding preferences, World Bank Policy Research Working Paper 3802, Washington, DC.

Neumair, Simon Martin (2008): Agrarprotektionismus in Industrieländern – das Beispiel der EU-Zuckermarktordnung. Perspektiven und Anpassungen der Zuckerwirtschaft in Bayern. München 2008 (Wirtschaft und Raum, 16).

Nuetzenadel, Alexander/Trentmann, Frank (Hrsg.) (2008): Food and Globalization Consumption, Markets and Politics in the Modern World. London.

Pechlaner, Gabriela (2012): Corporate Crops: Biotechnology, Agriculture, and the Struggle for Control. Austin.

Poehls, Kerstin (2016): Material und Moral: Das Handels- und Konsumgut Zucker. In: Zeitschrift für Volkskunde 112/1, S. 57–75.

Richardson-Ngwenya, Pamela (2012): Negotiating Fairness in the EU Sugar Reform: The Ethics of European-Caribbean Sugar Trading Relations. In: Ethics, Policy & Environment 15/3, S. 341–367.

Rischbieter, Julia Laura (2011): Mikro-Ökonomie der Globalisierung. Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich 1870–1914. Köln/Weimar/Wien.

Rivoli, Pietra (2005): The Travels of a T-Shirt in the Global Economy: An Economist Examines the Markets, Power, and Politics of World Trade. Hoboken.

Schall, Nikolas (2017): Verflochtene Stoffe. Ethnographie einer globalen Assemblage (Berliner Abschlussarbeiten der europäischen Ethnologie, Band 1), 30.08.2017 [https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/18459/europaeische-ethnologie-1.pdf?sequence=3&isAllowed=y].

Schivelbusch, Wolfgang (1980): Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft: Eine Geschichte der Genussmittel. München/Wien.

Scrinis, Gyorgy (2013): Nutritionism. The Science and Politics of Dietary Advice. New York.

Stein, Felix (2017): Work, Sleep, Repeat. The Abstract Labour of German Management Consultants. London et al.

Tanner, Jakob (2001): Die Ambivalenz der Nahrung. Gift und Genuss aus der Sicht der Kultur- und der Naturwissenschaften. In: Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois/Wild, Rainer (Hrsg.): Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektive. Frankfurt/M., S. 175–199.

Sommer, Ulrich (2003): Auswirkungen der Everything But Arms-Regelung (EBA) und der geplanten Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (WPA) auf den Zuckermarkt der Europäischen Gemeinschaft, Braunschweig: Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft, https://literatur.thuenen.de/digbib_extern/bitv/zi032161.pdf

Vogel, Jakob (2007): Ein schillerndes Kristall. Eine Wissensgeschichte des Salzes zwischen Früher Neuzeit und Moderne. Köln.

Vonderau, Asta (2010): Leben im „neuen Europa". Konsum, Lebensstile und Körpertechniken im Postsozialismus. Bielefeld.

Vonderau, Asta (2017): Zur Poetik der Infrastruktur: Technologien des Kühlens und der Imagination im digitalen Kapitalismus. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung, 113/1: 24–40.

Ward, Neil u. a. (2008): Productivism, Post-Productivism and European Agricultural Reform: The Case of Sugar. In: Sociologia Ruralis 48/2.

Welz, Gisela (2015a): European Products. Making and Unmaking Heritage in Cyprus. New York.

Welz, Gisela (2015b): Knappheit – eine anthropologische Kategorie? In: Tauschek, Markus/Grewe, Maria (Hrsg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt/M., S. 35–56.

Winterberg, Lars (2017): Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels. Bausteine einer Ethnografie. Münster u. a.

Zaloom, Caitlin (2006) Out of the Pits. Traders and Technology from Chicago to London. Chicago.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 125–142.*

Irene Götz

Leben und Wirtschaften im Alter

Wie Frauen im prekären Ruhestand über die Runden kommen

> „Fast 50 Euro monatlich für Medikamente. (...) Und zum Beispiel jetzt, ich habe fünf Paar Schuhe. Schauen Sie. Brauchen Reparaturen. Sind noch zu tragen, aber eine Reparatur kostet 15 Euro. Und ich habe fünf Paar, Und das sind 75 Euro. Und ich muss das vorbereiten, weil für Herbst ich habe nicht mehr gute Schuhe. Alle fünf sind kaputt." (Interview Alex Rau, 13.7.2015)

Die hier zitierte 85-jährige ehemalige Hausmeisterin pflegte ihren Ehemann bis zu dessen Tod, jetzt lebt sie von 100 Euro Rente, die durch 122 Euro Witwenrente ergänzt und Grundsicherung aufgestockt wird. Maiana Dovans[1] einziger Luxus ist der gelegentliche Besuch einer „Offenen Altenhilfe" auf einen Kaffee. Sie spart, wo sie kann; ihre große Freude war ihr Balkon, er wird jetzt nicht mehr begrünt, das sei zu teuer. Eine Frau mit kleiner Rente, allein übriggeblieben – dieses Beispiel aus unserem DFG-Forschungsprojekt über „Prekären Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter"[2] zeigt ein Dilemma, zumal des weiblichen Alters, das sich vom männlichen nicht nur bezüglich der Alterseinkommen deutlich unterscheidet: Statistisch gesehen, betrifft der Verlust des Partners aufgrund der längeren Lebenserwartung von Frauen primär weibliche Lebensläufe (Niederfranke 1999: 11ff.). Frauen pflegen ihre Partner, haben aber am Ende häufig selbst keine solche partnerschaftliche Pflege zu erwarten. Deutlich wird hier auch: Das geringe Einkommen betrifft genau die Lebensphase, die aufgrund der nachlassenden Gesundheit höhere Kosten verursacht. Angesichts der Notwendigkeit, mit materiellem Mangel zu wirtschaften, ist sozialer Rückzug häufig, wie die alleinlebende 63-jährige Jolanda Fischer im Interview betonte:

> „Also, ich gehe nicht fort. (...) Ich kann zuhause überleben. (...), du hast zuhause ein Paket Kaffee für vier Euro, davon kannst du 30 Kaffee machen (...), aber du kaufst dir nicht einen für zwei Euro da. Nicht möglich." (Interview Alex Rau, 2.7.2015)

1 Alle im Folgenden zitierten Interviewten sind durch Pseudonyme anonymisiert.
2 Siehe die Projektvorstellung Götz et al. 2017. Die ausführlichen Ergebnisse dieser Studie über weibliche Altersarmut und die Kämpfe Betroffener sind im Antje Kunstmann Verlag im Frühjahr 2019 veröffentlicht (Götz 2019).

Sie reflektiert, dass ihre jahrelang eingeschränkten Arbeitsmöglichkeiten als Alleinerziehende für ihre heutige Situation verantwortlich sind – Alleinerziehende unterliegen, statistisch gesehen, einem deutlich erhöhten Armutsrisiko (Der Paritätische Wohlfahrtsverband 2017: 19–24). Heute hat die ehemalige Kosmetikverkäuferin 600 Euro Rente zur Verfügung. Die ihr zustehende Grundsicherung zu beantragen, das hat für sie etwas Schambehaftetes – lieber verkauft sie die Münchner Straßenzeitung.

Mangel herrscht auch in den bürgerlichen Milieus: Die Körpertherapeutin Ulla Faerber, 73, erhält 690 Euro Rente; sie muss zwar auch weiterarbeiten, aber sie kann dies, solange sie gesund bleibt, in ihrem Beruf, den sie sich nach der Scheidung aufbaute. Überdies ist sie in ein gutsituiertes familiäres Netz eingebunden. So lebt sie in einer Eigentumswohnung der Schwester für eine geringe Miete. Im Übrigen verwies sie auf ein wichtiges Kapital: ein generationales hauswirtschaftliches Wissen hilft bis ins Alter hinein zu improvisieren. „Ich bin ein Kriegskind und kann nichts wegwerfen (…) – also es ist immer so eine Verwertung dann doch da." Phasenweise ernährte sie sich und ihre Kinder durch den Verkauf selbstgebatikter Kleider und, vom Antimaterialismus der 68er beeinflusst, habe sie ohnehin nie viel gebraucht. Ihre konsumkritische und nachhaltige Form des Wirtschaftens hilft ihr jetzt im Alter, über die Runden zu kommen.

Diese Beispiele vermitteln unterschiedliche Einblicke in die Praktiken des Haushaltens von älteren alleinstehenden Frauen. Am Anfang des DFG-Projektes stand die Frage, wie diese in einer Stadt wie München mit besonders hohen Lebenshaltungskosten überleben können. Dass wir keine vergleichende Studie von Frauen *und* Männern durchführten, ist dem Umstand geschuldet, dass die Armutsgefährdung bei Frauen im Rentenalter in den letzten Jahren gegenüber der von Männern dieser Altersgruppen deutlich gestiegen ist (Butterwegge/Hansen 2012). Die spezifischen strukturellen Gefährdungen weiblichen Alterns in ihren Folgen für die Alltagsbewältigung sollten in dem Projekt aus einer Akteurinnenperspektive ausgeleuchtet werden. Die interviewten fünfzig 63- bis 85-jährigen Frauen in München verweisen auf verschiedene *Praktiken* und *Haltungen*, mit denen materiellem Mangel begegnet wird, wenn kein zweites Haushaltseinkommen oder ausreichende Ersparnisse zur Verfügung stehen.[3] Dabei deuteten die oben vorgestellten Beispiele an, dass die jeweili-

3 Das Gros der Frauen, die von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka und mir interviewt wurden, war zum Zeitpunkt der (manchmal mehrfachen) Gespräche in den Jahren 2013–2017 zwischen 60 und 75 Jahren alt. Die meisten waren geschieden, wenige verwitwet, einzelne hatten neue, aber getrennt wirtschaftende Partner*innen. Wir befragten nicht nur Frauen, die schon jahrelang Grundsicherungsempfängerinnen sind, sondern auch ehemalige (leitende) Krankenschwestern, mittlere Angestellte, Buchhändlerinnen, Facharbeiterinnen, Geschäftsfrauen, Künstlerinnen, Therapeutinnen. Die Frauen wurden uns über das „Schneeballsystem" vermittelt, auch über die Physiotherapiepraxis, in der Petra Schweiger tätig war, über die Münchner Alten- und Servicezentren, eine Schuldnerberatung und eine kirchliche Einrichtung. Die Frage, was „ausreichende" Ersparnisse sind, wurde in unserem Team heftig

ge Stellung im sozialen Raum und entsprechend unterschiedliche Zusammensetzungen von sozialem und kulturellem Kapital (Bourdieu 2009) genauso entscheidend sind für die Entstehung, aber auch Bewältigung von ökonomischem Mangel wie die genderspezifischen und generationalen Dispositionen. Insgesamt ist es das Ziel, die komplexen Arrangements einer Lebensführung älterer Frauen in (relativer) Knappheit und Gefährdung im urbanen Raum aufzuzeigen und sie in den Kontext makrostruktureller Faktoren zu stellen.

Entsprechend wird im Folgenden zunächst von den *strukturellen* Ursachen und Hintergründen weiblicher Altersarmut gehandelt, um dann tiefer und mit *mikroskopischem* Blick der Ethnografin in die einschlägigen Befunde aus unserem Forschungsprojekt einzusteigen, das offene Interviewmethodik mit teilnehmenden Beobachtungen im (häuslichen) Umfeld der Probandinnen kombiniert. Im Zentrum stehen die Praktiken des Wirtschaftens und der alltäglichen Lebensführung unter vulnerablen Bedingungen, wobei insbesondere auf milieuspezifische Unterschiede geachtet wird. Zum Schluss müssen ferner die Fragen nach den generations- und genderspezifischen Haltungen im Umgang mit Vulnerabilität, sprich mit Prekarität und Armut[4] verschiedenster Form und Ausprägung, diskutiert werden.

Strukturelle Befunde und Hintergründe speziell weiblicher Prekarität

Altersarmut und die Prekarisierung des Alters sind ein derzeit viel diskutiertes Thema. Nicht erst seit dem Bundestagswahlkampf 2017 hat sich die „alternde Gesellschaft" zu einem der „prominentesten Krisendiskurse" entwickelt, in dem die „Implosion von Renten- und Krankenversicherung" (van Dyk/Lessenich 2009: 11) nur eines der beschworenen Zukunftsszenarien darstellt. Dieses „Droh-Bild" der umgedrehten Alterspyramide und der endlich auch in der Politik bemerkten Zunahme von Altersarmut in Folge nicht mehr ausreichender Renten (DGB Bezirk Bayern 2016) wirft eine Vielzahl an sozialen Fragen auf – noch dazu angesichts zunehmender gesellschaftlicher Spaltungen sowie flexibilisierter und prekarisierter Arbeitsformen, die zukünftige Rentner*innen noch weitaus stärker der Altersarmut aussetzen, sofern Arbeitspolitik und das Rentensystem nicht grundlegend reformiert werden.

diskutiert, wie überhaupt die Frage, welche Ausschlusskriterien wir anlegen sollten, etwa die Höhe der Rente oder die Frage, ob es (Wohnungs-)Besitz gibt. In einzelnen Fällen nahmen wir auch Frauen in unser Sample auf, die eine kleine Eigentumswohnung besitzen, die sie aber kaum noch bewirtschaften können, weil die Nebenkosten zu hoch sind, oder Frauen, die ein für den Fall der Pflege aufgesparte Kapital jetzt zum Lebensunterhalt bereits verbrauchen müssen. Entscheidend schien uns das jeweilige Gesamtarrangement einer „prekären", d. h. vulnerablen Lebensführung. Siehe zu „Lebensführung im Alter" auch konzeptuell Clemens 2004.

4 Das Projekt (s. o. Anm. 2) fokussiert nicht nur im engeren Sinne weibliche Altersarmut, sondern fasst einen weiten Prekaritätsbegriff ins Auge: Mit Castel/Dörre 2009 begrenzen wir uns nicht auf objektive Prekarität sondern beziehen subjektive Aspekt ein, z. B. Ängste vor dem Abstieg. Prekarität meint eine eingetretene Verwundung in materieller, körperlicher und psychosozialer Hinsicht bzw. eine antizipierte Verwundbarkeit.

Insbesondere Frauen sind von Altersarmut und Prekarisierung betroffen. Nach dem Rentenreport Bayern des Deutschen Gewerkschaftsbundes beträgt die durchschnittliche Rente bei einem Ausstieg aus der Erwerbstätigkeit im Jahr 2015 bei männlichen Neurentnern in diesem Bundesland 1049 Euro, bei Frauen lediglich 616 Euro; das heißt, Frauen erhalten im Durchschnitt fast nur die Hälfte der Renten der Männer, wobei die Rentnerinnen in München mit 763 Euro bayernweit einen Spitzenplatz einnehmen. Wenn sie nicht auf andere Einnahmen zurückgreifen können, befinden sich 2015 mehr als drei Viertel der bayerischen Rentnerinnen (und rund zwei Drittel der Rentner) unterhalb der Armutsgefährdungsschwelle, die in Bayern im Jahr 2015 offiziell bei 1025 Euro liegt (DGB Bezirk Bayern 2016: 6–15).[5] Die Rentenniveaus werden seit Jahren weiter abgesenkt, so dass die Armut bei Menschen ab 65 Jahren im Vergleich zu allen anderen Altersgruppen in Deutschland im Zeitraum von 2005 bis 2015 mit einem Anstieg der Armutsquote von 10,7 auf 15,9 Prozent am stärksten zugenommen hat (Der Paritätische Wohlfahrtsverband 2017: 19). Demnach ist deutschlandweit jede sechste Person im Rentenalter mittlerweile von der sogenannten relativen Einkommensarmut bedroht, wobei sich die offizielle Armutsgefährdung an einem Einkommen von weniger als 60 Prozent des Durchschnitts orientiert.

Die Ursachen für das deutliche Übergewicht an weiblichen Altersarmen liegen zunächst in dem an der männlichen „Normalerwerbsbiografie" ausgerichteten Erwerbsarbeits- und Rentensystem. Das derzeitige Rentensystem ist erstens an kontinuierliche Erwerbsarbeit gekoppelt und zweitens geprägt vom Leitbild eines traditionellen fordistischen Familienmodells. Tätigkeiten, denen kein Erwerbsstatus zugeschrieben wird, sind nicht oder nur geringfügig im Rentensystem berücksichtigt. So wird Erziehungsarbeit zwar durch Rentenpunkte abgegolten, die jedoch nur eine gewisse Kompensation für Renteneinbußen in Folge der während der Erziehungszeiten oft nicht gegebenen Erwerbsarbeit bedeuten.[6] *Care-Work* oder häusliche Reproduktionsarbeiten, überwiegend weibliche, in einem traditionellen Familienmodell situierte Tätigkeiten, führen dazu, dass viele Frauen in Westdeutschland „gebrochene" Erwerbsbiografien vorweisen, da sie anschließend an Phasen von Kindererziehungs- und Pflegezeiten entweder gar nicht mehr ins Berufsleben einsteigen, oder dem Risiko unterliegen, in geringfügigen Beschäftigungen zu verbleiben (Denninger et al. 2014: 71f.).

5 Je nach (regionaler) Statistik und der darin zugrunde gelegten Versicherungszeiten sind die Zahlen unterschiedlich. Laut der deutschen Rentenversicherung bekamen langjährig versicherte Männer in Westdeutschland im Jahr 2016 im Schnitt rund 1200 Euro Rente, im Osten rund 1100 Euro. Die Durchschnittsrente für langjährig versicherte Frauen in den alten Bundesländern lag bei rund 700 Euro. In den neuen Bundesländern war sie aufgrund der früheren Erwerbsbiografien zu DDR-Zeiten (noch) etwa 100 Euro höher.

6 Jüngste Gesetzesänderungen wie die Einführung der „Mütterrente" zum 1. Juli 2014 versuchen, der ungleichen Verteilung von Renten in Bezug auf weibliche und männliche Lebensläufe durch die Anerkennung von Kindererziehungszeiten entgegenzuwirken. Hier stellt sich jedoch die Frage, wie dieser nur sehr geringfügige Ausgleich von den betroffenen Frauen selbst bewertet wird.

Des Weiteren besteht ein *Gender Pay Gap* von durchschnittlich 22 Prozent. Frauen erhalten für die gleiche Arbeit nicht nur oft weniger Geld als ihre männlichen Kollegen, sondern werden auch seltener befördert, vor allem, wenn sie in Teilzeitarbeit beschäftigt sind (Buls 2014). Diese prekären und temporären (Teilzeit-)Erwerbsarbeitsformen tragen kaum zu halbwegs ausreichenden Rentenzahlungen bei (Butterwegge/Hansen 2012). Im „aktivierenden Sozialstaat" (Lessenich 2008), der mit sukzessive gesenkten Altersrenten auf private Vorsorge setzt, sind viele Frauen doppelt benachteiligt, denn denjenigen mit einem Teilzeit-Verdienst fällt die geforderte private Bildung von finanziellen Rücklagen besonders schwer. Hinzu kommt, dass angesichts der gestiegenen Scheidungszahlen die traditionelle Vorstellung von der lebenslangen Absicherung durch einen Ehemann nicht mehr greift. Ein neues Scheidungsrecht hat überdies einer früher häufig lebenslangen Versorgung der geschiedenen Frau durch den Ex-Mann ein Ende gesetzt. Diese weiterhin wirksamen traditionellen genderspezifischen Rollen und Aufgabenteilungen – in Bayern arbeiten über 80 Prozent der Frauen mit Kindern unter 18 Jahren Teilzeit – tragen so zu einem *„Gender-Pension-Gap"* (Buls 2014: 115) bei.

Insbesondere allein wirtschaftende Frauen erleben den Renteneintritt als starken materiellen Einschnitt. Nahezu 90 Prozent der Münchner Bezieher*innen von Grundsicherung im Alter leben in Einpersonenhaushalten (Sozialreferat München 2012: 83), für allein lebende Frauen ab 65 Jahren ist die Armutsgefährdungsquote in Bayern mit 28,3 Prozent besonders hoch (BSMASFF 2012: 348). Zunehmend sind, wie unsere Erhebungen zeigten, auch Frauen aus den mittleren Schichten betroffen, sogar, wenn sie überwiegend in Vollzeit berufstätig waren; denn auch die Rente einer ehemaligen Versicherungsangestellten oder einer Altenpflegern reicht mit 1000 bis 1300 Euro in einer teuren Stadt nicht weit. Die meisten Frauen unseres Samples hatten weniger als 1000 Euro monatlich zur Verfügung.

Kollektive Armutsrisiken als persönliche Miseren

Bestimmte gesellschaftliche Schieflagen, die mit den genderspezifischen Biografien einhergehen, zeigten sich in unserem Sample als persönliche Miseren, die häufig auch schambesetzt sind. Scham, im Alter nicht mehr allein zurecht zu kommen, verstärkt jedoch die Altersarmut, weil man sich nicht bei Familie oder Ämtern Unterstützung holt (Butterwegge/Hansen 2012). Auch in unseren Fällen wurde gelegentlich Scham geäußert, die strukturellen Ursachen der geringen Alterseinkommen wurden vereinzelt auch als persönliches Versagen individualisiert.

Ein Zusammenspiel weiterer Faktoren verstärkt die Gefahr von Altersarmut. Dies sind die Arbeit in gering qualifizierten und/oder hausarbeitsnahen Tätigkeitsfeldern, die für Frauen der Nachkriegsgeneration, die noch vor der Bildungsoffensive der 1960er Jahre ausgebildet wurden, bis zur Eheschließung ausreichen sollten. „Volksschule", das habe auf dem Land für Mädchen damals „gereicht", so resümierte es eine Interviewte. Eine andere wurde zu Beginn der 1960er Jahre nach dem Abitur

vom Vater „ins Büro“ geschickt, sie heirate ja ohnehin, habe es geheißen, und sie habe sich gefügt.

Ein weiterer Armutsfaktor sind die sehr häufigen Frühverrentungen in Folge berufsbedingter Erkrankungen, wie sie etwa der Rentenreport des DGB Bayern (2016: 22f.) belegt. Insbesondere die „weiblichen“ *Care*-Berufe sind davon betroffen. Eine ehemalige Krankenschwester mit massiven Rückenproblemen erklärte ihre Frühverrentung: „man ist verbraucht.“ Arm macht auch die Pflege des Partners, der eigenen Eltern, oder auch eines kranken Kindes. Der Tod des Ehemanns, den die Interviewte zuvor jahrelang gepflegt hatte, führte in diesem Fall sogar zum Geschäftsbankrott. Die Ehefrau war überfordert mit der gleichzeitigen Pflege und Weiterführung eines Musikalienhandels und lebt heute von Grundsicherung. In anderen Fällen war es die Scheidung, die den sozialen Abstieg vorantrieb. Einerseits erfuhren die Frauen ihre Scheidung in mittleren Lebensjahren als emanzipatorischen Akt, andererseits gelang der Berufseinstieg oft nicht mehr in auskömmlicher Form.

Hier zeigt sich ein weiteres häufiges Problem: Fast alle Interviewte gaben an, sich erst spät um Geldangelegenheiten gekümmert zu haben. Geld, insbesondere Geldanlagen oder die Altersvorsorge in Ehen, war – oder ist es zum Teil immer noch – Sache des Mannes (Unterweger 2013: 217). De facto hatten unsere ehemals verheirateten Interviewten bis zur Scheidung auch nie an Rente gedacht. Hierfür gab es viele Gründe, nicht zuletzt auch das Versprechen der sicheren Altersrente; darüber hinaus aber auch die antimaterialistischen und institutionenkritischen Haltungen in den avantgardistischen Milieus der 68er. Angestelltenmentalität, Materialismus und Sicherheitsdenken galten als „spießig“, wie es eine Aktivistin der Frauenbewegung ausdrückte. Der Staat habe damals ja vielen als repressive Institution gegolten, und bis heute weiß sie nicht recht, ob es legitim sei für sie, sich nun über diese kleine Rente des Staates, den sie einst bekämpfte, zu ärgern.

Ein weiterer Risikofaktor für Altersarmut ist die intersektionale Verflechtung von (später) Migration, Alter und Geschlecht. Aktuelle Studien, wie der Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (2017: 442) belegen, dass in der Gruppe der über 65-Jährigen mit Migrationshintergrund die Armutsrisikoquote deutlich erhöht ist. In unserem Sample finden sich Frauen, die erst im mittleren Erwachsenenalter migriert sind und hier trotz beruflicher Qualifikationen, die in Deutschland oft nicht anerkannt werden, in Hilfsarbeiterinnenjobs landeten, dabei oft noch die Familie in der Heimat unterstützten und im Alter selbst finanziell höchst prekär sind. Auch wenn es Gegenbeispiele gibt: Rentenalter, Arbeiter- und Migrationshintergrund, weibliches Geschlecht sowie Singlehaushalte können als armutsgefährdende Kategorien und Mixturen gelten. Dass weibliche Altersarmut allerdings längst bis in die mittleren sozialen Schichten hinein zunehmend zu einem Problem wird, hat nicht zuletzt mit den Reformen der letzten Jahrzehnte zu tun: Rentenabsenkungen und die Hartz IV-Reformen mit der Aushöhlung der sozialen Sicherungssysteme und den stark angewachsenen Minijobs sind zu nennen, aber auch die Einschnitte im Gesund-

heitssystem. Diese werden im Alter, wenn höhere Kosten aufgrund des schlechteren Gesundheitszustandes entstehen, zu einem schleichenden Armutsfaktor.

Wenn Zuzahlungen zu bestimmten Medikamenten fällig werden, wird das ohnehin knappe Budget überlastet, sofern die Möglichkeit, sich hier befreien zu lassen, nicht bekannt ist oder die Beantragung, zum Beispiel für eine Haushaltshilfe, als Aufwand nicht geleistet werden kann. Interviewte berichteten, wie schwer es ist, hier etwa eine notwendige Teilpflege oder die Kostenübernahme, etwa auch für eine besondere Sehhilfe, zu beantragen; man verliert sich im Antragsdschungel und verzichtet lieber auf eine gesundheitliche Maßnahme. Manche Interviewte berichteten hier von der Willkür der Ämter und von den entstehenden Abhängigkeiten, etwa von Pflegediensten, Einrichtungen oder der Familie, die gescheut werden. Andere fanden Unterstützung in (kirchlichen) Beratungen, die sie auf private Spendeninitiativen aufmerksam machten.

Ein Faktor besonderer Prekarität ist in einer Stadt wie München überdies die Wohnungssituation. So war ein häufig geäußertes Drohszenario neben der Angst vor Abhängigkeit und Krankheit wegen Miet- oder Nebenkostenerhöhungen aus der Wohnung heraus zu müssen. Hier, in der Umgebung der vertrauten Wohnung, die man sich oft über Jahrzehnte „zurecht gewohnt" hat, haben die Frauen Routinen und Arrangements entwickelt, die es ihnen überhaupt erst ermöglichen, mit ihren knappen Renten so zu wirtschaften, dass sie über die Runden kommen.

Praktiken des Wirtschaftens unter prekären Bedingungen

Wirtschaften meint im Folgenden, mit den begrenzten Ressourcen hauszuhalten, um einen eigenständigen Haushalt zu führen, zu sparen, genau vorauszuplanen, die materiellen und finanziellen Bestände zu schonen und einzuteilen. Neben dieser nachhaltigen Reproduktion in Knappheit findet gelegentlich auch Produktion, etwa von Tauschartikeln für eine informelle Ökonomie statt. Die Notwendigkeit zu haushalten betrifft bei unseren Interviewten meist das gesamte Alltagsleben, und nicht nur das magere Finanzbudget, sondern auch die eigenen Kräfte, die als oft auch knappes Gut sorgfältig investiert und gepflegt werden müssen.

Die Praktiken des Haushaltens sind, mehr oder weniger, eingebunden in soziale Netze und unterliegen kulturellen, milieu- und generationenspezifischen Werthaltungen und Möglichkeiten. Auch die Bewertungen, was normale Standards sind, wann es zum Beispiel nicht knapp wäre, sind relationale Kategorien, die sich aus Vergleichen mit einem sozialen Umfeld speisen. „Anderen geht es ja noch schlechter – diese armen Flüchtlinge überall", diese Aussage einer Grundsicherungsempfängerin ist ein Motto, mit dem sich manche Frauen in einer ihnen eigenen Bescheidenheit aufrichteten. Überhaupt begegnete uns wenig Sozialneid auf „die Flüchtlinge".

Erwerbsarbeit zur Vergrößerung der materiellen Ressourcen und sozialen Netzwerke ist nur bedingt möglich. Während Ärztinnen, Therapeutinnen oder andere hochqualifizierte, zumal die freiberuflich tätigen Berufsgruppen, auch über das

Rentenalter hinaus ihre Erfahrungen weitergeben können und meist nicht zuletzt auch aus Neigung und Leidenschaft für ihre Arbeit weiter tätig sind, müssen andere irgendwie weiterarbeiten. Ein Befund einer Bremer Forschergruppe um Simone Scherger (2013) verweist darauf, dass geschiedene Frauen besonders vom Zwang, weiter einer Beschäftigung nachzugehen, betroffen sind. Ein Problem allerdings besteht dabei gerade bei denjenigen, die im Erwerbsleben körperlichen Belastungen ausgesetzt waren. Der Körper erlaubt es eigentlich nicht, weiterzuarbeiten. Manche unserer Interviewten verbrauchen ihn dennoch weiter: beim Flaschensammeln, als „ehrenamtliche" Köchin gegen eine Aufwandsentschädigung in einem Alten- und Servicezentrum, als Pflegekraft, auch als „Leih-Oma", nicht selten mit Schwarzarbeit oder Minijob in einem Call Center, wie im Falle der 68-jährigen Monika Tegt, die jahrzehntelang als Sachbearbeiterin in einer Krankenkasse tätig war und mit ihrer Rente knapp über der Grundsicherung auf eine weitere Verdienstmöglichkeit angewiesen ist. Gerne hätte sie dort trotz Eintritt ins Rentenalter weitergearbeitet, dies wurde ihr – gemäß der in Deutschland üblichen Pflichtverrentung – von Seiten des Unternehmens jedoch nicht gestattet. Nach mehreren Bewerbungen fand sie schließlich eine Beschäftigung in einer Marktforschungsagentur, eine andere Stelle gibt es in ihrem Alter nicht:

> „Ich schaue halt und suche. Aber du kriegst nichts mehr (…) keine Chance. (…) Weil die Jüngere wollen. Ja, klar. Ja, mit 68, da sagen die, die ist zu langsam, die kann das nicht, bis die einlernt, oder was weiß ich. (…) Also in der Telefonakquise ist klar, da kriegst immer was, weil da sieht dich ja keiner, musst halt stundenlang telefonieren. Aber das geht natürlich schon an die Substanz. Da gehe ich raus, da bin ich fertig." (Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12.3.2015)

Auf dem Arbeitsmarkt wird dem alternden Körper häufig, wie der sechste Altenbericht der Bundesregierung (BMFSFJ 2010) zeigte, einerseits – den üblichen Alterstereotypen entsprechend – eine geminderte Leistungsfähigkeit zugeschrieben, andererseits wird er aber nicht im Sinn eines „wohlverdienten Ruhestandes" entlastet, sondern lediglich ins „Hinterzimmer" verbannt.

Soziales und kulturelles Kapital als Kompensation des Mangels

Während Erwerbsarbeit für die meisten, zumal im bisherigen Beruf, kaum noch möglich ist, praktizieren alle Interviewten eine oder auch mehrere Spartechniken. Es wird verzichtet, genau kalkuliert, improvisiert oder in einer informellen Ökonomie getauscht. Allerdings zeigen sich hier die sozialen Unterschiede. Um zum Beispiel Stoffe (für das Nähen von Kleidung als Tauschprodukt) oder günstige Essensvorräte lagern zu können, müssen gewisse Ressourcen vorhanden sein. So zeigte eine ehemalige Krankenschwester mit einer relativ großen und günstigen Wohnung stolz ihre prall gefüllte Tiefkühltruhe. Ihre große Küche bietet Platz, diese zu stellen. Die Endsechzigerin konnte sie von ihrem früheren Gehalt anschaffen, und mit ihrer Rente von immerhin 1600 Euro verfügt sie über den Spielraum, auf Vorrat Sonderangebote

zu kaufen. Als Jugendliche aus der Slowakei geflohen, nutzt Dorina Rubenbauer die noch mobilen Schulfreundinnen, die ihr auch beim Wohnungsputz „helfen", und sie bringen ihr Spezialitäten und Fleisch mit; auch die Vitaminpräparate für ihre schmerzenden Knochen, die in der Slowakei günstiger sind. Die mitgebrachte Ware wird von der stark gehbehinderten Frau wiederum als Geschenk eingesetzt, mit dem sie ihren Nachbarn für seine Fahrdienste zum Arzt entlohnt.

Frauen aus den bürgerlichen Milieus verwiesen neben dem sozialen auch auf ihr vorhandenes kulturelles Kapital[7] als wichtiger Ressource. Die Grundsicherungsempfängerin Regina Kirchhoff, die bis zum Geschäftsbankrott und Tod des Ehemanns einen Musikalienhandel betrieben hatte, hat maximal „100 Euro/Monat zum Verprassen", wie sie ihren Spielraum nach Abzug aller Fixkosten mit einem gewissen Humor nennt. Dennoch setzt sie ihr unternehmerisches Wissen ein. Wie seinerzeit als Geschäftsinhaberin ist ihr Alltag auch heute noch straff durchgetaktet: „Ich habe genug", damit meint sie lachend ihre vielen ehrenamtlichen Aufgaben. So ist Regina Kirchhoff beispielsweise Teil einer Prüfungskommission im Musikbereich. In eine nahegelegene Grundschule geht sie regelmäßig zum Vorlesen. Außerdem engagiert sie sich aktiv in der städtischen Alten- und Seniorenpolitik. Generell nutzt sie viele Veranstaltungen der Altenhilfe, die meist umsonst oder kostengünstig angeboten werden. Den Büchergutschein, den Regina Kirchhoff zuletzt von Freundinnen zum Geburtstag erhielt, verschenkte sie zu Weihnachten weiter. Auch so konnte sie Kosten einsparen. Die gesellige Frau wird von Freundinnen zu kleinen Reisen eingeladen. Im Freundeskreis sei sie allerdings die einzige, die von Grundsicherung lebt. Wenn das Geld am Monatsende nicht mehr ausreicht, und ihre pensionierten Lehrerinnen-Freundinnen zum Essen gehen, bleibt Regina Kirchhoff zu Hause, was sie aber nicht weiter schlimm finde.

Doch war eine solche Abgeklärtheit[8] in unserem Sample nicht der Regelfall. Während viele Interviewte lange Jahre an den Folgen von Scheidungen zu tragen haben und entsprechend weitaus weniger versöhnt mit dem Leben schienen, schwärmte die verwitwete Geschäftsfrau von ihrem erfüllten Leben. Ihr Gleichmut gegenüber dem Umstand, dass vieles jetzt einfach nicht mehr geht, speist sich vor allem daraus, dass sie all das mit ihrem Mann bereits hatte: Reisen, Konzertbesuche – und ihr ist die Kontinuität des gemeinsamen Netzwerkes geblieben.

Einzelne Interviewte demonstrierten uns damit einen noch gelingenden Umgang mit Knappheit, der sogar kreative Spielräume eröffnet und soziale Beziehungsnetze stiften und pflegen hilft.

7 Ein wichtiges Stichwort ist hier das der Wissensarbeit und damit verbunden das Internet: Wer hier über Zugang und Wissen verfügt, hat enorme Vorsprünge, denn diese neuen Formen des Teilens und des Tauschens werden zentral online etabliert und realisiert.

8 Hinter dieser Zufriedenheit steht eine gelassene Haltung, wie sie auch von Harm-Peer Zimmermann in einer Studie, allerdings über Hochaltrige, beschrieben wurde (vgl. Zimmermann 2013).

Mit ihren Aktivitäten und der Selbstsorge entsprechen sie dem politisch propagierten aktiven Musterrentner oder hier der Musterrentnerin, wie er vom aktivierenden Sozialstaat, der seine sozialen Leistungen zurückfährt, verlangt wird. Dazu gehören etwa auch die ehemalige Bürokraft, die in einem Tauschring aktiv ist, oder die Lektoratsassistentin, die ihre kleine Wohnung als „Warenumschlagplatz" nutzen kann und Treffen zum Kleidertauschen organisiert. Diese Frauen haben sich ein ausgeklügeltes Netzwerk an Menschen, Produkten und Techniken erarbeitet. Manche Frauen entwickeln hier einen regelrechten Sportsgeist. Doch genau in diesen Punkten machen sich soziale Unterschiede deutlich bemerkbar.

Wenn der Umgang mit Knappheit die Existenz basal einschränkt

Fehlendes soziales und kulturelles Kapital spielt eine entscheidende, aber nicht die einzige Rolle dafür, wie die Frauen mit knappem Alterseinkommen zurechtkommen. Die Bearbeitung des Mangels hat oft nichts Kreativ-Spielerisches mehr. Einige Interviewte verbuchten dieses Sich-laufend-einschränken-müssen als Verlust und Dauerstress: Es ging dabei ums Überleben, wenn etwa große Einschränkungen beim Essen und der Kleidung hingenommen werden müssen und das Heizen auf ein Zimmer beschränkt wird. In solchen Fällen wurden zuvor vorhandene Hobbies aufgegeben; Spazierengehen an der frischen Luft anstatt Schwimmbad, Abonnements von Zeitungen und Zeitschriften wurden gekündigt, auf „unnötige" Fahrten mit dem öffentlichen Nahverkehr wird verzichtet. Entsprechend lassen sich auch Sozialkontakte nicht mehr pflegen.

Diejenigen, die Grundsicherung beziehen oder Wohngeld, unterliegen überdies einer ins Persönliche gehenden Überwachung der Ämter. So müssen sie genau darüber Rechenschaft abgeben, weshalb eine Anschaffung nötig ist; ein Lottogewinn von 20 Euro wird genauso angerechnet wie die Sterbeversicherung von 23 Euro abgezogen würde, weshalb eine der interviewten Grundsicherungsempfängerinnen sie von einem Bekannten überweisen lässt. Aufstockende Grundsicherung reicht nicht, um die nötigsten Bedürfnisse zu decken: Manche gehen zur Kleiderkammer, kaufen gebrauchte Schuhe auf Flohmärkten oder sie suchen die Mittagstische der Offenen Altenhilfe auf. Minijobs oder Ehrenämter, die auch wegen der Aufwandsentschädigung begehrt sind, sind nicht allen möglich. Zudem wird diese auf die Grundsicherung ebenfalls angerechnet.

Die Gespräche mit den materiell am schlechtesten Ausgestatten im Sample verrieten außerdem die Reaktivierung von Praktiken aus Notzeiten: Kohlrabi-Grünzeug wird aus dem Supermarkt-Müll gelesen und für Krautwickel benutzt. Man kocht Eintöpfe für mehrere Tage vor, teilt sich am Tag fünf Euro Wirtschaftsgeld zu oder züchtet Tomatenpflanzen in einer Abstellkammer. Eine Rentnerin verstrickt synthetische Wolle zu Pullovern, verschenkt und verkauft diese.

Ein Beispiel für solches Wirtschaften mit großem Mangel zeigt der Fall Traudel Heller. Die 70-jährige ehemalige Beamtin bezieht rund 1400 Euro Pension, von der

300 Euro im Monat noch für die Tilgung von Schulden weggehen. Nach der Scheidung – es gab wie bei vielen Frauen dieser Generation nur eine kleine Abfindung – hatte sie sich beim Neustart finanziell übernommen und muss nun die Schuldnerberatung in Anspruch nehmen. Sie spart, wo sie kann: So hat sie allen Schmuck verkauft: „alles weg, alles weg, und jetzt muss ich knausern und sparen". An Urlaub ist nicht mehr zu denken. Sie achtet auf Sonderangebote, wäscht, um Strom zu sparen, nur einmal die Woche, nimmt die Hautcreme von Aldi, fährt mit dem Rad auf ihrer täglichen Suche nach Billigangeboten statt mit der U-Bahn. Ihre Haare schneidet Traudel Heller sich selbst, und von Freundinnen bekommt sie manchmal Kleidung geschenkt, die sie dann wieder „verscherbeln" kann. Abends geht sie nicht mehr aus, sondern schaut fern, weil das kostenlos ist. Aber das alles reicht nicht, um gerade in kostspieligen Bereichen, die noch dazu nach außen einen gewissen Lebensstandard signalisieren, zum Beispiel ein gepflegtes Gebiss, zu erhalten. Ihre Zahnlücke lässt sie „nicht mehr machen", was für sie „furchtbar" ist, denn sie wollte „immer dazugehören". Sozialer Aufstieg war dem ehemaligen Flüchtlingskind nicht auf Dauer möglich, weder durch Arbeit noch durch Heirat, und so stellt sich für Traudel Heller eher Stillstand ein; Mutlosigkeit macht sich breit:

> „Ich bin ja nur am Rennen und am Arbeiten und Schauen, wie ich gut oder billig lebe. Also ich hoffe nur, dass ich lang gesund bleibe. Weil dann kann ich gleich vom siebten Stock runterspringen. (…) Nein, wirklich, es ist schon manchmal traurig. (…) Das Leben ist eigentlich gelaufen. Ich sehe kein Highlight mehr für mich." (Interview Esther Gajek, 17.4.2015)

Traudel Heller ist einsam. Tochter und Enkel sieht sie etwa einmal pro Monat, auch weil ihr die Fahrtkosten ins Münchner Umland zu hoch sind. Keiner weiß genau über ihre Lebensverhältnisse Bescheid. Helfende Netzwerke hat sie offensichtlich nur begrenzt. Ein gewisser Sozialneid auf die Bessergestellten – auf diejenigen mit Wohneigentum in der Nachbarschaft – ist im Interview deutlich herauszuhören, und eine entsprechende Bitterkeit und große Zukunftsangst. Gerade weil sie sich an ihrem besser gestellten Umfeld misst, erscheint ihr die eigene finanzielle Lage besonders trostlos. Ihre Wohnung, die 700 Euro kostet, kann sie ohnehin nicht mehr lange halten, hat ihr die Schuldnerberaterin gesagt. Doch wo gäbe es in München eine günstigere?

Wirtschaften als soziales und emotionales Feld

Die Arrangements des täglichen Wirtschaftens der befragten Frauen verbinden sich mit sehr unterschiedlichen Bewertungen, mit Haltungen und Emotionen – zum Beispiel Gelassenheit, Traurigkeit oder Bitterkeit. Wie gerade deutlich wurde, ist das Sich-vergleichen eine der Situation geschuldete Haltung.

Sich Vergleichen

Die 76-jährige Mathilde Claus zum Beispiel stammt aus dem mittelschichtlichen Milieu. Gemäß der gängigen innerfamiliären Arbeitsteilung gab es für die Frau nur eine relativ kurze eigene Berufstätigkeit. Dieses Lebenskonzept, die Vorstellung, gemeinsam in einem gewissen Wohlstand an der Seite ihres gut verdienenden Mannes alt zu werden, erwies sich als Trugschluss. Die für sie ungünstig ausgegangene Scheidung führte zum sozialen Abstieg. Sie konnte sich und das jüngste Kind mit einer Halbtagsstelle als ungelernte Kraft kaum durchbringen. Mathilde Claus lebt im Alter allein, von Grundsicherung in einer unrenovierten Erdgeschosswohnung mit zusammengewürfelten abgenutzten Möbeln. Dass sie sich aber durchaus noch am früheren Familienleben im Bungalow orientiert, zeigt ihr Verweis auf ihre Freundin, deren Mann in der gleichen beruflichen Position wie ihr Ex-Mann war. Der Vergleich macht sie bitter: Die Freundin verfügt über die Insignien und Freiheiten des bürgerlichen Lebens, dank des Ehemannes sind Investitionen in die Eigentumswohnung möglich. Neue Möbel, neue Kleider, ein neues Auto und E-Bikes gehören zum selbstverständlichen Lebensstil. Mathilde Claus betonte, dass ihre Freundin den Kindern und Enkeln höhere Geldgeschenke mache und sich Hilfe durch Gärtner, Handwerker oder Putzfrau zukaufen könne. Des Weiteren verdeutlicht auch die Scham, die die Grundsicherungsempfängerin empfindet, wie sie sich weiterhin an dem verlorenen Standard orientiert.

> „Das ist halt furchtbar, man schämt sich so. Man hat halt sich bisher immer in einer bestimmten Lage aufgehalten, wo das gar nicht in Frage stand, dass man für den nächsten Tag noch sein Essen hat. Heute ist es so, dass ich ein paar Tage vor dem letzten überlege, was machst du jetzt? Isst ein Spiegelei? Oder paar Kartoffeln, irgendwas, was unbedingt sein muss." (Interview Esther Gajek, 2.3.2013)

Sich arrangiert haben

Diese Haltung des Sich-arrangierens hat mehrere Spielarten. So kann sie darin bestehen, dass man, wie Regina Kirchhoff, die ehemalige Musikalienhändlerin, die Lage angenommen hat und aktiv bearbeitet, oder aber auch, dass die Frauen keine Energie mehr haben zu kämpfen, sondern versuchen, einfach irgendwie den Alltag zu schaffen, und auf dem Rückzug sind. Im letzteren Fall geht das Sich-arrangieren mit einer resignativen Haltung einher und bedeutet, sich mit einem auch räumlich enger werdenden Handlungsraum zu begnügen, wie etwa die schwer zuckerkranke Endsechzigerin Heidi Grujau, die ihre Tage in der Wohnung verbringt. Der Mangel an allem, auch an Zuwendung, ist für sie nichts Neues, in diesem Mangel hat sie sich als Alleinerziehende und Sozialhilfeempfängerin bereits früh eingerichtet und damit ihren Frieden gemacht. Zum Zeitpunkt des Interviews drohte sie jedoch zum Pflegefall zu werden; nur vor dem Heim hatte sie wirklich Angst.

Unsichtbarhalten der Prekarität

Durch die alltägliche Performanz – beispielsweise, eine bestimmte Art und Weise sich zu kleiden oder das Ausüben einer Erwerbstätigkeit trotz Ruhestand – wird versucht, die eigene prekäre Situation unsichtbar zu halten. Die Interviewten, egal ob Körpertherapeutin oder Straßenzeitungsverkäuferin, traten uns als gut gekleidete, gepflegte Erscheinungen gegenüber. Von Mangel war ihnen auf den ersten Blick rein äußerlich nichts anzumerken. Die Armut wird versteckt; nur dort, wo wir Zugang zu den Wohnungen erhalten konnten, zeigte sie sich schon auch gelegentlich durch ein abgewohntes Ambiente, das nicht mehr kaschiert werden konnte. Doch im öffentlichen Raum wird der Anschein gewahrt. So weit möglich wird auch den Kindern gegenüber, so zeigten unsere Interviews, die Situation verheimlicht. Deshalb fiel eine völlig unorthodoxe Maßnahme völlig aus dem Rahmen des Üblichen: Eine der Interviewten schrieb ihrer Tochter und den Enkeln zu Weihnachten einen Brief, dass es dieses Jahr keine Geschenke gebe, weil sie einfach für den Fall des Falles ihr Geld jetzt zusammenhalten müsse, denn sie wolle den Kindern einmal nicht als Pflegefall zur Last fallen. Für die Familie war diese Eröffnung ein Schock, sie hatten die Mutter und Großmutter als großzügige, stets gepflegte, scheinbar gut situierte Frau wahrgenommen.

Nicht zur Last fallen

„Nicht zur Last fallen" – dies war für unsere Interviewten eine dominante Haltung, wie sie auch gängige Altersbilder vermitteln. Wie Heinrich Grebe in Diskursanalysen herausarbeitete, gilt es, „niemande[m] zur Last [zu] fallen, sondern Jüngere stattdessen [zu] inspirieren und [zu] unterstützen" (Grebe 2015: 13). Dieser Wunsch steht auch bei unseren Interviewten als Triebkraft hinter der Haltung, insbesondere nicht von der Familie abhängig zu werden. Alle Interviewten folgten hier einem bestimmten Lebensmotiv: mehr geben als nehmen. Die meisten Frauen betonten, wie wichtig es ihnen sei, der Familie geben zu wollen, zum Beispiel die Tochter bei der Betreuung der Enkel zu entlasten oder etwas zu vererben. Umgekehrt wollen die Frauen nur im Notfall von der Familie Unterstützung annehmen, und schon gar kein Geld. Hier spielen Vorstellungen von Gaben und Diensten aus Liebe hinein, wobei sich pekuniäre Entlohnungen und „Liebesdienst" offensichtlich ausschließen. Dies gilt jedenfalls in die eine Richtung: Unmittelbar Geld geben dürfen nur die Großeltern, beziehungsweise die Eltern; die Beschenkten der jüngeren Generation müssen sich anders erkenntlich zeigen. Auch wenn die Unterstützung durch die Kinder nur als „freiwilliges" Geschenk, nicht aber als dringend nötige Leistung erscheinen darf, helfen die Kinder als wichtiges soziales Kapital. Allerdings entstehen dabei aus der Außensicht irrationale Arrangements, die aus der Innensicht des Familiensystems jedoch einer unhinterfragten eigenen Logik folgen.

Zum Beispiel die ehemalige leitende Altenpflegerin, Dawina Bublica: Mit Mitte 60, aber vorgealtert durch berufsbedingte Erkrankungen, arbeitet sie trotz Frühverrentung auf Minijobbasis weiter in der ambulanten Pflege, damit sie ihre ältere, allein erziehende Tochter und die beiden Enkeltöchter, etwa durch die Finanzierung von Nachhilfestunden, unterstützen kann. Weil ihr Geld jedoch für sich selbst, beziehungsweise für eine Wohnung dann nicht mehr reicht, schläft sie auf einem Klappbett bei dieser Tochter im Flur, was sie als unhaltbare Einschränkung ihrer Intimität wahrnimmt. Dawina Bublica hat ihr Leben lang als Haupternährerin ihren beiden Töchtern den sozialen Aufstieg ermöglicht und die eigene Mutter in Kroatien im Alter unterstützt. Auch jetzt, wo das Arrangement der Arbeit für das Familienkollektiv, das an oberster Stelle steht, nicht mehr gut möglich ist, würde sie innerhalb der Familie nie selbst Geld annehmen, auch nicht für die Mitarbeit in der Zahnarztpraxis der anderen Tochter. Dafür wird sie von dieser reich auf den regelmäßigen Einkaufstouren beschenkt.

> „Und dann hat sie mir fünf Jacken, zwei neue, sagt sie, ‚Mama, die gefällt mir nicht.' (…) Schuhe, so teuer, hat sie mir gekauft. (…) Hat sie gesagt: ‚Mama, komm, wenn du mit mir [unterwegs bist], zieh dich schick an '. (…) Sie kauft mir, und dann hat sie mir Schmuck gekauft, und dann hat sie gesagt: ‚Mama, zieh was Schönes an'." (Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 29.1.2015)

Die teuren Geschenke der Tochter an Dawina Bublica sind nicht nur Lohn für die kostenlose Mitarbeit in deren Zahnarztpraxis, sondern verbinden sich auch mit dem Auftrag, sich deren Status gemäß zu kleiden. Dawina Bublicas Gefühle sind hochambivalent. Sie ist stolz auf die großzügige und erfolgreiche Tochter, gerührt über die Aufmerksamkeit und Wertschätzung, die sie als Beschenkte erfährt. Sie ist aber auch gestresst von diesem Leben in räumlicher Enge und Abhängigkeit. Und enttäuscht vom deutschen Staat. Denn die gesetzliche Rente, die dazu geschaffen wurde, um die Versorgung aus dem Familienverband herauszulösen, versprach einmal, sofern man selbst berufstätig war, Unabhängigkeit im Alter. Auch deshalb erwartet Dawina Bublica – wie die meisten Interviewten, die noch eigene Mütter oder Schwiegermütter gepflegt oder unterstützt haben – solche Leistungen eigentlich nicht mehr von ihren Töchtern oder Schwiegertöchtern. Dawina Bublica fühlt sich hier betrogen um ihren auskömmlichen „Ruhestand". 43 Jahre hat sie in Deutschland gearbeitet und jetzt findet sie keine bezahlbare Wohnung.

Hier kollidieren zwei Wirtschaftslogiken. Die Frauen müssen einerseits in einer fordistischen Geldwirtschaft bestehen können, die in Form der staatlichen Institution der Rente Freiheit versprach. Diese ist jedoch zu einer Illusion geworden. „Zurück" in die familiale Abhängigkeit ist eine problematische Alternative, ein Drahtseilakt komplexer Formen des Gebens und Nehmens, die fein austariert werden in den Familien. Und sie bieten Zündstoff für Konflikte, wegen unausgesprochener oder unrealistischer Erwartungen, wegen Tabus rund ums Geld. Ein Problem ist, dass die Währungen innerhalb der Familie beim Gabentausch – Geschenke, Liebe, Einbindung – nicht mit der Geldwährung auf dem offiziellen Markt kompatibel sind. Die ge-

schenkten teuren Schuhe sind nicht in eine Wohnungsmiete konvertierbar. Die Familie, jedenfalls im Falle Dawina Bublicas, erinnert hier eher an ein vorkapitalistisches Wirtschaftssystem, das aber angesichts der Kosten des Alters, zumal des prekären Ruhestandes, nur bedingt vorbereitet und geeignet ist für die neuen Aufgaben.

Generell gilt: Soweit möglich versuchten die Interviewten die bestehende pekuniäre Versorgungslücke eher durch noch rigorosere Sparmaßnahmen oder Jobs zu schließen, als der Familie etwas abzuverlangen. Einzelne Interviewte betonten, sich dann am Ende lieber ins Altenheim in ihre Heimat Kroatien oder Serbien bringen zu lassen – dort seien zudem die Kosten niedriger.

Fazit

Mehr geben als nehmen

Diese uns von außen bisweilen irrational scheinenden Arrangements der Lebensführung, die aus dem Geben-wollen und unbedingt Autark-bleiben resultieren, waren ein besonders frappanter Befund. Frauen bleiben trotz materieller und bisweilen physischer Probleme die Sorgenden, werden möglichst nicht zu den Umsorgten. Mehr geben als nehmen heißt jedoch nicht, dass die Netzwerke wie die Familie, auch Wahlfamilien, Freunde und Institutionen wie die Offene Altenhilfe, nicht wichtig sind. Im Gegenteil, sie sind die Basis, dass ein Leben in Knappheit im Alter überhaupt irgendwie gelingen kann. Einerseits wirken hier sicherlich nicht zuletzt die gängigen Diskurse von der „Altenlast", andererseits geht diese omnipräsente Haltung weit über das rein Materielle hinaus und hat mit sinnhaftem Handeln und Gebrauchtwerden, mit gesellschaftlicher Teilhabe auch im höheren Lebensalter sowie sicher auch mit dem „Welterleben" in den Kindern und Enkeln zu tun. Hier ist für weiterführende Forschungen allerdings zu fragen: Inwieweit hat die übergenerationale Altersrolle des sinnerfüllten Weitergebens an die nächsten Generationen, wie sie der Altersforscher Andreas Kruse (2016: 112) in einer Interviewstudie bei Frauen *und* Männern ausgemacht hat, hier auch eine generationsspezifische und auf jeden Fall genderspezifische Ausprägung? Können Männer dieser Generation vielleicht familiäre Hilfe tendenziell besser annehmen? Schließlich sind sie in dieser Generation stets gewohnt gewesen, von ihren Müttern und dann den Ehefrauen versorgt zu werden.

Die Rolle der Kapitalsorten

Im Alter verstärken sich soziale und Geschlechtsunterschiede, Einkommensunterschiede, Bildungsunterschiede und Unterschiede in Quantität und Qualität unterstützender sozialer Netzwerke (Backes/Clemens 2006) Was alles dieser Befund der Alterssoziologie tatsächlich bedeutet, dies zeigt die mikroskopische Arbeit an Fallstudien. Die Zusammensetzung von ökonomischem, kulturellem und sozialem oder auch körperlichem Kapital, die ein Leben lang aufgebaut wurde oder eben auch

nicht, spielt eine zentrale Rolle, weshalb bürgerliche Frauen trotz Prekarität im Alter anders wirtschaften können als Frauen aus unterbürgerlichen Schichten. Bei allen Milieuunterschieden: Prekär sind alle unsere Interviewpartnerinnen – nicht nur, weil im Alter die prinzipielle Verwundbarkeit menschlicher Existenz angesichts der Endlichkeit bewusster wird: „Wie schnell kann etwas kommen", eine Krankheit, die das Weiterarbeiten unmöglich macht, so eine Interviewte. Diese Antizipation oder bereits beginnende Vulnerabilität in körperlicher Hinsicht wird besonders prekär erlebt, weil kein materielles Polster diese mit dem Alter kommenden Unsicherheiten auffangen kann. Verwundbar machen die fragilen Arrangements des Wirtschaftens: Mieterhöhung, gesundheitliche Einbußen, wie lange kann ein Minijob oder ein Ehrenamt noch ausgeführt werden? Was passiert, wenn man Heimkosten aufbringen muss? Diese Sorgen bekommen angesichts der knappen Mittel ein besonderes Gewicht.

Generationenspezifische Haltungen und Praktiken

Die genderspezifischen, habituellen Dispositionen der Verarbeitung der Prekarität unterliegen spezifischen Haltungen und Emotionalitäten. Soziale Vergleiche nach oben und unten waren öfter zu beobachten als regelrechter Neid. Sehr oft war allerdings Bitterkeit aus den Interviews herauszulesen, aber genauso auch Gelassenheit, fast Gleichmut und Abgeklärtheit. Manche Frauen sind kämpferisch geblieben – sie haben sich einmal von den Vätern und Ehemännern emanzipiert, das scheint ihnen Haltung und Kraft zu geben. Einzelne Interviewte wollten uns nicht zuletzt deswegen Rede und Antwort stehen, um auf ihre Situation und die entsprechenden gesellschaftlichen Schieflagen auch politisch aufmerksam zu machen. Die Praktiken des Wirtschaftens der interviewten Frauen sind geprägt von generationalen, milieuspezifischen und genderspezifischen Mustern. Augenfällig wird dies im Falle des Vorrathaltens der noch Hunger gewohnten Nachkriegskinder oder in Form des Handarbeitens, des Backens, wobei die Produkte oft auch marktförmig getauscht werden. Sparsamkeit und nachhaltiges Wirtschaften sind aus der Nachkriegsknappheit entwickelte Tugenden. Sie lassen sich jetzt im prekären Alter weiter nutzbringend einsetzen, wie auch die in der Jugend erlernten hauswirtschaftlichen Techniken, die dann in den 1970ern als Do-it-yourself eine neue Wertigkeit erfuhren.

Nachbemerkung: „agency" als neoliberale Rede?

Altersbilder in ihrer Gegensätzlichkeit, zwischen Aktivierung des Alters einerseits und Altenlast andererseits, prägen bei den Frauen eine Haltung der Autarkie, die oft dysfunktional im hohen Alter wird, jedoch wird sie von dieser Frauengeneration schon lange eingeübt. Als schon lange allein Lebende haben sie das Unabhängig-wirtschaften unter prekären Bedingungen verinnerlicht und sie halten schon deshalb daran fest, irgendwie zurecht zu kommen. Nun besteht bei dem Blick auf die

Handlungsmacht der Frauen („agency") die Gefahr, die weniger optimistischen Perspektiven und vor allem die strukturellen Bedingungen – wie des Arbeitsmarktes für Ältere oder des zurückgebauten Sozialstaates – zu vernachlässigen. „Agency" darf, wie Bernd Jürgen Warneken einmal gewarnt hat, nicht mit dem „neoliberalen Appell an Flexibilität, Einfallsreichtum und Risikobereitschaft" (Warneken 2006: 125) verwechselt werden. Doch hier liegt die Stärke unseres Faches, hineinzuleuchten in die Ambivalenzen, in Haltungen und Praktiken zwischen Selbstermächtigung und Opfersein angesichts von Politiken, die Altersarmut auf breiter Front in verschiedenen Milieus mitproduzieren. Nicht nur bei Frauen der untersuchten Generation, doch das wäre ein weiteres Thema.

Referenzen

Backes, Gertrud M./Clemens, Wolfgang (2006): Soziologische Alternstheorien: In: Oswald, Wolf D. et al. (Hrsg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische, sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Stuttgart, S. 36–42.

Bourdieu, Pierre (2009): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Solga, Heike/Powell, Justin/Berger, Peter A. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt/M., S. 111–125.

BSMASFF (2012): Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen (Hrsg.): Dritter Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern. München.

Buls, Hannelore (2014): Diskurs und Realität weiblicher Altersarmut und die derzeit diskutierten Politiken. Vortrag und PowerPoint-Präsentation. In: Götz, Irene/Lehnert, Katrin (Hrsg.): Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter. Workshop-Dokumentation, S. 113–133, URL: http://www.volkskunde.uni-muenchen.de/vkee_download/doku_prekaererruhestand.pdf (23.03.2018).

BMFSFJ (2010): Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft. Berlin.

Butterwegge, Carolin/Hansen, Dirk (2012): Altersarmut ist überwiegend weiblich. Frauen als Hauptleidtragende des Sozialabbaus. In: Butterwegge, Christoph/Bosback, Gerd/Birkwald, Matthias W. (Hrsg.): Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung. Frankfurt/M., S. 111–129.

Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/M.

Clemens, Wolfgang (2004): Lebenslage und Lebensführung im Alter. Zwei Seiten einer Medaille? In: Backes, Gertrud M./Künemund, Harald (Hrsg.): Lebensformen und Lebensführung im Alter. Wiesbaden, S. 43–58.

Denninger, Tina et al. (2014): Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft. Bielefeld.

DGB Bezirk Bayern (2016): Deutscher Gewerkschaftsbund (Hrsg.): Rentenreport Bayern 2016, München.

Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan (Hrsg.) (2009): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt/M./New York.

Fünfter Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (2017): Lebenslagen in Deutschland – Der fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin (www.armuts-und-reichtumsbericht.de).

Götz, Irene (Hrsg.) (2019): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München.
Götz, Irene et al. (2017): Prekärer Ruhestand. Arbeit und Leben von Frauen im Alter. In: Endter, Cordula/Kienitz, Sabine (Hrsg.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld, S. 55–80.
Grebe, Heinrich (2015): Wie Hochbetagte um sich selbst Sorge tragen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 65/38–39, 14. September 2015, S. 10–17.
Kruse, Andreas (2016): Prävention im Alter. Anthropologischer Kontext, Konzepte, Befunde. In: Pohlmann, Stefan (Hrsg.): Alter und Prävention. München, S. 107–129.
Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialsaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld.
Niederfranke, Annette (1999): Das Alter ist weiblich. Frauen und Männer altern unterschiedlich. In: Dies./Naegele, Gerhard/Frahm, Eckhart (Hrsg.): Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik. Wiesbaden, S. 7–52.
Der Paritätische Wohlfahrtsverband (2017): Bericht zur Armutsentwicklung in Deutschland 2017. https://cloud.paritaet.org/1.1/?download=true&ticket=5661be40-fe94-11e6-be03-5254008b3c13 (19.03.2018).
Scherger, Simone (2013): Zwischen Privileg und Bürde. Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze in Deutschland und Großbritannien. In: Zeitschrift für Sozialreform 59/2, S. 137–166.
Sozialreferat München (Hrsg.) (2012): Münchner Armutsbericht 2011. München.
Unterweger, Gisela (2013): Der Umgang mit Geld als kulturelle Praxis. Eine qualitative Untersuchung in der gesellschaftlichen Mitte (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 20). Zürich.
Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ehnographie popularer Kulturen. Eine Einführung. Weimar, Köln, Wien.
Zimmermann, Harm-Peer (2013): Alters-Coolness. Gefasstheit und Fähigkeit zur Distanzierung. In: Rentsch, Thomas/Zimmermann, Harm-Peer/Kruse, Andreas (Hrsg.): Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit. Frankfurt/M., S. 101–125.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 143–155.

Klaus Schriewer

Mr. Scott und die Anforderungen im neuen Kapitalismus

Spezialistenkultur als Leitbild des Neoliberalismus

In seiner 1998 veröffentlichten Studie *The Corrosion of Character – The Personal Consequences of Work in the New Capitalism* (Sennett 1998) zeigt Richard Sennett auf, wie mit Flexibilität, Wissensarbeit, Teamarbeit, Eigenverantwortlichkeit und Kreativität neue Anforderungen an die Erwerbstätigen gestellt werden, die die Leitbilder des Fordismus ablösen. Sennett beschreibt damit, wie die Arbeitswelt mehr und mehr von neoliberalen Maximen der Selbstverantwortung geprägt wird. Sennetts Analyse reiht sich ein in eine Serie von Studien, die Unsicherheit (Beck 1995), Konkurrenz und *Lebenslanges Lernen* als bestimmende Faktoren des (Arbeits-)alltags im neuen Kapitalismus definieren. Angesichts dieser tiefgreifenden Veränderung stellt sich die Frage, wie diese Maximen Profil gewinnen konnten und wie sie aus kulturwissenschaftlicher Sicht einzuordnen sind.

In meinem Artikel möchte ich den Versuch unternehmen, diese im sogenannten Neoliberalismus propagierten Anforderungen an einem historischen Beispiel zu illustrieren, die Spuren bis in die Gegenwart zu verfolgen, theoretisch zu verorten und so auch zur näheren Beschreibung des Begriffs *Neoliberalismus* beizutragen. Dabei arbeite ich mit der Hypothese, dass die neoliberalen Anforderungen eng mit der Kultur der Spezialisten (gelegentlich unpräzise auch als *Highly Skilled* bezeichnet) verbunden sind, die mit dem Aufkommen des Finanzkapitalismus seit dem 19. Jahrhundert an Bedeutung gewinnt.[1]

Sennett beschreibt eine tiefgreifende Veränderung im Kapitalismus, weshalb er auch vom *neuen Kapitalismus* spricht. Damit benennt er zugleich eine neue Epoche, in der veränderte Maximen Gültigkeit gewinnen. Da dieser Versuch, eine neue Zeit-

1 Um Missverständnissen vorzubeugen, ist anzumerken, dass der Begriff *Spezialist* ein Terminus ist, den ich hier verwende, um diejenigen Leser nicht zu irritieren, die mit der Lebensformanalyse nicht vertraut sind. Im Rahmen dieser kulturwissenschaftliche Theorie ist ein Konzept entwickelt worden, dass die Kultur der Spezialisten, der sogenannten *Highly Skilled*, aus den Strukturen der kapitalistischen Produktionsweise ableitet und sie einem wesentlichen Merkmal folgend als *karrieregebundene Lebensform* bezeichnet.

spanne zu beschreiben, an sich schon interessant ist, beginnt der Artikel mit einer Reflexion über die Verlockung, Geschichte in Epochen einzuteilen und so ein Ordnungsschema zu schaffen, mit dem Veränderungen beschrieben werden können. Verbunden ist damit das Dilemma, dass solche Epochenkonzepte unweigerlich Konstruktionen bleiben, die mehr oder weniger aussagekräftig sind. Dieser Beschränkung bewusst, beschreibt das zweite Kapitel, wie sich die Maximen bezüglich der Anforderungen an Arbeiter in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Kontext der internationalen Konstellationen verändert haben. Konkret geht es darum zu beschreiben, wie und warum die Politiken zur Beförderung des Wohlfahrtsstaats in den westeuropäischen Staaten nach 1945 vor allem auf die lohnabhängig Beschäftigten (zu dieser Zeit gern auch als *Arbeiter* bezeichnet) abzielen, ihre Werte integrieren und ihre Existenzbedingungen absichern. In einem zweiten Schritt soll dann erörtert werden, wie dieser Fokus durch eine neue Werteskala ersetzt wird, die die Spezialisten als Referenz hat. Im dritten Kapitel werden einige der wesentlichen Merkmale dieser Lebensform herausgearbeitet und anhand eines historischen Beispiels diskutiert. Bei diesem Beispiel handelt es sich um den Bergbauspezialisten Mr. Scott, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im spanischen Bergbaurevier Mazarrón tätig war. Einige der Dokumente, die über die Tätigkeit des Mr. Scott überliefert sind, illustrieren wesentliche Charakteristika der karrieregebundenen Lebensform in ihren Anfängen. Das Beispiel dient auch dazu, die Rolle dieser Spezialistenkultur im Kapitalismus theoretisch einzuordnen und den in den Kulturwissenschaften gelegentlich oberflächlich benutzten Begriff des *Kapitalismus* in seiner kulturellen Dimension zu konkretisieren.

Das Dilemma des Epochendenkens

Die Frage, wie wir Geschichte konzipieren und historische Verläufe rekonstruieren, ist eine der grundlegenden und vielfach debattierten Fragen der Geisteswissenschaften. Es ist unumgänglich, Geschichte in Zeiträume zu gliedern und gleichzeitig ein Dilemma, denn, Epochen sind keineswegs so eindeutig, wie das gelegentlich scheinen mag.

Gerade in den Kulturwissenschaften gehört das Epochendenken zu einer Konstante der Fachtradition. Evolutionisten wie Lewis Morgan benutzten vielfach das Dreistufenmodell Wildheit, Barbarei, Zivilisation (Morgan 1908). Aus der Geschichte sind uns Epochenfolgen wie Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit oder auch Antike, Mittelalter, Neuzeit geläufig. Im historischen Marxismus wird mit geringfügigen Varianten eine Abfolge verwendet, die Marx selbst in seiner Vorstudie zum Kapital vorgibt: „In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden." (Marx 1971: 3)

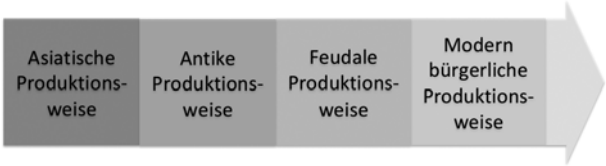

Abb. 1: Die Epochenabfolge, die Karl Marx in „Zur Kritik der politischen Ökonomie" erstellt.

All diese Versuche, historische Epochen zu fixieren, kranken an dem Problem, dass sie keine befriedigende Erklärung zum Verlauf historischer Transformationen bieten. Der Übergang von einer zur anderen Epoche müsste quasi von einer Sekunde zur nächsten stattfinden, sollte eine Epoche tatsächlich immer nur von einer Kulturform oder Produktionsweise geprägt sein. Diese Frage hat schon der Wirtschaftswissenschaftler Joseph A. Schumpeter am Beispiel des Übergangs von der feudalen in die modern bürgerliche Gesellschaftsformation behandelt:

> „Sobald wir begreifen, daß reiner Feudalismus und reiner Kapitalismus beides unrealistische Geschöpfe unseres Geistes sind, stellt das Problem, was es war, das das eine in das andere verwandelte, kein Problem mehr dar. Die Gesellschaft des feudalen Zeitalters trug den Keim des kapitalistischen Zeitalters bereits in sich." (Schumpeter 1965: 124)

Schumpeter vertritt hier die Auffassung, dass immer schon Elemente der folgenden Gesellschaftsformation in der vorhergehenden existieren. Und tatsächlich ist das ein Erklärungsmuster, das vielfach von Historikern verwendet wird, etwa wenn von Protokapitalismus oder Protoindustrialisierung (Kriedte et al. 1983, Mager 1988, Schäfer 2016) und von Spätfeudalismus (Kriedte 1980) die Rede ist, um den Übergang von der feudalen zur kapitalistischen Gesellschaft zu erklären. Doch Protoindustrialisierung und Spätkapitalismus bleiben in ihrer Weise Fremdkörper und stellen das dar, was Ernst Bloch als *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* bezeichnete.

Koselleck s Konzept der Zeitschichten geht einen Schritt weiter, wenn es „mehrere Zeitebenen verschiedener Dauer und unterschiedlicher Herkunft, die dennoch gleichzeitig vorhanden und wirksam sind" (Koselleck 2000: 9) als prinzipielle Grundlage von Geschichte beschreibt. Damit vertritt er eine ähnliche Auffassung wie auch Michel Foucault, der mit Blick auf die Epochen in der Kunstgeschichte schreibt, dass es sich hier um „Serien (handelt), die sich nebeneinanderstellen, aufeinander folgen, sich überlappen, sich überkreuzen, ohne dass man sie auf ein lineares Schema reduzieren kann." (Foucault 1995: 17)

Projiziert man diese Idee auf das Wirtschaftsleben, reicht die Vorstellung einer linearen Abfolge in sich homogener Gesellschaftsformationen, wie sie Marx beschreibt, nicht aus. Stattdessen ist zu untersuchen, ob die Hilfskonstruktion der sich überlappenden Produktionsweisen, wie sie Protokapitalismus oder Spätfeudalismus darstellen nicht ein durchgängiges Muster verkörpern. Wenn wir dem zustimmen, können wir weiterhin fragen, ob in den Jahrhunderten vor der Französischen Revo-

lution neben der feudalen Produktionsweise auch rudimentäre Elemente der kapitalistischen Produktion, die von Marx so benannte *Einfache Warenproduktion* (vor allem das in Zünften organisierte Handwerk) und eine rudimentäre öffentliche Verwaltung anzutreffen waren. Die *Feudale Produktion* herrschte in den ländlichen Gebieten vor, die anderen Produktionsweisen waren vornehmlich in den Städten anzutreffen. Diese Hypothese wird dadurch bestärkt, dass es in Stadt und Land unterschiedliche Rechtssysteme gab. Für die Gegenwart wäre entsprechend von einer spannungsreichen Koexistenz der kapitalistischen Produktion (in verschiedenen Varianten), der einfachen Warenproduktion und dem öffentlichen Sektor und der entsprechenden Präsenz der verschiedenen in diesen Produktionsweisen zu verortenden Lebensformen auszugehen.

Abb. 2: Das Modell der Gesellschaftsformation, verstanden als spannungsreiche Koexistenz verschiedener Produktionsweisen.

Mit einem solchen Modell zu arbeiten bedeutet gleichzeitig, dass nicht von einer homogenen Gesellschaft gesprochen werden kann – wir leben eben nicht im (reinen) Kapitalismus – sondern differenzierter von einer Dominanz oder gegebenenfalls von einer Hegemonie auszugehen. Wenn im Folgenden also verschiedene Epochen beschrieben werden, ist damit immer die Frage der Dominanz und Hegemonie einer Kultur (Lebensform) im Vergleich zu den anderen gemeint.

Die Dominanz der Arbeiterkultur nach 1945

Wie immer es auch benannt werden mag, als neuer Kapitalismus oder als Postfordismus, in der Forschung besteht relative Einigkeit darüber, dass wir uns seit einiger Zeit in einem Prozess grundlegenden Wandels befinden. Es stellt sich daher die Frage, welchen Maximen die endende Epoche folgte und welche neuen Vorstellungen Dominanz erlangen. Weiterhin ist zu klären, was diesen Wandel bewirkt hat.

Entsprechend der von mir und anderen Kollegen, die mit der Lebensformanalyse arbeiten, wiederholt vorgetragenen Hypothese (Højrup/Schriewer 2011, Højrup 2003, Schriewer 2014), sind sozio-kulturelle Prozesse nicht nur Ergebnis der inner-

gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, sondern in erheblichem Maße durch die Notwendigkeit eines jeden Staates bestimmt, sich im internationalen Kontext Anerkennung zu erzwingen. Das bedeutet, dass die kulturwissenschaftliche Forschung trotz ihrer Präferenz für die Mikroebene immer auch die Anforderungen im internationalen Kontext in ihre Betrachtungen einbeziehen muss. Das jeweilige Land muss das Leben in seiner Gesellschaft so organisieren, dass die Ressourcen produziert werden, die es ihm ermöglichen, die Anerkennung anderer Staaten zu erzwingen. Wie sich ein Land soziokulturell entwickelt, ist, wenn wir diese Perspektive anlegen, nicht nur Effekt der Debatten in der Gesellschaft, sondern ebenso eine Antwort auf die Herausforderungen, die sich im internationalen Kontext stellen. Das sollte in Zeiten der Globalisierung selbstverständlich sein, wird aber trotzdem gern übersehen.

Für unser Thema stellt sich die Frage, wie sich die westeuropäischen Gesellschaften in den Nachkriegsjahrzehnten organisieren, welchen Maximen sie folgen. Um diese Frage klären zu können, ist die Situation mit zu berücksichtigen, welche mit dem Kalten Krieg entsteht. Die USA und die Sowjetunion stehen sich als die zwei Supermächte gegenüber, jede mit ihren Einflusssphären. Es kommt nicht nur zur Abschreckungspolitik, es besteht ebenso ein Konkurrenzkampf der Systeme mit dem Ziel, die Überlegenheit des jeweils eigenen Modells zu demonstrieren. In Westeuropa und den USA besteht die mehr oder weniger berechtigte Befürchtung, dass Teile der Arbeiterschaft sich von der sowjetischen Propaganda beeinflussen lassen und für die Idee des Sozialismus begeistern könnten. Die in Deutschland leider nicht rezipierte Studie der dänischen Ethnologin Henriette Buus (2008) über die Kultur des dänischen Wohlfahrtsstaates und insbesondere über den Aufbau des Gesundheitswesens und die Ausbildung von Krankenschwestern seit 1945 belegt, dass dessen Architekten zu einem bedeutenden Teil von der *Rockefeller-Foundation* gefördert werden und US-amerikanische Vorstellungen umsetzen.

Tatsächlich werden bei einem Treffen der NATO-Verbündeten 1953 in Kopenhagen und im *Labor Program of the Mutual Security Agency* aus der gleichen Zeit Leitlinien entwickelt, die die zukünftige Politik der westlichen Staaten klar skizzieren. Um die Arbeiter gegen jegliches Ideengut des Sozialismus zu immunisieren, soll fortan ein Wohlfahrtsstaat aufgebaut werden, der die Überlegenheit des westlichen Modells in materieller Hinsicht herausstellt. In der Formulierung des *Labor Program* heißt es, wie Niels Jul Nielsen herausgestellt hat, folgendermaßen:

> „We fight the Russian communism on three fronts: the military, the economic and the ideological. The working class is key to the two latter. If we lose these we will not prevail on the military front" (Nielsen 2014: 729).

Um im Kalten Krieg zu bestehen, sollte die Arbeiterklasse gewonnen werden. Dazu war es notwendig, den Bedürfnissen dieser sozialen Gruppe mehr Aufmerksamkeit zu widmen: „(We must give) more effective attention to the problems of workers' standards of living such as purchasing power, employment, housing needs, etc." (Nielsen 2014: 729)

Diese erhöhte Aufmerksamkeit für die Belange der Arbeiterschaft entwickelt sich in den westeuropäischen Staaten nach 1945 zwar auf unterschiedliche Weise, folgt aber einer gemeinsamen Tendenz. Der Wohlfahrtsstaat wird ausgebaut und die Arbeiter wirtschaftlich besser gestellt. Schon 1953 spricht der Soziologe Helmut Schelsky von einer *nivellierten Mittelstandsgesellschaft* in der jungen Bundesrepublik (Schelsky 1953). Seiner Analyse zufolge steigen die Industriearbeiter sozial auf, während andere Gruppen, insbesondere in der Folge der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg, sozial absteigen. Das führt, so Schelsky, „zur Herausbildung einer nivellierten kleinbürgerlich-mittelständischen Gesellschaft, die ebenso wenig proletarisch wie bürgerlich ist, d. h. durch den Verlust der Klassenspannung und sozialen Hierarchie gekennzeichnet wird" (Schelsky 1953: 218). Diese Idee einer *nivellierten Mittelstandsgesellschaft*, in der sich große Teile der Bevölkerung finden und die auch zu kulturellen Angleichungen führt, bestimmt die ersten Nachkriegsjahrzehnte, verliert dann aber mit der Wirtschaftskrise Mitte der 1970er Jahre an Bedeutung.

Zum Erfolg der Idee der Mittelstandsgesellschaft dürfte auch beigetragen haben, dass das Modell der sogenannten *sozialen Marktwirtschaft* eingeführt wird, wobei den Arbeitern Mitbestimmungsrechte in den Betrieben eingeräumt werden, die Gewerkschaften unter dem Motto der *Sozialpartnerschaft* als wichtige Verhandlungspartner integriert werden und so ihre Rolle in der kapitalistischen Wirtschaft bekommen.

Die Arbeiter und ihre Anliegen sind, so die These, in den Nachkriegsjahrzehnten wichtige Elemente in einer Politik der westeuropäischen Staaten, die (mit einigen Ausnahmen) darum bemüht sind, diese soziale Gruppe in das kapitalistische System zu integrieren und ideologisch gegen die Ideen des Sozialismus zu feien. Das bringt mit sich, dass die Lebensbedingungen der Arbeiter vergleichsweise gut sind und sich das Modell eines ‚sozialen Europas' durch eine relativ geringe materielle Ungleichheit auszeichnet.

Die Aufmerksamkeit für Arbeiter und ihre Kultur in diesen Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg spiegelt sich auch in den Forschungsaktivitäten unserer Disziplin wieder. Die Arbeiterkulturforschung etabliert sich als eines der zentralen Aufgabenfelder des fachlichen Kanons und reflektiert die neue Rolle der Arbeiter. So arbeitet Dieter Kramer mit der These, dass bis 1945 eine Arbeiterbewegungskultur existierte, die vom Klassenbewusstsein geprägt war und nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der „Verbürgerlichung" der Arbeiter verschwindet, wie auch die eher kritische Haltung der Arbeiterschaft zum Kapitalismus (Kramer 1987). Dass das Thema dann in den 1980er Jahren sang- und klanglos von der Forschungsagenda unseres Faches verschwindet und die dgv-Kommission für Arbeiterkultur eine existenzielle Krise durchlebt, sind Indizien einer tiefergreifenden Veränderung, die sich vollzieht.

Mit der Ölkrise von 1973 und den folgenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten kommt es zu einer ersten Krise des Wohlfahrtsstaates, die die finanziellen Grenzen in den Fokus rückt. Der Soziologe Lutz Leisering fasst deshalb zusammen: „Sozialpolitik wurde in weiten Teilen Sparpolitik." (Leisering 2003: 174) Allerdings räumt

er auch ein, dass in den folgenden „20 Jahren gleichzeitig (…) ein quantitativer wie qualitativer Ausbau statt(fand)" (Leisering 2003: 174). Er begründet das damit, dass die Familienarbeit rentenrechtlich anerkannt wird und die deutsche Einigung die Sozialleistungsquote anhebt. Während sie im Jahr 1970 bei 26,6 % des Bruttosozialproduktes liegt, steigt sie mit Schwankungen bis Anfang des neuen Jahrtausends auf 32,2 % (Leisering 203).

Trotz der verschiedenen wirtschaftlichen und sozialen Krisen der 1970er- und 1980er Jahre kann insgesamt doch von einer Hegemonie der Arbeiterkultur gesprochen werden. Das Modell des Industriearbeiters, der sein Arbeitsleben in ein und demselben Betrieb verbringt, prägt das kollektive Bewusstsein ebenso wie die prominente Rolle der Gewerkschaften. Wie wirkmächtig diese Hegemonie ist, lässt sich daran ablesen, dass die von den bayerischen und sächsischen Landesregierungen eingesetzte *Kommission Zukunftsfragen* noch 1997 zu der Einschätzung kommt, dass selbst zu diesem Zeitpunkt „noch Vorgaben einer arbeitnehmerzentrierten Industriegesellschaft" dominieren (Miegel et al. 1997: 1).

Nichtsdestotrotz nimmt die soziale Ungleichheit, der vielbeachteten Studie *Das Kapital im 21. Jahrhundert* des Ökonomen Thomas Piketty (2014) zufolge, in den USA seit den 1970er Jahren und im Vereinigten Königreich ab den 1980 Jahren deutlich zu. In den weiteren Staaten des Westens setzt dieser Prozess zeitverzögert ein und bedroht das Modell eines sozialen Europas.

Eine neue kulturelle Hegemonie?

Der Einfluss neoliberaler Imperative, der sich schon unter Reagan in den USA und Thatcher in Großbritannien abzeichnete, gewinnt seit dem Fall der Berliner Mauer immer mehr an Bedeutung in den westeuropäischen Ländern. Mit dem Ende der Sowjetunion verschwindet die vermeintliche Bedrohung des Sozialismus. Der Kapitalismus hat sich, so die offizielle Darstellung, als überlegenes System durchgesetzt. Es spiegelt den Zeitgeist des Moments wohl am besten wider, dass Francis Fukuyama das *Ende der Geschichte* proklamiert und davon ausgeht, dass sich Marktwirtschaft und Demokratie endgültig als System behauptet haben (Fukuyama 1992).

Tatsächlich beschreibt das Ende der Sowjetunion nicht nur eine Zäsur für die osteuropäischen Staaten des Warschauer Paktes, sondern ebenso für die Länder Westeuropas und vor allem für ihre Wohlfahrtssysteme. Der Vertrag von Maastricht, der nur wenige Jahre später unterzeichnet wird, symbolisiert das Bestreben der westeuropäischen Staaten, eine gemeinsame Strategie auf dem Weg in eine neue Weltordnung zu finden. Er besiegelt gleichzeitig die neoliberale Ausrichtung der EU, die dazu führt, dass Marktmechanismen in den Vordergrund gestellt werden, der öffentliche Sektor soweit möglich privatisiert wird und sich der Handlungsspielraum der Vertretungen der lohnabhängig Beschäftigten verringert.

Richard Sennett beschreibt in der eingangs erwähnten Studie *The Corrosion of Character – The Personal Consequences of Work in the New Capitalism* (Sennett 1998)

einige der Elemente, die die sich Bahn brechende neue Kultur des Kapitalismus und damit die Anforderungen an die Beschäftigten prägen. Damit ist er keineswegs allein. Zygmunt Baumann (Bauman 2007) argumentiert in die gleiche Richtung und in unserem Fach sind es unter anderem Gertraud Koch und Bernd-Jürgen Warneken (Koch/Warneken 2012) sowie Irene Götz (Götz 2013), die sich des Themas annehmen. Der Tenor geht in die gleiche Richtung: Wir erleben gegenwärtig eine Transformation der Arbeitskultur und insbesondere der Werte, die mit der Arbeit verbunden werden. Die von Sennett beschriebene neue Anforderung der Flexibilität oder auch Kreativität, Innovation und Mobilität prägen das Arbeitsleben immer mehr. Irene Götz spricht auf Bröckling (2007) verweisend von einer „aspiring middle class which promotes a new type of a ‚creative' and individualistic ‚entrepreneurial self'" (Götz 2013: 70).

Doch wer gehört zu dieser neuen *aspiring middle class*, woher kommen diese neuen Anforderungen und beschränken sie sich auf diese Mittelklasse? Meiner Einschätzung nach erleben wir gegenwärtig eine Verschiebung, weg von den Kulturmustern, die mit dem klassischen Arbeiter und später dann mit dem lohnabhängig Beschäftigten verknüpft sind – Solidarität, Sicherheit, etc. – hin zur Kultur der Lebensform, die in der Lebensformanalyse als karrieregebunden bezeichnet wird: der Kultur der Spezialisten, Manager, Führungskräfte, die die Geschicke der Unternehmen steuern.

Eine erste empirische Annäherung an diese Kultur der Führungskräfte möchte ich mit einem historischen Beispiel aus den Anfängen des Kapitalismus im Spanien des 19. Jahrhunderts versuchen: dem wohl aus einer englischen Familie stammenden Bergbauspezialisten Mr. Scotto.[2]

Mazarrón, ein Ort an der spanischen Mittelmeerküste. In den Hügeln vulkanischen Ursprungs, die den Ort umgeben, hatten schon die Römer Blei und Silber abgebaut. Im 19. Jahrhundert entsteht, wohl auch angeregt durch die Bergbauaktivitäten im nahen Almeria, ein neues Interesse an der Nutzung möglicher Blei- und Silbervorkommen. In den 1830er Jahren beginnen erste Aktivitäten mit primitiven Mitteln. Zu Beginn der 1840er Jahre schließen sich Vertreter der örtlichen Elite zusammen, das Projekt einer Gießerei auf den Weg zu bringen. Angesichts ihrer mangelnden fachlichen Kenntnisse kommen sie überein, einen Spezialisten aus Almeria zu engagieren, der die technischen Prozesse kennt und unter anderem Blei von Silber zu trennen vermag. Den gesuchten Spezialisten finden sie in Mr. Scotto. Er stammt aus einer Familie, die offensichtlich umfangreiche Kenntnisse in der Verarbeitung von Mineralien entwickelt hat. Beide Seiten kommen überein, das Projekt anzugehen. Mr. Scotto reist nach Mazarrón, inspiziert die Vorkommen und kommt zu der Einschätzung, dass das Projekt rentabel ist. Eine Klausel des Vertrags, den die neuen Partner in der Folge

2 Der Fall des Mr. Scotto wird kurz in der von mir betreuten Doktorarbeit "Industrialización y Cambio Social en Mazarrón (Murcia). Estudio Antropológico de una Comunidad Minera del Siglo XIX (1840–1890)" erwähnt, die Mariano Guillen Riquelme 2014 in Murcia vorlegte.

unterzeichnen, ist von Interesse für das hier zu behandelnde Thema, weil sie erlaubt, einen ersten empirischen Eindruck dieser Kultur der Spezialisten zu gewinnen.

Der Paragraph 10 des Vertrages behandelt die Arbeitsbedingungen und vor allem den Umgang mit dem Wissen des Spezialisten. Hier heißt es:

> „Es ist keinem Teilhaber gestattet, die Räumlichkeiten, die den geheimen Operationen des Vorhabens dienen, ohne die Erlaubnis des Direktors zu betreten. Er trägt keine Verantwortung für Nachteile die sich aus einer etwaigen Aneignung einer geheimen Operation ergeben können, wenn sich diese aus einer Indiskretion ergibt. Dieses wird festgehalten, um die Verfahren der Operation geheim zu halten."[3]

Räumlichkeiten zu sperren und Verfahren geheim zu halten, wie es Mr. Scotto hier festschreiben lässt, zeigt, dass es schon in der frühen Phase des modernen Bergbaus eine Gruppe von Personen gibt, die besonders wertvolle Kenntnisse besitzt, die sie von der Masse der Arbeiter unterscheidet und ihre Bedeutung für die Unternehmen herausstellt. Das Engagement von Mr. Scotto ist die Voraussetzung dafür, dass das Projekt Ertrag bringen kann. Sein Wissen ermöglicht es erst, den Betrieb aufzunehmen und die Blei- und Silbervorkommen zu nutzen. Er ist, um es mit theoretischen Begriffen zu beschreiben, derjenige, der die Mehrwertproduktion garantiert. Und tatsächlich verkündet das junge Unternehmen im Sommer 1842, Silberbarren von insgesamt 30 kg hergestellt zu haben und kurz darauf noch einmal 56 kg des kostbaren Metalls. Eine Nachricht, die in Spanien für Aufsehen sorgt. Dass dieser Erfolg lange andauerte, ist zu bezweifeln. Schon wenige Jahre später kommt der Bergbau in Mazarrón zum Erliegen, vor allem wohl aufgrund technischer Probleme, die durch einen hohen Grundwasserspiegel verursacht werden und die Anlage tiefer Schächte verhindert – erst der Einsatz von Dampfmaschinen Anfang der 1870er Jahre sollte diese Problem lösen und einen neuen Boom bewirken. Auch die Spuren von Mr. Scotto verlieren sich im Nichts – ein Indiz für ein weiteres Merkmal der Spezialistenkultur: die Mobilität.

Aus einer theoretischen Perspektive betrachtet, die die Marx'sche Beschreibung des klassischen Unternehmers im Kapitalismus des frühen 19. Jahrhunderts (wir sprechen hier auch vom Eigentümerkapitalismus) nutzt und weiterentwickelt, kann die karrieregebundene Lebensform als soziale Praxis beschrieben werden, die mit dem Finanzkapitalismus entsteht. Wenn Geldgeber selbst keine spezifischen Kenntnisse der Produktion und Vermarktung besitzen, sind sie darauf angewiesen, Spezialisten zu engagieren, die das Vorhaben bewerkstelligen. Diese neue Kultur zeichnet sich dadurch aus, dass sie dem jeweiligen Betrieb in der Konkurrenz mit anderen Unternehmen einen Vorteil verschafft, eine höhere Mehrwertproduktion verspricht.

3 Im spanischen Original: „10° A ningún socio le será permitido penetrar en las habitaciones destinadas a las operaciones secretas de la facultad, sin permiso del director facultativo, no siendo éste de ningún modo responsable de los perjuicios que puedan originarse por la usurpación de alguna operación secreta, si ésta es causada por alguna indiscreción, todo con el objeto de tener oculto el mecanismo de estas operaciones."

Das bedeutet, dass diese Spezialisten Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen, über die die Konkurrenz nicht verfügt. Im Falle des Mr. Scotto ist es seine Expertise über die Rentabilität der Vorkommen und sein Wissen über die Methoden, Blei von Silber zu trennen.

Wie die Graphik 1 zeigt, bringt der Spezialist Wege der Mehrwertmaximierung in das Unternehmen ein und bekommt dafür ein Honorar. Die Mehrwertmaximierung kann in verschiedenen Geschäftsbereichen des Unternehmens angesiedelt sein. Die Entwicklung neuer Produkte, die effizientere Organisation der Produktion oder die Erschließung neuer Märkte sind nur einige der Bereiche, in denen Spezialisten ihrem Betrieb einen Vorsprung gegenüber der Konkurrenz verschaffen können. Das setzt voraus, dass der Spezialist besondere Kenntnisse oder Fähigkeiten hat, die ihn im Vergleich zu anderen Spezialisten auszeichnen. Dieses Merkmal ist zentral in der karrieregebundenen Lebensform, weshalb wir davon sprechen, dass sie darauf basiert, Einzigartigkeit zu schaffen.

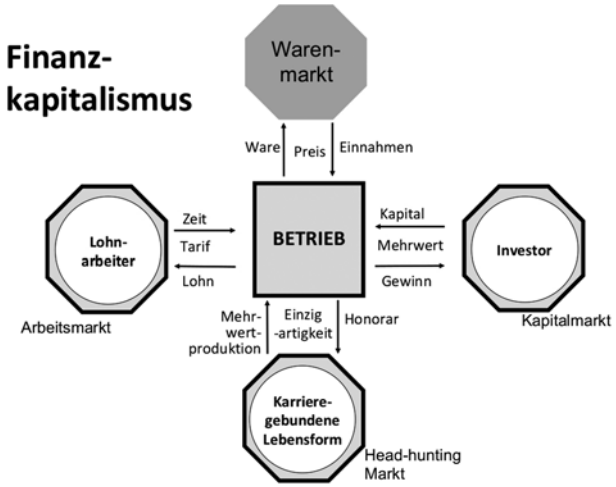

Abb. 3: Im Finanzkapitalismus können drei Lebensformen verortet werden. Die karrieregebundene Lebensform zeichnet sich dadurch aus, dass sie auf dem Prinzip der Einzigartigkeit basiert.

Die Produktion von Einzigartigkeit wiederum ist nur möglich, wenn ein ganzes Ensemble von Kulturmustern vorliegt, das in Opposition zur Kultur der Lohnarbeiter steht: Während die Arbeit in der Lebensform der Lohnarbeiter aus theoretischer Sicht ein Mittel ist, und die Freizeit das eigentliche Ziel darstellt, verhält es sich in der karrieregebundenen Lebensform genau entgegengesetzt. Die Produktion von Einzigartigkeit setzt voraus, dass die Arbeit das Ziel ist. Nur wenn sie Quelle der Bestätigung bildet, wenn ein formaler zeitlicher Rahmen keine Barriere darstellt, wenn sie als Herausforderung betrachtet wird, kann Einzigartigkeit geschaffen werden. Das spiegelt

sich auch in der allgemeinen Beschreibung der Arbeitsinhalte wider. Während Lohnarbeiter im Betrieb vordefinierte Tätigkeiten erledigen, mit wiederkehrenden Arbeiten betreut werden und Routinen ausführen, besteht der Impetus in der karrieregebundenen Lebensform darin, genau diese Routinen zu verlassen und ständig neue Aufgaben und Herausforderungen zu meistern.

Wir sprechen auch ganz bewusst nicht von einem Lohn wie bei den Lohnarbeitern, deren Bezahlung auf kollektiver Basis, durch die Gewerkschaften verhandelt wird. Die Bezahlung in der karrieregebundenen Lebensform basiert im Gegenteil auf individuellen Verhandlungen. Schon im Vertrag von Mr. Scotto zeigt sich, dass wir es hier nicht mit einem Lohn zu tun haben, sondern mit einem Teil des Mehrwerts des Unternehmers.

Im ersten Teil des Vertrages zwischen Mr. Scotto und den Vertretern aus Mazarrón werden die allgemeinen Konditionen der neuen Bergbaugesellschaft definiert. Dort heißt es unter anderem:

> „Die Gesellschaft wird aus 40 Aktien gebildet, von denen 20 den Herren aus Mazarrón gehören (...). Die 20 übrigen Aktien gehören Herrn Scotto und werden in der folgenden Weise berechnet: 10 von ihnen werden ihm für die Leitung der Fabrik übertragen ...“[4]

Dieser kurze Ausschnitt aus dem Vertrag belegt, dass Mr. Scott für sein Engagement ein Viertel der Firma übertragen wird. Es ist eine Art Honorar, das ihm die Partner zusprechen. Aus theoretischer Perspektive ist dies ein bedeutsamer Befund, denn er zeigt, dass hier eben nicht von einem Lohn gesprochen werden kann, sondern dass die Bezahlung des Spezialisten einen Teil des profitabhängigen Wertes der Firma ausmacht, dessen Höhe durch die Einschätzung der erwarteten Gewinne bestimmt wird. Sie ist also Teil des Mehrwertes.

Im Gegensatz dazu ist der Lohn der Arbeiter Resultat der kollektiven Monopolisierung der Arbeitskraft, für die auf Seiten der Arbeiter entscheidend ist, zu welchem Grad es ihnen gelingt, geschlossen aufzutreten. Deshalb ist die Debatte über Solidarität ein wichtiges Merkmal der Lohnarbeiterlebensform. In der karrieregebundenen Lebensform hingegen ist das wesentliche Element die Konkurrenz zu anderen Mitbewerbern, in der es gilt, sich durch das persönliche Profil spezifischer Kompetenzen einen Vorsprung zu verschaffen. Mr. Scotto hat seine Einzigartigkeit dadurch absichern wollen, dass er den Zugang zu seinem Labor untersagt. Inwieweit es ihm gelungen ist, wird nicht überliefert.

4 Im spanischen Original: „1° Se compone esta sociedad de cuarenta acciones, de las que veinte pertenecen a los señores de Mazarrón, cuya distribución se expresará a continuación; y las veinte restantes al señor Scotto, en esta forma: diez de ellas se le costean a beneficio de la misma para la dirección de la fábrica u oficina de beneficio, tanto en su construcción, cuanto en la fundición de minerales, sin que por ello pueda obligársele a que permanezca en el establecimiento o se establezca en la población, obligándose al repetido Scotto a poner en su ausencia persona que lo sustituya de la satisfacción de la sociedad, que no podrá ausentarse sin una causa legítima y poderosa.“

Im konkreten Fall, mit seinem spezifischen historischen Kontext, mag diese Strategie möglich gewesen sein. Im aktuellen Finanzkapitalismus ist die Aufrechterhaltung der Einzigartigkeit hingegen nur möglich, wenn die Führungskräfte sie in einem kontinuierlichen Prozess erneuern. Die neuen Anforderungen in Kapitalismus wie Innovation, Flexibilität oder Kreativität finden hier ihren soziokulturellen Kontext. Sie stehen für eine neue Kultur, die auf Wissen und Erneuerung basiert.

Dass diese Kultur heute mehr und mehr an Bedeutung gewinnt und zum Leitbild wird, zeigt die schon genannte *Kommission Zukunftsfragen* mit ihrer Zielvorgabe einer „Gesellschaft, in der der Einzelne ein höheres Maß an Eigenverantwortung auch für seine Erwerbsarbeit und Daseinsvorsorge übernimmt und deren wichtigster Produktionsfaktor Wissen ist" (Miegel 1997: 1). Eigenverantwortung wird damit gegen das in der Arbeiterkultur vertretene Prinzip des Kollektivs und der Solidarität gestellt und stellt gerade die Lohnarbeiter vor eine große Herausforderung.

Konklusion

Wenn die neuen Ansprüche im Kapitalismus, wie hier argumentiert, aus der kulturellen Welt der karrieregebundenen Lebensform entspringen, dann kann auch von einem Wechsel der Dominanz der Lohnarbeiterlebensform hin zur Hegemonie der karrieregebundenen Lebensform gesprochen werden. Die neoliberalen Werte und Ansprüche wären dann Ausdruck dieser spezifischen Kultur, der es gelungen ist, ihre politische Bedeutung im Vergleich zur Lohnarbeiterlebensform zu erhöhen.

Für die Lohnarbeiterlebensform bedeutet dies, dass sie mit Anforderungen konfrontiert wird, die ihre bisherigen Kulturmuster verwirft. Flexibilität, Innovation und *Lifelong Learning* hatten bis dato keinen zentralen Stellenwert, stellen aber für die anvisierte Industrie 4.0 eine Voraussetzung dar, die auch die Lohnarbeit betrifft. Richard Sennett geht auf Unterschiede die zwischen den Lebensformen in Bezug auf diese neuen Anforderungen existieren, kaum ein. Doch der Hegemoniewechsel fordert genau dazu heraus. Die Diversität der (Arbeits)kulturen zu untersuchen und die Schwierigkeiten, die sich aus der Konfrontation mit den neuen Ansprüchen in jeder einzelnen der Lebensformen und den verschiedenen Kontexten ergeben, ist eine zentrale Aufgabe kulturwissenschaftlicher Forschung.

Literatur

Baumann, Zygmunt (2007): Liquid Times: Living in an Age of Uncertainty. Cambridge.

Beck, Ulrich (1995): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.

Buus, Henriette (2008): Indretning og efterretning. Rockefeller Foundations indflydelse på den danske velfærdsstat 1920–1970. Kopenhagen.

Foucault, Michel (1995): Archäologie des Wissens. Frankfurt/M.

Fukuyama, Francis (1992): The End of History and the Last Man. New York.

Guillen Riquelme, Mariano (2014): Industrialización y Cambio Social en Mazarrón (Murcia). Estudio Antropológico de una Comunidad Minera del Siglo XIX (1840 – 1890). Murcia (Doktorarbeit).

Götz, Irene (2013): Sensing Post-Fordist Work Life. Recent Perspectives in the Ethnography of Work. In: Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology, vol. 43/1, S. 68–87.

Højrup, Thomas (2003): State, Culture, Life-modes. Aldershot.

Højrup, Thomas/Schriewer, Klaus (2011): Staatsverdrängung in der Volkskunde. In: Johler, Reinhard/Matter, Max/Zinn-Thomas, Sabine (Hrsg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Münster, New York, S. 306–309.

Jul Nielsen, Niels (2014): Ordinary Workers and Industrial Relations in a New World Order. In: Sociology Study, 4/8, S. 728–737.

Koch, Gertraud/Warneken, Bernd Jürgen (2012): Wissensarbeit und Arbeitswissen. Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus, Frankfurt/M. u. a.

Koselleck, Reinhart (2000): Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt/M.

Kramer, Dieter (1987): Theorien zur historischen Arbeiterkultur. Marburg.

Kriedte, Peter (1980): Spätfeudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Göttingen.

Kriedte, Peter/Medick, Hans/Schlumbohm, Jürgen (1983): Die Proto-Industrialisierung auf dem Prüfstand der historischen Zunft. Antwort auf einige Kritiker. In: Geschichte und Gesellschaft, 9(1), S. 87–105.

Leisering, Lutz: Der deutsche Sozialstaat – Entfaltung und Krise eines Sozialmodells. In: Der Bürger im Staat 53/4, S. 172–180.

Mager, Wolfgang (1988). Protoindustrialisierung und Protoindustrie. Vom Nutzen und Nachteil zweier Konzepte. In: Geschichte und Gesellschaft, 14/3, S. 275–303.

Marx, Karl (1859): Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin: Franz Duncker. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, (Karl) Dietz Verlag, Berlin. Band 13, 7. Auflage 1971, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1961, Berlin/DDR.

Miegel, Meinhard u. a. (Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen) (1997): Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland. Entwicklung, Ursachen und Maßnahmen, Teil III. Maßnahmen zur Verbesserung der Beschäftigungslage. Bonn.

Morgan, Lewis H. (1908): Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation. Stuttgart.

Piketty, Thomas (2014): Capital in the Twenty-First Century. Cambridge.

Schäfer, Michael (2016): Eine andere Industrialisierung. Die Transformation der sächsischen Textilexportgewerbe 1790–1890. Stuttgart.

Schelsky, Helmut (1953): Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart.

Schriewer, Klaus (2014): From the disciplinary legacy towards Europe. Prologue for a European Anthropology / Desde el legado disciplinar hacia Europa. Prolegomeno para una Antropología de Europa. In: Schriewer, Klaus/Cayuela Sánchez, Salvador (Hrsg.): Anthropological Perspectives. Tools for the Analysis of the European Societies / Perspectivas antropológicas. Herramientas para el análisis de las sociedades europeas. Murcia, Münster, S. 267–321.

Schumpeter, Joseph A. (1965): Geschichte der ökonomischen Analyse. Göttingen.

Sennett, Richard (1998): The Corrosion of Character – The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. New York.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 156–168.*

Lars K. Christensen

Museums in the age of technical reproduction

A man walks in to a department store. The name of the department store is *Magasin du Nord*, but despite the Parisian sound to it, it is located in the centre of Copenhagen, Denmark. The year is 1880. Department stores were still a relative novelty at the time, and the purpose of this man's visit was to communicate his impressions of this new, modern and fascinating place to the reading public. "Throughout I was struck by numbers, the sheer amount of everything", he wrote, and continued:

> „This is counterevidence to the eternal claim that we live in such small scale, as this is grand. There are infinities of white fabrics, as well as ribbons, heaps of flowers, stockpiles of carpets, mountains of damask, a sea of bed feathers, a multitude of beds, dozens of dresses, large boxes full of gorgeous hats…"

But at the end, he feels such great difficulties in communicating his impressions that he almost falls into despair:

> „Faced with an enterprise like this, the writer has (…) a difficult task. The matter overwhelms him, one cannot get to grips with these large spaces by literary means, but romp about with numbers, that are hardly intelligible to any ordinary person, (…) you cannot go into details, you want to at least hint at everything and therefore cannot fully describe anything, you get lost in the crowd, do not know where to begin to cover it all. Finally, what you write becomes anecdotes, the matter eludes you and you depend on your whims." (Bang 1983: 93)[1]

The author of this text was Herman Bang, who was at the same time a *flaneuer* and a pioneer of modern journalism – the last often a continuation of the first. He would later become a novelist, widely acclaimed for his vivid, expressionist prose, and a major figure in modern Danish literature.

What Bang felt so difficult to capture and communicate in words were actually the products of an industrial society in its beginnings. As museum curators in the early 21st century we face a similar task, the major difference being that the number of objects in the world today is infinitely larger than in 1880. And if a man with such a sensitive disposition and creative pen as Herman Bang found it difficult to capture and communicate what he saw in 1880, how may an ordinary museum professional ever hope to capture and communicate our industrial heritage today?

1 Translated from Danish by the author.

This is a question I have often asked myself as a curator and researcher at the National Museum of Denmark. And this is the question I shall try to deal with in the following; writing not about the theme of *wirtschaft an sich*, but rather about the challenges of its representation in the museum. How may we think about economy and production in relation to our collection and display of objects, and the stories we communicate to the visitors in museums of cultural history? And not just any form of production, but specifically industrial mass production, since it is both – as I shall argue – of special importance and represents a special challenge.

The demise of the unique

At the National Museum of Denmark, we are required by law to „establish and uphold representative collections".[2] But from what criteria should we collect objects and communicate stories in this age of mass production? How can we avoid getting lost in the crowd and revert to whims and anecdotes?

Surely, our predecessors as museum professionals might also have felt difficulties in deciding which objects to include in the collections and which not. But while they might also have discussed criteria for collecting, the challenge was never in no way as acute as it is now. I do not think it is unfair to say, that much collection work has been done over time, based on tacit, common assumptions of what was worthy of saving, and what not.

But when in doubt about what to collect and what to leave for the dustbin of history, there was one decisive argument that stood above almost everything else: that of uniqueness. In lack of other arguments for including a specific object in the collections, its uniqueness was – and to some degree still is – the ultimate fall back option.

This might at first glance seem to clash with the obligation to establish and uphold representative collections. But uniqueness is a flexible concept. It is naturally influenced by the general cultural and political interests of its time. The collection of Danish Modern History at the National Museum was originally established at a time, when there was an urge to preserve the remnants of what was perceived as an original, Danish culture linked to agriculture and the peasant's way of life, before it was annihilated by an emerging industrial society (Holger Rasmussen 1979: 90).

Representative in this context came to mean representative of all the parts and provinces of the country, and the objects collected where those, who were seen as exponents of the culture of a specific locality. As such they combined the representative and the unique in the sense, that peasant's costumes, farming tools or carved and painted furniture from one county were different from those worn or used in the next.

In a more general sense, there seems to have been a relationship between the unique and the remarkable. Strolling through the galleries of any major European

2 Museumsloven (Law on Museums) § 5, lbk. 358, 2014.

museum, it is obvious that aesthetics must have loomed large as an implicit or explicit criterion for curating: What we experience is the cultural history of the intricate, the beautiful, the impressive and the eye-catching.

Then came industrial mass-production. It has led to an immense growth of the number of man-made objects in the world. The amount of stuff now unloaded in containers from China at the ports of Hamburg, Rotterdam or Piraeus in just one day, is probably larger than what was produced in all of Europe during a whole year before industrial mass production. But not only most of the objects that exist in the world today have been produced in very large numbers, they also have the same appearance and are therefore, at least by a superficial glance, identical. Mass production has undermined uniqueness. And closely related to this: mass-production has derived many of the objects in our world if not of aesthetic qualities, then at least of the type of aesthetic qualities traditionally valued by museums.

Some 80 years ago, Walter Benjamin wrote his now famous essay on art in the era of technical reproduction. In his essay he deals with the exact same question: the demise of the unique – even if it is in regard to fine art, not objects of cultural heritage in general. I am in no way an expert on Benjamin, and by what I write in the following, I have no pretentions of adding to our understanding of his thinking. I am merely taking some of his reflections as a starting point and an inspiration for further discussion.

In his essay, Benjamin explores a concept which he calls aura: a certain quality that an object may have, which makes that which is far away appear near to us. In another text, he adds to this the image of a web in time and space. The aura, Benjamin says, is „ein sonderbares Gespinst von Zeit und Raum: einmalige Erscheinung einer Ferne, so nahe sie sein mag" (Benjamin 2002b: 309).

I am thrilled by the poetry of these words, but also somewhat intrigued about their meaning. It seems fair to say, that there is a certain obscurity to some parts of Benjamin's writings about aura. Never the less, to those of us working in museums it is an intuitive experience, that there are those objects from the past which we somehow relate to, and which makes a lasting impression on us – an experience, for which we might as well may use the word aura.

Benjamin further explains aura as a sort of mental connection between something far away in the past, with the present. It is based on the authenticity of the object, which is the quintessence of all that is transmissible from its origin, both its physical being as well as the historical testimony relating to it. But the fundamental base and prerequisite for authenticity is the uniqueness of the object. And therefore, since art – during the 1930's when Benjamin wrote his essay – was increasingly produced and reproduced by new technologies such as print, still photography, film, etc. (in the present we might add digital media) the result is, that art is losing its aura.

On cars and aura

What will happen, if we transfer Benjamin's concept of aura from the realm of fine art, to that of cultural heritage? Let's give it a try on some real museum objects. And for the sake of the argument, let's use a type of object which epitomizes industrial mass production: the car.

Our first example is a 1961 Ford Lincoln Continental, on display at the Henry Ford museum, Dearborn, Michigan. As a museum visitor, you might get a hint from certain features such as its size and the flags, by which it is adorned, that this is no ordinary car. But without a special interest in cars or knowledge about the history of this specific object, it would probably be seen as just another example of the enormous amount of vehicles, which has been churned out of the assembly lines of the mass producing car industry throughout the 20th century.

1961 Ford Lincoln Continental at display at the Henry Ford museum, Dearborn, Michigan, USA. Photo by the author.

But every car has a story. The story of this one is dramatic: At half past twelve on November the 22nd 1963, a woman was sitting on its backseat, crying desperately for help, clinging to the body of her husband who had just been shot and was now bleeding to death in her arms. The woman's name was Jacqueline Kennedy, her husband was John F. Kennedy and the place was Dallas, Texas. Knowing, that this was the car in which president Kennedy was assassinated, I shall argue, would for most museum visitors add immensely to how it is perceived as an object which makes the past come alive in the present.

This example shows us two things: Firstly, that aura is not some kind of essence or a function of the object and its appearance alone, but it is a hermeneutic process, which includes the person who observes the object, and his or her pre-understanding

and knowledge of the object, its history and its context. Secondly, that also industrially produced objects may have, or acquire, an aura.

There are of course some valid objections, which may be raised against this example. One would be to point to the fact, that this is not a mass produced industrial product in the strict sense, since it's been rebuild and customized for its special purpose. Another one would be that even if we accept that industrially made products may acquire an aura from their special history, not many cars have a history as dramatic and affecting as this one.

What about those numerous objects, which have not been part of a certain specific episode in history, which might irradiate them with its uniqueness? A car, for instance, like the 1924 Ford Model T, which is at display at the *Brede Works – museum of industrial culture*, a part of the National Museum of Denmark.

The Ford Model T is the very symbol of industrial mass production. 15 million copies were produced and sold world wide between 1908 and 1927. By systematically applying ever more rationalized methods of production – including the first large scale use of an assembly line – Ford Motor Company could lower the sales price of the model T to a point, which made it widely accessible for the middle class. For better or for worse, this is the car that changed the automobile from a toy for the wealthy into a commodity for the masses (Casey 2008). Why did this all American car end up in a Danish museum? And why this one exactly, out of 15 million?

1924 Ford model T at display at Brede Works – museum of industrial culture, Brede, Copenhagen, Denmark. Photo by the author.

Because this Ford T was actually assembled in Denmark. In 1919 Ford Motor Company had established an assembly plant in Copenhagen, the second one in Europe after Manchester, England. From there Ford T's – and later on other models – were assembled and exported to large parts of Northern Europe. It was also, by the way, from its base in Denmark, that Ford expanded into Germany. This specific car was assembled in the spring of 1924. It was never exported, but sold to a customer who drove around the expanding network of roads in Denmark for years, while more and more cars – imported as well as domestically assembled – was keeping it company.

In this case, what makes the object interesting to us is not, that it is related to a specific, historic incident.

In this case the object is linked to stories of a more structural character, to economic, social and cultural phenomena that unfolds over time – but which are of no less historical importance. But that needs to be communicated. As Bertolt Brecht once remarked: You do not get to understand the workings of industrial capitalism, just by looking at a photo of one of Krupp's factories.[3] The same goes for museum objects.

With this object as the material anchor-point into the past, we may tell the fascinating story about a small country, which nobody today associates with car production, but which never the less, was a major European car producer during the interwar years. But there is an even more fascinating story to be told about the transformation of an American work- and management-culture into a European context – from Detroit, where any attempt to organize workers in unions was violently suppressed, to Copenhagen where 100 percent union membership and collective bargaining was taken for granted (Christensen 2014). And even more so: There is a story about Fordism not just as a method for building cheap cars, but as a social vision of an affluent society based on mass production and mass consumption, where class conflicts would almost magically disappear – a vision, which found great resonance in interwar Europe, not the least in Weimar Germany (Nolan 1994).

When I stand in front of the Ford model T in our museum, and talk to an audience about how cars were produced in Copenhagen, about all the minor squabbles at the factory, but also about the much larger questions – such as: Will an abundance of cheap consumer goods automatically make society better – then I almost always feel, how these stories awaken a new interest in the object among the audience.

What we all try to establish at our museums, is this vibrant relation between object and storytelling, in which both sides compliment and bring life to each other. It is in this process – in the actual meeting between the object and the visitor facilitated by us, the museum – that the object, as a representative of the past, is appropriated into the present and becomes meaningful.

In other words: As museum professionals we do not just exhibit aura – we help create it. I readily admit that I am simplifying the argument here. There is much more to be said about the object, and how different objects with different qualities relate

3 Bertolt Brecht: *Der Dreigroschenprozess*, as quoted in Benjamin 2015: 25.

themselves to this process[4]. But the main point is: We cannot rely on aura in order to differentiate between the immense number of physical artefacts in the world, and decide which of them should be objects of the process of musealisation[5] – that is: collected, preserved and exhibited – because that would be a circular argument, since the aura is itself a product of the process of musealisation.

Beyond the object

We need, for a moment, to widen our perspective beyond the object. While Benjamin's concept of aura might be thought provoking, we should not be so caught up by the aura of the concept of aura itself, that we forget what was his reason for introducing it – namely to get to the subject that really interests him: the social role of art in contemporary society. What happens in the era of technical reproductions is actually, according to Benjamin, no less than the liberation of art – its emancipation, for the first time in history, of is subservience to tradition and ritual (Benjamin 2002a: 359).

And while this might also be debatable, as museum professionals we could at least take this as an inspiration for how we may approach our own work: Instead of being frustrated, when we are faced with this immense amount of industrially produced artefacts from the last one or two centuries, maybe we should feel liberated. Or, if you prefer: condemned to freedom.

By freedom in this context, I do not mean some kind of post-modernist anything goes attitude. It is in fact the opposite: Since the reasons for collecting and exhibiting objects of industrial mass production cannot be found as an essence or only as an inherent quality within the object itself, we have the freedom and the need to look for reasons outside the object. And since these reasons are no longer given to us from tradition or ritual, in order to avoid the whims and anecdotes, we have to consciously and systematically seek for them elsewhere.

And like Benjamins reflections on the faith of the aura in the present age leads him on to discuss the social and political role of art, I think that this is the point where we need take a deep breath, and shortly reflect on the social and political role of the modern museum.

The museum, in the words of Krzysztof Pomian, stands at the rift between political power, knowledge and collective reasoning (Pomian 1993). We might debate at length about the exact relevance and relationship of these three elements, but that they are interrelated seems obvious from the history of the modern museum as an institution, shaped from the beginning by the scientific and philosophical ideals of its time. In his book „Do Museums Still Need Objects?" Steven Conn refers to one of the founding fathers of the Smithsonian, George Brown Goode, who argued for the museums as a sort of encyclopedia made up of material objects (Conn 2010: 8, 21). This

4 I have written a little bit more about this in Christensen 2017.
5 For a definition of musealisation, see Mairesse/Desvallées 2009: 50.

is a way of reasoning, which reflects the roots of the modern museum in the era of enlightenment. It is parallel to the line of reasoning of the original encyclopedists, who thought that by carefully and systematically noting down all that which we could rationally know about the world, and offer it to the public, that same world would be a better place to live in. Based on this conviction, Brown Goode suggested a typology of museums that would make sure that a representative sample of all known physical artefacts – from nature, from art or from the various branches of history – would be collected and preserved, so that together these museums would form a complete representation of our world.

It is a remnant of this way of thinking, which still resonates in the Danish Museums Law, as it demands, that the National Museum should establish and uphold representative collections. Never the less, since the days of Brown Goode, museum professionals has come to view the whole idea of a complete, all-encompassing representation of the material world with still greater suspicion. One of the criticisms is of course, that inherit in this view is the assumption, that there is one and only one correct way of presenting the past. On the other hand: While there is no lack of museum professionals who are able to argue theoretically against the naive idea of total representation, it is thought-provoking to see how it seems to be still well and alive in practice, judged from the galleries of some of Europe's major museums.

Thankfully, as Leonard Cohen famously sang: „there is a crack, a crack in everything. That's where the light gets in". Among my personal favourites are the museums that have cracks in them – intentionally or unintentionally. Because we need to be constantly reminded, that what we think we know as solid truth might just be a temporary insight; that there is always the possibility of something else, shining through the cracks. But at the same time, I cannot free myself from the thought that at the end of the day, all reservation aside, the frail ambition that the museum as an institution should present to us the historical origins and the contemporary realities of our society, in the most comprehensive way, is still a noble one.

Our present global political culture – or lack thereof – is a sombre reminder, that we should not as museums give up our goal of reflecting the world as it really, truly is – knowing very well, that it is a goal we will always be able to fulfil only partially and temporarily.

Why *wirtschaft* matters to culture

And this is precisely why museums should also be preoccupied with economy. Economy, that is, not just in the narrow, formal sense of exchange of commodities. But in the broad sense, equivalent to how *Wirtschaft* is defined according to the *Duden* online dictionary: „[Die] Gesamtheit der Einrichtungen und Maßnahmen, die sich auf Produktion und Konsum von Wirtschaftsgütern beziehen."[6]

6 http://www.duden.de/rechtschreibung/Wirtschaft

For the sake of brevity, I shall limit myself to just two short examples of how our attempts to understand culture could benefit from an understanding of economy – and vice versa. The first example has to do with the realities of objects.

It is almost a generation since we experienced what has been labelled „the material turn" in cultural studies. Already in one of the very first issues of the Journal of Material Culture – some 20 years ago – Orvar Löfgren made some pertinent observations about the relationship between the ethnological tradition and the – at that time – fashionably new so-called material studies. The article was aptly titled: „Scenes from a troubled marriage" (Löfgren 1997). Löfgren pointed out, that there seemed to be a certain overlapping between the program of material studies, and the long established praxis of ethnology. But at the same time, there was a marked difference: While production in the form of farming, fishing, etc. had been a key element of ethnological studies of mainly pre-industrial societies, material culture studies, when turning to the industrial era, seemed to be shifting focus away from production, concentrating on consumption mostly.

What happened since? A cursory browsing through the titles of the Journal of Material Culture seems to confirm, that during most of the time since then focus has still been on such topics as shopping, fashion, interior design, media, etcetera.

The historian Frank Trentmann wrote a few years ago:

> „Historians (…) have tended to concern themselves with a particular slice of the world of things. Domestic objects and personal possessions loom largest, especially soft furnishings, clothing, and furniture (…) Material culture mainly stops at the domestic doorstep, rarely connecting to urban networks, to the office, or to the brutal materiality of iron, steel, or bullets. The material world is mainly "soft," decorative and visible (Trentmann 2009: 287)."

In all fairness, it should be noted that Trentmann was referring specifically to material studies in the field of 18th century Anglo-Saxon history. And the program of the 2017 dgv-conference on *Wirtschaft* is testimony to the fact, that studies in many other areas has actually moved beyond the doorstep, and into the world outside the soft and cosy living rooms. But I think it is still fair to say, that what we might broadly characterize as the sphere of consumption is still very much in focus in material culture studies in general.

Not of course that there is anything wrong with studies of consumption per se. Consumption is, after all, a great part of modern, everyday life – so, by all means, lets study it.

But the point is, that this is just half the story. Because, contrary to museums of natural science, the artefacts that we exhibit in museums of cultural history and which are the objects of material cultural studies are not just found in nature – they have actually been consciously created by human beings. And when people are working to produce, be that in factories, in shops or offices – or even in universities – the outcome is not just commodities. In work we also produce and reproduce basic social relations – relations of class, of gender, of power. And we produce meaning, which we ascribe to our praxis – a process, otherwise known as culture. A truly material culture

study requires that the material artefacts of our cultural heritage are seen not only as objects for contemplation or consumption, but also as a result of human productive activity in all its consequences[7].

This is not the least the case in relation to objects of mass production, since mass production has affected culture in a massive way. Its core is a separation of planning and execution of work, more radical than seen at any time before in history. Its most distinguishing feature is how it affects the division of labour. Mass production has therefore influenced all the social and cultural relations directly evolving from labour, such as work culture, industrial relations and labour organisation. The most famous depiction of this is probably Charlie Chaplin's travesty of work at the assembly line in his movie „Modern Times".

But the cultural effect of mass production reaches far outside production itself. In his book „Americas Assembly Line" David E. Nye offers examples of how ideas of rationality and standardisation emanating from mass production have influenced and inspired such diverse areas as fiction, modern art, entertainment and architecture. He also demonstrates how public and political appreciation of mass production has evolved in waves, sometimes focussing on its perceived negative effects on culture through alienation and homogenisation, while at others praising it as a source of riches and even freedom. The last was very evident during the cold war, when, according to the leading administrator of the Marshall plan, „the real battle today is between the American assembly line and the Communist party line" (Nye 2013: 127).

Mass production may be seen as the foundation for the cultural and political hegemony of the United States in large parts of the world after 1945 (Rupert 1995). But on the other side of the iron curtain, mass production was valued just as much as in the global West, even if in another political context. In fact, the productivist utopia has been married to several political ideologies throughout the 20th century (Nolan 1997).

Therefore, when dealing with 20th century material culture as museums professionals, we must include not only *Wirtschaft* in general, but specifically in the form of mass production, in our studies, our collections and our exhibitions. But not only our culture will benefit from a better understanding of economy. The opposite is also the case.

Why culture matters to *Wirtschaft*

A widely used concept in contemporary debate about the present and the future of industrial society is that of Post-Fordism. Post-Fordism either denotes a goal we should aim for or it is used to describe contemporary developments; sometimes it is well defined while often it is used rather vaguely. But it is always understood in opposition to a prior period, that of the Fordist industrial society.

7 Paraphrasing Marx 1983: 5.

Dominant in western Europe sometimes in the 1950's to sometimes maybe in the 1970's, Fordism is understood as a productive model, based on mass manufacturing of uniform goods by docile workers in large factories, while Post-Fordism is flexible production, catering to individual needs, carried out by well-educated and creative workers or entrepreneurs (Jessop 2005). Not only is contemporary debate about Post-Fordism infused with normative conceptions, but assumptions about the transition from Fordism to Post-Fordism often borders on economic or technological determinism.

While the present use of the concept of Fordism has its roots in economic and sociological theory from the 1970's onwards, one of the first who tried to come to terms with Fordism as a type of productive model was Antonio Gramsci in his famous prison notebooks, written during the 1930's. Gramsci might not have gotten everything right, partly because his confinement to prison and isolation limited his sources of information. But never the less, it is striking to see how he strove to understand Fordism not only as a certain type of industrial production, but also as a cultural and political phenomenon, and the complex interaction between productive models and national or even regional cultures (Gramsci 1971: 280ff).

Empirical studies of how Fordism was actually transferred from Detroit to Europe and how it was at the same time adapted and in some aspects completely transformed in the process, confirms that the blunt assumptions often made in social sciences about what Fordism is, might benefit greatly by including cultural studies and the study of real human beings and their activities into the equation (Christensen 2014).

One of the often used references to the bad old days of Fordism used in present, public debate is Charlie Chaplin's aforementioned movie about the poor worker, who is completely caught up by the machines driving the assembly line. But brilliant as it is, the movie is actually showing only half of the picture. Being produced in 1936, at a time when labour unions are only beginning to emerge and get substantial support in the American mass producing industries, it depicts the individual worker as an isolated victim of an alienating technology, but fails to record the social and cultural movements working against exploitation and alienation.

And this is exactly why we need cultural studies in the sphere of *Wirtschaft* just as much as we need to study *Wirtschaft* in order to understand modern culture: to avoid simplistic economic or technological explanations of complex historical developments. In this sense, the road to a closer interaction between museums and the subject of economy and production – or, in more general terms: between cultural studies and social theory – must be a two-way street.

Objects in reality

As museum professionals, we are faced with an immense number of potential museum objects in today's world. In our efforts to decide which to save for posterity and which to let go, we cannot rely solely on the same concepts which guided our predecessors.

We always have to look at objects as part of reality – man-made, social and economic reality included. This reality has changed fundamentally during the last couple of century, with the emergence of industrial production and its sibling: mass production. In a world characterised by the non-unique character of the majority of the material objects we live by, a museum that insisted upon collecting and exhibiting only unique objects would become gradually more and more irrelevant to the present.

Overwhelmed by all the objects facing him in the *Magasin du Nord*, Herman Bang feared that he would become so lost, that what he was communicating would be nothing but a hodgepodge of whims, anecdotes and hardly intelligible numbers. Present day museum professionals may sense the same fear. The way to overcome this fear is to realize that the solution lies beyond the object, in its surrounding reality. It is by making sense of this reality that we may hope to establish which objects can be made to tell the most interesting, relevant and indispensable stories about our heritage in the present.

And since the majority of objects we live by are produced as commodities, even as cultural scientists we need to arm ourselves with at least a basic theoretical and empirically knowledge of the social reality of production, distribution and consumption – that is: *Wirtschaft*.

On the other hand, we need museums and cultural studies to engage themselves in analysing and understanding economy and production, historically as well as contemporary, simply because without us – without the ethnologists and the historians of culture – the general understanding of these important subjects will be skewed and partial at best, and false at worse.

References

Bang, Herman (1983 [1880]): Magasin Du Nord. In: Bang, Herman: Reportager. Ed: Hansen, Claes Kastholm. København.

Benjamin, Walter (2002a [1939]): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Medienästhetische Schriften. Frankfurt/M., p. 351–83 .

Benjamin, Walter (2002b [1931]): Kleine Geschichte der Photographie. In: Medienästhetische Schriften, Frankfurt/M., p. 300–316.

Benjamin, Walter (2015): On Photography. Ed: Leslie, Esther. London.

Casey, Robert (2008): The Model T: A Centennial History. Baltimore.

Christensen, Lars Kjølhede (2014): Between Denmark and Detroit: Unionized Labour at Ford Motor Company, Copenhagen, 1919–1939. In: Labor History 55 (3): 326–345.

Christensen, Lars Kjølhede (2017): Arbeitsleben Ausstellen: Ein Beispiel von Musealer Inszenierung der Industriearbeit. In: Sutter, Ove/Flor, Valeska: Ästhetisierung der Arbeit: Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus (Bonner Beiträge zur Alltagskulturforschung, 11). Münster, p. 215–227.

Conn, Steven (2010): Do Museums Still Need Objects? Arts and Intellectual Life in Modern America. Philadelphia.

Gramsci, Antonio (1971 [1929]): Selections from the Prison Notebooks of Antonio Gramsci. Ed: Hoare, Quintin/Smith, Geoffrey N. New York.

Jessop, Bob (2005): Fordism and Post-Fordism: A Critical Reformulation. In: Scott, Allen J./Storper Michael (ed.): Pathways to Regionalism and Industrial Development. London, p. 43–65.

Löfgren, Orvar (1997): Scenes From a Troubled Marriage. In: Journal of Material Culture 2 (1), p. 95–113.

Mairesse, François/Desvalles, André Desvallées (Eds.) (2010): Key Concepts of Museology. ICOM.

Marx, Karl (1983 [1845]). Thesen über Feuerbach. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke. Berlin (DDR), p. 5–7.

Nolan, Mary (1994): Visions of Modernity: American Business and the Modernization of Germany. New York.

Nolan, Mary (1997): Productivism and Technocracy in Historical Perspective. In: Myklebust, Sissel (ed.): Technology and Democracy: Obstacles to Democratization – Productivism and Technocracy: Proceedings from Workshop 3 (TMV Skriftserie, 28). Oslo.

Nye, David E. (2013): America's Assembly Line. Cambridge.

Pomian, Krzysztof (1993): Museet: Europas Kvintessens. In: Den Jyske Historiker 64, p. 11–18.

Rasmussen, Holger (1979). Bernhard Olsen: virke og værker (Folkelivs studier, 6). København.

Rupert, Mark (1995): Producing Hegemony: The Politics of Mass Production and American Global Power. (Cambridge Studies in International Relations 38). Cambridge.

Trentmann, Frank (2009): Materiality in the Future of History: Things, Practices, and Politics. In: Journal of British Studies 48 (2), p. 283–307.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 169–184.*

Manfred Seifert

Zur Un-Ordnung der Kulturen des Wirtschaftens

Über die Ökonomie als Forschungsfeld

Ökonomie ist empirisch betrachtet in ihrer konkreten materiellen, performativen und narrativen Praxis ein komplexes Feld des gesellschaftlichen Lebens, das sowohl synchron wie diachron vielfältige Ansätze und Stile des Wirtschaftens aufweist, die intensiv verklammert sind mit den soziokulturellen Komponenten des menschlichen Naturstoffwechsels (Klein/Windmüller 2014). Im Spannungsverhältnis hierzu übte sich die Reflexion über Ökonomie in verschiedenen Wissenschaften, darunter namentlich den Wirtschaftswissenschaften und vielfach auch in der Wirtschaftspolitik, lange Zeit in eigentümlichen, von der Wirklichkeit entkoppelten, induktiven Setzungen, die auf abstrakten, Allgemeingültigkeit beanspruchenden Gesetzmäßigkeiten fußten und die Ökonomie als einen exklusiven und autopoietisch funktionierenden Bereich konstruierten. Die spezifische normative Einhegung und Überformung des realen Wirtschaftens mit derart idealisierten Konzepten konnte im Zuge der Industrialisierung über 100 Jahre hinweg hohen Deutungsanspruch erlangen – die erst in jüngerer Zeit aufbrechen, indem sie sich der soziokulturellen und historischen Rekontextualisierung gegenüber langsam öffnen. Gleichwohl wirkt dieses klassische Interpretationsmodell als Produkt der europäischen Ideengeschichte in den Büros von Firmenchefs und Ministerialbeamten sowie im Traditionsbestand der öffentlichen Meinung fort. Der Marburger Kongress hat freilich auch in eindrucksvoller Weise gezeigt, wie nötig und kulturanalytisch gewinnbringend ein in die soziale Welt eingebettetes Verständnis von Ökonomie unter Einschluss der sozialen, kulturellen und symbolischen Aspekte der praktischen Umgangsform des Wirtschaftens ist.

Ich möchte mich angesichts der im Kongressprogramm repräsentierten Breite der Zugriffe und Reflexionen über eine Vielfalt von empirisch beobachtbaren beziehungsweise diskursiv und alltagshistorisch erschließbaren ökonomischen Praktiken und Einstellungen, Stilen, Mentalitäten und Projektionen nun abschließend mit einigen bündelnden Überlegungen beschäftigen. In diesem Zusammenhang halte ich eine Konzeptualisierung von Wirtschaft für kulturwissenschaftlich fruchtbar, die die beiden Felder des persönlichen lebensweltlichen Wirtschaftens und des unternehmerischen Handels einschließt.

Kulturen des Wirtschaftens und das Konzept der Un-Ordnung

Das von der Politikwissenschaftlerin Isabell Lorey (2012, 2015) vorgelegte Konzept der Un-Ordnung dient mir dazu als Orientierung. Loreys Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass gesellschaftliche Zustände und Vorgänge vielfach kategorisiert und normiert werden. Diese Regulierung unterwirft diese Zustände und Vorgänge den herrschaftlichen Wissens- und Machtordnungen. Das Produkt daraus ist die Implementierung dieser kategorisierten Zustände und Vorgänge in widerspruchsfreie Ordnungen, die die aufgenommenen Phänomene positionieren und kontrollieren. Im Fall des ökonomischen Diskurses entstehen infolgedessen also gegenüber den real vorhandenen Ambivalenzen und Widersprüchen klare Abgrenzungen und Rasterungen. Und weil die realen Verhältnisse dynamisch sind, versuchen die Agenturen der Ordnung fortwährend, diese Ordnung zu kategorisieren und damit eine Normalisierung des kategorisierten Phänomens zu erreichen, das mit Praktiken der Überwachung und Verrechtlichung im Zaum gehalten werden soll. Ein besonders plakatives Beispiel aus dem Wirtschaftsbereich hierfür ist etwa die hartnäckige Qualifizierung der Umsonst-Ökonomie als durch und durch nicht-ökonomisches Feld (brand eins 2017). Im Kontrast zu diesem machtgestützten Konstruktionsvorgang ist Lorey nun an dem politischen Potenzial des ausgegrenzten Bereichs interessiert: Welches Potenzial verhilft den ausgegrenzten Subjekten dazu, sich im Sinne der Foucault'schen Selbstregierung zu entziehen und zu widersetzen? Sie schlägt somit vor, das kategoriale Normierungsdenken grundlegend zu unterwandern und sich mit den Akteuren, die die Ordnung verweigern und damit Un-Ordnung schaffen, unvoreingenommen zu befassen, indem sie das Unzuordenbare in seiner Potenz wahrnimmt. Un-Ordnung ist also nicht unabhängig von der Ordnung zu verstehen. Im Verhältnis zur Ordnung entspricht dasjenige einer Un-Ordnung, das sich der Grenze verweigert und entzieht und so der Kategorisierung entgeht und selbst andere Grenzen setzt. Diese analytische ‚Flucht aus den Kategorien' bedeutet, die Widersprüche einer scheinbaren Normalität aufzudecken und damit zu angemesseneren Ergebnissen zu kommen. Im Hinblick auf das aktuell dominante kapitalistische Wirtschaftsmodell mit seiner Forderung nach souveräner Gestaltungslogik jenseits gesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse kann jene Flucht aus den Kategorien etwa über seine konsequente Historisierung beschritten werden (Piketti 2014; Dietz/Neuheiser 2016; Brandes/Zierenberg 2017).

Das Wirtschaftskonzept des Kapitalismus

Eingehen möchte ich jedoch zunächst auf das hermetisch angelegte Modellkonstrukt des selbstregulierten Marktes. Ausgangspunkt und sozusagen Kontrastfolie zu meinen späteren Ausführungen ist somit der Ordnungsrahmen, der hervorgegangen ist aus der Herrschaftslogik desjenigen Denkens, dessen Maßstab das etablierte kapitalistische Unternehmerprinzip bildet. Für dieses Modellkonstrukt bietet

das Dreigestirn bestehend aus dem Modell des *Homo oeconomicus*, der Metapher der *unsichtbaren Hand* und dem Konzept der *Time Preference* mit seiner systematischen Überbewertung der Gegenwart gegenüber der Zukunft einen strukturierten Deutungsrahmen (Piper 1995; Kurz 1990; Rost 2008). Es erweist sich im Rahmen einer kulturwissenschaftlich-offenen Vermessung der Wirtschaftsthematik insofern als maßgeblich, als es darauf abzielt, eine Kernmodalität des Wirtschaftens schlechthin zu entwerfen.

Damit stellt dieses neoklassische Paradigma zugleich ein qualitatives wie auch moralisches Interpretament für die konkreten Formen des Wirtschaftens mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit bereit. Jedenfalls referieren die charakteristischen Kernpunkte des Kapitalismus als Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung auf dieses neoklassische Paradigma: Die freie Entfaltung des Unternehmertums im Sinne des Paradigmas wird gewährleistet und weitgehend geschützt. Angebot und Nachfrage bestimmen den Markt und die Produktion. Das hierfür erforderliche Kapital in Form von Maschinen, Anlagen, Fabrikhallen, Geld, Fahrzeugen und so weiter befindet sich im Privatbesitz von Unternehmern. Derart souverän ausgestattet zielt die kapitalistische Praxis darauf ab, sämtliche ökonomische Aktivitäten in geldvermittelte und damit marktförmige Aktivitäten zu verwandeln. Das Ideal sind durchkapitalisierte Subjekte, die eine maximal marktvermittelte Lebensführung praktizieren. Programmatisch wird folglich angestrebt, die (ehedem weltweit und historisch vielgestaltigen) ökonomischen Lebensformen des Menschen möglichst vollständig in eine kapitalistische Lebensform zu überführen (Ronge 2016: 18f.).

Zur Gegenwart hin ist dabei ein Umbau der Wirtschaftsordnung aufgrund der Globalisierung, der Informatisierung und der forcierten Finanzmarktorientierung zu beobachten. Als dessen problematische Folgen werden im öffentlichen Diskurs die Verabschiedung aus dem Gemeinwohlbezug und der moralische Ausstieg aus der personalen Verantwortungslogik beklagt (Precht 2017). Ein zum Turbokapitalismus entfesselter Wirtschaftsmodus steht im Verdacht, die Existenz der freien Marktwirtschaft zu gefährden.

Konkurrenzmodelle der katholischen Kirche und der sozialistischen Zentralverwaltung

Das kapitalistische Modell des Wirtschaftens generiert in der derzeitigen Entwicklungsform ein gehöriges Aufregungspotenzial und leitet eine vorsichtige Neuvermessung der Grenzen des kapitalismuswirtschaftlichen Ordnungsrahmens an. Außerhalb dessen freilich forciert es Brechungen und Überschreitungen des Normalisierungsbemühens auf der Suche nach Alternativen des Wirtschaftens; dazu später mehr. Hinzuweisen ist freilich auch darauf, dass die kapitalistische Wirtschaftsform seit ihrem Bestehen tendenziell weltweit zu zwei anderen Wirtschaftsmodellen in Konkurrenz stand und regional beziehungsweise branchenspezifisch immer noch steht. Dies ist zum einen die Unternehmensphilosophie der katholischen Kirche mit ihrem Mönch-

tum, die für ihre Wirtschaftsbetriebe eine großteils auf die Schriften des spätantiken Kirchenlehrers Augustinus von Hippo, die Regel des Benedikt von Nursia und neuzeitlich auf die päpstlichen Enzyklen gründende, christlich fundierte Spielform des Kapitalismus darstellt. Untersuchungen zum unternehmerischen Handeln und der Wirtschaftspraxis in Klöstern des Hoch- und Spätmittelalters (Schreiner 2006; Kranz 2006) sowie zu amtskirchlichen Reaktionen auf den Gesellschaftswandel im 19. und 20. Jahrhundert (Hersche 2006: 442–456, 1050–1953) vermitteln eine Bandbreite der historisch je situationsbezogenen Haltungen und Praktiken. In Form der ab 1891 begründeten Katholischen Soziallehre nimmt die Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl, Solidarität und Subsidiarität eine besondere Rolle ein (Rauscher 2008; Nell-Breuning 1985).

Und da ist zum anderen die in den wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts konzeptionell entfaltete und ab 1917 realiter geografisch expandierende Wirtschaftsordnung der sozialistischen Planwirtschaft. Sie ist charakterisiert durch kollektives Eigentum an den Produktionsmitteln sowie durch die zentrale Planung, Lenkung und Verwaltung des Bedarfs, der Produktion, Verteilung und Preisgestaltung (bpb 2018). Für die in der ehemaligen DDR praktizierte Form liefern unter anderem europäisch ethnologische Untersuchungen instruktive Einblicke (Friedreich 2008).

Konkurrenzmodell Alternativökonomie

Wenngleich die konkreten Geltungsbereiche und Effekte dieser beiden Wirtschaftsmodelle heute gegenüber dem kapitalistischen Modell deutlich nachgeordnet erscheinen, stellen auch sie ein qualitatives wie moralisches Interpretament für ökonomische Reflexionen und Ansätze konkreten Wirtschaftens bereit. Vor allem in diskurstheoretischer Hinsicht, aber auch als realitätserprobte Präskripte für alternative Wirtschaftspraxen gründet ihr spezifischer Mehrwert prinzipiell in ihrem Status als heterodoxe Lesarten zum kapitalistischen Modell.

Mit der sogenannten Alternativökonomie tritt in den letzten Jahren ein dritter Bereich reflexiver, handlungspraktisch unterströmter Neuorientierungen in Konkurrenz zu dem forcierten kapitalistischen Wirtschaftsstil der Gegenwart. Er formiert sich als ein heterogenes Feld von Wirtschaftsweisen, das sich einerseits argumentativ als Gegenentwurf, als Ausweg aus der hegemonialen kapitalistischen Ökonomie versteht. Andererseits interessieren Neubestimmungen des Ökonomischen. Die Alternativökonomie präsentiert sich jedenfalls außerordentlich differenziert in vielfältigen Varianten, von denen eine Reihe auf dem Marburger Kongress behandelt worden ist. Ihre Bandbreite reicht kurz skizziert – ohne Vollständigkeitsanspruch – vom Bereich der Solidarischen Ökonomie über den Bereich der Umsonst-Ökonomie bis zum Bereich der aktivierenden Konsumentenrolle. Betrachtet man diese Variantenvielfalt näher, so zeigen sich einige interessante Charakteristika dieses Ökonomiefeldes.

So erscheint für das Repertoire der Alternativökonomie stilprägend, dass sich ihre Bereiche und Themenfelder in aller Regel jeweils nochmals in mehrere Spielarten aufgliedern. Diese Spielarten bestehen einerseits hinsichtlich der näheren Anwendungsfelder: Das Beispiel der Umsonst-Ökonomie etwa zerfällt in die Anwendungsbereiche von Kunst, Medien und Journalismus sowie in den Anwendungsbereich der karitativen Sorgearbeit.[1] Spielarten bestehen andererseits hinsichtlich der Zielorientierungen: Im Bereich des Nachhaltigkeitsengagements etwa vollziehen sich die Praktiken einerseits vor dem Hintergrund einer tendenziellen Verweigerungshaltung gegenüber der als übergriffig empfundenen „normalen" Ökonomie, etwa im Sinne einer *Sharing*- beziehungsweise Tauschökonomie (Weber 2017; Metzger 2015; Mohr 2012), andererseits aus Bastellust und einer pfleglichen Objektbindung.[2] Drittens und besonders beachtenswert bestehen Spielarten hinsichtlich der tragenden Wirtschaftsstile. Konzepte und Praxen der Umsonst-Ökonomie zum Beispiel sind in einem Fall Ausfluss subjektbestimmter lebensweltlicher Handlungsweisen – etwa in der karitativen Sorgearbeit und der *Crowdsourcing*-Zuarbeit – oder kapitalistische Geschäftsmodelle wie das *Freemium* und das *Crowdsourcing*-Management (Brand eins 2017; Richard/Ruhl 2008). Ebenfalls stilprägend sind die feststellbaren Überlappungen der Bereiche und Themenfelder. So gibt es etwa Schnittmengen bei der karitativen Sorgearbeit zwischen Solidarischer Ökonomie, Umsonst-Ökonomie und dem Bereich der Commons. Diese Querverbindungen bewirken nicht zuletzt, dass die so ausgeprägte Vielfalt alternativwirtschaftlicher Ansätze als ein relativ distinktives Feld wahrnehmbar ist.

Stilprägend und vor allem imageprägend wirkt zudem eine oppositionelle Attitüde der distinktiven Abgrenzung von der kapitalistischen Ökonomie. Es handelt sich dabei um eine im Diskurs der *Alternativen Ökonomie* verbreitete Attribuierung. Es wäre freilich noch genauer zu untersuchen, inwieweit hierbei Diskurs und Praxis zusammenfallen, also inwiefern überhaupt die konkreten Entscheidungsschritte, Handlungspraktiken und Betriebsbilanzen diesem Diskurs folgen. Kritische Einwürfe verweisen dazu auf erste Studien etwa zur Solidarökonomie, die zeigen, dass die Praxis nicht jenseits von Arrangements mit den Marktbedingungen bestehen kann (Ronge 2016). Wesentlich ist jedoch, dass diese antagonistische Selbstbeschreibung einer Aussagenlogik der Differenz folgt. Diese zweiwertige Differenzlogik konstituiert eine Form der Abgrenzung, die das Phänomen der Gegnerschaft klar identifiziert, ohne den Gegensatz verbindlich zu fixieren. Dies hat zur Folge, dass sich verschiedene Akteure einreihen können, ohne über eine gemeinsame Agenda verfügen zu müssen. Alternativökonomie definiert sich also lediglich über ihre nichtkapitalistische beziehungsweise möglichst kapitalismusferne Agenda (Ronge 2016: 7–25). Und im Sinne von Loreys Konzept der Un-Ordnung positioniert sie sich als jenseits der Wirkungsgrenze des Kapitalismus stehende Größe. Es darf unterstellt werden, dass diese

1 Anderson 2009; Brand eins 2017; Kunas 2010; Winker 2015; Worschech 2011.
2 Baier u. a. 2016; Critical Crafting Circle 2011; Gold 2011; Langreiter/Löffler 2017.

Eigeninterpretation bewusst gewählt ist, um ein starkes gesellschaftspolitisches Signal zu setzen und die erwünschte Perspektivierung für die Umsetzung der eigenen Agenda vorzugeben. Und zugleich werden damit jene aus heutigem Sachstand idealen beziehungsweise utopischen Komponenten berührt, die in den adressierten gesellschaftlichen Milieus für eine attraktivierende Rahmung der alternativwirtschaftlichen Zielsetzungen sorgen.

Das für den Untersuchungsstil der Europäischen Ethnologie bedeutsame Prinzip der relationalen Kontextualisierung verlangt freilich demgegenüber die Anwendung der Äquivalenzlogik. Diese mehrwertige Form der Aussagenlogik bringt die verschiedenen Ökonomien in einen gemeinsamen Gegensatz zu einem externen antagonistischen Element. Das hat zur Folge, dass die verschiedenen Ökonomien phänomenale Eigenständigkeit erlangen und damit frei von vorgängigen wechselseitigen Implikationen analysiert werden können. Damit kann der kapitalismuszentrische Diskurs der Differenzlogik dekonstruiert werden. Die Wirtschaftsgeologinnen Julie Graham und Katherine Gibson schlagen vor, als externes antagonistisches Element der Äquivalenzlogik einen eigenständigen Modus der Repräsentation zu wählen. Ihr tendenziell allen Ökonomiemodellen gemeinsamer Repräsentationsmodus ist in drei Ebenen der Politik untergliedert: die Politik der Sprache, die Politik des Subjekts und die Politik des kollektiven Handelns (Gibson-Graham 2006).

Dieses Konzept von Gibson und Graham ist sicher noch nicht hinreichend geeignet, um die realökonomische Gesamtsituation und die darin erfolgreich realisierbaren Handlungspolitiken europäisch ethnologisch angemessen zu beschreiben. Denn im Fall der westlichen kapitalistischen Gesellschaften besteht ein deutliches Hierarchiegefälle der Wirtschaftsmodelle. Die klare Dominanz liegt dabei auf der kapitalistischen Ökonomie. Die alternative Ökonomie erweist sich in diesem Kontext folglich als eingebettet in das kapitalistische Umfeld. Trotz dieser Abhängigkeit lassen sich gemäß dem Ansatz von Graham und Gibson die in den verschiedenen Bereichen der alternativen Ökonomie vorfindbaren Diskurse, Identitätspolitiken und in Teilen auch die Praktiken in ihren selbständigen Repräsentationsmodi registrieren. Diese Perspektive erlaubt es nun, die alternativökonomischen Akteure vor der Herausforderung zu sehen, kapitalistische Logiken, Praktiken und Affekte zu dekonstruieren, um die Emanzipation ihres Wirtschaftsmodells voranzutreiben. Inwieweit diesem Veränderungsdruck Erfolg beschieden sein wird, bleibt abzuwarten. Doch immerhin gingen von ihnen Anstöße zum Wandel der kapitalistischen Wirtschaft aus, wo inzwischen *CSR*-Standards – *corporate social responsibility* – breit implementiert werden (Dobers 2010; Schneider/Schmidpeter 2015). Die alternativökonomischen Akteure greifen mit ihrer, von wirtschaftspolitischen Diskursen begleiteten, spezifischen Wirtschaftspraxis jedenfalls gezielt über die engen Grenzen des kapitalistischen Wirtschaftsmodells hinaus. Mit ihrem Bemühen um eine tiefe lebensweltliche und sozialmoralische Rückbindung der Ökonomie an die Gesellschaft *und* mit der Präferenz zu bricolageartigen beziehungsweise subversiven Strategien einer nicht affirmativen bis nonkonformen Identitätskonstruktion konterkarieren sie das Vorstellungsbild der Wirt-

schaft als einem homogenen Gebilde. Denn sie entziehen sich mit ihrem Projekt recht besehen wirtschaftlichen und gleichzeitig auch gesellschaftlichen Kategorisierungen und stellen insofern einen hochinteressanten Fall einer Un-Ordnung dar.

Ökonomisches Scheitern, Künstlerfigurativ, Geniekult und Spielerattitüde

Bisher standen Wirtschaftsmodelle im Fokus meiner Betrachtung. Um das Wirtschaften als kulturanalytische Kategorie überblicksartig in seinen Verzahnungen mit gesellschaftlichen Kontexten in den Blick zu nehmen und nicht nur hinsichtlich seiner diskursiven, sondern auch praktischen und performativen Dimensionen auszuloten, wechsle ich im Folgenden in das Feld konkreten unternehmerischen Handelns. Dazu greife ich exemplarisch die Bereiche der Unternehmerethiken und deren prekären Rand des ökonomischen Scheiterns auf. Hieran soll auf die Dynamiken und Ambivalenzen des Wirtschaftens und seiner Effekte mitsamt deren faktischen sozioökonomischen und praktischen sowie mentalen Folgewirkungen im Wechselverhältnis gesellschaftlicher Wahrnehmung und subjektiver Plausibilisierung abgehoben werden.

Ökonomisches Scheitern wird in der aktuellen Wirtschaftstheorie notorisch als Folge volkswirtschaftlicher Anpassungsprozesse interpretiert. Dabei lassen sich gemäß Mark Casson (1982; 1999) zwei Formen des Scheiterns differenzieren: zum einen das individuelle Scheitern aufgrund von Selbstüberschätzung oder Fehlentscheidungen, zum anderen das Scheitern als fehlerhafter Auswahlprozess, über den inkompetente Unternehmer in zentrale Entscheidungspositionen gelangen. Der Logik eines Scheiterns muss ein Plan zugrunde liegen, der eben nicht erreicht wird. Das Scheitern ist also relativ zu den vorherigen Zielstellungen – und steht damit im Bedeutungskontext von Erfolg und Misserfolg. Wirtschaftspraktisch gesehen lassen sich für das Scheitern vielfältige Gründe benennen, wobei generell sowohl unternehmensinterne wie unternehmensexterne Faktoren verantwortlich sein können. Und ökonomisches Scheitern ist grundsätzlich auf drei Ebenen möglich: auf der gesamtwirtschaftlichen Makroebene, der betriebswirtschaftlichen Mikroebene des Unternehmens sowie auf der personalen Ebene. Somit kann sich im Zusammenwirken endogener und exogener Faktoren ein multidimensionales Scheitern ergeben (Köhler/Rossfeld 2012).

Jenseits dieser Ursachensuche ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht besonders relevant, ab welcher Misserfolgsstärke eine Entwicklung beziehungsweise ein Verhalten als Scheitern gilt und nicht mehr als verzeihlicher Fehler oder Rückschlag. Jedenfalls sind für die Qualitätsstufe des Scheiterns ganz wesentlich auch performative und kommunikative Aspekte von Bedeutung: Hier spielt es eine Rolle, wie offensichtlich die Erfolglosigkeit für das soziale Umfeld des Scheiternden ist und wie die Akteure damit umgehen, wenn sie keinen Erfolg haben. Der gesellschaftliche Umgang mit dem Scheitern unterliegt jedenfalls nicht nur dem individuellen Verhalten der Gescheiterten, sondern vielmehr den kulturellen Codes der Gesellschaften. Der Histo-

riker Stefan Brakensiek (Brakensiek/Claridge 2015: 7f.) verdeutlicht dies am aktuellen Beispiel der Diskussionen über Start-up-Unternehmen:

> „Während ein Firmengründer in den USA mehrfach Fehlschläge erleiden kann und ihm dies sogar als wertvolle Erfahrung für das nächste Projekt zugerechnet wird, gilt ein erfolgloser Unternehmer auf dem europäischen Kontinent als gescheitert. Er braucht mitunter Jahre, um wirtschaftlich wieder auf die Beine zu kommen. Vergleichbare Verhaltensweisen werden in der einen Kultur als Risikofreude und als Lernprozess positiv gedeutet, die Bearbeitung des Scheiterns erscheint hier recht unproblematisch. In der anderen Kultur gibt ein geschäftlicher Misserfolg Anlass, über die mangelnden Fähigkeiten des Gescheiterten zu sprechen, es stellt sich hier die drängende Frage nach Verantwortung, ja Schuld."

Richtet man den Blick zurück in die Frühe Neuzeit, so findet man den Vorgang des wirtschaftlichen Scheiterns namentlich in Zusammenhang mit dem Begriff des ‚Projektemachers' kommuniziert. Darunter verstand man ambitionierte Pläneschmiede, die ihre Vorschläge an die Fürsten herantragen und dazu versuchen, in die Kontaktzone um die Höfe und Staatsbehörden vorzudringen. Im Allgemeinen waren es ehrgeizige Aufsteiger, die für ihre Ideen Entlohnung erwarteten. Exemplarisch möchte ich den äußerst umtriebigen und unsteten Projektemacher Johann Heinrich Gottlob Justi (1717–1771) vorstellen, der unter anderem in preußischen Diensten stand und zuletzt tragisch scheiterte. In seinen Aktivitäten mischten sich seriöse, scharfsinnige ökonomische Reflexionen mit spekulativen Erwägungen. Immerhin gilt er heute als einer der bedeutendsten Kameralisten des 18. Jahrhunderts. Gleichzeitig machte er sich immer wieder an visionäre Wirtschaftsprojekte, dessen letztes derart desaströs verlief, dass er verurteilt wurde und schließlich sogar in Festungshaft kam, wo er schließlich starb (Brakensiek 2015).

Die Pläneschmiede und Aufsteiger waren getragen von einem auf Basis kalkulierter Berechnung fußenden Gewinnstreben, das deutlich riskante Züge trug, da sie mit ihren Projekten in grundsätzlich verbessernder Absicht in die bestehende Ordnung eingriffen. Diese Ordnung war in der Epoche des Frühkapitalismus vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die vorherrschende Wirtschaftspolitik und Wirtschaftstheorie des Merkantilismus. Damit verband sich eine stark interventionistische wirtschaftspolitische Praxis, mit der die absolutistisch regierten Staaten versuchten, die Finanzierung der stehenden Heere, des wachsenden Beamtenapparats sowie des repräsentativen Aufwands des Herrschers sicherzustellen. Im Rahmen der seinerzeit geltenden Vorstellungen verstand man allerdings die Ökonomie als ein Nullsummenspiel, da der Gewinn des einen Handelspartners quasi automatisch beim anderen Handelspartner einen Verlust bedinge. Entsprechend unkooperativ und in der Folge auch kriegerisch gestalteten sich deshalb die wirtschaftspolitischen Haltungen und Entscheidungen innerhalb des europäischen Weltsystems im 17. und 18. Jahrhundert. Gemäß diesem statischen Wirtschaftsverständnis war die eigene staatliche Ökonomie eine prekäre Größe, die es nach innen zu stärken und zu verteidigen galt: Einerseits förderte man die produktiven Kräfte im Inland wie auch den Export von Fertigwaren nachhaltig. Andererseits unterband man Importe von Fertigwaren möglichst. Die Aufmerk-

samkeit dieses spezifischen Staatsmonopolkapitalismus galt der Steigerung der Eigenwirtschaft sowie der Erwirtschaftung von Überschüssen im Außenhandel, um vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Nullsummendenkens dennoch wirtschaftliche Erfolge zu erzielen, ohne die die eigene innen- und außenpolitische Lage nicht verbessert werden konnte.

Brakensiek (2015: 54) folgert daraus:

> „Aus dieser zutiefst unbefriedigenden Situation (…) wiesen selbsternannte Fachleute Auswege. Genau diese Fachleute wurden von den Zeitgenossen Projektemacher genannt. Ihre Expertise bestand darin, die Statik zu überwinden, einen Kniff zu finden, um verborgene Schätze zu entdecken, ungeahnte Gewinne zu erzielen und blockierte Energien freizusetzen. Wer bereit war, ihren Empfehlungen zu folgen, dem versprachen sie, das Außeralltägliche Realität werden zu lassen."

Ihr ehrgeiziger, gewinnorientierter und risikofreudiger Habitus wirkte wenig vertrauensbildend, ja unseriös, und erregte daher Misstrauen. Die Projektemacher standen unter dem Verdacht der Phantasterei und der Unredlichkeit.

> „Und doch war man auf sie angewiesen, sie bildeten sozusagen den sozioökonomischen Sauerteig, denn sie waren es, die mit ihren Ideen aus der ökonomischen und militärischen Statik herauszuführen versprachen, was angesichts der Konkurrenz unter den aggressiv auftretenden europäischen Staaten geboten erschien. Die vielen, die scheiterten, galten den Zeitgenossen (…) als Projektemacher. Die wenigen, deren Projekte glückten, nennt man Staatsmann, Industriepionier, Gründergestalt." (ebd.)

Freilich berücksichtigt diese Diagnose lediglich den europäischen Kulturraum. Bemerkenswert an dieser historischen Figur des Projektemachers ist allerdings eine von der Logik des zeitgenössischen Wirtschaftssystems nahegelegte Risikobereitschaft, in deren projektbasierter Umsetzung sich vielfach ein deutlich spekulativer und visionärer Überschuss mischt, was die rationalen Absichten mit utopischen Zielvorstellungen verbindet.

Diese Formierung ökonomischen Handelns findet sich nun auch ausgerechnet in der Gegenwart, und zwar im Zuge des seit den 1980er-Jahren erfolgenden Übergangs eines wohlfahrtsstaatlich gerahmten keynesianischen Kapitalismus mit sozialethischen Gesinnungsanteilen hin zu einem sich von gesellschaftlichen Verpflichtungen entkoppelnden internationalen Finanzmarktkapitalismus nachfordistischer Prägung im deregulierten Leistungsstaat. Damit sind nicht nur Entwicklungen zur Freisetzung der Marktkräfte mit Tendenzen zu marktradikalen Lösungen gewachsen. Es hat sich auch das Eigenbild und Selbstverständnis von Unternehmensführern verändert. Der mit der Industrialisierung und Entstehung erster Großunternehmen erwachsene Unternehmergeist sah sich ja anfangs einem sozialmoralischen Rechtfertigungsdruck angesichts erworbener Macht und Reichtum gegenüber und entwickelte deshalb ethische und dem Dogma harter und ehrlicher Arbeit verpflichtete Prinzipien. Der Amerikanist Klaus Peter Hansen (1992) hat sich mit dem Wandel der Mentalität und Erfolgsphilosophie amerikanischer Unternehmer befasst. Bei seiner Analyse von Autobiografien und Ratgeberschriften bekannter US-amerikanischer Unterneh-

merfiguren stellt er in der Mitte des 20. Jahrhunderts erste Distanzierungstendenzen von diesem klassischen bürgerlichen Unternehmerethos fest: Während sich der IBM-Gründer und bis 1956 als Unternehmenschef amtierende Thomas John Watson diesem Ethos verpflichtet fühlte, hält es sein Sohn und Nachfolger für verlogen und toleriert Moral nur noch in instrumenteller Funktion, also als Vehikel der Gewinnmaximierung. Folglich sucht er nach anderen sozialen Komponenten der Selbstdeutung. Als damaligen Endpunkt dieses unternehmensethischen Umschwungs identifiziert Hansen ein mit dem Geniekult korrespondierendes Figurativ des Künstlers. Das Business gerät in dieser Auffassung zu einer sich selbst genügenden Größe, die der persönlichen Bedürfnisbefriedigung dient und sich keinem äußeren Zweck unterwirft. Als Kronzeugen dieser Haltung präsentiert Hansen den damaligen Großinvestor im Immobilienbereich Donald Trump, der seinen *sense of showmanship* für seine geschäftlich wichtigste Begabung hält und von Branchenbeobachtern als Immobilienspieler charakterisiert wird. Zu dieser Spielerattitüde gesellt sich eine hohe Risikobereitschaft, gepaart mit einer wenig Seriosität verbreitenden „Mischung aus Größenwahn und Spekulationsfieber" (Schmitz 2016), was Anfang der 1990er Jahre dazu führte, dass sich sein Firmenimperium am Rande des Ruins bewegte (Anonym 2017; Heuser 1992). Gewisse Parallelen zu den historischen Projektemachern finden sich also auch bei Vertretern des entfesselten Finanzmarktkapitalismus unserer Tage.

Persönliches lebensweltliches Wirtschaften

Meine bisherigen Ausführungen haben sich dem Feld des unternehmerischen Handelns zugewandt. Dabei habe ich mit der kapitalistischen Wirtschaft, der Unternehmensphilosophie der katholischen Kirche, der sozialistischen Planwirtschaft und der Alternativökonomie vier historisch entfaltete und zugleich gegenwärtig in unterschiedlicher Stärke wirkende Wirtschaftsmodelle nebeneinander gestellt und orientiert an Isabel Loreys Konzept der Un-Ordnung in den Blick genommen. Jenseits der Wirtschaftsmodelle galt mein Augenmerk daran anschließend konkreten unternehmerischen Handlungsweisen samt ihren Effekten. Konkret wandte ich mich ausgehend vom kapitalistischen Faktum unternehmerischen Risikos dem Effekt des ökonomischen Scheiterns zu, wie es historisch namentlich im Figurativ des Projektemachers greifbar wird und gegenwärtig in Gestalt eines im neoliberalen Kontext und infolge des internationalen Finanzmarktkapitalismus gewandelten Unternehmerethos entgegentritt. Spannend daran ist erstens, dass die zu beiden Zeitstellungen gegebene Option des ökonomischen Scheiterns ein kulturelles Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitskonstrukt darstellt. Dessen diachrone wie situative Variabilität stellt zweitens eine dynamische Grenze ‚korrekten' ökonomischen Handelns her, die das riskante Wirtschaftshandeln fallspezifisch als innerhalb beziehungsweise außerhalb der Wirtschaftsordnung stehend argumentieren lässt. Diskursive Kategorisierungen und Normierungen bemühen sich jedenfalls, die mit unternehmerischem Risiko verbundenen Ambivalenzen als genuinen Teil der Wirtschaftsordnung zu plau-

sibilisieren. Dies absichernd, wie in Zeiten wirtschaftlichen beziehungsweise gesellschaftlichen Wandels auch verunsichernd, stützen Wirtschaftsethiken die jeweiligen Wirtschaftsmodelle als Wirtschaftsordnungen. Diese Wirtschaftsethiken gehen einher mit Moralvorstellungen, die je nach Wirtschaftsmodell stark ausgeprägt sein können und überdies auch selbst einer Veränderungsdynamik unterliegen. Innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems lässt sich beispielsweise eine zunehmende Moralisierung marktbezogenen Wirtschaftens feststellen (Stehr 2007). Dies spiegelt sich parallel auch in einem Pendant des unternehmerischen Risikos, der Korruption (Engels 2015; Engelbert 2016).

Mit den nächsten und zugleich abschließenden beiden Zugriffen wende ich mich nun dem Feld des persönlichen lebensweltlichen Wirtschaftens zu. Wenn man sich dem ökonomischen Feld mit dem weiten Begriff des Wirtschaftens nähert, wie dies der Marburger Kongress getan hat, dann erscheint es aus der Sicht der Europäischen Ethnologie geradezu geboten, sich ebenfalls mit ökonomisch orientierten Denkformen und Handlungsweisen zu beschäftigen, die bei Subjekten jenseits des Unternehmertums auftreten. Deren Lebensverhältnisse kennzeichnet in der Regel ein sektoral in (berufliche) Arbeit und davon befreiter Zeit, wobei sich beide Sektoren entweder deutlich voneinander abgrenzen (Bsp. Normalarbeitsverhältnis) oder miteinander verzahnt auftreten können (Bsp. flexibilisiertes Arbeiten). Jedenfalls erfordern die differenten Handlungsanforderungen der unterschiedlichen Lebensbereiche des Alltags ein personales Arrangement. Die hierbei auftretenden Wechselwirkungen gesellschaftlich vermittelter und individuell generierter Subjektivierungsformen und daraus fallweise abgeleiteten biografischen Spannungsmomente lassen sich mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung analysieren (Voß 1995; Schönberger 2007).

Ich greife für den vorliegenden Zusammenhang derartige biografische Spannungsmomente auf und befasse mich aus Gründen der Akzentuierung mit Alltagssituationen, die von der bisherigen Forschung wenn überhaupt, dann vorwiegend am Rande als ökonomische Kontexte interpretiert worden sind. Das Feld des persönlichen lebensweltlichen Wirtschaftens erweist sich im ersten Beispiel als Möglichkeitsraum für eine vom direkten sozialen Umfeld abweichende Identitätskonstruktion, um im Rahmen gesellschaftlich legitimer Figurationen wirtschaftliche Zumutungen abzuschwächen beziehungsweise ihnen zu entgehen. Das zweite Beispiel persönlichen Wirtschaftens entspringt einem subjektiven Krisenbewusstsein, dessen existenzielles Bedrohungspotenzial in einer panischen Reaktion zu illegitimer Handlung führt und damit keinen Ausweg für die Betroffenen bereithält.

Religiöse Identitätskonstruktion als Flucht aus empfundenen wirtschaftlichen Zumutungen

Persönliches Wirtschaften ist vielgestaltig und historisch – wie verschiedentlich auch in der Gegenwart – je nach Personenstand, sozialem und wirtschaftlichem Kontext, Genderkonstruktionen, Bildungsniveau und Bourdieus Kapitalarten indivi-

dualisiert, doch gleichzeitig deutlich rückgebunden an sozialmoralische Usancen, Regularien und Normen. Im positiven Fall bieten sich auch Möglichkeitsräume für eine vom direkten sozialen Umfeld abweichende Identitätskonstruktion, die in der Ego-Perspektive eine erfolgreiche Realisierung subjektiver Lebensperspektiven und Bedürfnisse darstellt. Im vorliegenden Fall eröffnet sich diese Realisierung freilich um den Preis des Rollenwechsels vom säkularen in den religiösen Bereich. Ich zitiere dazu aus einer autobiografischen Quelle:

> „Meine Schwester, die Barbara war die frömmste von der Familie. Im Hof ist ein Altar g'wesen mit dem Gekreuzigten und zwei Engeln aus Holz, Kerzen und Weichbrunn. Wenn der Bischof oder eine andere hohe Geistlichkeit in die Gemeinde gekommen ist, sind sie bei uns zugekehrt und für den Bischof war ein extriges G'schirr da. Da weiß ich noch die zwei schweren weißen Porzellankännchen mit der goldenen Verzierung. Das waren immer b'sonders aufregende Tage für meine Schwester. Über ihre Frömmigkeit hat sie auch ganz gerne die Arbeit vergessen. Nach jeder Jausen [nachmittägliche Zwischenmahlzeit] ist sie zum Altar gangen und hat den Rosenkranz gebetet. Und wenn's zum Stallgehen war, dann hab' halt ich naus müssen und die Arbeit machen, Bald hat sie sich dann nach jeder Mahlzeit an den Altar gekniet mit dem Rosenkranz und ich hab 's G'schirr g'waschen und aufg'räumt. Wenn mein Zahnweh grad b'sonders schlimm war, hätt' ich mich halt gern einmal ein bißl niederg'legt, aber das is net gangen, weil so viel Arbeit da war. Das hat mich schon g'wurmt und die Mutter hat immer zur Barbara g'holfen. Später einmal waren Leute im Dorf aus der Stadt. Die Frau hat sich am Trog das Gesicht und die Arme gewaschen und hat nur das Achselhemd ang'habt. Da ist die Barbara gleich zum Pfarrer und hat gebeichtet. Die Barbara hat nie geheiratet und hat dem Pfarrer den Haushalt geführt." (Burger-Knapp 1998: 38f.)

Wie Katherina Burger (1873–1957) im obigen, von der Enkelin und Buchautorin eingerichteten Zitat berichtet, vollzieht sich der beschriebene Wandel der Identitätskonstruktion ihrer Schwester Barbara in den Jahren vor 1891. Die Hinwendung der Schwester zu einer intensiven religiösen Praxis und Gesinnung schildert Katherina vor allem im Kontext ihres zunehmenden Rückzugs aus den für die weiblichen familiären Mitglieder der Bauernwirtschaft anfallenden Tätigkeiten, was Katherina jedenfalls unkollegial empfindet. Die Mutter allerdings toleriert diese soziale Sonderrolle, ein Grund hierfür wird im Umfeld der Textpassage nicht erkennbar. Die von der Schwester betriebene Abkehr von den Zumutungen der Alltagsrealität und des Arbeitstags verläuft in den Bahnen des während des 19. Jahrhunderts restaurativ wiedererstarkenden Katholizismus, der insbesondere ab 1830/1840 ‚Volksfrömmigkeit' in von der Kirchenhierarchie gesteuerten Formen wieder zuließ. Dies betraf neben dem Wiederaufschwung von Wallfahrten insbesondere Andachten und das Beten. Hier lebte die barocke Form des Rosenkranzbetens wieder auf (Hersche 2006: 1057–1061). Und in der Folge etablierten sich in der Bevölkerung diverse Steigerungen des Betens hinsichtlich einer Gebetsanhäufung, individueller Gebetsformen sowie ausuferndem familiärem Rosenkranzbeten, das als alltägliche Praxis im Haus und im Freien, vor Bildstöcken etc. im Stil einer marianischen Leben-Jesu-Meditation im ländlichen Milieu öfter begegnet (Mitterauer 1990; Wiebel-Fanderl 1993: 66–70; Hersche 2006: 435). Durchaus kirchlich gewollt im Sinne einer Feminisierung der Reli-

gion, präsentiert sich diese Gebetskultur insbesondere als Praxis der Frauen (Heller 1990: 292–294; Hersche 2006: 435, 1049f.), wobei der Weg zu gesteigerter Religiosität gleichfalls im protestantischen Glauben beschritten wurde (Kramer 1984: 220). Der Fall der Schwester Barbara beschreibt jedenfalls in diesem Zusammenhang eine bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts durchaus geübte Praxis, sich den Zumutungen des ‚normalen' säkularen Alltags mit seinen harten lebensweltlichen Anforderungen hinsichtlich Arbeit und rigide gegenderten Sozialrollen zu entziehen und damit in ein alternatives Lebensmodell überzuwechseln, das im Fall der kirchlichen Religiosität eine durchaus gesellschaftlich legitimierte heterodoxe Ordnungsstruktur unter dem Mantel des amtskirchlichen Regimes darstellt, dessen Autorität seinerzeit jedenfalls privat-familiäre Binnenkonflikte einhegen konnte.

Kindsmord als krisenhafte ökonomisch motivierte Aktion

Mein letztes historisches Beispiel zeigt im Gegensatz dazu das katastrophische Misslingen des vom sozialen Kontext geforderten Rollenbildes und aus der Ego-Perspektive verfolgten Identitätskonstrukts. Marita Metz-Becker (2016) hat Prozessakten des Stadtarchivs Marburg aus der Zeit von 1770 bis 1870 untersucht, die das krisenhafte Dilemma von Kindsmörderinnen aufzeigen. Kindsmord war gesellschaftlich verpönt und galt als schweres Vergehen und zog strenge Haftstrafen nach sich, ein aufgeklärter Sexualdiskurs fehlte. Besonders abhängig tätige Frauen wie die Dienstmägde waren aufgrund ihres nachgeordneten Status in fremden Hausherrschaften in ihrer gesamtpersönlichen Entfaltung massiv beeinträchtigt, gerade auch in sexueller Hinsicht. Einer Lebenspartnerschaft und dem Kinderwunsch standen ohne eigenen Haushalt und in ökonomischer Prekarität wirtschaftliche und kirchliche Schranken gegenüber. In den aktenkundigen Fällen hatten sich die Kindsväter aus der Verantwortung gestohlen und die Frauen mussten die Schwangerschaften völlig auf sich gestellt managen. Dabei wurden diese Schwangerschaften von den Frauen vielfach anfangs aufgrund diffuser Körperlichkeitskonzepte nicht registriert und schließlich bis zur Geburt verdrängt und verborgen. Existenzielle Sorgen vor der Kündigung des Dienstverhältnisses und dem Absturz in existenzielle Not ließen die Frauen ihren Zustand massiv verdrängen, bis mit der heimlichen Geburt eine für sei ausweglose Situation den Scheitelpunkt erreicht hatte. Aus Panik wurden sie unter dieser massiven psychischen Belastung mit der Perspektive auf den gesellschaftlichen und vor allem ökonomischen Zusammenbruch ihrer Identitätsrolle zu Kindsmörderinnen (Wiebel-Fanderl 1993: 251–254; Schulte 1989: 126–176). Die panikhafte Reaktion der Frauen wird gerade an dem Umstand ersichtlich, dass die Tötung und Beseitigung des kindlichen Leichnams in der Regel völlig planlos, überstürzt und ohne strategische Überlegungen erfolgte, weswegen das soziale Umfeld und die gesellschaftlichen Ordnungskräfte schnell auf die Spuren der Tat kamen. Die Kindsmörderinnen traf die strafrechtliche Verfolgung in ihrer ganzen Härte.

Fazit: die kulturanalytische Diversität des Wirtschaftens

Kulturanalytisch betrachtet präsentiert sich das Wirtschaften als ein von Variabilität und Diversifizierung gekennzeichnetes Untersuchungsfeld. Die Pluralität von Ökonomien, ökonomischen Wissens- und Werteformationen sowie subjektivem ökonomischem Handeln unterliegt über die jeweiligen gesellschaftlichen Kontextualisierungen auch kulturellen Rahmungen: Machtverhältnisse, Sozialdisziplinierung, Identitäten, Bedürfnisse, Emotionen etc. Die handelnden Akteure sehen sich den Realitäten von Erfolg und Misserfolg gegenüber. Ideal und Utopie, aber auch Krise und Panik markieren deshalb die Bandbreite persönlicher Bewältigungsstrategien dieser Ambivalenz. Und in deren Folge bieten gerade die irritierenden, unorthodoxen, widerständigen beziehungsweise subversiven Arten des Wirtschaftens eine lohnende Perspektive für die kulturanalytische Vermessung des Ökonomischen. Sie lassen sich mit Hilfe des Konzepts der Un-Ordnung ins Verhältnis setzen und entziehen sich damit dem Eindruck eines scheinbar unabschließbaren und diffusen epistemischen Feldes „Wirtschaften".

Literatur

Anderson, Chris (2009): Kostenlos-Kultur. Das Umsonst-Prinzip revolutioniert die Wirtschaft. https://www.wiwo.de/unternehmen/kostenlos-kultur-das-umsonst-prinzip-revolutioniert-die-wirtschaft/5570338.html (23.04.2018).

Anonym (2017): Donald Trump Biografie. In: Who's Who. The People Lexicon. http://www.whoswho.de/bio/donald-trump.html (16.09.2017).

Baier, Andrea u. a. (Hrsg.) (2016): Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis. Bielefeld.

bpb (2018). http://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/lexikon-der-wirtschaft/20292/planwirtschaft (27.04.2018).

Brakensiek, Stefan (2015): Projektemacher. Zum Hintergrund ökonomischen Scheiterns in der Frühen Neuzeit. In: Ders./Claridge, Claudia (Hrsg.): Fiasko. Scheitern in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Kulturgeschichte des Misserfolgs. Bielefeld, S. 39–58.

Brakensiek, Stefan/Claridge, Claudia (Hrsg.) (2015): Fiasko. Scheitern in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Kulturgeschichte des Misserfolgs. Bielefeld.

Brand eins. Wirtschaftsmagazin. Schwerpunkt umsonst. Jahrgang 19/Heft 6, Juni 2017.

Brandes, Sören/Zierenberg, Malte (2017): Doing Capitalism. Praxeologische Perspektiven. In: Mittelweg 36, Heft 1, S. 3–24.

Burger-Knapp, Rosemarie (1998): Bäuerin, Magd, Sennerin und 13 Kinder. Aus dem Leben einer tapferen Frau vom Huberschmied-Hof. Durchholzen o. J. (1998).

Casson, Mark C. (1982) The Entrepreneur: An Economic Theory, Oxford.

Casson, Mark C. (1999) The organization and evolution of multinational enterprise. In: Management International Review, 39 (1), S. 77–121.

Critical Crafting Circle (Hrsg.) (2011): Craftista! Handarbeit als Aktivismus. Mainz.

Dietz, Bernhard/Neuheiser, Jörg (Hrsg.) (2016): Wertewandel in der Wirtschaft und Arbeitswelt. Arbeit, Leistung und Führung in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin.

Dobers, Peter (Hrsg.) (2010): Corporate Social Responsibility – Challenges and Practices. Stockholm.

Engelbert, Annika/Kaltenborn, Markus/Reit-Born, Nina-Annette (2016): Effective corruption control. Supplier remedies in public procurement in Kenya, Uganda and Tanzania – A comparative analysis of mechanisms and their implementation. Berlin.

Engels, Jens Ivo/Fahrmeir, Andreas/Monier, Frédéric/Dard, Oliver (Hrsg.) (2015): Krumme Touren in der Wirtschaft. Zur Geschichte ethischen Fehlverhaltens und seiner Bekämpfung. Köln/Weimar/Wien.

Gibson-Graham, J. K. (2006): A Postcapitalist Politics. Minneapolis.

Gold, Helmut (Projektleitung) (2011): Do It Yourself. Die Mitmach-Revolution. Katalog der Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Frankfurt/M.

Friedreich, Sönke (2008): Autos bauen im Sozialismus. Arbeit und Organisationskultur in der Zwickauer Automobilindustrie nach 1945. Leipzig.

Hansen, Klaus P. (1992): Die Mentalität des Erwerbs – Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer. Frankfurt/M./New York.

Heller, Andreas (1990): Zur Sozialgeschichte des Katholizismus in lebensgeschichtlichen Erinnerungen. In: Ders./Weber, Therese/Wiebel-Fanderl, Oliva (Hrsg.): Religion und Alltag. Interdisziplinäre Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Katholizismus in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen. Wien/Köln, S. 287–300.

Hersche, Peter (2006): Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter. 2 Teilbände. Freiburg/Basel/Wien.

Heuser, Uwe Jean (1992): Der Chef als Künstler. Wie Unternehmer sich selbst sehen. In: Die Zeit Nr. 13/1992 vom 22. März 1992, S. 43.

Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.) (2914): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld.

Köhler, Ingo/Rossfeld, Roman (Hrsg.) (2012): Pleitiers und Bankrotteure. Geschichte des ökonomischen Scheiterns vom 18. bis 20. Jahrhundert. Frankfurt/M./New York.

Kramer, Karl S. (1984): Pfarrhaus und soziales Umfeld. In: Greiffenhagen, Martin (Hrsg.): Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart, S. 209–221.

Kranz, Horst: Arbeit und Kapital im Steinkohlebergbau des Lütticher Zisterzienserklosters Val Saint-Lambert. In: Postel, Verena (Hrsg.) (2006): Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten. Berlin, S. 187–202.

Kunas, Hanna (2010): Schenken als ökonomisches Handeln. Eine Analyse von Umsonstläden in Deutschland. Köln.

Kurz, Heinz D. (Hrsg.) (1990): Adam Smith. Ein Werk und seine Wirkungsgeschichte. Marburg.

Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (2017): Selber Machen. Diskurse und Praktiken des „Do it yourself". Bielefeld.

Lorey, Isabel (2012): Die Regierung des Prekären. Wien/Berlin.

Lorey, Isabel (2015). State of Insecurity: Government of the Precarious. Translated by Aileen Derieg. London.

Metz-Becker, Marita (2016): Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert (1770–1870). Sulzbach a. T.

Metzger, Reiner (2015): Allesnutzer. Teilen als Gesellschaftsmodell. In: Le Monde diplomatique, April, S. 1.

Mitterauer, Michael (1990): „Nur diskret ein Kreuzzeichen." Zu Formen des individuellen und gemeinschaftlichen Gebets in der Familie. In: Heller, Andreas/Weber, Therese/Wiebel-Fanderl, Oliva (Hrsg.): Religion und Alltag. Interdisziplinäre Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Katholizismus in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen. Wien/Köln, S. 154–204.

Mohr, Sebastian/Quart, Lydia-Maria/Vetter, Andrea (Hrsg.) (2012): (aus)tauschen. Erkundungen einer Praxisform (Berliner Blätter, Heft 61). Berlin.

Nell-Breuning, Oskar von (1985): Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge der katholischen Soziallehre. München.

Piketty, Thomas (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert. München.

Piper, Nikolaus (1995): Die Diktatur der Gegenwart. Wohlstand ist ein Wettlauf – die Ökonomie zwischen Beschleunigung und Entschleunigung. In: Die Zeit Nr. 1 vom 29.12.1995, S. 25.

Precht, Richard David (2017): Markt und Moral – der Zustand unserer Wirtschaft. Richard David Precht im Gespräch mit Edzard Reuter. https://www.zdf.de/gesellschaft/precht/precht-176.html (17.09.2017).

Rauscher, Anton (Hrsg.) u. a. (2008): Handbuch der Katholischen Soziallehre. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle, Berlin.

Richard, Birgit/Ruhl, Alexander (Hrsg.) (2008): Konsumguerilla. Widerstand gegen Massenkultur? Frankfurt/M./New York.

Ronge, Bastian (Hrsg.) (2016): Solidarische Ökonomie als Lebensform. Berliner Akteure des alternativen Wirtschaftens im Portrait. Bielefeld.

Rost, Norbert (2008): Der Homo Oeconomicus – Eine Fiktion der Standardökonomie. In: Zeitschrift für Sozialökonomie. 45. Jahrgang, 158./159. Folge, S. 50–58.

Schmitz, Gregor Peter (2016): Die seltsamen Geschäfte des Donald Trump. In: Wirtschaftswoche vom 5. Juli 2016. https://www.wiwo.de/politik/ausland/wahlkampf-in-den-usa-die-seltsamen-geschaefte-des-donald-trump/12122220.html (25.04.2018).

Schneider, Andreas/Schmidpeter René (Hrsg.) (2015): Corporate Social Responsibility: Verantwortungsvolle Unternehmensführung in Theorie und Praxis. Wiesbaden.

Schönberger, Klaus (2007): Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit (Hrsg.): Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt/M., S. 63–94.

Schreiner, Klaus: „Brot der Mühsal" – Körperliche Arbeit im Mönchtum des hohen und späten Mittelalters. Theologisch motivierte Einstellungen, regelgebundene Normen, geschichtliche Praxis. In: Postel, Verena (Hrsg.) (2006): Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten. Berlin, S. 133–170.

Schulte, Regina (1989): Das Dorf im Verhör. Brandstifter, Kindsmörderinnen und Wilderer vor den Schranken des bürgerlichen Gerichts. Oberbayern 1848–1910. Reinbek bei Hamburg.

Stehr, Nico (2007): Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M.

von Nell-Breuning, Oswald (1985): Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Soziallehre. 2. Auflage München.

Voß, Günter G. (1995): Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung" (Hrsg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen, S. 23–43.

Weber, Andreas (2017): Sein und Teilen. Eine Praxis schöpferischer Existenz. Bielefeld.

Wiebel-Fanderl, Oliva (1993): Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstraditionen. Wien/Köln/Weimar.

Winker, Gabriele: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld.

Worschech, Susann (2011): Care Arbeit und Care Ökonomie: Konzepte zu besserem Arbeiten und Leben? https://www.gwi-boell.de/de/2011/02/22/care-arbeit-und-care-%C3%B6konomie-konzepte-zu-besserem-arbeiten-und-leben (25.04.2018).

Sektionen

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 187–195.

Cornelia Kühn

Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen und basisdemokratischen Entscheidungen

Die Gemeinwohl-Ökonomie (GWÖ) ist eine zivilgesellschaftliche Bewegung, die durch das gemeinsame Engagement von ehrenamtlich Aktiven in Regionalgruppen einen Prozess zur Weiterentwicklung und Transformation der Wirtschaftsordnung anstoßen möchte. Ziel der Bewegung ist es, das wirtschaftliche Handeln stärker mit den demokratischen Grundwerten und den sozialen und ökologischen Zielsetzungen der westlichen Gegenwartsgesellschaft in Einklang zu bringen. Als Manifest der GWÖ-Bewegung gilt das von Christian Felber entwickelte wirtschaftliche Alternativmodell, das die Mehrung des Gemeinwohls anstelle der Mehrung des Kapitals anstrebt (Felber 2010). Die Bewegung ist in verschiedenen Regionalgruppen mehrheitlich im deutschsprachigen Raum vertreten, aber auch in weiteren europäischen Ländern, in Lateinamerika und in den USA.[1] Die Regionalgruppen arbeiten in unterschiedlichen Bereichen: Auf der wirtschaftlichen Ebene werden Unternehmen, Bildungseinrichtungen und Gemeinden angeregt, eine Gemeinwohl-Bilanz anhand festgelegter sozial-ökologischer und ethischer Kriterien zu erstellen. Für die Bilanzierung werden Beratungen angeboten, regionale wie überregionale Netzwerke gebildet und die bilanzierenden Unternehmen, Institutionen und Gemeinden als Gemeinwohl-Pioniere öffentlich präsentiert. Auf der gesellschaftlichen Ebene wird in Bildungsveranstaltungen, aber auch in Kirchgemeinden, Abgeordnetenbüros und auf Umweltfestivals über die Ziele und Konzepte der GWÖ informiert. Außerdem wird gemeinsam mit anderen Projekten und Initiativen in Form eines Wirtschaftskonvents über eine basisdemokratisch organisierte Verfassungsänderung hin zu einem alternativen und nachhaltigen Wirtschaften nachgedacht.

In dem Beitrag möchte ich zuerst die GWÖ in die Bewegungen für eine sozial-ökologische Transformation einordnen und ihre Hauptziele knapp darstellen. Anschließend werde ich exemplarisch auf die Beachtung der GWÖ als soziale Bewegung im

1 Vgl. https://www.ecogood.org/de/community/regionen/ (09.04.2018). Eine ausführliche Darstellung der GWÖ siehe auch Giselbrecht/Ristig-Bresser 2017.

politischen, medialen und wissenschaftlichen Feld eingehen. Anhand konkreter Beispiele unterschiedlicher Akteure innerhalb der GWÖ sollen abschließend der Umgang mit dem GWÖ-Konzept auf der Alltagsebene dargelegt und die dabei entstehenden Interaktionen und Konflikte exemplarisch herausgearbeitet werden.

Visionen und Wege

Die Kernidee von Postwachstum und *Degrowth* ist das Erreichen von globaler sozialer und ökologischer Gerechtigkeit. Dabei wird der Begriff des ‚Guten Lebens' aller – bei der damit verbundenen Erhaltung der ökologischen Lebensgrundlage – als neuer Wertmaßstab angelegt. Wohlstand wird nicht mehr als rein ökonomischer Wohlstand definiert, sondern andere Werte wie Vertrauen und Sicherheit, Respekt, soziale Beziehungen, Zufriedenheit bei der Arbeit und Zeit für Muße, Gesundheit und individuelle Freiheit werden in das Wohlstandskonzept mit einbezogen (Jackson 2013; Skidelsky 2014). Dabei werden normative Fragen nach dem ‚Wie wollen wir leben?' sowohl in Bezug auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als auch auf konkrete Handlungsweisen der Individuen gestellt und diskutiert.

Die GWÖ bezieht sich in ihren Wertvorstellungen auf den Nachhaltigkeitsdiskurs und auf schon bestehende Überlegungen zu einer Ausweitung der BIP-Kriterien und versucht, die verschiedenen thematischen Bereiche (Ökologie und eine achtsame Ressourcennutzung, Demokratie und Partizipation, soziale und globale Gerechtigkeit und Entfremdungskriterien) und die unterschiedlichen Wege der Transformation – über eine Selbsttransformation der Einzelnen, über lokale Projekte und über die Einflussnahme auf politische Institutionen und Strukturen – anhand eines normativ-werteorientierten Messwerkzeugs zu vereinen und umzusetzen. Mit dem Ziel einer ethischen Markwirtschaft soll nicht das Geldkapital, sondern das ‚gute Leben für alle' vermehrt werden.[2] Als Gemeinwohlwerte werden Menschenwürde, Menschenrechte und ökologische Verantwortung gesehen. Zentrale Aufgabe der GWÖ ist es, statt einer Profitmaximierung als Ziel von Unternehmen, Institutionen aber auch von Einzelpersonen, eine Gemeinwohlorientierung im Wertesystem der Bürger, in der Wirtschaft und in der Politik zu etablieren. Dadurch soll der „Werte-Widerspruch zwischen der Wirtschaft und der Gesellschaft" aufgelöst werden, indem in der Wirtschaft dasselbe Verhalten und dieselben Werte gefördert werden, die „unsere zwischenmenschlichen Beziehungen gelingen lassen: Vertrauensbildung, Wertschätzung, Kooperation, Solidarität und Teilen" (Felber 2010: 12).[3] Diese Transformation soll bei Einzelpersonen die Bewusstmachung der amoralischen und asozialen Form des aktuellen Wirt-

2 Eckpunkte der Gemeinwohl-Ökonomie, Punkt 1, http://coordination.ecogood.org/downloads/10-eckpunkte-der-gwoe/view (10.04.2018).

3 Diese einfache Übertragung ist sicher diskussionswürdig, da wirtschaftsanthropologische Studien zeigen, dass moralische Normen durchaus relativ sein können und die Art der Tauschökonomie abhängig vom Verwandtschaftsgrad und von der nachbarschaftlichen Nähe ist; vgl. Sahlins 1999.

GEMEINWOHL-MATRIX 5.0

GEMEINWOHL ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

WERT / BERÜHRUNGSGRUPPE	MENSCHENWÜRDE	SOLIDARITÄT UND GERECHTIGKEIT	ÖKOLOGISCHE NACHHALTIGKEIT	TRANSPARENZ UND MITENTSCHEIDUNG
A: LIEFERANT*INNEN	A1 Menschenwürde in der Zulieferkette	A2 Solidarität und Gerechtigkeit in der Zulieferkette	A3 Ökologische Nachhaltigkeit in der Zulieferkette	A4 Transparenz und Mitentscheidung in der Zulieferkette
B: EIGENTÜMER*INNEN & FINANZ-PARTNER*INNEN	B1 Ethische Haltung im Umgang mit Geldmitteln	B2 Soziale Haltung im Umgang mit Geldmitteln	B3 Sozial-ökologische Investitionen und Mittelverwendung	B4 Eigentum und Mitentscheidung
C: MITARBEITENDE	C1 Menschenwürde am Arbeitsplatz	C2 Ausgestaltung der Arbeitsverträge	C3 Förderung des ökologischen Verhaltens der Mitarbeitenden	C4 Innerbetriebliche Mitentscheidung und Transparenz
D: KUND*INNEN & MITUNTERNEHMEN	D1 Ethische Kund*innen-beziehungen	D2 Kooperation und Solidarität mit Mitunternehmen	D3 Ökologische Auswirkung durch Nutzung und Entsorgung von Produkten und Dienstleistungen	D4 Kund*innen-Mitwirkung und Produkttransparenz
E: GESELLSCHAFTLICHES UMFELD	E1 Sinn und gesellschaftliche Wirkung der Produkte und Dienstleistungen	E2 Beitrag zum Gemeinwesen	E3 Reduktion ökologischer Auswirkungen	E4 Transparenz und gesellschaftliche Mitentscheidung

Infos GWÖ: www.ecogood.org Kontakt: Berlin-Brandenburg@ecogood.org

Abb. 1: Gemeinwohl-Matrix 5.0

schaftens bewirken und innerhalb der Ökonomie die Unternehmen veranlassen, statt in Konkurrenz zueinander nach Finanzgewinn zu streben, nun in Kooperation miteinander für das größtmögliche Gemeinwohl einzutreten. Dieser Wertewandel kann nach dem Konzept der GWÖ durch eine Verfassungsänderung und die Änderung der rechtlichen Rahmenbedingungen zu einer veränderten Besteuerung der Unternehmen erreicht werden (Felber 2010: 35). Die Verfassungsänderung soll durch einen Wirtschaftskonvent von den Gemeinden bis hin zur Bundesebene erfolgen. In einem unabgeschlossenen basisdemokratischen Prozess wird dabei auch festgelegt, was genau unter Gemeinwohl fällt und welche Gewichtung die unterschiedlichen Kriterien – Menschenwürde, Solidarität und Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit, Transparenz und Mitentscheidung – haben (Felber 2010: 119–139).[4]

Diese Transformation der Wirtschaft soll auf drei Wegen stattfinden. In Bezug auf die Transformation innerhalb der Ökonomie sind Unternehmen angehalten, eine GWÖ-Bilanz zu erstellen.[5] (Abb. 1: Gemeinwohl-Matrix 5.0) Die einzelnen Bewertungskriterien beinhalten dabei alle Aspekte, die auch in anderen Gütesiegeln, in

4 Die Gemeinwohl-Matrix wurde von Aktivist*innen der GWÖ entwickelt und fortwährend aktualisiert.

5 Rund 400 Unternehmen sind Mitglieder der GWÖ oder haben bereits eine GWÖ-Bilanz erstellt. Vgl. https://www.ecogood.org/de/community/pionier-unternehmen/ (12.04.2018).

Nachhaltigkeitszertifizierungen oder den CSR-Richtlinien[6] vorkommen – und gehen oftmals weit darüber hinaus. Bewertet werden sowohl die Zuliefererfirmen als auch der Finanzdienstleister, den das GWÖ-bilanzierte Unternehmen nutzt, die Partizipation der Mitarbeiter*innen, die Bezahlung und die Arbeitszeit der im Unternehmen Beschäftigten und die Produkte oder Dienstleistungen, die das Unternehmen herstellt. Damit soll die Wirtschaft wieder „vom Kopf auf die Füße gestellt" (Felber 2010: 13) werden, indem nicht nur die Tauschwertindikatoren – also Geld, Arbeitsgeräte und Finanzbilanz wie beim BIP – gemessen werden, sondern die Nutzwertindikatoren, also was dieses Unternehmen dem Gemeinwohl nützt. Die Bilanzierung wird nicht von außen durch Beratungsfirmen durchgeführt, sondern das Unternehmen kann sich in einem ersten Einstiegsbericht kostenfrei selbst bewerten und alle Bilanzierungsfragen, die als Open-Source-Software zur Verfügung stehen, beantworten. Für eine vollständige Bilanz müssen in einer Runde von vier an einer GWÖ-Bilanz interessierten Unternehmen, moderiert von einer externen GWÖ-Berater*in, diese Selbsteinschätzung diskutiert und die eigenen Bewertungen belegt werden, wobei am Ende mithilfe der Berater*in die Bilanz berechnet wird. Es können maximal 1.000 Punkte und minimal –3.600 Punkte erreicht werden. Die Bilanzierungsfragen und die Maximalpunktzahl sind für alle Unternehmen gleich, die Gewichtung der einzelnen Bereiche ist aber verschieden, zum Beispiel nach Unternehmensgröße, Branche und Rechtsform. Die GWÖ-Bilanz ist dabei durch ihr Punktesystem eher normativ als berichterstattend.

Diese Bilanzierung kann – als zweiter Weg der Veränderung – auch von Gemeinden mit einer etwas veränderten GWÖ-Matrix durchgeführt werden.[7] Dabei werden ökologisch arbeitende und lokal ansässige Unternehmen durch die Gemeinde gefördert. Ein Lebensqualitätsindex soll basisdemokratisch mithilfe von Bürgerbeteiligung erfolgen und ein lokaler Wirtschaftskonvent etabliert werden. Als Anreiz für die Gemeinde-Bilanzierung soll – ähnlich wie die Besteuerung von Unternehmen – das erzielte Gemeinwohl-Bilanz-Ergebnis Auswirkung auf die (EU-)Gemeindeförderungen und auf den Finanzausgleich haben: Wer viel für Mensch und Natur tut, soll auch entsprechende Erleichterungen gegenüber jenen Unternehmen oder Gemeinden genießen, die weniger dafür tun oder sogar gemeinwohlschädlich sind.[8]

Die Vision ist, dass mit der Gemeinde-Bilanzierung ein Prozess angestoßen wird, der zum Ersten die Lebensqualität vor Ort verbessert, zum Zweiten durch ein Schneeballprinzip die Unternehmen in der Region anhält, selbst eine GWÖ-Bilanz für ihr Unternehmen zu erstellen, und zum Dritten die Bürger der Gemeinden anregt, sich

6 *Corporate Social Responsibility*, die ab 2017 in der EU neben den finanziellen Berichten für Großunternehmen verpflichtend sind.

7 Vier Gemeinden in Südtirol und zwei Gemeinden in Österreich haben bisher eine GWÖ-Bilanz erstellt. Vgl. https://www.ecogood.org/de/gemeinwohl-bilanz/gemeinden/ (12.04.2018).

8 Vgl. https://www.ecogood.org/de/gemeinwohl-bilanz/gemeinden/ (11.04.2018).

mehr für die Verbesserung der Lebensqualität einzusetzen und in dem Wirtschaftskonvent auf lokaler Ebene mitzuarbeiten.

Als einen dritten Weg gibt es auch eine individuelle GWÖ-Bilanz, bei der sich die einzelnen Personen selbst bilanzieren, um in ihrem Konsumverhalten stärker ökologische und soziale Kriterien zu berücksichtigen.[9] Diese GWÖ-Bilanz für Unternehmen, Gemeinden und Einzelpersonen ist die Kernidee der GWÖ.

Die Ziele der GWÖ sind dabei normativ. Es steht das Gemeinwohlinteresse vor dem Eigeninteresse. Der dahinterstehende Gedanke ist, dass die Ökonomie – und die ökonomischen Spielregeln, die das Verhalten beeinflussen – nie wertfrei sind, sondern dass die durch eine kapitalistische Marktwirtschaft produzierten Werte des Gewinnstrebens und der Konkurrenz ebenfalls versteckt normativ wirken. Mit der GWÖ soll der „Geist der Berechnung" (Bourdieu 1998: 178) wieder umgewandelt werden in eine familiale Ökonomie. Mit der Veränderung des Anreizrahmens für die Wirtschaftsakteure werden Vertrauensbildung, Kooperation, Solidarität und Teilen als neue Werte entfaltet – so die Vision. Allerdings sollen nicht der Staat oder politische Akteure festlegen, was als Gemeinwohl angesehen wird. Stattdessen werden in einem basisdemokratischen Prozess die Regelungen ausgehandelt, was zum Gemeinwohl zählt und wie diese Kriterien in der GWÖ-Bilanz bewertet und damit gefördert werden. Dabei wird das in der Verfassung verankerte Wirtschaftssystem als ein Ort für Kommunikation angesehen, der von lokalen Gemeinden ausgeht und über Delegierte demokratisch in die Städte, Länder und auf die Bundesebene übertragen wird. Um dies zu realisieren, sollen die lokalen Wirtschaftskonvente als passende Institutionen eingerichtet werden. Durch die Mitarbeit aller Bürger in den Wirtschaftskonventen wird das Eigeninteresse in das Gemeinwohlinteresse einfließen – so die Idee – wobei sich durch die veränderten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und die dadurch veränderten normativ wirkenden gesellschaftlichen Werte auch das Eigeninteresse immer mehr in ein Interesse für das Gemeinwohl wandelt.

Interaktionen und Konflikte

Betrachtet man die GWÖ als eine soziale Bewegung, zeigen sich verschiedene Kontakte zum politischen, medialen und wissenschaftlichen Feld. So hat der Europäische Wirtschafts- und Sozialausschuss (EWSA) in Brüssel die Gemeinwohl-Ökonomie und ihre Potentiale mit einem positiven Abstimmungsergebnis als richtungsweisend anerkannt.[10] Auch auf lokaler Ebene wurde beispielsweise der GWÖ-Verein Berlin-Brandenburg bei der Woche der Umwelt des Bundespräsidenten am 06. und 07. Juni 2016

9 Vgl. https://www.ecogood.org/de/gemeinwohl-bilanz/privatpersonen/ (11.04.18).

10 Bei 168 abgegebenen Stimmen waren 144 Ja-Stimmen, es gab nur 13 Nein-Stimmen und 11 Enthaltungen. Vgl. Carlos Trias Pintó, Berichterstatter des EWSA für die Initiativstellungnahme zur Gemeinwohlökonomie, https://www.eesc.europa.eu/de/news-media/presentations/economy-common-good-sustainable-economic-model-geared-towards-social-cohesion (11.04.2018).

in den Garten des Schlosses Bellevue mit einem Informationsstand eingeladen.[11] Und auch im medialen und wissenschaftlichen Feld findet eine Wahrnehmung der GWÖ statt. So wurden Christian Felber und das GWÖ-Konzept 2017 mit dem „ZEIT Wissen Preis: Mut zur Nachhaltigkeit" ausgezeichnet[12] und Felber wurde unter anderem zum „Internationalen Kongress für Demokratie und Freiheit" im September 2017 ins Berliner Festspielhaus eingeladen. Ab Herbst 2018 wird zudem an der Fachhochschule Burgenland in Saalfelden in Österreich der MA-Studiengang „Angewandte Gemeinwohl-Ökonomie" angeboten.[13]

Diese öffentliche Wahrnehmung der GWÖ führt – typisch für neue soziale Bewegungen – zu Gegenbewegungen und zu Kritik gegenüber dem Konzept, die in den verschiedenen Feldern ausgetragen werden. Nach dem Erscheinen des Buches von Felber gab es eine Reihe von kritischen Analysen und Gegendarstellungen.[14] Ein geplanter MBA-Studiengang zur GWÖ wurde nicht genehmigt, und die Benennung der GWÖ in einem österreichischen Schulbuch als alternative Wirtschaftstheorie führte zu einer Petition von Ökonom*innen, so dass das Schulbuch eingezogen und stattdessen Amartya Sen für die Wohlfahrtstheorie eingesetzt wurde.[15] Hauptkritikpunkt ist die Abschaffung der Konkurrenz, die als Motor für Innovationen gesehen wird, und der Vorwurf, die GWÖ sei eine neue Form des Sozialismus. Kritik kommt aber auch von anderen Postwachstumsvertretern wie Nico Paech, da die GWÖ nicht auf einen Systemwandel hinauslaufen würde, sondern weiterhin marktwirtschaftlich strukturiert sei.[16]

Auf der Alltagsebene zeigen sich ebenfalls Aushandlungen und Konflikte bei der Umsetzung des GWÖ-Konzepts, was ich anhand zweier Beispiele kurz skizzieren und problematisieren möchte.[17] Als erstes Beispiel möchte ich die Erfahrungen eines Unternehmers[18] darstellen, der eine GWÖ-Bilanz erstellt hat: Er bemüht sich in seinem Unternehmen um Transparenz und um Ökologie, er bezahlt seine Mitarbeiter*innen überdurchschnittlich, unterstützt Illegalisierte und Geflüchtete und hat zwei syrische Mitarbeiter bei sich angestellt. Dennoch ist seine Bilanz eher im unteren Bereich der Punktzahl. Da er aber hinter dem GWÖ-Konzept steht, hätte ihn das nicht enttäuscht, so seine Aussage, und er konnte durch die Bilanzierung Bereiche sehen,

11 Vgl. https://www.woche-der-umwelt.de/ (11.04.2018).
12 Vgl. http://www.mut-zur-nachhaltigkeit.zeit.de/preistr%C3%A4ger/2017 (11.04.2018).
13 Vgl. https://aim.ac.at/masterprogramme/wirtschaft/angewandte-gemeinwohl-oekonomie/ (11.04.2018).
14 Exemplarisch Hörl 2012.
15 Vgl. https://www.ecogood.org/de/metanavigation-top/news/gemeinwohl-okonomie-schulbuchern-mediale-aufregung-und-stellungn/ (11.04.2018).
16 Ausführlich zur Kritik vgl. https://www.ecogood.org/de/vision/kritische-diskussion/ (11.04.2018).
17 Meine Forschung zur GWÖ steht noch ganz am Anfang und es können in diesem Beitrag daher nur erste kurze Eindrücke präsentiert werden.
18 Aufgrund der leichten Auffindbarkeit der GWÖ-bilanzierten Unternehmen im Internet habe ich mein Beispiel anonymisiert. Die Gespräche mit ihm fanden auf GWÖ-Veranstaltungen in Berlin im Frühjahr/Sommer 2017 statt.

in denen noch Verbesserungen möglich waren – wie den Wechsel der Bank und die Nutzung eines Hybridautos. Außerdem wurde er über die GWÖ mit einem ebenfalls GWÖ-bilanzierten Tischler bekannt, bei dem er Möbel hat anfertigen lassen, um die Kooperation zwischen den GWÖ-bilanzierten Unternehmen zu stärken. Wenige Punkte hat er zum einen bekommen, weil er aus gesetzlichen Vorgaben – wie Hygienevorschriften – verpflichtet ist, Einwegmaterialien zu nutzen, die nicht ökologisch sind. Das wäre, gemäß der Logik der GWÖ, ein Bereich, wo Innovation notwendig wäre und man, statt aus einer Marktkonkurrenz heraus, aus einem bisherigen Mangel an gemeinwohltauglichen Alternativen etwas Neues produzieren kann und muss. Ein weiterer Bereich, bei dem der Unternehmer eine geringe Punktzahl bekam, ist das Thema Partizipation und Mitbestimmung. Auch da könne er relativ wenig dafür, so sein Kommentar, da er seine Mitarbeiter*innen gern an den betriebswirtschaftlichen Entscheidungen beteiligt hätte, diese aber kein Interesse daran hatten, sondern lieber seinen Entscheidungen vertrauten. Immerhin veranstaltet er jetzt an einem Tag in der Woche ein gemeinsames Frühstück, wo er sie über anstehende Entscheidungen informiert und versucht, mit ihnen darüber ins Gespräch zu kommen. Auch dieser Punkt wäre, dem Konzept der GWÖ nach, ein Bereich, der sich entwickeln würde, da die Einzelpersonen zukünftig mehr in die Selbstverwaltung eingebunden werden – nicht nur im beruflichen Feld, sondern auch in Bezug auf Wohnraum, Nachbarschaft und innerhalb der Region, so dass das Interesse für Partizipation und das Verständnis der positiven Effekte der Mitbestimmung steigen würden. Als Fazit sagt der Unternehmer, dass er und seine Mitarbeiter*innen durch die Bilanzierung eigene blinde Flecken und Optimierungsmöglichkeiten im Bereich des Gemeinwohls sehen konnten.[19] Es gab aber einen Bereich, mit dem er – trotz des positiven Fazits – nicht ganz einverstanden war: Eine andere Unternehmerin aus derselben Branche hatte ebenfalls eine GWÖ-Bilanz erstellen lassen und wurde mit fast doppelt so vielen Punkten bilanziert, obwohl er in ihrem GWÖ-Bericht nicht den Unterschied zu seinem Unternehmen gesehen hat. Auch wenn sich die GWÖ-Bilanz der Vision nach prozessual weiter entwickeln sollte, um bessere und vergleichbarere Ergebnisse zu erstellen, ist das ein Thema, was auch bei anderen Unternehmen angeführt wurde: die Vergleichbarkeit (nicht nur innerhalb einer Branche) und der damit verbundene mögliche Reputationsverlust. Durch die normative Bewertung in allen Kriterien ist es auch für fair, ökologisch, nachhaltig, regional produzierende Unternehmen nie möglich, eine volle Punktzahl zu erreichen. Da aber bislang nicht alle Unternehmen verpflichtet sind, eine GWÖ-Bilanz zu erstellen, können die Ergebnisse nicht relativ zu allen anderen Unternehmen dargestellt werden, was einen Wettbewerbsnachteil darstellt. Die geringere Punktzahl könnte dadurch enttäuschend wirken und Einfluss auf Konsu-

19 Allerdings könnte man dagegen halten, dass er auch vor der Bilanzierung schon sehr sozial und ökologisch engagiert war, so dass sein sozial-ökologisches Verhalten eher das Ergebnis seines Lebensstils als der Bilanzierung war.

ment*innen und Unterstützer*innen der Unternehmen haben.[20] Daran zeigt sich der Konflikt zwischen der Etablierung und Ausweitung des GWÖ-Konzepts und der derzeitigen wettbewerbsorientierten Marktwirtschaft.

Als zweites Beispiel möchte ich einen Workshop in Berlin im Rahmen der Arbeitsgruppe Wirtschaftskonvent kurz skizzieren. Der Workshop fand an einem Wochenende im Frühjahr 2017 im Haus der Demokratie in Berlin mit circa 40 Beteiligten statt. Ziel war es, den Beginn der Arbeit des Wirtschaftskonvents – der ja eine direktdemokratische Gestaltung der Wirtschaftspolitik sein soll – in Berlin zu konzipieren und einzuleiten. Dafür wurden Vortragende eingeladen, die zum Beispiel über den Unterschied von partizipativer Demokratie auf lokaler Ebene und repräsentativer Demokratie sprachen oder zum Volksentscheid „100 % Tempelhofer Feld" in Berlin referierten. Anschließend wurde in Arbeitsgruppen über die Möglichkeiten, einen basisdemokratischen Mitwirkungsprozess anzustoßen, diskutiert. Das Ergebnis blieb unbefriedigend, weil es bei jedem Vorschlag immer auch sofort wieder Bedenken gab: Bei dem Vorschlag, man sollte die Lokalpolitik mit einbeziehen, kam sofort die Reaktion, die bestehenden politischen Strukturen nicht mit einzubeziehen, da diese die Initiative nur als *Greenwashing* nutzen könnten. Bei dem Vorschlag, sich mit anderen Bewegungen zu solidarisieren, wie beispielsweise ‚Mehr Demokratie', *degrowth* von attac und anderen, waren die Bedenken, wer dabei als Initiator auftreten sollte und ob sich die anderen Initiativen überhaupt unter einem GWÖ-Logo unterordnen lassen würden. Bei dem Vorschlag, mit ganz konkreten Aktionen wie zum Beispiel der Initiative für bedingungsloses Grundeinkommen anzufangen, um mit konkreten Zielen die Menschen zu mobilisieren, kam das Argument, dass dabei das große Ziel der GWÖ aus dem Blick geraten würde und man vielleicht Personen verlieren würde, die durchaus für eine Verfassungsänderung in Richtung Gemeinwohl wären, aber Skepsis gegenüber dem bedingungslosen Grundeinkommen hätten. Der Workshop endete daher erst einmal ohne einen klaren Ansatz für den Beginn des Mobilisierungsprozesses. Diese Problematik zeigte sich auch bei anderen gemeinsamen Diskussionen mit verschiedenen basisdemokratischen Initiativen, beispielsweise bei der ‚Wandelwoche' im September 2017 in den Berliner Prinzessinnengärten. Auch da wurde ergebnislos über ein breites Bündnis der verschiedenen Projekte und Initiativen diskutiert, in dem die unterschiedlichen Themenschwerpunkte und die basisdemokratische Arbeit der Einzelnen – von Recht auf Stadt-Initiativen bis hin zu *Repair Cafés* – beibehalten werden könnten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die GWÖ von Österreich aus sehr schnell im deutschsprachigen Raum ausgebreitet hat und derzeit auch europaweit und teilweise auch außerhalb Europas Initiativgruppen und Vereine gegründet wer-

20 Dieser Punkt wurde bei der Abschlusstagung des BMBF-Forschungsprojekts „Gemeinwohl-Ökonomie im Vergleich unternehmerischer Nachhaltigkeitsstrategien (GIVUN)" der Universität Kiel und Flensburg am 19. Februar 2018 in Berlin diskutiert. Vgl. http://nachhaltigeswirtschaften-soef.de/abschlusstagung-givun (12.04.2018).

den, die ein gemeinsames Netzwerk und eine gemeinsame Struktur bilden und sich gegenseitig austauschen. Auch die Anzahl der Unternehmen und Gemeinden mit einer GWÖ-Bilanz steigt, wenn auch nicht in dem Maße, wie es Christian Felbers Visionen waren (Felber 2010: 16f.). Betrachtet man die GWÖ als eine soziale Bewegung, wird sie zwar im politischen System wahrgenommen, hat aber bislang kaum Einfluss auf politische Entscheidungen. Vergleicht man sie mit anderen basisdemokratischen Bewegungen wie der *Occupy*-Bewegung, lassen sich ebenfalls Parallelen ausmachen: Nach einem anfänglichen Zustrom an Interessent*innen verliert sie sich in basisdemokratischen Debatten. Eine Zunahme an lokalen Initiativen, die auch globale Auswirkungen haben, ist bei der GWÖ bislang nicht festzustellen. Dennoch kann man sie mit in die Postwachstumsbewegung einreihen, die zwar noch eine sozial-ökologische Nische belegt, aber diskursmächtiger wird und damit auf wirtschaftliche Missstände aufmerksam machen kann. Unterschiedliche *Commons*-Initiativen zeigen bereits, dass ein kooperatives Handeln in kleinen lokalen Projekten möglich ist, wenn die geeignete Infrastruktur dafür zur Verfügung steht beziehungsweise gestellt wird (Ostrom 2011). Dadurch werden Alternativen zu dem wirtschaftlichen Konzept der Neoklassik und der Einfluss der politischen und wirtschaftlichen Strukturen auf gesellschaftliche Normierungen und damit auf das individuelle Verhalten deutlich. Auch wenn die Ausweitung lokaler Initiativen auf globaler Ebene schwieriger ist: Das Alleinstellungsmerkmal der GWÖ sind ihr klarer Bezug auf normative moralisch-gesellschaftliche Werte, was durch eine Transformation der Wirtschaft erreicht werden soll, und die GWÖ-Bilanz als ein werteorientiertes Messwerkzeug zur Umsetzung der Vision. Ob das Ziel der Bewegung – die Etablierung eines neuen (wenn auch ideengeschichtlich alten) *Contrat Social* (Rousseau), der basisdemokratisch entwickelt wird und für alle, Unternehmen wie Einzelpersonen, verpflichtend ist – erreicht werden kann, wird die Zukunft zeigen.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M.

Felber, Christian (2010): Die Gemeinwohlökonomie. Das Wirtschaftsmodell der Zukunft. Wien.

Giselbrecht, Andreas Michael/Ristig-Bresser, Stephanie (2017): Gemeinwohl-Ökonomie: Das Modell einer ethischen Wirtschaftsordnung. In: Konzeptwerk Neue Ökonomie & DFG-Kolleg Postwachstumsgesellschaften (Hrsg.): Degrowth in Bewegung(en). 32 alternative Wege zur sozial-ökologischen Transformation. München, S. 176–187.

Hörl, Michael (2012): Die Gemeinwohl-Falle. Wie man mit Halb- und Unwahrheiten eine Gesellschaft aufwiegelt. Großgmain.

Jackson, Tim (2013): Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt. Bonn.

Ostrom, Elinor (2011): Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. München.

Sahlins, Marshall D.(1999): Zur Soziologie des primitiven Tausches. In: Berliner Journal für Soziologie 9/2, S. 149–178.

Skidelsky, Robert und Edward (2014): Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens. München.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 196–204.*

Martina Röthl

Care-Arbeit: Logiken innerfamiliärer Tauschgeschäfte

Über informelle Arbeit und den Zugriff auf Ressourcen „endlicher Systeme"

Das Thema Sorgearbeit, unter dessen breiten Schirm *Care*-Arbeit und die in diesem Beitrag in den Mittelpunkt gestellte häusliche Angehörigenpflege fallen,[1] lenkt die Aufmerksamkeit auf die kapitalistischen Ökonomien immanente Trennungsstruktur zwischen bezahlter Produktionsarbeit und unentgeltlich ausgenutzter Reproduktionsarbeit. Verfolgt man die Traditionslinien der explizit auf diesen Diskurs rekurrierenden feministischen Kritik,[2] so wird deutlich, dass diese der Veränderung des diskursiven Geschlechterwissens besonders starke Impulse gab. Mit dem Begriff „rhetorische Modernisierung" wies Angelika Wetterer (Wetterer 2014) nun unlängst auf den Umstand hin, dass feministische Kritik auf der Ebene der Diskurse sehr erfolgreich war, nicht aber auf der Ebene der Alltagspraktiken – und an das Missverhältnis sieht Wetterer etwas Janusgesichtiges geknüpft: Wo Gleichberechtigung erreicht scheint, lässt sie sich nicht mehr einfordern, Benachteiligung kann nicht mehr als strukturelle Benachteiligung problematisiert werden. Es greift die neoliberale Logik des selbstverschuldeten Scheiterns, die der Aufrechterhaltung bestehender Herrschaftsverhältnisse in die Hände spielt. „Wenn für sie [für die ‚normalen' Gesellschaftsmitglieder, Hervorhebung im Original] bereits Wirklichkeit ist, was es aus der Sicht feministischer Kritik allererst zu erreichen gilt, könnte man durchaus von einer Krise feministischer Kritik sprechen," so Wetterer in ihrem Fazit, in dem sie – Stichwort Rückvermittlung – außerdem beanstandet, dass feministische Kritik für das diskursive Alltagswissen der von ihr so bezeichneten, „normalen Gesellschaftsmitglieder" kaum noch anschlussfähig sei (Wetterer 2014: 236).

1 Vgl. z. B. Klinger 2014: 83ff., Thelen 2014: 23ff., Hess 2005. Vgl. außerdem die Sammelbände Aulenbacher u. a. 2014 und Aulenbacher/Wetterer 2009.

2 Angesprochen ist die Kritik, die bei der von marxistischen Feminist_innen übernommenen Forderung ansetzt, den Grundlagencharakter anzuerkennen, den Reproduktionsarbeit in Bezug auf kapitalistische Produktionsverhältnisse hat. Vgl. z. B. Dalla Costa 1978, Glazer 1993, Federici 2012: 11ff., Haug 1994, Biesecker/Winterfeld 2013.

Der Blick auf die im Bereich der Angehörigenpflege geleistete informelle Arbeit[3] erlaubt es nun, strukturell bedingte Benachteiligungen sichtbar zu machen und zu zeigen, inwiefern sich auf der Ebene der Alltagspraktiken eben keineswegs davon sprechen lässt, dass sich an die Kategorie Geschlecht gebundene Herrschaftsverhältnisse in Auflösung befänden. Die Aufmerksamkeit richtet sich im Folgenden aber nicht auf die Krise der feministischen Kritik oder ihre Bewältigung. Vielmehr wird den Fragen nachgegangen, wie informelle Arbeit im Bereich der häuslichen Pflege organisiert ist, wie ihre Vernutzung funktioniert – und wie ökonomische und ethisch-moralische Diskurse ineinandergreifen, um auf bestimmte Formen von Rationalität hinauszulaufen.[4] Dass dieses Zusammenspiel nichts Geringeres tangiert als die Frage nach Leben und Tod, lässt sich vorab mit diesem Fragment aus dem medizinisch geprägten Alltagsdiskurs zur aktiven Sterbehilfe andeuten: In einem auf „Deutschlandfunk Kultur" gesendeten Beitrag spricht sich der dort als „Kämpfer für ein selbstbestimmtes Leben und Sterben" vorgestellte Arzt Michael de Ridder gegen lebensverlängernde Maßnahmen aus und gibt zu bedenken, „dass Menschen, die eigentlich sollten sterben dürfen, vor allem alte, hochbetagte Menschen, dass die noch aus Gründen, die wir jetzt diskutieren könnten, nämlich ökonomischen Gründen, sozusagen doch noch am Leben gehalten werden" (DFK 2017).

Care-Logiken – die Alltagsebene

Der Fokus meines Beitrags ist unter anderem deshalb auf die informelle Pflegearbeit gerichtet, weil mir an diesen Bereich geknüpfte Logiken in ganz unterschiedlichen Feldern immer und immer wieder begegneten. Das Sprechen über *Elder Care* kommt nicht ohne moralische Positionierung aus und es provoziert entsprechende Aussagen. So machte die im Zuge einer größeren Feldforschung untersuchte Gruppe postjugoslawischer Zuwanderer_innen (Röthl 2009) für sich geltend, die Aufnahmegesellschaft würde sie ob ihrer „besseren" Familienstrukturen beneiden. Stärker als über andere Beispiele untermauerten diese Interviewpartner_innen ihre Annahme mit der definitiv distinktiven Selbstzuschreibung, dass es für die eigene Gruppe keine Option sei, Angehörige in Altenheime abzuschieben.

3 Der Begriff der informellen Arbeit wird hier verwendet, um den qualitativen Unterschied zwischen bezahlter und (weitgehend) unbezahlter Arbeit zu kennzeichnen. Ich danke Klaus Schönberger aber für den Hinweis, den Begriff der „affektiven Arbeit" (vgl. Hardt/Negri 2004: 126ff., Hardt 2004) theoretisch einzubeziehen, denn so konnten auch die materialistisch-feministischen Einwände berücksichtigt werden, dass mit diesem Begriff Bereiche der unbezahlt geleisteten Reproduktionsarbeit ausgespart bleiben, der geschlechtsspezifische Gehalt verschiedener Arten von Arbeit ignoriert und das subversive Potenzial des feministischen Begriffs der Reproduktionsarbeit aufgehoben würde (vgl. dazu z. B. Federici 2012: 48f.).

4 „Rationalität" soll die Aufmerksamkeit hier auf die Veränderlichkeit und das Geworden-Sein dessen lenken, was zu bestimmten Zeitpunkten als vernünftig und selbstverständlich erachtet wird; mit dem Begriff ist keinesfalls in die Kerbe des Gegensatzpaares Vernunft – Gefühl geschlagen.

Die im Titel angesprochene Erkenntnis, dass *Care*-Arbeit der Logik innerfamiliärer Tauschgeschäfte unterliegen kann, drängte sich hingegen bei der Feldforschung zur Tiroler Privatvermietung auf: Herr Ladstädter, ein Lienzer Optikermeister, wies darauf hin, dass Renten und Pflegegelder neben den Einkünften aus der Landwirtschaft und der Zimmervermietung einen entscheidenden Anteil der Familienbudgets im strukturschwachen Bezirk ausmachten. Mehr als einmal sei in seinem Laden zum Beispiel darüber debattiert worden, ob sich die neue Brille oder das „4000 Schilling teure Hörgerät für den Opa oder die Oma schon noch rentiert" (Informelles Gespräch, 24.07.2013; Röthl 2018: 369). Tatsächlich hatte sich ein beträchtlicher Anteil der für dieses Forschungsprojekt interviewten Frauen über gewisse Zeitspannen hinweg wie selbstverständlich um pflegebedürftige Angehörige gekümmert. Dass die Übernahme der Pflege ökonomisch motiviert war, thematisierten sie nicht, sie gingen aber davon aus, dass sie mit der Pflege „Vorab-Leistungen" – diverse Hilfestellungen in Form von Geld oder Arbeitskraft oder die Überschreibung von Besitz – oder ein zukünftiges Erbe zu vergelten hätten. Dies traf auch auf die Vermieterin Maria Neunerl aus Alpbach zu. Zu Vermietungstätigkeit und Reproduktionsarbeit (zwei Kinder, eines davon mit Down Syndrom) kam für sie Ende der 1990er Jahre die Pflege der Schwiegereltern hinzu, zu denen sie alles andere als ein gutes Verhältnis hatte. Frau Neunerl: „Die [die Schwiegereltern] haben sogar bei der Übergabe reingeschrieben, sie müssen in Liebe und Würde gepflegt werden, obwohl dass ich nie Liebe und Würde bekommen habe. So quasi, das ist ganz normal" (Interview 29.07.2011).

Ergebnis dieser Forschung war es, dass die von der Tiroler Landesregierung stark geförderte Form der touristischen Beherbergung das Kernfamilienmodell mit männlichem Hauptverdiener stützt – und es dies vereinfacht, auf informelle und vornehmlich von Frauen geleistete Arbeit zuzugreifen. Für das Feld *Elder Care* zeichnete sich damals ab, dass es einen hohen Grad an persönlicher Involviertheit mitzudenken gilt, denn selten ist bei einem Thema so absehbar, dass es einen früher oder später selbst tangieren wird. So lag der Schluss nahe, dass in Diskursen um *Elder Care* stets auch die Qualität unserer letzten Schwellenphase verhandelt wird. Unter heuristischen Gesichtspunkten musste aber gleichzeitig berücksichtigt werden, dass die in *Care*-Regimen produzierten, dispositiven Bedingungen ihrerseits auf die Wahrnehmung und Beurteilung dessen wirken, was wir für ‚qualitativ angemessen' und moralisch vertretbar halten.

Das Ineinandergreifen ökonomischer und ethisch-moralischer Diskurse und die Grenzen von Ansprüchen

Auf das Thema Pflege bezogene Rationalitätskonzepte orientieren sich gleichzeitig an ökonomischen und ethisch-moralischen Diskursen und sind gouvernemental determiniert. Frau Neunerl sagte im Interview, es habe im Ort damals kein Altersheim gegeben. Ein solches existiert in Alpbach nach wie vor nicht. Der Bürgermeister rechtfertigte dies mit der Feststellung, es sei aufgrund der „bäuerlich gebliebenen

Familienstrukturen ja Gott sei Dank fast immer möglich, alte Leute daheim zu behalten" (informelles Gespräch 21.08.2017). Die Chiffre der „bäuerlichen Familienstruktur" hat mit der sozialen Realität freilich nichts zu tun, sie wirkt aber mit langem Arm auf Vorstellungsbilder zu Geschlecht und auf entsprechende Rollenerwartungen. Dies veranlasste dazu, über Möglichkeiten der Rückvermittlung nachzudenken. Bei Workshops mit Feldakteur_innen (Beobachtungsprotokoll 18. Mai 2016) sollte sich später zeigen, dass mit dem Hinweis auf das eigentliche Grundproblem – nämlich die schon erwähnte Trennungsstruktur zwischen bezahlter Produktionsarbeit und unentgeltlich ausgenutzter Reproduktionsarbeit – nicht weiterzukommen war, dass das Thema Pflege aber äußerst geeignet war, mit Menschen über Geschlechtergerechtigkeit und somit auch über Verteilungsgerechtigkeit ins Gespräch zu kommen. Bei solchen Gesprächen wurde augenfällig, dass Pflege die Frage nach den Grenzen von Ansprüchen provoziert und in die Analyse eine Widersprüchlichkeit einzubeziehen ist, die sich mit Michel Foucault als „ein endliches System angesichts einer unendlichen Nachfrage" umreißen lässt: Michel Foucault diskutierte im Jahr 1983 mit Robert Bono, damals ein Vertreter des französischen Gewerkschaftsbundes, über Gesundheitsbedürfnisse und damit verbundene Kosten. Es wird darauf zurückzukommen sein, dass Foucault dabei die Grenzen von Ansprüchen mit der Frage nach der Qualität des Verhältnisses zwischen Individuum und Staat in Verbindung brachte:

> „Und wenn die Autorität verkündet: ‚Darauf haben Sie kein Anrecht mehr' (…) man wird Sie sterben lassen …' dann stellt sich für das Individuum die Frage nach der Qualität seines Verhältnisses zum Staat, und es spürt nunmehr seine Abhängigkeit gegenüber einer Institution, deren Entscheidungsmacht es bis dahin nicht so recht verstanden hatte" (Foucault 2005: 444f.).

Leidensdruck, endliche Systeme und das Verhältnis zwischen Individuum und Staat

Von Januar bis Mai 2016 führte ich eine Einzelfallstudie in einem Haushalt in Bristol durch, in dem der 70-jährige Albert Dart seine an Alzheimer erkrankte Frau Susan pflegte. Im Zuge dieser Untersuchung bestätigte sich der Eindruck, dass das Thema Pflege ein Türöffner für die Auseinandersetzung mit Geschlechter- und Verteilungsgerechtigkeit sein kann. Dies ließ sich letztlich in die These überführen, dass durch *Care*-Arbeit hervorgerufener Leidensdruck Menschen dazu veranlasst, Geschlechternormen und Rollenvorgaben infrage zu stellen. Durch den mit Albert und Susan geteilten Alltag begann ich außerdem zu verstehen, was Michel Foucault mit „unendlicher Nachfrage" gemeint haben mag: Alberts Leidensdruck speiste sich maßgeblich aus der Angst, nicht das Bestmögliche für Susan tun zu können. Da die Darts wohlhabend waren, konnte Albert, dies – subjektiv und von außen betrachtet – sehr wohl. Für ihn selbst konnte es diesbezüglich aber keine ein ‚Gut Genug' markierende Grenze geben. Diese Logik lässt sich insofern auf eine allgemeinere Ebene bringen, als dass wir weder für die Menschen, die uns emotional nahestehen, noch für uns selbst

eine solche Grenze denken wollen – was aber eben in scharfem Widerspruch zu den Möglichkeiten „endlicher Systeme" (der Volkswirtschaft, des Staates etc.) steht. Hier ließ sich eine Schnittstelle identifizieren, an der ethisch-moralische und ökonomische Diskurse in Abhängigkeit zueinander treten, um auf bestimmte Formen von Rationalität hinauszulaufen.

Staatlichen Institutionen bleibt in Bezug auf die Festlegung der eben erwähnten Grenzen aus pragmatischen Gründen nur der Weg über das proklamierte Allgemeinwohl. Die Möglichkeit, ein solches plausibel zu machen, spielt jedoch wiederum mit dem zusammen, was zu gegebenen Zeitpunkten als vernünftig, nützlich oder unabwendbar deklariert werden kann und so per se an – stets im Wandel befindliche – Rationalitätskonzepte gebunden ist. Dass es die Veränderung von Rationalitätskonzepten im Auge zu behalten gilt beziehungsweise auch die Interessen, vor deren Hintergrund diese Veränderung geschieht, wurde im Zuge einer kürzlich abgeschlossenen Untersuchung zum bundesdeutschen *Care*-Regime sehr deutlich. Ihr lagen die Fragen zugrunde, wie staatliche Institutionen haushalten, um ihre Beziehungen zu Einzelnen möglichst nicht zu gefährden und wie sich Effekte dessen auf ökonomische Handlungsfelder des so genannten ‚privaten' Bereichs niederschlagen. Das eben noch einmal angesprochene Verhältnis zwischen staatlicher Institution und Individuum ließ sich bei der Umsetzung dieser Forschung übrigens sehr leicht in den volkskundlichen Kontext überführen: Es war Konrad Köstlin, der anmerkte: „Für den, der Heimat ‚besaß', bedeutete dies einen Versorgungsanspruch durch die Gemeinde im Alter oder bei Krankheit." Köstlin erwähnte Altkanzler Helmut Kohl, dem als Ehrenbürger seines Ferienortes St. Gilgen am Wolfgangsee jederzeit ein kostenloser Platz im örtlichen Altersheim zugestanden hätte (Köstlin 1996: 329).

Das bundesdeutsche Care-Regime

Bei der 1995 eingeführten deutschen Pflegeversicherung handelt es sich um ein Format, dessen gesetzliche Richtlinien zahlreiche Male angepasst wurden. Aus ebenso zahlreich durchgeführten Evaluierungen (zum Beispiel Deutscher Bundestag 2016; BMAS 2017; TNS Infratest 2017) geht deutlich hervor, dass gouvernementale Techniken darauf abzielen, die Pflege noch stärker ins so genannte ‚Private' zu verlagern und dass darauf ausgerichtete Maßnahmen, im Moment etwa jene zur Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Pflege, eindeutig vor einem Kosten-Nutzen-Hintergrund ergriffen werden – immerhin ergeben sich für die Pflegeversicherung durch Zuzahlungen für ambulante Dienste und Heimunterbringungen sehr viel höhere Kosten als durch die Variante ‚ausschließlich Pflegegeld'.

Im Folgenden einige Zahlen: Von den rund drei Millionen deutschen Pflegebedürftigen leben bereits 73 Prozent in privaten Haushalten. Zwei Drittel von ihnen leben mit Angehörigen als Hauptpflegepersonen. Für 60 Prozent von ihnen gilt, dass die Pflegearbeit nicht von professionellen Pflegekräften unterstützt wird – in wiederum 70 Prozent aller Fälle wird diese Arbeit von *weiblichen* Familienangehörigen

geleistet. Nur ein geringer Prozentsatz dieser Frauen, nämlich 13,7 Prozent ist rentenversichert. Der Anteil, der in Arbeitslosen-, Kranken- oder Pflegeversicherungen einbezahlt, liegt im Promillebereich.[5] Zu Verbesserungen sollte hier das Anfang des Jahres 2017 in Kraft getretene, zweite Pflegestärkungsgesetz führen. Dieses ersetzte allerdings auch Pflegestufen durch Pflegegrade, die sich nun – anders als bisher – nicht mehr am Zeitaufwand für die Pflege, sondern am Grad der Selbstständigkeit der zu Pflegenden orientieren. Diese Maßnahme zielt auf die Stärkung von Autonomiegefühlen, es erschwert aber auch die Messbarkeit der informellen Pflegearbeit, was verleitet, Kalkül nahezulegen: Pflegende tun eventuell ganz gut daran, nicht in Stunden zu rechnen, denn während der Mindestlohn für Pflegehilfskräfte in Deutschland bei 10,20 Euro im Westen und 9,50 Euro im Osten liegt (Arbeitgeberverband Pflege 2018), kommt die Pflegeperson eines Härtefalles zum Beispiel nicht über vier Euro hinaus.[6] Unter dem Strich bleibt also wenig – was dem Gesetzgeber ebenso bekannt ist, wie der Umstand, dass Pflegearrangements ohne professionelle Hilfe am häufigsten dort gewählt werden, wo sozialer Status, Einkommen und Bildungsgrad niedrig sind (TNS Infratest 2017: 50f.). Gewusst wird auch, dass die Angehörigenpflege mit einem erhöhten Armutsrisiko einhergeht und in einem eindeutigen Verhältnis zu Einkommensminderung und Arbeitsplatzverlust steht (BMAS 2017: XIX, 381, 448; vgl. Götz/Lehnert 2016). Knapp die Hälfte der Pflegepersonen, die bei Pflegeantritt noch einer Erwerbstätigkeit nachgehen, müssen diese einschränken oder ganz aufgeben (TNS Infratest 2017: 58ff.).

Was im Beispiel aus dem Bezirk Lienz weiter oben bereits anklang, zeigten die empirischen Daten hier deutlich: Die Variante ‚nur Pflegegeld' wird gewählt, damit dieses in Familienbudgets aufgehen kann. Die Entscheidung für häusliche Pflege fällt vielfach vor dem Hintergrund, dass man sich die Zuzahlung für einen Heimplatz nicht leisten kann oder will oder weil – wie es ein Interviewpartner in Anspielung auf die Wechselseitigkeit von Pflegeregress und potenziellem Erbe formulierte „dann auch die Chance bestehen bleibt, dass vom Geld und vom Besitz noch ein bisschen etwas übrig bleibt" (Interview 23.08.2017). Wie für die in Tirol interviewten Vermieterinnen gilt also, dass die Pflegearbeit nicht zwangsläufig als eine ohne oder nur mit minimalem Entgelt geleistete Arbeit zu betrachten ist. Weil jedoch der ökonomische Charakter des Tauschgeschäftes ‚Pflege gegen Erbe' verdeckt bleiben muss, kann der Gegenwert für die Pflegearbeit nicht als Lohn für geleistete Arbeit in Erscheinung treten. Erschwerend kommt hinzu, dass Arbeitsmarkt und Geschlechternorm zum aktuellen Zeitpunkt noch immer so ineinandergreifen, dass es aus der Sicht Einzelner ökonomisch sinnvoll scheint, wenn es die Frau ist, die den Erwerbsverlauf zugunsten der Pflegearbeit unterbricht.

5 Alle genannten Zahlen basieren auf TNS Infratest 2017, Kapitel 3.

6 Das Pflegegeld eines Härtefalls liegt bei 901 Euro pro Monat (Deutsches Medizinrechenzentrum 2018). Wird mit 8 Arbeitsstunden pro Tag gerechnet, ergibt sich ein Stundenlohn von 3,75 Euro.

Im aktuellen Armutsbericht heißt es, die Pflegeversicherung böte Pflegenden umfangreiche Unterstützung (BMAS: XXXV). In Wahrheit scheint das mehr als ausbaufähig: Einen Anspruch auf Familienpflegezeit hat zum Beispiel nur, wer in einem Betrieb mit mehr als 25 Beschäftigten arbeitet. Vergütungsansprüche enden hier ebenso wie der Versicherungsschutz, der Lohnausfall wird lediglich durch ein zinsloses Bundesdarlehen abgefedert (TNS Infratest 2017: 29; Deutscher Bundestag 2016: 57). Vor dem skizzierten Hintergrund wäre hier nun eigentlich mit unzufriedenen Feldakteur_innen mit erschüttertem Verhältnis zum Staat zu rechnen gewesen. Diese skandalisierten ihre Lage jedoch kaum und es ließen sich nur spärlich Daten der Kategorie ‚Rufe nach Vater Staat' erheben. So war zum Ergebnis zu kommen, dass gouvernementale Praktiken greifen und eine Allianz mit etwas eingehen, das sich in punkto Rationalität bereits als Verschiebung lesen lässt: Angesprochen ist die im Feld zumindest implizit vertretene Auffassung, dass es Ressourcen aus dem so genannten privaten Bereich zu kompensieren haben, wenn Pflegebedürftigkeit einst die Nützlichkeit der eigenen Person in ihr Gegenteil verkehren sollte.

Grenzen überschreiten – zwei Schlusspunkte

In Bezug auf den Aspekt der Nützlichkeit lässt sich hier ergänzen, dass sich alternde und pflegebedürftige Körper Konsumnormen nicht per se entziehen (Endter/Kienitz 2017: 19) und Pflegebedürftige in der Rolle von Konsument_innen sehr wohl auf Funktionalität hinauslaufen. In Anbetracht der Wechselseitigkeit von Nützlichkeit und Rationalität lässt sich so auf die Frage nach Grenzen und auf die eingangs zitierte Aussage Michael de Ridders zurückkommen: Heute seien es, so impliziert De Ridder, ökonomische Gründe, die Leben legitimierten. Auch wer selbst mit der Vorstellung eines selbstbestimmtem Sterbens sympathisiert, wird so schwerlich der Frage entkommen, mit der sich ein erster Schlusspunkt setzen lässt: Im Raum steht Frage, welche Rationalität sich ausbilden wird, sobald ökonomische Argumente beginnen, einer realen Grundlage zu entbehren beziehungsweise welche Grenzen sich dann als im Sinne des Allgemeinwohls liegend proklamieren, ziehen und – aus heutiger Sicht – überschreiten lassen.

Zum eigentlichen Schlusspunkt ist jedoch über einen Sachverhalt zu kommen, der zeigt, wie planvoll die Ausbeutung informeller Arbeit angelegt ist und dass diese längst volkswirtschaftlicher Faktor ist. Seit einiger Zeit werden offenbar sogar Daten zum Ausmaß jener unbezahlten Arbeit erhoben, die im Bereich der stationären Altenpflege geleistet wird (TNS Infratest 2017: 278f.). So fällt das Fazit mit einem Plädoyer für die Sichtbarmachung der Leistung informeller Arbeit und für Formen der Rückvermittlung zusammen, die Menschen dazu ermutigt, Grenzen im positiven Sinne zu überschreiten: Gemeint sind die Grenzen zu politischen Feldern, in denen die Kämpfe um die Verteilung der Ressourcen „endlicher Systeme" stattfinden – und es ist unter anderem die Qualität des Verhältnisses zwischen Individuum und Staat, die sich dazu in den Ring werfen lässt.

Literatur

Arbeitgeberverband Pflege: http://www.arbeitgeberverband-pflege.de (24.02.2018).

Aulenbacher, Brigitte u. a. (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. (Soziale Welt Sonderband, 20). Baden-Baden.

Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.) (2009): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 25). Münster.

Biesecker, Adelheid/von Winterfeld, Uta (2013): Geld, Wachstum und gutes Leben. In: Wege vorsorgenden Wirtschaftens. Marburg, S. 257–275.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2017): Lebenslagen in Deutschland. Fünfter Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Köln.

Dalla Costa, Mariarosa (1978): Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. Berlin.

Deutscher Bundestag (2016): Sechster Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Pflegeversicherung und den Stand der pflegerischen Versorgung in der Bundesrepublik Deutschland. O. A. d. O.

Deutschlandfunk Kultur: Mediziner und Autor Michael de Ridder. Kämpfer für ein selbstbestimmtes Leben und Sterben. Radiobeitrag 23.08.2017.

Deutsches Medizinrechenzentrum: https://www.dmrz.de/pflege-staerkungs-gesetz-psg-ii-pflegegeld-pflegesachleistungen-2017-2018.html (26.02.2018).

Endter, Cordula/Kienitz, Sabine (2017): Alter(n) in Beziehungen. Eine Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten (Aging studies, 10). Bielefeld, S. 9–23.

Federici, Silvia (2012): Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution (Edition Assemblage). Münster.

Foucault, Michel (2005): Ein endliches System angesichts einer unendlichen Nachfrage. In: Defert, Daniel/Ewald, Francois (Hrsg.): Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Band IV 1980–1988. Frankfurt/M., S. 440–461.

Glazer, Nona Y. (1993): Women's paid and unpaid labor. The work transfer in health care and retailing (Women in the polical economy). Philadelphia.

Götz, Irene/Lehnert, Katrin (2016): Präventive Vermeidung von Altersarmut. In: Pohlmann, Stephan (Hrsg.): Alter und Prävention. Wiesbaden, S. 85–106.

Hardt, Michael (2004): Affektive Arbeit. In: Atzert, Thomas/Müller, Jost (Hrsg.): Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire. Münster, S. 175–189.

Hardt, Michael/Negri, Antonio (2004): Multitude. Krieg und Demokratie im Empire. Frankfurt/M.

Haug, Frigga (1994): „Arbeit". In: Haug, Frigga/Wolfgang, Fritz (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band. 1. Hamburg, Berlin, S, 401–422.

Hess, Sabine (2005): Arbeit aus Liebe – Liebe = Lohnarbeit? Zu den Grenzen und Tendenzen der globalen Ökonomisierung von Sorgearbeit. In: Fenske, Michaela/Eggeling, Tatjana (Hrsg.): Geschlecht und Ökonomie (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen Bd. 21). Göttingen 2005, S. 173–191.

Informelles Gespräch, geführt am 21.08.2017, Telefonat mit Markus Bischofer.

Informelles Gespräch, geführt am 24.07.2013 mit Uwe Ladstädter in Lienz.

Interview mit Horst Holsten (anonymisiert), Jg. 1975, geführt am 23.08.2017, in Kiel.

Interview mit Maria Neunerl (anonymisiert), Jg. 1955, geführt am 29.07.2011 in Alpbach.

Klinger, Cornelia (2014[2013]): Krise war immer … Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in Sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna u. a. (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 37). Münster, S. 82–104.

Köstlin, Konrad (1996): „Heimat“ als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 99, S. 321–338.

Röthl, Martina (2009): Was heißt hier Balkan? Ex- bzw. postjugoslawische ZuwandererInnen in der Marktgemeinde Telfs. Selbst- und Fremdzuschreibungen nach ‚ethnischen‘ Kategorien. Magisterarbeit. Innsbruck.

Röthl, Martina (2018): Tiroler Privat(zimmer)vermietung. Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. Aneignungsweisen. Münster.

Thelen, Tatjana (2014): Care/Sorge. Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen. Bielefeld.

TNS Infratest Sozialforschung im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit (2017): Studie zur Wirkung des Pflege-Neuausrichtungs-Gesetzes (PNG) und des ersten Pflegestärkungsgesetzes (PSG I). München.

Wetterer, Angelika (2014 [2013]): Das erfolgreiche Scheitern feministischer Kritik. Rhetorische Modernisierung, symbolische Gewalt und die Produktion männlicher Herrschaft. In: Appelt, Erna u. a. (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 37). Münster S. 246–266.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 205–212.*

Malte Völk

Care-Arbeit als Mikroökonomie: im Spiegel privater Tagebücher

Einleitung

In aktuellen Diskussionen, die Ökonomie gesellschaftlich denken, wird das Schlagwort der *Care*-Arbeit immer wichtiger. Jene lange kaum ernst genommenen Formen von Arbeit, oft mit emotionaler Prägung, stärker anzuerkennen und aufzuwerten, ist eine besonders von feministischer Seite angestoßene Idee, die zunehmend auch weiterführend auf Interesse stößt (Nussbaum 2002; Noddings 2009). Können sich auch jenseits der Anforderungen in Pflege und Betreuung menschliche Bedürfnisse enger mit dem wirtschaftlichen Handeln verbinden? Man mag in Frage stellen, ob ein derart mikrologisch fundiertes Verständnis wirtschaftlicher Zusammenhänge (Winker 2015) das Primat des Erzeugens von Mehrwert überwiegen kann. Doch lohnen tut der Blick auf das *Care*-Dispositiv allemal – schließlich berührt er neben einer Veränderung von Arbeitskulturen und den demographischen Umstrukturierungen auch den Komplex der Arbeitsmigration insbesondere von Laienpflegern.

Der folgende Beitrag möchte häusliche *Care*-Arbeit, die sich zwischen den Polen Pflege und Hilfe[1] bewegen kann, aus kulturanthropologischer Perspektive diskutieren, und zwar ausgehend von der Analyse privater Tagebücher. Folgende Fragen sollen dabei leitend sein:

— Wie werden die ökonomischen Implikationen von privater Care-Arbeit in Tagebüchern beschrieben und reflektiert, etwa angesichts von Pflegesituationen wie hohem Alter/Demenz/Krankheit in der Familie?
— Wie wird diese Arbeit in Bezug gesetzt zu anderen Tätigkeiten und Ressourcen; welche Konflikte treten dabei auf?
— Lassen sich solche Darstellungen zusammendenken mit den genannten gesellschaftlichen Aspekten der *Care*-Arbeit?

Für die Wahl von Tagebüchern als empirischem Material sei zunächst eine Begründung gegeben, die kulturgeschichtlich ausgreift.

1 Zu einer genaueren sozialwissenschaftlichen Differenzierung von Pflege und Hilfe vgl. Brandt/Haberkern 2008.

Tagebuch als Gattung und Dokument

Das heutige Tagebuch gilt als privates, intimes „Buch der Seele" (Schönborn 1999)[2], als „der papierene Freund" (Messerli 2001) und als fragile, schwer greifbare Gattung[3] – war allerdings in seinen Anfängen zunächst ein eher robustes Instrument des Wirtschaftens (Dusini 2005: 70). Das Verzeichnen von monetären Einnahmen und Ausgaben stellte historisch zuerst den Sinn von Tagebüchern dar. Die kompakte Verbindung zwischen zwei der wichtigsten kulturellen Grundpfeilern – der Unterteilung von Zeiteinheiten und der schriftlichen Aufzeichnung – ist mithin durch die praktischen Notwendigkeiten der kapitalistisch-alltäglichen Wirtschaftsform gestiftet worden. Als Idee ist diese Verbindung sicher auch aufgrund ihrer Einfachheit so tiefgreifend und nachhaltig erfolgreich. Ist es doch gerade diese Einfachheit, durch die Tagebücher quasi universell gestaltet und eingesetzt werden können. Daraus entstand, in enger Anlehnung an frühe Kalenderbücher, schließlich das bürgerliche Tagebuch, dem ja auch oft noch etwas zu eigen ist, was man ein seelisches Bilanzieren nennen könnte (Holm 2008; Pestalozzi 1982). Bezieht sich dieses Bilanzieren nun üblicherweise auf die persönliche Entwicklung der Gefühlslage, so ergibt sich wiederum eine Rückbindung an das wirtschaftende Erbe des Tagebuchs, sobald der oben genannte Komplex der *Care*-Arbeit darin reflektiert wird. Es entsteht dann eine brisante Mischung, in der oft über Jahrzehnte gewachsene Bindungen notwendigerweise auch unter dem Gesichtspunkt der Wirtschaftlichkeit betrachtet werden: Wie viel Zeit und Mühe wendet man auf? Darf man diese Frage überhaupt stellen? Für solche Überlegungen bieten Tagebücher einen Resonanzraum, weil sie relativ frei von gesellschaftlichen Reglementierungen und sozialer Rücksichtnahme geführt werden können.

Analysen

Ich möchte drei Tagebücher vorstellen, die aus verschiedenen Epochen stammen und in denen *Care*-Arbeit aus einer Innenperspektive thematisiert wird. Aus ihnen lässt sich jeweils ein spezifisches Verhältnis von Ökonomie und Emotionalität ableiten, so dass die Frage nach diesem Verhältnis eine Klammer bilden wird. Am Ende werde ich daraus allgemeinere Thesen entwickeln, die ihre Rückbindung an das Medium Tagebuch behalten sollen. Abschließend stellt sich die Frage danach, inwieweit die Untersuchung solcher Quellen für eine kulturwissenschaftliche Erkenntnisbildung ertragreich ist.

Das erste dieser Tagebücher stammt aus dem 19. Jahrhundert und ist verwahrt in der Wiener Sammlung Frauennachlässe (die wiederum Teil ist eines kürzlich enger geknüpften Netzwerkes europäischer Tagebucharchive, zu dem neben den romanischen Impulsgebern unter anderem auch das Deutsche Tagebucharchiv in

2 Vgl. auch Spies 2009: 40–52.

3 Vgl. etwa die schon länger andauernde Debatte über die sozialwissenschaftliche Verwendung von nicht nur Tagebücher umfassenden sogenannten *Ego-Dokumenten* – Schulze 1996; Peters 1993.

Emmendingen gehört). Dieses erste hier betrachtete Tagebuch ist in einer Edition erschienen, kommentiert und kulturwissenschaftlich sowie historisch umfassend kontextualisiert von Nikola Langreiter (2010), worauf die folgende Analyse sich immer wieder stützen wird. Die Diaristin Barbara oder Wetti Teuschl – der Nachname ändert sich durch verschiedene Eheschließungen, wird aber hier zur Darstellung einheitlich belassen – hat von 1851–1944 hauptsächlich in Krems und Wien gelebt und dabei, soweit es bekannt ist, über 15 Jahre hinweg von 1870 bis 1885 Tagebuch geführt.

Diese wirtschaftlich bürgerliche, zeitweise ins kleinbürgerliche abrutschende Existenz ist geprägt von ökonomischen Kämpfen, die im Tagebuch ebenso differenziert reflektiert werden wie die emotionalen Bewegungen der jungen und erwachsen werdenden Frau. Bemerkenswert ist dabei zunächst, wie sie gegen den Widerstand ihrer Eltern eine Liebesheirat durchsetzt. Ihr Ehemann erweist sich dann allerdings als wirtschaftlich, genauer gesagt im Einzelhandel, glücklos: Geschäftsaufgaben, Umzüge und Kredite sind die Folgen. Der prekäre Versuch, mit kleinteiligem Handel über die Runden zu kommen, ist epochentypisch – mangelndes Eigenkapital führt in Abhängigkeit, Umsatzschwankungen schlagen sofort durch. Die Wirtschaftskrise im Anschluss an den Wiener Börsenkrach 1873 fordert Tribut, während der Mann offenbar den Schwierigkeiten kaum etwas entgegensetzen kann und sich immer öfter ins Wirtshaus flüchtet – so die Klage Teuschls.

Die junge Teuschl hatte also mit dieser glücklich-unglücklichen Eheschließung die Erfahrung gemacht, dass Emotionen und Ökonomie sich durchaus im Wege stehen können. Vielleicht liegt hier ein Grund dafür, dass sie ein Gespür für das Verhältnis von *Care*-Arbeit zu Lohnarbeit entwickelt.

Es wird insgesamt viel gerechnet in diesem Tagebuch. Das ökonomische Denken ist Teuschl nicht fremd. Immer wieder finden sich detaillierte Abwägungen von Ausgaben, Einnahmen, Schulden und daran anknüpfende Überlegungen. Teilweise ist sie auch in die Unternehmungen ihres Mannes involviert, verausgabt sich mit Hilfsdiensten und steht insgesamt nicht abseits bei den geschäftlichen Fragen.

Auch bei Krankheiten im Familienkreis wird stets sogleich die Kostenfrage erörtert, mit Angaben der Ausgaben etwa für verschiedene Ärzte. Schlüssig ist dann auch ihr Plan, die berufliche Eigenständigkeit im medizinischen Feld zu wagen. Sie besteht die Aufnahmeprüfung für eine Ausbildung zur Hebamme. Den Lehrgang muss sie jedoch abbrechen, weil ihr Mann erkrankt und von ihr gepflegt werden muss. So beklagt sie am 6. April 1877: „Alles aus und vorbei (…) mein Plan vernichtet aus mit dem ganzen Curs, mit den Worten: Johann hat die Blattern bekommen“ (96). Sie müsse nun wochenlang in seiner Nähe bleiben und nimmt diese *Care*-Arbeit kausal als direkte Verhinderung der Aufnahme einer Lohnarbeit wahr.

Acht Jahre nach diesem Abbruch ihrer beruflichen Pläne erkrankt ihre Mutter an Krebs und liegt bald im Sterben, so dass Teuschl erneut für Monate intensive *Care*-Arbeit leistet. Sie bezeichnet die Tätigkeit zwar als „lange aufopfernde Pflege“ (126), hadert aber damit, sich die Belastung einzugestehen oder gar zu klagen. Schwierig sei nur, beteuert sie, die emotionale Seite: Mut zusprechen zu müssen, obwohl keine

Hoffnung mehr bestehe, empfinde sie etwa als Selbstaufgabe – zumal dieser ganze Bereich gesellschaftlich tabuisiert sei. Sie könne mit niemandem darüber sprechen, etwa wie belastend es sei, die Mutter wie „ein kleines Kind" (125) mit Windeln versorgen zu müssen.

Die Tabuisierung ist so stark, dass sie diesen Umstand beschreibt als „dieß schreckliche Geheimniß" (125) in das sie niemanden einweihen könne – mit Ausnahme eben des Tagebuchs. Sie sei auch von niemandem, etwa aus der Ärzteschaft, darauf vorbereitet worden. Sie verausgabt sich offenbar völlig und resümiert am Ende „so stehe ich da zerfallen mit allem zweifelnd an allem, die Zukunft so sehr traurig, die Vergangenheit voll Täuschungen kämpfend mit dem Herzen voll begehrender Liebe und entsagender Pflicht" (125f.). Mit dem Tod der Mutter bricht das Tagebuch ab.

Der weitere Verlauf ihres Lebens scheint von diesen Erfahrungen mit emotionalen und ökonomischen Implikationen von *Care*-Arbeit stark geprägt zu sein. Eher anekdotisch ist da noch der Hinweis, dass sie nach dem frühen Tod ihres Mannes erneut heiratet, und zwar einen 18 Jahre jüngeren(!) Mann, der bald eine sichere Beamtenstelle bei der Eisenbahn antritt. Noch interessanter aber ist, dass sie sich später journalistisch mit *Care*-Arbeit beschäftigt. Sie fordert darin auch die Anerkennung von emotionaler Zuwendung als Arbeit – nicht im Sinne einer Lohnarbeit, aber mit einem Recht auf Erholung davon:

> „Die Frau (...) sieht sich (...) genötigt, alle Kräfte anzuspannen, sie muß das Gesicht in freundliche Falten legen, um dem heimgekommenen Manne die begehrte und gesuchte Bequemlichkeit zu bieten. Sie muß ihm aufmerksam entgegenkommen, ihm alles handgerecht darbieten, freundlich und gefällig auf seine Unterhaltung als gute Kameradin eingehen (...). Und selbst wenn es ihr bei großem Fleiß und Geschicklichkeit gelingt, ein oder zwei Stunden sich frei von Beschäftigung zu halten, ist sie dann so müde und abgespannt, daß ihr auch eine kleine Zerstreuung in Gesellschaft des Mannes oder sonstiger Nahestehender schon mehr als Pflicht erscheint denn als Vergnügen." (130)

Deutlich wahrnehmbar ist, wie viel Erfahrung in diese Sätze eingeflossen sein muss. Man kann also im Tagebuch dabei zusehen, wie die Reflexionen Früchte tragen und nach außen, in den gesellschaftspolitischen Bereich getragen werden.

Die nächste Diaristin (Dokument 1) hat ihr Tagebuch im Alter von rund 60 Jahren etwa um das Jahr 2000 ins Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen gegeben. Sie möchte es erklärtermaßen „als abschreckendes Beispiel"[4] verstanden wissen. Insoweit es ihren Töchtern gewidmet ist, soll es geradezu als konkrete Warnung vor *Care*-Arbeit dienen.

Die Verfasserin beschreibt in Rückblicken, wie sich ihre Eltern aus dem Zustand der Armut in die ökonomische Selbständigkeit hochgearbeitet haben und dabei zu einigem Wohlstand kamen. Es wird schnell klar, dass ökonomische Aspekte, durch die Eltern vorgegeben, in der Familie stark emotional besetzt waren und sind. So wur-

4 Unpaginiertes Vorwort.

de zum Beispiel stets gespart und bescheiden gewirtschaftet auch dann, wenn es nicht notwendig oder nicht einmal direkt vernünftig war.

Die Verfasserin ärgert sich darüber, dass sie sich früher habe einspannen lassen: Ihren Ausbildungslohn habe sie zuhause abgeben müssen und sei im Haushalt „stets zu Diensten" (Vorwort) gewesen. Ihren Bruder hingegen zeichnet sie als genaues Gegenbild: Er habe umgekehrt die Eltern ausgenutzt und tue dies noch heute. So habe er zwar beruflich pro forma im Geschäft der Eltern gearbeitet, dabei jedoch „eine sehr großzügige Arbeitsauffassung" (24) an den Tag gelegt.

Das Ökonomische liefert hier den Anlass, emotionale Konflikte auszuleben. Manchmal geht es bei diesen erbitterten Konflikten um Immobilien, die angeblich Millionen wert sind, manchmal geht es um ein paar Äpfel aus dem Garten der Eltern. Wirklich heikel wird es immer genau dann, wenn es um *Care*-Arbeit geht, die ja eben genau eine solche unauflösliche Verflechtung von Emotionalität mit dem Ökonomischen auszeichnet. Es ist bemerkenswert, dass die Verfasserin trotz ihrer flammenden Anklagen offenbar auch während der Niederschrift noch regelmäßig bei den hochbetagten Eltern zugegen ist und klassische *Care*-Arbeit im Sinne von Hilfe leistet. Da alle Beteiligten gemäß den geschilderten Umständen sehr wohlhabend sein müssen, gibt es dafür offensichtlich keine ökonomische Notwendigkeit.

Aus diesen Erfahrungen heraus möchte die Verfasserin ihre eigenen Töchter warnen, besonders vor ihrem Onkel, also dem erwähnten Bruder der Verfasserin. Dieser werde aller Voraussicht nach im Alter versuchen, seine Nichten für *Care*-Arbeit zu gewinnen. Eine eigene Familie, die solche Arbeiten übernehmen könnte, werde ihr Bruder wohl nicht mehr gründen, da er „schamlos" (39) sei und vorwiegend hinter jüngeren Frauen herjage, ohne sich aber je dauerhaft binden zu wollen. Er habe es daher nicht verdient, im Alter wohlwollend versorgt zu werden.

Das nächste hier betrachtete Tagebuch (Dokument 2) stammt ebenfalls aus dem Deutschen Tagebucharchiv und wurde um 2000 fertiggestellt. Der Verfasser ist zu diesem Zeitpunkt bereits seit etwa 20 Jahren pensioniert, als hoher Beamter der Polizei, wo er eine Führungsposition auf Landesebene inne gehabt hatte. Es besteht kein Zweifel an der klaren Rollenteilung zwischen ihm und seiner Frau. Diese Ehefrau wird insgesamt immer nur sehr selten und dann äußerst knapp erwähnt. Es heißt zum Beispiel unter einer Fotografie, auf der sie zu sehen ist: Sie „beherrscht ihre Rolle" (263) – die darin bestand, ihn zu repräsentativen Anlässen zu begleiten, wo sie „mit ihrer attraktiven Erscheinung stets angenehm auffiel" (263).

Wie exakt kalkuliert die Aufgaben der Frau sind, wird deutlich, als sie aufgrund einer Alzheimer-Erkrankung diese Erwartungen immer weniger erfüllen kann. So erfolgt der Verkauf des Wohnhauses und der Umzug in eine kleinere Wohnung mit der Begründung, die Frau könne die Hausarbeit nicht mehr leisten. Das kann sie bald auch nicht mehr in der kleineren Wohnung. In dem Maße, in dem seine Frau solchen Arbeiten nicht mehr nachkommen kann, scheint sie für den Verfasser geradezu als Individuum zu verschwinden. Er lässt nun oft die Wir-Form weg, wenn es etwa mit Bezug auf den Ortswechsel heißt: Ich fasste den Entschluss" (318). Als sie schließ-

lich „zum stationären Pflegefall wird“ wird bezeichnet er dies als „Ende“ ihrer jahrzehntelangen „Bindung“ (323) – und das, obwohl sie auch fünf Jahre später, zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Dokuments, noch lebt.

Es wirkt fast so, als würde sie für ihn nicht mehr existieren, da sie gewissermaßen ihren Teil der ehelichen Abmachung nicht einhalten würde: Sie leistet keine Pflege, sondern muss selbst gepflegt werden. Dabei ist auch der Verfasser inzwischen angeschlagen und kommt immer schlechter alleine zurecht.

Dafür gibt es bald eine Haushaltshilfe, von der der Diarist mit Wärme und Zuneigung spricht: Als „Lichtseite“ (319) erscheint sie ihm, „die mir immer wieder Zuversicht und Frohsinn spendet. So sehr sich auch meine Kinder um mich kümmern und mühen – sie haben ihre eigenen Familien mit all ihren Sorgen. Ihre Fürsorge tut mir durchaus gut“ (319). Aber er will nicht schwach und abhängig erscheinen, deshalb ist ihm die Lösung mit der Haushälterin als „eine Frau für alle Fälle“ (319) am liebsten.

Er schwärmt von ihren Fähigkeiten im Haushalt, und von ihrer Gesellschaft, er wird von ihr „verwöhnt“, nennt sie seine „Gesellschafterin“ (320) und denkt darüber nach, womit er sie am besten vergüten kann.

Persönliche, auch emotionale „Fürsorge“ (319) und Hilfe im Haushalt als Mehrwert von menschlichen Beziehungen – in Klarheit und Nüchternheit wird hier die Verbindung von Ökonomie und Emotionalität gesehen.

Beim ersten Tagebuch, von Wetti Teuschl, hatte die Reflexion am Ende journalistische Früchte getragen; beim zweiten Dokument kam es durch die Auseinandersetzung mit den Aufzeichnungen zu einer Abrechnung und Warnung an die Nachwelt. Der dritte Verfasser hat *Care*-Arbeit eher selbst in Anspruch genommen. Eine vergleichbare reflexive Entwicklung ist also kaum zu erwarten – aber selbst hier ist zu beobachten, wie die Tätigkeit des Tagebuchschreibens und die damit einhergehende Selbstreflexion etwas in Bewegung bringt: So wird am Ende, also in der redaktionellen Gegenwart, erklärt: „Einige sehr persönlich gehaltene Wertungen sollten in ihrem Ergebnis keinesfalls als abschätzig oder gar Diskriminierung empfunden werden. Sie entsprangen meinem Empfinden in bestimmten Situationen“ (335). Diese Unterscheidung zwischen dem „Empfinden in bestimmten Situationen“ und einem späteren Empfinden ist gerade ein Kernpunkt der Praxis des Tagebuchschreibens.

Die Aussicht auf eine solche konservierte Unmittelbarkeit macht das Tagebuch als wissenschaftliches Objekt ebenso attraktiv wie die Vermutung, dass die Verfasser sich darin quasi ungefiltert äußern, von einer gewissen Selbstzensur abgesehen weniger Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen nehmen. Hinzu kommt, weiterhin aus der Perspektive der Forschung, ein stets präsenter Doppelcharakter des Tagebuchs: Einmal kann es als Träger von Informationen dienen, also als Quelle zu bestimmten Themen oder Epochen, gleichzeitig ist es aber auch stets, besonders aus einer kulturanthropologischen Perspektive, die Tätigkeit des Tagebuchschreibens selbst, die Interesse weckt. Ist diese Art des Schreibens doch bedeutsam als eine Konstruktion oder Herausbildung von Individualität, besonders in der bürgerlichen Epoche.

Resümee

Was lässt sich nun solchen Tagebüchern entnehmen? Im Sinne des genannten Doppelcharakters der Tagebücher als Quelle und kulturelle Praxis lässt sich schließen, dass mit Blick auf die Frage nach dem Verhältnis von *Care*-Arbeit und Ökonomie eine freiere und weniger auf Konventionen Rücksicht nehmende Darstellungsweise tatsächlich vorliegt. Die Verbindung von Emotionalität mit der Sphäre des Ökonomischen zeigt sich dadurch leichter.

Care-Arbeit stellt so gesehen die Spitze eines Eisbergs dar. Sie lässt offenbar werden, dass eine gewisse Verschränkung von persönlichen Beziehungen und ökonomischen Erwägungen in der bürgerlichen Gesellschaft konstitutiv ist und vielleicht auch gar nicht wirklich vermieden werden kann. Es versteht sich, dass umgekehrt eben auch das Ökonomische emotional besetzt ist, und nicht einfach eindimensional eine ökonomische Kälte oder dergleichen des wirtschaftlich denkenden Bürgertums zu beklagen ist.

Bezieht man nun über diese Aspekte hinaus die Praxis des Tagebuchschreibens mit ein, so lässt sich ein weiter kulturgeschichtlicher Bogen schlagen. Denn die Frage nach der Bedeutung von *Care*-Arbeit auch im wirtschaftlichen Zusammenhang ist ja letztlich, unabhängig von der konkreten Rolle, immer eine nach Wertschätzung von anderen Menschen. Und diese Frage ist wiederum zurückzuführen auf ein Verständnis von Individualität, dessen moderne Ausprägung eng verbunden ist mit dem Aufkommen von Diaristik.

Wenn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schriftlichkeit allgemein zum Alltagsphänomen wird und damit auch ein Boom des Tagebuchschreibens einsetzt – durch Vorbilder wie Johann Caspar Lavater besonders angezogen – dann hat diese Konstruktion des Selbst auch etwas vom Fixieren, Vergegenständlichen und In-Besitz-nehmen.

Die emotionale Bestandsaufnahme durch eine Aufteilung des eigenen Lebens in eine Abfolge von Tagen, von tatsächlich erlebten und bei Bedarf jederzeit wieder abrufbaren Tagen, hat dabei nicht nur metaphorisch einen ökonomischen Beiklang. Denn die eingangs erwähnten monetär-buchhalterischen Anfänge der Diaristik seit der Frühen Neuzeit, die erst vereinzelt und andeutungsweise persönlichere Reflexionen enthielten, trugen in ihren Kalendern und Rechnungsbüchern zur modernen Verfestigung der so wichtigen einheitlichen Zeitstrukturen (Simmel 1995: 119f.; Holm 2008: 15) – und zur Durchsetzung des Gregorianischen Kalenders – in einem Maße bei, das sie auch zu einem kulturellen Fundament der wirtschaftlichen Entwicklung macht.

Quellen aus dem Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen

Dokument 1: Sig. 841, 1+2; Reg. Nr. 870, 1+2
Dokument 2: Sig. 892, 1

Literatur

Brandt, Martina/Haberkern, Klaus (2008): Hilfe und Pflege zwischen Generationen in Europa. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2. Frankfurt/M., S. 4944–4950.

Dusini, Arno (2005): Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung. München.

Holm, Christiane (2008): Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Gold, Helmut u. a. (Hrsg.): Absolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kommunikation Frankfurt vom 6. März bis 14. September 2008). Heidelberg, S. 10–50.

Langreiter, Nikola (Hrsg.) (2010): Tagebuch von Wetti Teuschl (1870–1885). (L'HOMME Archiv. Quellen zur Feministischen Geschichtswissenschaft 4). Köln/Weimar/Wien.

Messerli, Alfred (2001): Der papierene Freund. Literarische Anregungen und Modelle für das Tagebuchführen. In: von Greyerz, Kaspar/Medick, Hans/Veit, Patrice (Hrsg.): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850). Köln/Weimar/Wien, S. 299–320.

Noddings, Nel (2009): Warum sollten wir uns ums Sorgen sorgen? In: Celikates, Robin/Gosepath, Stefan (Hrsg.): Philosophie der Moral. Texte von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt/M., S. 437–451.

Nussbaum, Martha C. (2002): Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. In: Dies.: Drei philosophische Aufsätze. Stuttgart, S. 163–233.

Pestalozzi, Karl (1982): Das Tagebuch als Mittel der Introspektion. In: Benedetti, Gaetano/Wagner-Simon, Therese (Hrsg.): Sich selbst erkennen. Göttingen, S. 154–174.

Peters, Jan (1993): Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung popularer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit. In: Historische Anthropologie 2, S. 235–249.

Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Georg Simmel – Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Bd. 1., hrsg. v. Kramme, Rüdiger/Rammstedt, Angela/Rammstedt, Otthein. Frankfurt/M., S. 116–131.

Schönborn, Sibylle (1999): Das Buch der Seele. Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 68). Tübingen.

Schulze, Winfried (Hrsg.) (1996): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2). Berlin.

Spies, Britta (2009): Das Tagebuch der Caroline von Lindenfels, geb. von Flotow (1774–1850). Leben und Erleben einer oberfränkischen Adeligen am Ende der ständischen Gesellschaft. (Internationale Hochschulschriften 531). Münster/New York/München/Berlin.

Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 213–222.

Lara Gruhn

Ethik-Konsum

Empirische Annäherung auf drei analytischen Spuren

„Global denken – lokal handeln"[1] lautet die Kurzformel für ein Verbraucherbewusstsein, das der individuellen Verantwortung beim Konsum eine zentrale Bedeutung zuschreibt. Um der suggerierten moralischen Pflicht nachzukommen, wird zum Beispiel darauf geachtet, dass im Brotaufstrich kein Palmöl und im Pullover nur Bio-Baumwolle enthalten ist, mit *Fairphones* telefoniert, aus Glas- oder Edelstahlflaschen getrunken und keine Tomate im Winter gekauft wird.

Im Zentrum der Forschung steht die Frage, wie *Ethik-Konsum* gegenwärtig als alltägliche kulturelle Praxis funktioniert. Das Fragezeichen, welches im Sektionstitel zu finden ist, sollte demnach in Bezug auf diesen Beitrag nicht als Frage nach Nutzen- oder Wirkungsmacht verstanden werden, sondern als Frage nach der alltäglichen Funktionsweise dieser Form des Wirtschaftens. Es interessiert, wie sich Vorstellungen des *Ethik-Konsums* diskursiv konstituieren, wie sie vermittelt werden und wie sie sich *in Action* manifestieren. Der Fokus auf Wechselbeziehungen zwischen Wissensbeständen, praktischem Handeln, performativer Narration und Selbstdarstellung leistet einen Forschungsbeitrag, der sich von der – zwischen „Ohnmacht des Verbrauchers" (Heidbrink et al. 2011) und „Moralisierung der Märkte" (Stehr 2007) pendelnden – Nutzen- beziehungsweise Wirkungs-Debatte ab-, und zu normativen Sinnstiftungskonzepten und Deutungsmustern hinwendet.

In diesem Beitrag wird eine solche kulturwissenschaftliche Perspektive versucht; es wird nach den alltäglichen Funktionsweisen von *Ethik-Konsum* gefragt. Ausgangspunkt des Artikels bilden die in den Jahren 2016 und 2017 im Rahmen meines Promotionsprojekts durchgeführten Feldforschungen sowie ein Quellenkorpus, das sich aus all jenen Materialien speist, die im Verlauf dieser Forschungen an mich herangetragen wurden.[2] Der Aufbau gliedert sich wie folgt: Zunächst werden die theoretische

1 Hier zitiert nach Heath/Potter 2005: 363. Es ist davon auszugehen, dass dieser populäre Grundsatz aus dem Kapitel 28 der „AGENDA 21" der Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro aus dem Jahre 1992 hervorgeht. In diesem werden auf lokaler Ebene „Kommunale Initiativen zur Unterstützung der Agenda 21" gefordert (Agenda 21 1992).

2 Das Quellenkorpus weist somit eine zeitliche Parallelität zur durchgeführten Feldforschung auf. Alle erwähnten oder ausgehändigten medialen/digitalen/analogen Erzeugnisse flossen in das

Rahmung des Beitrags sowie das kontextuelle Setting der Feldforschung dargelegt. Anschließend werden anhand eines empirischen Fallbeispiels entlang von drei analytischen Spuren (*Knowing, Doing, Showing*) je unterschiedliche Antworten skizziert, wie *Ethik-Konsum* als alltägliche kulturelle Praxis funktioniert. Den Schluss bildet ein explorativer Ausblick.

Wenn man vom Feld der Ethik spricht…

„Wenn man mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit Sachverhalte beobachten und beschreiben will, genügen die Worte des täglichen Lebens nicht. Man muß Begriffe bilden." (Luhmann 2008: 270). Dass diese mit viel Bedacht gewählt werden sollten, steht für Niklas Luhmann in *Die Moral der Gesellschaft* ebenfalls fest. Beim hier verwendeten Begriff des *Ethik-Konsums* handelt es sich um eben ein solches Begriffsgebilde, das nicht aus dem Feld, sondern aus der analytischen Perspektive der Wissenschaft heraus konzipiert wurde. *Ethik-Konsum* wurde sozusagen am Schreibtisch gebildet, um überhaupt eine Sprache für den Forschungsgegenstand zu haben. Dabei ist es mir ein Anliegen, dieses Begriffsgebilde nicht selbst als Forscherin ins Feld zu tragen; vielmehr ermöglicht die Benennung eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Bezeichneten. Im angelsächsischen Sprachraum ist der Begriff *Ethical Consumption* geläufig, dieser wird von Dorothea Kleine allgemein als „(…) a consumption pattern that goes beyond considerations of price to include for example social and environmental criteria" definiert (Kleine 2013: 29f.). Lassen Sie mich die Verwendung des Begriffs *Ethik-Konsum* aus einer kulturanthropologischen Warte noch etwas genauer ausführen: Unter *Konsum* wird die Praxis des Kaufens/Einverleibens und die darin enthaltene Teilhabe an materieller Kultur verstanden (Simmel 1989; Kraemer 2003: 55ff.). Weiter wird davon ausgegangen, dass Konsum nicht kontextfrei geschieht, sondern von Vorstellungs-, Werte- und Normhorizonten symbolisch gerahmt und mit Handlungs- und Deutungsroutinen hinterlegt ist (Hengartner 2014: 17ff.). Beim Begriff der Ethik beziehe ich mich auf Moritz Ege und Johannes Moser. Die Autoren verstehen Ethik „(…) als Debatte über und praktische Auseinandersetzung um das gute und richtige Leben der Menschen, die (im Verständnis der AkteurInnen) einen Moment freier, reflektierter Entscheidung beinhaltet" (Ege/Moser 2017: 238). Auch ich bediene mich bei der von Didier Fassin und Michael Lambek entwickelten *Moral Anthropologie* beziehungsweise *Ordinary Ethics* (Lambek 2010: 1ff.; Fassin 2012: 1ff.) und gehe vom *Ordinary* oder eben dem Gewöhnlichen aus, weil dann all das verhandelt und gefasst werden kann, was Menschen alltäglich tun, weil sie selbst dieses Tun als moralisch, als gut oder richtig empfinden (Fassin 2012: 3). Die theoretischen Gedanken

Korpus ein. Allen Gesprächspartnerinnen wurden zudem im Verlauf des Interviews Fragen zur eigenen Informationsbeschaffung und zu eigenen Bezugsquellen gestellt. So häufte sich ein Sammelsurium an Internetseiten, Blogs, Zeitschriften, Dokumentarfilmen sowie Publikationen von Vereinen und Organisationen etc. an.

der *Moral Anthropologie* bildeten das Grundgerüst für den Feldzugang, jedoch muss nach ersten empirischen Befunden darüber nachgedacht werden, inwiefern sich die Lehren von Fassin und Lambek überhaupt auf meine Forschung anwenden lassen. Die Frage richtet sich dahingehend, dass ich es bei meinen Feldforschungen oft mit einer sogenannten Hyperreflexion der AkteurInnen zu tun habe; eigene, einst als richtig und gut befundene Konsumentscheidungen, werden immer wieder von neuem hinterfragt und beurteilt. Dieses *doing Reflexion on doing* scheint ein elementarer Teil der Entscheidungsprozesse zu sein. In diesem Licht lässt sich der Ethikbegriff gleich im doppelten Sinne als Reflexionsebene der Moral verstehen: Erstens gelingt es mit dem heuristischen Begriff der Ethik, all jene Konsumhandlungen, die Menschen alltäglich tätigen, weil sie selbst diese als gut oder richtig empfinden, auf eine wissenschaftliche Reflexionsebene zu bringen. Ethik kann demnach als wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der (im Feld angetroffenen) Moral verstanden werden (Luhmann 2008: 270ff.). Zweitens kann Ethik nicht nur die analytische ‚Schreibtischebene' der Wissenschaft, sondern auch die im Feld selbst vorgefundene reflexive Dimension von Moral bezeichnen. *Ethik-Konsum* kann aus diesem dargelegten Verständnis heraus als Überbegriffsgebilde einer kulturellen, materiellen Praxis und der um die – in beiden Sinnen gedachte wissenschaftliche und im Feld selber vorgefundene – Reflexion erweiterte Dimension der Moral verstanden werden. Fragen, inwiefern sich die im Feld vorgefundene Reflexion überhaupt unabhängig von der wissenschaftlichen Praxis beschreiben lässt und welche Wechselwirkungen zwischen den beiden Reflexivitätsdimensionen bestehen, begleiten das weitere Arbeiten.

In meiner Forschung ist nicht ein bestimmtes soziales Milieu oder eine bestimmte Lokalität das Feld, welches es zu untersuchen gibt, sondern der *Ethik-Konsum* selbst. Im Sinne Pierre Bourdieus wird daher der Feldbegriff in erster Linie als theoretische Grösse beziehungsweise analytisches Konzept gedacht (Bourdieu 1992; Diaz-Bone 2010). So war es möglich, mich – ohne eine Vorstellung des konkreten ‚Inhalts' des mit *Ethik-Konsum* bezeichneten Feldes – nach Rolf Lindner auf „totale Weise" dem Thema anzunähern und mich auf eine bodenlose Spurensuche zu begeben (Lindner 2003: 186f.). Ein unsystematisches Eintauchen bildete den ersten Einstieg. Der Frage ‚wo überall zeigt sich mein Thema?' folgend, stolperte ich über Produkte im Einkaufswagen, Talksendungen, Websites, Werbungen, Filme, Foren, Blogs, Ratgeberliteratur und landete bei einem Artikel, der im März 2016 in der NZZ-Campus unter dem Titel *Die jungen Milden* erschien (Fischli 2016). In diesem wurden mehrere Menschen portraitiert, bei welchen *Ethik-Konsum* eine zentrale Rolle im Leben spielt – der Artikel wurde zu einer ersten Verbindungslinie zwischen medialem Diskurs und handelnden AkteurInnen im Feld. Durch ein reflektiertes Schneeballsystem, welches nach dem Prinzip funktioniert, dass mich Akteure im Feld an weitere mögliche Interviewpartnerinnen weitervermitteln, mir gemeinschaftliche Events, Unternehmungen oder Vereine empfehlen, sind viele weitere Zugänge entstanden. Zu den Hauptquellen meiner Forschung zählen neben qualitativen Leitfadeninterviews Protokolle von Teilnehmenden Beobachtungen und ein sich aus der Feldforschung entwickeltes Quellenkorpus.

Drei analytische Spuren

Nun lade ich Sie ein, mir ins Dickicht des empirischen Materials zu folgen. Die Route führt anhand drei analytischer Spuren – *Knowing, Doing, Showing* – durch den Ausschnitt eines Interviews, welches im Sommer 2016 im Rahmen meiner Feldforschung entstand. Die drei Spuren wurden aus dem empirischen Material heraus entwickelt, mit ihrer Hilfe ist eine „analytische Durchdringung" des hier gewählten Samplings möglich (Breidenstein et al. 2013: 157). Eine Interviewpartnerin, ich nenne sie Amanda Ramseyer[3], eine 31-jährige Hochbauzeichnerin aus Zürich, beantwortet meine Frage, wie sie überhaupt dazu gekommen sei, sich Gedanken zu machen, wie und was sie konsumiert:

> „Also es ist natürlich, also ich habe mich extrem viel mit Dokumentationen rumgeschlagen, also ich habe mega viel gelesen und geschaut und diskutiert mit Leuten. Und habe ähm eben auch ein bisschen mehr herausgefunden, also was sind die grossen Konzerne, die ich nicht mehr unterstützen möchte. Aber das ist halt extrem viel Arbeit. Und darum weiss ich, für viele ist es einfach zu mühsam und darum machen die da das nicht. Und mir ist es halt mega wichtig geworden und darum habe ich gesagt: Ja, dann mache ich mir die Mühe und ich nehme mir die Zeit, um das rauszufinden, von wem das Produkt stammt. Und dann zu sagen… Also für mich der grösste Schritt war, das Mövenpick-Eis nicht mehr zu kaufen. (…) Für mich persönlich ist das eines der besten, wo es gibt. Ich liebe Schokoladen-Eis und ich habe dieses so geliebt wegen diesen Schokoladenstücken und so, der Geschmack und wie es zerläuft auf der Zunge und so, wunderbar. Aber ähm, wie ich bei meiner Recherche herausgefunden habe, gehört Mövenpick zu der Nestlé-Gruppe. Und durch die Dokumentation *Bottled Water* habe ich herausgefunden, wie eigentlich Nestlé Afrika abzockt. Ich meine, die Leute dort verdursten und wir zapfen denen ihr Grundwasser ab und verkaufen das so teuer, dass sie sich es nicht einmal kaufen können, äh leisten. Das finde ich einfach eine Schweinerei. Und klar, einerseits kann ich schauen, dass ich dieses Wasser nicht kaufe, aber noch viel mehr kann ich etwas unternehmen, weil Nestlé so eine grosse Gruppe ist, wo so viele Produkte auf dem Markt hat, kann ich schauen, dass ich möglichst keine Produkte von ihnen kaufe. Und sie über länger, oder ja, mit längerem Verzicht werde ich sicher auch etwas ausmachen, ähm, bewirken können. Weil ich bin nicht die einzige, die so mittlerweile denkt. Und das werden die irgendwann dann schon auch mal spüren, dass jetzt eine Frau aus Zürich nicht mehr ihr Eis isst." (Interview Ramseyer 2016).

Bei meiner Präsentation am dgv-Kongress haben Amandas Aussagen viele ZuhörerInnen zum Schmunzeln gebracht. Es stellt sich allerdings die Frage, wie wir nun damit umgehen beziehungsweise was sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht aus diesem Interviewausschnitt herausziehen lässt. Ich versuche dieser Frage entlang von drei analytischen Spuren – *Knowing*, *Doing* und *Showing* – nachzugehen.

3 Alle Namen wurden anonymisiert.

Erste Spur: Knowing

Zuerst wandern wir auf der Spur des *Knowings*.[4] Die erste Antwort auf die Frage nach der Funktionsweise von *Ethik-Konsum*, die ich hier skizzieren möchte, ist: Dass die als ‚richtig' bezeichneten Konsumpraxen immer im Zusammenhang mit vorhandenem Wissen begründet werden. *Ethik-Konsum* funktioniert, indem Wissen als zentrale Ressource fungiert. Hier möchte ich zwei Dinge hervorheben: Einerseits wie Wissen des *Ethik-Konsums* immer Kontextualisierung und Einordnung bedeutet. Andererseits wie die Erzählung über die mühselige Aneignung von Wissen zugleich als Positionierung und Abgrenzung funktioniert.

Amanda erzählt, dass sie durch einen Dokumentarfilm herausgefunden habe „wie eigentlich Nestlé Afrika abzockt" (Interview Ramseyer 2016). Wie in diesem Beispiel ist es oft das Schauen eines Dokumentarfilmes, welches als erster Eintritt in ein neues Wissensgebiet beschreiben wird. Argumentiert man hier mit Ludwik Fleck, dann ist der Film *Bottled Life* (Schell 2014) für Amanda ein erstes Eintauchen in ein *Denkkollektiv,* eine katalytische Offenbarungserfahrung, welche durch neue Kontextualisierungsoptionen zu einer Veränderung im *Denkstil* führen kann (Fleck 1980: 135). Die Rahmung des Filmes, welcher Nestlé als Missstände verursachendes Großunternehmen zeigt, wird von Amanda adaptiert und fungiert fortan als ihr neues Ordnungssystem. Hier zeigt sich schön: Wissen des *Ethik-Konsums* entsteht – hier berufe ich mich auf die theoretischen Überlegungen Lars Winterbergs in *Ernährung und Wissen* – nicht in einem Mehr von Wissen, sondern in der Praxis der Kontextualisierung, Beurteilung und (Ein)Ordnung (Winterberg 2015: 19ff.). Wissen ist immer Einordnung und Ordnung zugleich. Die Leistung eines Filmes wie *Bottled Life* besteht in seiner Kontextualisierung von Wissensbeständen. Wissen ist auch Wissenspraxis – Dokumentarfilme, sowie andere Erweckungsmedien sind dabei immer auch Akteure der Wissensproduktion selbst. Sie liefern selektiv adaptierbare Ordnungsschemata, mit welchen KonsumentInnen die sie umgebende Wirklichkeit (neu) deuten können.

Amanda unterstreicht ihre eigene Recherchearbeit und Aktivität bei der Wissensaneignung und betont, wie viel Engagement es von ihrer Seite benötigte, um all diese vermeintlichen Zusammenhänge herauszufinden:

> „(…) also ich habe mich extrem viel mit Dokumentationen rumgeschlagen, also ich habe mega viel gelesen und geschaut und diskutiert mit Leuten. (…) Aber das ist halt extrem viel Arbeit. Und darum weiss ich, für viele ist es einfach zu mühsam und darum machen die da das nicht." (Interview Ramseyer 2016).

Es ist die Erzählung einer Aufklärungs- und Bildungsarbeit in Selbstregie. Anschaulich zeigt sich, dass sich die *Ethik-Konsumentin* immer auch als aufgeklärte Konsumentin sieht. Mit der Betonung der Mühseligkeit funktioniert hier die Erzählung der Wissensaneignung sowohl als Aufopferung, wie auch als Positionierung. Erst durch

4 Das *Present Progressive*, mit welchem ich alle meine Analysekategorien benenne, verweist auf die jetzige, unmittelbare Formation von Wissen und Tun. Die historische Konstituierung von *Ethik-Konsum* tritt so in den Hintergrund.

das vermeintliche Mehr an Wissen, wird eine Abgrenzung zu jenen möglich, die dieses Wissen angeblich nicht haben oder mit den Worten Amandas: denen es „einfach zu mühsam" ist (Interview Ramseyer 2016). Bei dieser Erzählung schimmert ein Aufklärungsimperativ durch, welches besagt, dass nur ein aufgeklärter Bürger seine Konsumpflichten ‚gegenüber der Welt' wahrnehmen kann. Dies führt zu einer folgenschweren Aufteilung in nichtwissende ‚unaufgeklärte' Konsumenten und wissende ‚aufgeklärte' Konsumenten. Interessant dabei ist, dass das vermeintliche Wissensdefizit bei ‚unaufgeklärten' Konsumenten zwar als Abgrenzungsinstrument funktioniert, dies aber meist mit der Rücksicht eines weisen Lehrers, der Verständnis für das Unwissen der Schüler aufbringt: „Dann gehen sie halt in den Lidl, sie wissen es ja nicht besser" (Interview Keller 2016).[5] Hingegen werden Wissende, die scheinbar ihren Pflichten nicht nachkommen, verurteilt. So war auch ich immer wieder um Rechtfertigungen bemüht, wenn mir als Forscherin im Feld Rückfragen nach meinem eigenen Konsum gestellt wurden: „Warum machst du es denn nicht, wenn du es doch weißt?" (TB Veganer-Stammtisch 2016).

Zweite Spur: Doing

Genau diese Frage bringt uns zur zweiten analytischen Spur, jener des Tuns. Die Antwort, die ich hier skizziere, ist: *Ethik-Konsum* funktioniert, indem das eigene Tun in Bezug zu diesem Wissen gesetzt wird. Indem angeeignete Wissensbestände auf das praktische Tun der eigenen Alltagswelt übertragen werden, entstehen unausgesprochene Alltagslogiken, aus welchen wiederum individuelle Handlungsstrategien abgeleitet werden.

Die Wissenskonstruktion, die der Dokumentarfilm transportiert, lautet etwas salopp: ‚Je weniger Menschen Nestlé-Produkte konsumieren, desto weniger Leid wird verursacht'. Dies hat aber keine Konsequenz für mein Tun, wenn ich diese Wissenskonstruktion nicht auf mich beziehe. Denn, die unausgesprochene Alltagslogik, welche Amanda daraus entwickelt, lautet: ‚Ich, als einer dieser Menschen, sollte daher weniger Nestlé-Produkte konsumieren'. Das konsumarische Ich wird in Bezug zu der neu angeeigneten Wissensordnung gesetzt und daraus eine individuelle Konsequenz abgeleitet. Judith Butler macht in ihrer Auseinandersetzung mit Louis Althussers Anrufungslehre in *Psyche der Macht* auf den Umstand aufmerksam, dass dieses Auf-sich-beziehen einer allgemeinen Anrufung auch einer Selbstzuschreibung von Schuld gleichkommt (Butler 2015: 101ff.). Butler versteht die Lehre der Interpellation auch als unausgesprochene Lehre vom Gewissen, in welcher das Subjekt, um Identität zu gewinnen, breitwillig Schuld anerkennt (Butler 2015: 101ff.). Von diesen theoretischen Überlegungen ausgehend, könnte das Auf-sich-Beziehen als Grundlage des Tuns im *Ethik-Konsum* als individuelle Übernahme von Schuld verstanden werden. Bezogen auf das empirische Sampling würde dies heißen, dass *Ethik-Konsum*

5 Sinngemäße Wiedergabe des Gesprächs nach dem aufgezeichneten Interview.

vom Individuum folgendes Selbsteingeständnis fordert: ‚*Ich* trage durch *mein* Konsumverhalten Schuld an den Missständen der Welt'. Es wäre somit diese Übernahme von Verantwortung und die Bildung eines Gewissens, mit gleichzeitiger Annahme einer Identität, welche es zu untersuchen gilt. Nicht nur durch Einordnung und Kontextualisierung von Wissen, sondern durch die Annahme einer allgemeinen Anrufung und die Überführung von Wissen in die eigene praktische Lebenswelt funktioniert *Ethik-Konsum*.

Aus diesem Auf-sich-Beziehen und der auf den eigenen Alltag heruntergebrochene Logik wird eine Handlungsstrategie für das eigene Konsumverhalten entwickelt. Amandas Handlungsstrategie ist jene, dass sie möglichst keine Produkte von Nestlé kauft. Sie sagt: „Ich nehme mir die Zeit, um das rauszufinden, von wem das Produkt stammt" (Interview Ramseyer 2016). Fortan muss jedes Produkt dieser Prüfung standhalten. Besonders einschneidend empfindet sie die Entdeckung, dass Mövenpick auch zur Nestlé-Gruppe gehört. Nach der entwickelten Alltagslogik hat dies die Konsequenz, dass Amanda auf ihr geliebtes Schokoladeneis, welches „so wunderbar auf der Zunge zerläuft" verzichtet (Interview Ramseyer 2016). Inwiefern bei dieser Erzählung des Verzichts auch ein Aufopferungsnarrativ mitschwingt, sei an dieser Stelle nur angedacht.

Etwas, das ich bereits in der theoretischen Kontextualisierung des *Ethik-Konsum*-Begriffes angesprochen habe, möchte ich bei der Spur des *Doings* noch herausstreichen: Die Dimension des Tuns beinhaltet auch das ständige Abwägen, das ‚Hin und Her' bei Kaufhandlungen unter Berücksichtigung von Größen wie Geld und Zeit, aber eben auch Genuss oder Vergnügen. *Ethik-Konsum* als Praxis beinhaltet also immer das selbstdenkende Subjekt, das die Fähigkeit besitzt, das eigene Tun zu hinterfragen und zu reflektieren und daraus wiederum neue individuelle Konsequenzen abzuleiten. Interessant wird dieses *doing Reflexion on doing* vor allem da, wo neben den Alltagslogiken auch Kompensations- oder Legitimationsstrategien entstehen. So hat Amanda zwar beschlossen, alle Nestlé Produkte zu boykottieren, jedoch weiterhin mit dem Flieger in die Ferien nach Mexico zu reisen: „Für mich ist das halt so die Ausnahme. Wo ich sage: mit dem kann ich leben, oder: das gönne auch ich mir. Ich muss ja nicht für die ganze Welt verzichten" (Interview Ramseyer 2016). Dieses Aushandeln und Aushalten von Dissonanzen muss als eine weitere wichtige Funktions-Dimension des *Ethik-Konsums* untersucht werden.

Dritte Spur: Showing

Eigentlich könnten wir hier, nach der Wanderung auf den zwei Spuren *Knowing* und *Doing,* den Ausflug ins empirische Material beenden. Aber nach dem Interview geschah Folgendes: Amanda drückte mir zum Abschied zwei DVDs in die Hand und sagte, ich solle diese unbedingt schauen und dann an andere Leute weitergeben. Im Deckel der DVD fand ich diesen Text: „Wir gratulieren – Du hast eine unserer Weitergebe-DVDs bekommen! (…) Sei Botschafter! (…) Werde Teil eines Netzwerks… (…)

Wissen weitergeben und ein neues Bewusstsein erschaffen helfen."[6] Ich möchte daher noch eine dritte Antwort auf die Frage wie *Ethik-Konsum* eigentlich funktioniert skizzieren: *Ethik-Konsum* bedingt die Vermittlung und Weitergabe von Wissen und Praxis. Wenn man davon ausgeht, dass sich sowohl Wissen wie auch Praxis im Zeigen zeigen, dann bildet *Showing* einerseits eine Schnittmenge der beiden anderen Analysespuren, wird aber zugleich als eigenständige „mehrdimensionale Grundtätigkeit" des *Ethik-Konsums* verstanden (Schmidt et al. 2011).

Die sogenannte „Weitergebe-DVD" stammt von einem Schweizer Verein namens *Filme für die Erde*, welcher sich laut Onlineportrait folgendes Ziel gesetzt hat: „Wir wollen mit ausgewählten Filmen möglichst viele Menschen erreichen, Wissen über Nachhaltigkeit weitergeben und zum Handeln inspirieren." (Homepage Filme für die Erde 2017). Das Beispiel der Weitergebe-DVD führt zwei Umstände vor Augen: Erstens, dass jedes Zeigen sowohl Subjekt, Objekt aber eben auch einen Adressaten braucht. Die im *Ethik-Konsum* inhärente Logik, dass dieser nur im Plural seine Wirkung entfalten kann, bedingt eine dritte Position. *Ethik-Konsum* benötigt demnach etwas, auf das gezeigt wird, jene, die zeigen, aber vor allem eben auch diejenigen, denen gezeigt wird. Zweitens zeigt sich an diesem Beispiel anschaulich, dass von diesem Zeigen auch *Communitybuilding*-Prozesse ausgehen und soziale Netzwerke entstehen. So fordert der Text in der DVD-Hülle zu einer gesellschaftlichen Positionierung auf, indem dazu eingeladen wird, Teil eines sogenannten Botschafter-Netzwerkes und Mitglied beim Verein *Filme für die Erde* zu werden. Bei der Spur des *Showings* geht es daher sowohl um Fragen zu Arten von Sichtbarmachung und Funktion der Weitergabe von Wissensbeständen und Praktiken, aber auch um Fragen zu gesellschaftlicher Positionierung, Netzwerk- und Gruppenbildung und sozialem Engagement.

Ausblick

Mit einem Dokumentarfilm beginnt und endet dieser Ausflug ins empirische Material. Hier möchte ich in aller Kürze das Skizzierte zusammenfassen. *Ethik-Konsum* funktioniert, (1) indem Wissen als zentrale Ressource fungiert, (2) durch das In-Beziehung-Setzen des eigenen Tuns mit diesem Wissen und die sich daraus entwickelnden Alltagslogiken und Handlungsstrategien, und (3) indem Wissensbestände und Konsumpraxen weitervermittelt und Netzwerke gebildet werden.

Zum Schluss möchte ich einen Schritt zurücktreten und mich von den drei analytischen Spuren und der entworfenen Skizze distanzieren. Denn es stellt sich die Frage, in welchem Licht diese Ergebnisse verhandelt werden sollen. Anhand eines kurzen explorativen Ausblicks möchte ich Angebote vorstellen, wie ich mich als Kulturwissenschaftlerin an das eben Skizzierte herantaste. Ich möchte drei kulturwissenschaftliche Zugänge beziehungsweise drei unterschiedliche Beleuchtun-

6 Weitergebe-DVD der Organisation *Filme für die Erde*. Aufkleber im Deckel von: Psihoyos, Louie: Racing Extinction. Das Ende der Artenvielfalt? Discovery Channel, DVD 2016.

gen vorstellen, anhand welcher Erklärungs- und Deutungsansätze entwickelt werden können. Diese Zugänge sind als theoretische Scheinwerfer zu verstehen, welche sich auf die hier vorgestellten analytischen Spuren richten und je unterschiedliche Facetten des *Ethik-Konsums* kulturanthropologisch ausleuchten. Den ersten Scheinwerfer bilden wissenstheoretische und ethisch-philosophische Zugänge. Damit kann *Ethik-Konsum* als Feld der angewandten Ethik beleuchtet werden. In diesem Lichtkegel können populäre Wissenskonstrukte untersucht und Deutungsmodelle zu den individuellen Konsequenzen entwickelt werden. Den zweiten Scheinwerfer bilden subjektivierungs- und ermächtigungstheoretische Zugänge. Im Licht dieses Scheinwerfers kann *Ethik-Konsum* als Feld der Selbstermächtigung verhandelt und können reflexive, subjektformierende und performative kulturelle Praxen untersucht werden. Den dritten Scheinwerfer bilden ideologisch-ethische & aktivismustheoretische Zugänge. Mittels dieses dritten Scheinwerfers können Dimensionen der Vermittlung von *Communitybuilding,* Engagement bis hin zu missionarischen Ausprägungen beleuchtet und untersucht werden. Inwiefern sich diese drei theoretischen Scheinwerfer für mein Dissertationsprojekt als fruchtbar erweisen, wird sich im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses zeigen.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1992 [1988]): Homo academicus. Frankfurt/M.

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert u.a. (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München.

Butler, Judith (2015 [2001]): Psyche und Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.

Diaz-Bone, Rainer (2010): Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie. Wiesbaden.

Ege, Moritz/Moser, Johannes (2017): Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten. Projektvorstellung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LXXI/120, S. 237–249.

Fassin, Didier (2012): Introduction: Toward a Critical Moral Anthropology. In: Ders. (Hrsg.): A Companion to Moral Anthropology. Oxford, S. 1–18.

Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt/M.

Heath, Joseph/Potter, Andrew (2005): Konsumrebellen. Der Mythos der Gegenkultur. Berlin.

Heidbrink, Ludger/Schmidt, Imke/Abaus, Björn (2011): Einleitung – Der Konsument zwischen Markt und Moral. In: Dies. (Hrsg.): Die Verantwortung des Konsumenten. Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum. Frankfurt/M., New York.

Hengartner, Thomas (2014): Konsum als kulturelle Praxis. In: SuchtMagazin, 4: S. 17–19. Onlineressource: http://www.zora.uzh.ch/id/eprint/109364/1/HengartnerKonsum%20als%20Kulurelle%20Praxis.pdf (18.08.2017).

Kleine, Dorothea (2013): Placing and scaling ethical choices: ethical consumption and ethical public procurement. In: Helena Röcklingsberg/Sandin Per (Hrsg.): The ethics of consumption. The citizen, the market and the law. Uppsala, S. 29–30.

Kraemer, Klaus (2003): Konsum als Teilhabe an der materiellen Kultur. In: Scherhorn, Gerhard / Weber, Christoph (Hrsg.): Nachhaltiger Konsum. Auf dem Weg zur gesellschaftlichen Verankerung. München, S. 55–62.

Lambek, Michael (2010): Introduction. In: Ders. (Hrsg.): Ordinary Ethics. Anthropology, Language and Action. New York, S. 1–36.
Lindner, Rolf (2003): Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99, S. 177–188.
Luhmann, Niklas (2008): Die Moral der Gesellschaft. Frankfurt/M.
Schmidt, Robert/Stock, Wiebke-Marie/Volbers, Jörg (Hrsg.) (2011): Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit. Weilerswist.
Simmel, Georg (1989 [1900]): Philosophie des Geldes. Frankfurt/M.
Stehr, Nico (2007): Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M.
Winterberg, Lars (2015): Ernährung und Wissen: Theoretische Annäherungen an eine Ethik des Essens und Trinkens. In: Hirschfelder, Gunther u. a. (Hrsg.): Was der Mensch essen darf. Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte. Wiesbaden, S. 19–33.

Quellen

AGENDA 21. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung. Rio de Janeiro, Juni 1992. Abgerufen unter: http://www.un.org/depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf (21.11.2016).
Amanda Ramseyer, Interview vom 22.07.2016 in Zürich.
Hompage: Filme für die Erde. Onlineressource: https://filmefuerdieerde.org/ueber-uns (18.08. 2017).
Protokoll Teilnehmende Beobachtung vom 11.08.2016: Veganer-Stammtisch, Restaurant Linde Oberstrasse, Zürich.
Psihoyos, Louie: Racing Extinction. Das Ende der Artenvielfalt? Discovery Channel, DVD 2016.
Schnell, Urs: Bottled Life. Das Geschäft mit dem Wasser. DVD 2014.
Simone Keller, Interview vom 15.06.2016 in Basel.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 223–233.*

Konrad J. Kuhn

Fairer Handel und Do-it-Yourself als Zukunftspraxen

Perspektiven auf Bedeutungen und Praktiken „alternativen Wirtschaftens“

Fair gehandelter Kaffee mit Label, selber gestrickte Kinderkleider im Webshop, Anleitungen zum „Glücklich-Werden“ durch Handarbeit, nachhaltig produzierte Tropenfrüchte in der Warenauslage – alternative Wirtschaftsformen sind heute allgegenwärtig. Sowohl fairer Handel wie auch Do-it-yourself (DIY) erweisen sich als eminent sinnstiftende Lebenspraxen, die mit moralischer Argumentation, mit normativer Gesellschaftskritik wie mit einem erheblichen Utopieüberschuss auftreten. Trotz dieser Überdeterminiertheit hinsichtlich summarisch kulturell zu nennender Perspektiven haben sowohl das Engagement im fairen Handel wie auch das Selbermachen im Rahmen von DIY erst in den letzten Jahren kulturwissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren (unter anderem Winterberg 2017; Langreiter/Löffler 2017). Nach wie vor dominieren die hegemonial-absichtsvollen Selbstdeutungen von Aktivist*innen auf der einen Seite oder die, je nach Position, marktgängig-faszinierten oder aber spöttisch-süffisanten medialen Setzungen auf der anderen Seite. Dieser Beitrag zielt darauf ab, Fair Trade und DIY als gesellschaftliche Phänomene alternativen Wirtschaftens historisch wie gegenwartsethnographisch zu befragen und über die empirisch dichte Beschreibung einen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Perspektivierung dieser Praktiken zu leisten. Fokus meiner exemplarischen Untersuchung sind die sowohl über den fairen Handel wie über DIY ausgehandelten Bedeutungen für die Akteur*innen selbst. Bei diesen handelt es sich um sich seit den späten 1960er-Jahren artikulierende Gruppen, die wir pauschal als „neue, um die Zukunft besorgte Bewegungen“ fassen können (Radkau 2017: 21).

Ich schlage vor, die beiden zwar alltagskulturell auf so unterschiedliche Weise sichtbaren Phänomene über ein Verständnis als „Zukunftspraxen“ nach ihren gemeinsamen Funktionen in Gesellschaften zu befragen. Die Bezeichnung „Zukunftspraxis“ verweist dabei auf den Umstand, dass ein Abstraktum wie das der „Zukunft“ über alternative Wirtschaftsformen wie Fairer Handel und DIY stets ausgehandelt und damit immer wieder konstruiert wird. Sowohl im Fairen Handel wie auch im DIY wurde

und wird von Aktivist*innen auf der Basis einer Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft eine mögliche, eine „andere" gesellschaftliche Zukunft vorgestellt, entworfen, verhandelt, diskutiert und (in Ansätzen) auch ganz handlungspraktisch erprobt. Zukunftspraxis meint also einerseits einen Bezugspunkt von Handlungslogiken, andererseits ein legitimierendes und sinnstiftendes Konstrukt für gegenwärtiges Handeln.[1] Damit – auch wenn dies für eine kulturwissenschaftliche Perspektive natürlich nichts neues ist – wird Zukunft also entgegen ihrem vermeintlich anthropologischen Charakter selber historisch und als mentales Konzept von Individuen und Kollektiven wandelbar und dynamisch (Hölscher 2016; Hartmann/Vogel 2010; Hölscher 2004). Zukunft unterliegt damit stets einer „kulturellen Logik" (Hartmann/Murawska 2015: 12).

Dabei ist dieser Aushandlungsprozess von alltagspraktisch umsetzbaren Zukunftsvorstellungen selten harmonisch und konsensuell, sondern vielmehr oft ausgesprochen konfliktiv – geht es doch um kulturelle Werthaltungen, um Deutungshoheiten, Befindlichkeiten und Bedürfnisse. Der Offenheit und prinzipiellen Ungerichtetheit dieses Aushandlungsprozesses entsprechend hat es sich in der sich in den letzten Jahren vervielfältigenden Literatur zu Zukunfsvorstellungen eingebürgert, etwas holprig von „Zukünften" zu sprechen, um mit dem Plural darauf zu verweisen, dass Zukunft stets relational auf ein bestimmtes Thema gerichtet ist (etwa die „Zukunft der Welt", die „Zukunft der Menschheit", die „Zukunft des Konsums") und damit die verschiedenen, sich nur allzu oft widersprechenden Lebens- und Zukunftsvorstellungen meint. Zugleich tendiert das Reden über Zukunft stets dazu, in einen generalisierenden und unscharfen Diskurs umzuschlagen, der auf die größte denkbare – das meint meist die globale – Perspektive zielt. Fair Trade wie DIY können also als Zukunftspraxen verstanden werden, in und mit denen sich heterogene Gruppen, organisierte „soziale Bewegungen" aber auch die Gesellschaft als Ganzes darauf verständigen, welcher Stellenwert ökonomischem Handeln bei der „Suche nach dem guten Leben" zukommen soll.

Für eine kulturanalytische Perspektivierung der hier interessierenden „Praktiken und Modi des Zukunftsbezugs" (Graf/Herzog 2016: 515) ist angesichts der Heterogenität der Praxisfelder wie auch der Historizität der beiden Phänomene eine Fokussierung auf konkrete empirische Beispiele sinnvoll. In einem ersten Schritt wird daher am Beispiel der in der Schweiz lancierten Konsument*innenaktion „Jute statt Plastic" aus den 1970er-Jahren gezeigt, welche Zukunftsbezüge bei dieser Pionieraktion des fairen Handels präsent waren. Danach wird unter Rückgriff auf Beispiele aus einem Studienprojekt zu vielfältigen Formen aktuellen Selbermachens[2] dar-

1 In ähnlicher Weise versteht Frank 2016 die Raumplanung als „Zukunftspraxis".

2 Die im Rahmen des Forschungsseminars „Do-it-yourself zwischen Alltagspraxis, Konsum und Subversion. Zur kulturellen Logik des Selbermachens" (Universität Innsbruck, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Sommersemester 2017) untersuchten Themen umfassen Selbermachen im Kontext von Wildnis und Survival (Teresa Weber), den Haus-Umbau in Eigenregie (Fiona Aschenbrenner), Urban Gardening als agrarische Praxis (Hannah Kanz),

auf fokussiert, wie mit Selbermachen Zukunft in alltagskulturelle Praxis umgesetzt und handhabbar gemacht wird. In den Beobachtungen und Interviews wie in der Dokumentenanalyse lassen sich in kulturanalytischer Perspektive vielfältige (und oft gleichzeitig wirksame) Funktionen dieser Formen alternativen Wirtschaftens finden: Herstellung von Zugehörigkeit, praktische Verwirklichung von Utopien, konkretes Engagement, individuelles Erleben, Macht- und Ausbeutungskritik, innovative Nischen-Strategie, Positionierung als „lokale" Antwort auf „globale" Warenströme oder die diskursive Re-Aktivierung „traditioneller Handwerkspraktiken". Sichtbar werden dabei Vieldeutigkeiten der konkreten Praktiken, die Konstruktion und Aushandlung von handlungsleitenden Wissensformaten, und vor allem aber die grundlegende Offenheit der Unschärfeformel „Zukunft".

„Bewusstseinsbildung" für eine bessere Welt. Jute-Taschen als Pionierprodukte des fairen Handels

Das klassische Dilemma des fairen Handels zwischen größtmöglichem Umsatz der gehandelten Produkte und dem mit den Waren angestrebten Informationsanspruch für die Konsument*innen ist vielbeschrieben. Es artikulierte sich bereits in den auf die frühen 1970er-Jahre datierten Anfängen dieser alternativen Handelsform, die von Pionierorganisationen in den Niederlanden, der Bundesrepublik und der Schweiz lanciert wurden (Kuhn 2007; Quaas 2015: 53–115). Mit sogenannten „Konsumentenaktionen" sollte damals die Bevölkerung über die Ungerechtigkeiten im Welthandel sensibilisiert werden. Der Handel mit den Entwicklungsländern war für die Aktivist*innen nie primär ökonomisch motiviert, sondern sollte vielmehr Teil gesellschaftlicher und kultureller Transformationen sein – der faire Handel war also Teil einer umfassenden Sozialutopie einer gerechteren und besseren Welt. Der in der Schweiz ab 1975 verkaufte Ujamaa-Pulver-Kaffee aus dem ostafrikanischen Tansania etwa war explizit „nur Mittel zum Zweck" und „Brücke zur direkten Konfrontation des Käufers mit der Welthandels-Problematik", wie es in den Aktionsunterlagen heisst.[3] Auch bei der Aktion „Jute statt Plastic" der Jahre 1976 bis 1979 ging es um „Bewusstseinsbildung" im reichen Norden: Die Taschen aus dem südasiatischen Bangladesch waren „Informationsträger", deren Verkauf zum Ziel hatte, eine neuartige Verbindung zwischen den Produzentinnen des Südens und den Konsumenten des Nordens zu etablieren (Kuhn 2005). Diese Verbindung sollte im Sinne der Dependenztheorie alltäglich sichtbar machen, wie eng verflochten die „Erste" und die sogenannte „Dritte Welt" waren. Die Waren selber fungieren damit als eigentliche Bedeutungsträger,

privates Selbermachen im Haushalt (Andrea Bichler), Upcycling (Elisabeth Summerauer), Handwerk und Hauswerk (Elisabeth Waldhart), Life Hacks (Eva Kurzemann) und Fahrradbau (Norbert Grill). Ich danke allen Teilnehmer*innen herzlich für Forschungserkenntnisse, Gespräche und Anregungen.

3 Verein Kaffeeaktion Ujamaa (Hrsg.): Warum eine Aktion mit Solidaritätskaffee Ujamaa?, o. O. 1975, in: Sozialarchiv Zürich, 81.1 Z.

die zugleich bezüglich symbolpolitischem Potential geschickt gewählt wurden, was die Jute-Tasche zum bis heute ikonischen Produkt des fairen Handels werden ließ. Innerhalb von 14 Monaten wurden allein in der Schweiz über 240.000 Taschen verkauft, ab 1978 übernahmen deutsche und österreichische Aktivist*innen die Aktion und verkauften ihrerseits in kurzer Zeit 400.000 beziehungsweise 100.000 Jute-Taschen.

Der werbetechnisch eingängige Slogan „Jute statt Plastic" stand für einen Appell an die Solidarität und an die Verantwortung des Nordens für die Armut im Süden. Zudem verknüpfte er diese altruistische Solidarität mit den zunehmend negativ bewerteten Wachstumsfolgen in den Industriestaaten und damit letztlich mit der Frage nach einer möglichen Zukunft angesichts einer krisenhaften Diagnose der gegenwärtigen Gesellschaft. Offensichtlich ist der Bezug auf den 1972 veröffentlichten Bericht „Grenzen des Wachstums" des *Club-of-Rome*, der angesichts der Ölkrise 1973 die Zukunftssorgen der 1970er-Jahre in der Öffentlichkeit popularisierte (Meadows 1972; Kupper 2004; Freytag 2006). Entsprechend wird dieser Bericht seither als Chiffre für jenen Moment angesprochen, an dem der Fortschrittsoptimismus in eine Fortschrittsskepis gekippt sei und sich grundsätzliche Fragen nach dem guten Leben und dem menschlichen Überleben überhaupt gestellt hätten (Hölscher 2016: 303–308; Uekötter 2010; Graf/Herzog 2016: 499). Mit der Jute-Aktion artikulierte sich also eine ambivalente Botschaft zwischen mahnender Warnung vor einer zukünftigen Menschheitskatastrophe und der widerständigen Hoffnung auf eine durch Wissen und verändertes „Bewusstsein" induzierte Umkehr. Damit nahm „Jute statt Plastic" die später erfolgreiche diskursive Verknüpfung von Umwelt- und Zukunftsfragen vorweg, die seit dem Brundtland-Bericht (Hauff 1987) unter dem Stichwort „sustainable development" debattiert und seit den 1990er-Jahren als „nachhaltige Entwicklung" auch im deutschsprachigen Raum verbreitet wurden (Uekötter 2014). Entsprechend dieser in die einfache Jute-Tasche eingeschriebenen Dichte von komplexen Deutungen und Botschaften achteten die Aktivist*innen rigoros auf die Sicherstellung der „Informationsarbeit" beim Verkauf, die Käufer*innen sollten „informiert" und „geschult" werden. In den Dossiers der beteiligten Gruppen heißt es dazu:

> „Das Produkt dient als Aufhänger für Information und Schulungsarbeit. Bei der Aktion ‚Jute statt Plastic' geht es nicht darum, möglichst viele Jute-Säcke zu verkaufen, sondern möglichst viel Information zu vermitteln. Niemand soll Jute-Taschen kaufen, ohne sich vorher gründlich über die Probleme orientiert zu haben. (…) Die Aktion ist ein Versuch, sowohl entwicklungspolitische als auch ökologische Grundprobleme im Zusammenhang darzustellen und die Entwicklungsproblematik mit den Folgen unseres Lebenstils und unserer Zukunft zu verbinden." (Jute-Dossier 1977: 3)

Die Produkte des fairen Handels sollten also primär als „Diskussionsauslöser für die populäre Bildungsarbeit" dienen. Die sichere Einkommensgenerierung für die Produzent*innen der gehandelten Agrarprodukte kamen erst später als zusätzliche – und als teilweise den Informationsanspruch konkurrierende – Zielsetzungen hinzu. Im Vordergrund dieser Pionieraktion des fairen Handels stand die „Bewusstseinsbil-

dung" und damit konkret auch die Aushandlung der großen Fragen nach „Lebensqualität" und einer wünschbaren Zukunft. In den Aktionsunterlagen wird deutlich, wie konkret und auch wie produktiv sich die Kritik an gesellschaftlichen Zuständen artikulierte:

> „Ideen dazu [zu einer alternativen Entwicklung der Gesellschaft] sind vorhanden. Es gilt nun, in der Bevölkerung das Bewusstsein und die Hoffnung auf solche Umlenkungsprozesse zu richten. Dies führt zur Frage: Welche Strategie für die Zukunft? Es wäre falsch, eine abrupte Verzichtspolitik zu propagieren, denn davon wären nicht die Reichen, sondern die Unterprivilegierten bei uns und in den Entwicklungsländern die Betroffenen. (…) Eine Strategie, die sowohl den Lohnabhängigen bei uns als auch den Benachteiligten in der Dritten Welt nützen könnte, müsste generell lauten: 1. Bisherige Fehlentwicklungen blockieren: z. B. die Konzentration von Macht, Kapital und Produktion in immer weniger Wirtschaftskomplexen, die Verschleisswirtschaft, den Raubbau am Menschen und der Natur. 2. Den erreichten Wohlstand konsolidieren: z. B. die echten Freiheitsräume dank des materiellen Wohlstands; die Sozialfürsorge; die Arbeitsplätze, die Emanzipation der Frau dank Erleichterung der Hausarbeit. (Also jene Elemente erhalten oder fördern, die nach allgemeiner Überlegung zur Lebensqualität beitragen). 3. Das zukünftige Wachstum umlenken: z. B. durch Mitentscheidung an zukünftigen Investitionen, Dezentralisation der öffentlichen Dienste (‚kleines Netz') etc. Diese Strategie fordert unser [sic] Lernfähigkeit, unsere Fantasie heraus. Sie fordert die Bereitschaft zu neuen Lösungen und alternativen Modellen." (Jute-Dossier 1977: 46–47)

Omnipäsent sind in dieser Textpassage die wachstums- und gesellschaftskritischen Positionen, die Pessimismus (über den Zustand der Welt) mit Optimismus (über die Möglichkeiten des etwas technisch-sperrig als „Umlenkungsprozess" bezeichneten Wandels) mischen. Deutlich wird, wie stark der faire Handel immer auch Krisenhandeln war und ist, mit dem sich eine Gesellschaft angesichts kollektiver Verunsicherungen also ihrer Wandlungsfähigkeit versichert, ganz konkrete und praktische Handlungsoptionen erörtert, zugleich aber auch das utopische Reden über Zukunftsfragen praktiziert. Dass sich dieser handlungspraktische Zukunftsbezug seit den 1970er-Jahren, im Gegensatz zu sonstigen tiefgreifenden Strategieverschiebungen im Feld des fairen Handels (Quaas 2015: 362–373), nicht grundlegend geändert hat, zeigt ein Blick etwa auf die Standards der Schweizer Fair Trade-Organisationen von 2008, in denen es heißt:

> „Der Faire Handel wird von der Zivilgesellschaft getragen, verfolgt immer auch nicht-kommerzielle Ziele und steht in der Tradition der Drittwelt-Laden-Initiativen, welche seit den 1970er Jahren faire Handelsbeziehungen mit südlichen Produzenten pflegen. (…) Mit dem Fairen Handel wird darüber hinaus immer ein Stück der Utopie einer Integration von gerechter und nachhaltiger Produktionsweise realisiert."[4]

Im Zentrum standen in den Anfängen also weniger der kritische Konsum, als vielmehr ein grundsätzliches Hinterfragen von ungerechten Handelsstrukturen, weniger die persönlichen Kaufentscheide, als die Systemkritik und das konkrete Umsetzen neuer Verbindungen und Denkrichtungen. Eine Deutung, die den fairen Handel primär

4 SWISS FAIRTRADE Grundsätze und Standards, 23.7.2008, hier S. 6, in: Sozialarchiv Zürich, QS 81.1 Z*.

als Ausdruck eines Wertewandels hin zu nun neu von Moralvorstellungen geleiteten Konsumhandlungen versteht, liegt gewiss nicht falsch, verkennt dabei aber die mit diesen Konsumpraktiken verbundenen utopischen Modelle und die ihnen inhärenten Erfahrungsmöglichkeiten bezüglich Mitgestaltung, Selbstwirksamkeit und Veränderung. Der frühe faire Handel kann demnach als Ort für die praktische Erprobung der Zukunft in der Gegenwart bezeichnet werden – ganz im Sinne von Ernst Blochs berühmter Konzeption einer „konkreten Utopie" (Bloch 1985: 160).

„Für bessere Zeiten". Zukunftsentwürfe im Do-it-yourself

Die Erfahrung einer Mitgestaltung der Welt, das konkrete Erleben von individueller Selbstwirksamkeit und die praktische Umsetzung von Veränderungen sind auch zentrale Motivlagen von Akteuren des Do-it-yourself (DIY). Historisch eher jung (Goldstein 1998; Voges 2017a) ist DIY entstanden als ursprünglich bürgerliche Bewegung in den 1950er-Jahren (Voges 2017b), deren Ziele sich dann in den frühen 1970er-Jahren im alternativen Milieu transformierten (Reichhardt/Siegfried 2010). DIY erlebt seit der Jahrtausendwende einen ungeahnten Boom in zahlreichen Bereichen: von urbanen Gemeinschaftsgärten (Hörz 2017) und Näh- und Repair Cafés (Grewe 2015) über neue Formen des textilen Handarbeitens (Langreiter 2012) bis hin zu privatem Basteln (Löffler 2012). Stark sichtbar sind gegenwärtig meist nur jene Praxisfelder, die ein politisch-kreatives Potential entfalten und dieses auch explizit artikulieren. Dabei knüpfen sie oft an Diskurse der Nachhaltigkeit und der Tauschökonomie an, die mit dem Anspruch antreten, Produktion, Warenbeziehungen und Konsum grundlegend zu verändern, wie dies in einem Text auf der Website „Utopia.de" formuliert ist:

> „Was noch bis vor wenigen Jahren als Öko-Quatsch und altmodisch belächelt wurde, findet immer mehr Verfechter: Wir wollen (wieder) lernen, wie wir Dinge selbst herstellen können. Es scheint ganz so, als sei das Selbermachen sein verstaubtes Image losgeworden und zum Trend avanciert."[5]

Der Imperativ des Tuns, des aktivistischen Ausprobierens und „einer Zukunftsvorstellung der kleinen Schritte" ist offensichtlich und findet ein wichtiges Medium in entsprechenden Publikationen, die der Herstellung einer Gruppenidentität wie der Vermittlung von konkreten Praxistipps gleichermaßen dienen: Sie heissen etwa „Handbuch für bessere Zeiten" (Doernach 1983) oder „DIY Futures. People's Ideas & Projects for a better World" (Albery et al. 1996), wobei die Fülle der hier mit bewusst gegenwarts- wie zukunftsbezogen verstehbaren Titeln präsentierten Anleitungen enorm ist und Heimwerk und neuartige Beziehungen ebenso wie Handarbeit und Gesellschaftsentwürfe umfasst. Dieses Additive und Spielerische ist generell konstitu-

5 DIY-Trend. Warum Selbermachen wieder in ist. In: Utopia.de – Deutschlands Website Nr. 1 für nachhaltigen Konsum, vgl. https://utopia.de/0/magazin/warum-selbermachen-wieder-in-ist 20.03.2015).

tiv für die DIY-Praxis, die ihrerseits stets als „Suchen, Finden, Zusammenklauben und Neuarrangieren geschieht" (Baier/Müller/Werner 2013: 223). Zu Recht wurde darauf hingewiesen, dass Selbermachen als „authentisierende Praktik" (Hilsberg 2017: 261) verstanden werden kann, die Körper und Zeit durchlässig macht und damit auf die vielfältigen Rationalisierungszumutungen der Gegenwart reagiert. Zukunft ist dabei in Praktiken und Diskursen oft vergangenheitsgerichtet: Paradoxerweise ist es also gerade das „Revival" von als „historisch" markiertem Wissen, das zukunftsfähig macht. Es ist also historisches Wissen als „Ressource", mit der ein lebenswertes zukünftiges Leben angestrebt wird (Fenske 2017). So schreiben etwa die AktivistInnen des Berliner Prinzessinnengartens, einem bekannten Urban-Gardening-Projekt, auf ihrer Homepage:

> „Bei all dem sind wir selber keine Profis oder Experten. Durch gemeinsames Ausprobieren und das Austauschen von Erfahrungen und Wissen eignen wir uns nicht nur alte Kulturtechniken wieder an, sondern lernen gleichzeitig gemeinsam vieles über biologische Vielfalt, Stadtökologie, Klimaanpassung, Recycling, nachhaltigen Konsum und zukunftsfähige Formen städtischen Lebens."[6]

Und ein Aktivist aus der Tiroler Wildnis- und Survival-Szene sagt im Interview unter häufiger Verwendung eines bewusst eingesetzten „wieder":

> „Und das ist halt, was es mir halt voll angetan hat, wirklich zu schauen, wie kann man das wieder installieren, dass Leute wieder auf Sachen aufpassen und eben die Naturverbindung, dass die halt wieder so in den Vorrang tritt, dass sich jeder schlecht vorkommt, wenn wieder irgendwelche Wälder abgeholzt werden. (…) beim Handwerk, was mich halt so fasziniert, ist, DASS es faszinierend ist, dass du jeden irgendwie dafür begeistern kannst. (…) das spür ich halt sehr, dass es voll mein Ding ist, oder halt mein Weg ist, über das Leute an diese Naturverbindungssachen heranzuführen."(Interview mit C, zit. nach Weber 2017:6)

Der affirmative Bezug zur Vergangenheit bezieht sich also auf eine gleichzeitige Gegenwartskritik, wobei die aus den 1970er-Jahren stammende Idee eines gesellschaftsverändernden „Small is beautiful" (Schumacher 1973) eine Aktualisierung erfährt. Dabei war und ist die Selbstwirksamkeit, Selbstermächtigung und die Erfahrung von eigener Handlungsmacht ein zentrales Element des Tuns. Selbstwirksamkeit dient der Herstellung von individueller und kollektiver Identität und legitimiert zugleich das Austesten von alternativen Wirtschaftsformen (Grewe 2015: 280–283; Kruse 2018). So heißt es auf der Website des „Prinzessinnengartens" explizit:

> „Praktisch demonstrieren urbane Gärten einen ökologisch und sozial anderen Umgang mit städtischen Räumen und ihren Bewohnern, leisten ein empowerment sozial marginalisierter Bevölkerungsgruppen und sind Orte, an denen die Möglichkeiten für lokale Mikroökonomien und andere Wohlstandsmodelle ausprobiert werden."[7]

6 Prinzessinnengarten: http://prinzessinnengarten.net/wir/ (19.03.2018).
7 Prinzessinnengarten: http://prinzessinnengarten.net/de/ueber-uns/ (19.03.2018).

In Diskursen des Selbermachens werden demnach die „großen Fragen" einer Gesellschaft verhandelt, die Fragen von Produktivität und Wohlstand, von Umwelt und Nachhaltigkeit und vom „richtigen Leben":

> „Das Selbermachen ist also mehr als ein Trend oder eine wiederentdeckte Tradition. Es hat neben unmittelbaren Vorteilen grundsätzlich das Potenzial, Wirtschaft, Märkte und Industrie zu verändern, einen Wandel hin zu mehr Nachhaltigkeit und Ökologie in Produktionsprozessen anzustoßen und unsere sozialen Beziehungen sowie unsere Rolle als Individuum im Kollektiv neu zu gestalten. Wenn das nicht eine Menge guter Gründe sind, mehr selber zu machen!"[8]

DIY präsentiert sich als ein Weg aus einer krisenhaft wahrgenommenen Gesellschaft in eine bessere Zukunft, in der die Menschen nachhaltig und „richtig" leben. Dabei klingen in der umfassenden Gesamtheit der angestrebten Lebensbereiche und in der postulierten Dringlichkeit auch die totalitären Tendenzen jener Utopien an, die mit einer „richtigen Lebensweise" argumentieren und nur allzu oft konservative Diskurse reaktivieren.[9] Herbert Marcuse hat 1967 vor der Gefahr einer daraus möglicherweise entstehenden „Erziehungsdiktatur" gewarnt.[10] Man muss diesen Alarmismus nicht teilen, um skeptisch zu werden gegenüber den mit Selbermachen gegenwärtig postulierten „großen Visionen" von Gesellschafts- und Menschenveränderung. Und gegenüber der bei einer empirisch-ethnographischen Untersuchung rasch auffallenden Dominanz eines binären und stark normativen Sprachregisters (Langreiter/Löffler 2013). Damit soll weder einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber politischen Utopien das Wort geredet, noch sollen alternative Projekte und Initiativen pauschal belächelt werden. Vielmehr bewahrt eine nüchterne Sicht auf Utopien und Katastrophenwarnungen gleichermassen davor, Enttäuschungen als blockierend für politisches und privates Engagement zu erleben.

Zukunft als wirkmächtiges Versprechen – zum Schluss

Selbstwirksamkeit und Handlungsmacht können als zentrale Elemente alternativer Wirtschaftsformen identifiziert werden. Fair Trade wie auch Selbermachen dient ganz wesentlich zur Identitätskonstruktion der involvierten Personen und bezieht sich in Diskursen, Praktiken und Argumenten in auffallender Weise auf die Zukunft. Es ist dieser, den Konzepten alternativer Wirtschaftsformen inhärente Zukunftsbezug, aus dem Fairer Handel und DIY ihre hohe Legitimität, ihre diskursive Anschlussfähigkeit und ihre stark wirksame politisch-moralische Plausibilität beziehen. Zukunft ist damit jener Signifikant, auf den sich viele positiv beziehen, er bleibt dabei aber zugleich seltsam unbestimmt und eine stets gleichermassen „flüchtige wie wirkungsmächtige

8 DIY-Trend. Warum Selbermachen wieder in ist. In: Utopia.de – Deutschlands Website Nr. 1 für nachhaltigen Konsum, vgl. https://utopia.de/0/magazin/warum-selbermachen-wieder-in-ist (20.03.2015).

9 Fenske 2015: 359 etwa weist zu Recht darauf hin, dass sich teilweise ein irritierendes Vokabular konservativer bis rechtsradikaler Begrifflichkeiten in der DIY-Bewegung findet.

10 Herbert Marcuse in: Der Spiegel, 21.8.1967, zit. nach Radkau 2017: 274.

Anlegenheit" (Egloff/Folkers/Michel 2007: 17), die unsere Gegenwart prägt.[11] Die Gegenwart wird geprägt dadurch, dass wir über konkrete Praktiken mit der prinzipiellen Unsicherheit und grundsätzlichen Offenheit der Zukunft umgehen und eine in hohem Maße interdependente und kontingente Welt gestalt- und damit auch kontrollierbar erhalten.[12] Aus diesem Anspruch entsteht auch die feststellbare Diskrepanz zwischen utopischem Reden und konkreter Praxis. Gleichwohl darf eine kulturanalytische Perspektive nicht bei der Dekonstruktion solcher Diskurse stehenbleiben, sondern muss die Bedeutungsschichten empirisch präzise und zugleich empathisch nah erkunden. Tut sie dies nicht, dann läuft eine kulturwissenschaftliche Analyse Gefahr, zu verkennen, in welcher Weise alternative Wirtschaftsformen wie Fairer Handel und DIY immer wieder Räume des Möglichen und des Anderen schaffen. Dies ist angesichts der aktuellen Omnipräsenz pessimistischer und konservativer Zukunftsängste (Gumbrecht 2018) eigentlich nicht wenig. Dieses ständige Herstellen von Alternativen ist ja insofern stets eminent politisch, als es unsere Welt als grundsätzlich gestalt- und damit als veränderbar begreift.

Literatur

Albery, Nicholas u. a. (Eds.) (1996): DIY Futures. People's Ideas & Projects for a better World. London.

Baier, Andrea/Müller, Christa/Werner, Karin (2013): Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself. Bielefeld.

Bloch, Ernst (1985 [1959]): Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.

Bröckling, Ulrich (2016): Zukunftsmanagement zwischen Planung, Selbstorganisation und Prävention. In: Leendertz, Ariane/Meteling, Wencke (Hrsg.), Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren. Frankfurt/M./New York, S. 269–280.

Doernach, Rudolf (1983): Handbuch für bessere Zeiten, (2 Bd.). Stuttgart.

Egloff, Rainer/Folkers, Gerd/Michel, Matthias (2007): Wenn wir nach der Zukunft grüben – was könnten wir finden, und wie sollten wir uns ausrüsten? Eine Einführung. In: dies. (Hrsg.), Archäologie der Zukunft. Zürich, S. 17–21.

Erklärung von Bern (Hrsg.) (1977): Jute statt Plastic. Dossier zur Verkäuferschulung. Zürich.

Fenske, Michaela (2015): Was mensch zum Leben braucht – Ressourcen unter kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Zum Ausklang. In: Tauschek, Markus/Grewe, Maria (Hrsg.), Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen, Frankfurt/M./New York, S. 351–363.

Fenske, Michaela (2017): Historisches Wissen als Ressource. Wie das urbane Kreativmilieu mit Vergangenheit Zukunft (selbst)macht. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.), Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself". Bielefeld, S. 221–243.

Frank, Elisa (2016): Raumplanung als Zukunftspraxis. Konkretisierungen im Urner Talboden. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 112, S. 109–124.

11 Er ist damit dem Signifikant der „Planung" sehr ähnlich, vgl. Bröckling 2016: 273–274.

12 Die Akteur*innen stehen damit einem Zukunftsmodus von „Gestaltungszukunft" nahe, der Zukunft durch Aktivitäten in der Gegenwart „produziert", vgl. Graf/Herzog 2016: S. 508–510.

Freytag, Nils (2006): „Eine Bombe im Taschenbuchformat"? Die „Grenzen des Wachstums" und die öffentliche Resonanz: In: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 3, S. 465–469.

Goldstein, Carolyn M. (1998): Do It Yourself: Home Improvement in 20th-Century America. New York.

Graf, Rüdiger/Herzog, Benjamin (2016): Von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen zur Geschichte ihrer Generierung. Probleme und Herausforderungen des Zukunftsbezugs im 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 42, S. 497–515.

Grewe, Maria (2015): Reparieren als nachhaltige Praxis im Umgang mit begrenzten Ressourcen? Kulturwissenschaftliche Notizen zum Reparaturcafé. In: Tauschek, Markus/dies. (Hrsg.), Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen, Frankfurt/M./New York, S. 267–289.

Gumbrecht, Hans Ulrich (2018): Die Katastrophe kommt ganz bestimmt. In: Neue Zürcher Zeitung, 12. Februar, S. 27.

Hartmann, Andreas/Murawska, Oliwia (2015): Das Erdächtnis. Zur kulturellen Logik der Zukunft. In: dies. (Hrsg.), Representing the Future: Zur kulturellen Logik der Zukunft. Bielefeld, S. 7–15.

Hartmann, Heinrich/Vogel, Jakob (Hrsg.) (2010): Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900. Frankfurt/M.

Hauff, Volker (Hrsg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft: Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven.

Hilsberg, Pia-Maria (2017): Sich authentisch machen: Überlegungen zu Praktiken des Selbermachens. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 51, S. 257–266.

Hölscher, Lucian (2004): Zukunft und Historische Zukunftsforschung. In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften: Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Stuttgart/Weimar, S. 401–416.

Hölscher, Lucian (2016): Die Entdeckung der Zukunft. Göttingen.

Hörz, Peter F. N. (2017): Agrarlust in der Stadt. Praxen und Selbstdeutungen im Kontext von Urban Farming, In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.), Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself", Bielefeld, S. 197–219.

Kruse, Katrin (2018): „Die Selbstverwirklichung muss nach aussen dargestellt werden". Interview mit Andreas Reckwitz. In: Neue Zürcher Zeitung, https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-selbstverwirklichung-muss-nach-aussen-dargestellt-werden-ld.1360658 (02.03.2018).

Kuhn, Konrad J. (2005): „Das Produkt als Aufhänger für Information und Schulungsarbeit": Die entwicklungspolitische Konsumentenaktion „Jute statt Plastic" 1976–1979. In: Traverse – Zeitschrift für Geschichte 3, S. 27–39.

Kuhn, Konrad J. (2007): „Handelsförderung ist notwendig und problematisch zugleich": Die Entstehung des fairen Handels als neue Handels- und Unternehmensform. In: Gilomen, Hans-Jörg/Müller, Margrit/Tissot, Laurent (Hrsg.), Dienstleistungen: Expansion und Transformation des „dritten Sektors", Zürich, S. 107–124.

Kupper, Patrick (2004): „Weltuntergangs-Vision aus dem Computer". Zur Geschichte der Studie „Die Grenzen des Wachstums" von 1972. In: Uekötter, Frank/Hohensee, Jens (Hrsg.), Wird Kassandra heiser? Die Geschichte falscher Ökoalarme. Stuttgart, S. 98–111.

Langreiter, Nikola (2012): Neues Handarbeiten – Radical? Revolutionary? Guerilla? In: Obermair, Hannes/Risse, Stephanie/Romeo, Carlo (Hrsg.): Regionale Zivilgesellschaft in Bewegung – Cittadini innanzi tutto. Wien, Bozen, S. 183–204.

Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (2013): Handarbeit(en). Über die feinen Abstufungen zwischen Oberfläche und Tiefsinn. In: Heimerdinger, Timo/Meyer, Silke (Hrsg.): Äusserungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie, Wien, S. 159–176.

Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.) (2017): Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself". Bielefeld.

Löffler, Klara (2012): Reparieren und Instandhalten, Basteln und Entdecken. Eine ethnographische Annäherung. In: Technikgeschichte 79/3, S. 273–289.

Meadows, Dennis, u. a. (Hrsg.) (1972): Grenzen des Wachstums: Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart 1972.

Quaas, Ruben (2015): Fair Trade. Eine global-lokale Geschichte am Beispiel des Kaffees. Köln.

Radkau, Joachim (2017): Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute. München.

Reichardt, Sven/Siegfried, Detlef (Hrsg.) (2010): Das alternative Milieu: Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983. Göttingen.

Schumacher, Ernst Friedrich (1973, dt. 1977): Small is beautiful: A Study of Economics as if People Mattered. London.

Uekötter, Frank (2010): Apokalyptik als Profession? Ängste, Prognosen und die internationale Umweltbewegung. In: Hartmann, Heinrich/Vogel, Jakob (Hrsg.): Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900. Frankfurt/M., S. 284–300.

Uekötter, Frank (2014): Haus auf schwankendem Boden: Überlegungen zur Begriffsgeschichte der Nachhaltigkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 64/31–32, S. 9–15.

Voges, Jonathan (2017a): „Gut hat's Familie Selbermann, weil sie alles selber kann." Die „Do-it-yourself-Bewegung" in der Bundesrepublik Deutschland als soziales, kulturelles und ökonomisches Phänomen. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 51, S. 245–250.

Voges, Jonathan (2017b): Die Axt im Haus. Heimwerken – die „Verbürgerlichung" des Selbermachens in den 1960er Jahren. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.), Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself", Bielefeld, S. 35–55.

Weber, Teresa (2017): Selbermachen im Kontext von Wildnis und Survival: Handwerk zwischen ideologischer Strategie und physischem Gebet. (unpubl. Seminararbeit). Innsbruck.

Winterberg, Lars (2017): Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels. Münster/New York.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 234–244.*

Lars Winterberg

Faire Beschaffung

Formationen alternativen Wirtschaftens

Im Presseportal der Stadt Bonn findet sich der Hinweis, dass die Kommune den „Vergabepreis NRW 2013 – Wegweiser für sozial gerechte Beschaffung" gewonnen habe.[1] Bonn sei vom „Eine Welt Netz" und dem „Bündnis für öko-soziale Beschaffung NRW" öffentlich ausgezeichnet worden – im Rahmen einer „Feierstunde in der Staatskanzlei in Düsseldorf". Dort habe man vom Vorstand der Deutschen Welthungerhilfe als Schirmherrn neben einer Urkunde auch einen zertifizierten Naturstein erhalten. Und dieses Symbol wolle man, so der Bonner Bürgermeister Horst Naaß in seiner Dankesrede, nun „auch in andere Kommunen weiterrollen". Der kurze Bericht über die Auszeichnung zeigt bereits exemplarisch, dass die Faire Beschaffung weit mehr ist als ein grauer Verwaltungsakt. Es geht um Öffentlichkeit, Symbolik und Vernetzung, um Auszeichnungen und Preise und mithin um die Frage, wer eigentlich wen, wo und wie würdigen kann und darf. Es geht also nicht zuletzt auch um Deutungshoheiten und Einfluss.

Am Beispiel der Stadt Bonn soll im Folgenden aufgezeigt werden, wie Akteure kommunaler Verwaltungen im Zusammenspiel mit Produktion und Handel, Politik, Medien und Zivilgesellschaft sowie Institutionen des Fairen Handels die öffentliche Beschaffung – etwa von Lebensmitteln, Berufsbekleidung oder Grabsteinen – seit dem frühen 21. Jahrhundert restrukturieren. Sie sehen sich dabei einer komplexen Rechtslage, abweichenden politischen Zielsetzungen, multiplen wirtschaftlichen Zwängen und medialen Logiken ausgesetzt. In ersten Suchbewegungen lassen sich hier kulturelle Formationen alternativen Wirtschaftens konturieren, welche Faire Beschaffung im frühen 21. Jahrhundert allmählich hervorbringen.[2]

1 Presseportal der Stadt Bonn, http://www.bonn.de/rat_verwaltung_buergerdienste/presseportal/pressemitteilungen/24120/index.html?lang=de (26.3.2018).

2 Der Beitrag basiert auf empirischem Material, welches im Rahmen eines mehrjährigen Promotionsprojekts insb. zwischen 2009 und 2011 erhoben wurde: u. a. qualitative Interviews mit Mitarbeiter*innen städtischer und kirchlicher Verwaltungen, Schriftquellen zu Ratsbeschlüssen, Ausschreibungsteilnahmen und politische Anfragen in Bundes- und Landtagen, Präsentationen von Städtetagen, Kampagnenmaterialien des institutionalisierten Fairen Handels, Medienberichte und digitale urbane Selbstdarstellungen. Angesichts final eher theoretisch-methodologischer

Zum Konsum öffentlicher Einrichtungen

Faire Beschaffung bezeichnet im populären Sprachgebrauch die Konsumpraxis der öffentlichen Hand, also von Bund, Ländern und Kommunen, weiter gefasst aber auch der Kirchen und zum Beispiel von Universitäten. Dabei dreht es sich nicht nur um den Kaffee, der in Stadtverwaltungen oder Pfarrämtern getrunken wird, sondern prinzipiell um alle Güter, Dienstleistungen und zum Beispiel Bauaufträge, mit denen Ämter und Einrichtungen ihre Verwaltungsaufgaben erfüllen und Serviceleistungen für Bürger*innen, Mitarbeiter*innen oder Gemeinden bereitstellen. Allein Bund und Länder gaben im Zeitraum 2007 bis 2017 jährlich zwischen circa 350 und 480 Milliarden Euro aus.[3] Das entspricht – je nach Berechnung – circa 13 bis 17 % des Bruttoinlandsprodukts, also des Gesamtwertes aller produzierten Güter, sprich bis zu 17 % der deutschen Wirtschaftsleistung – eine enorme Summe, selbst im Falle von Unschärfen in der Berechnung. Allerdings bilden diese Zahlen eben nicht die Formen fairer, sondern öffentlicher Beschaffung insgesamt ab, also gewissermaßen das Potenzial für nachhaltigen Konsum. Anders als private Kaufentscheidungen, die häufig auch situativ fallen, ist die öffentliche Beschaffungspraxis wesentlich starrer und lässt sich weniger leicht steuern. Denn öffentliche Einrichtungen kaufen nicht wie gewöhnliche Endverbraucher ein. Sie sind mitunter durch Vorschriften und Gesetze in ihrer Praxis deutlich eingeschränkt: Gefordert sind Transparenz und vor allem Wirtschaftlichkeit. Der Bedarf wird also gedeckt, indem Aufträge öffentlich ausgeschrieben und dann gemäß nachvollziehbarer Kriterien vergeben werden (Solbach/Bode 2015; Riese 1998).

Die Stadt Bonn trat erstmals 2004 zum Thema in Erscheinung, als sie per Ratsbeschluss zur „Verhinderung der schlimmsten Formen der ausbeuterischen Kinderarbeit" vergleichsweise früh Aspekte in ihre Vergabepraxis einbezog, die – so ein zuständiger Verwaltungsmitarbeiter im Interview – „mit dem Produkt unmittelbar, mit seiner Beschaffenheit nichts zu tun hat. Sondern nur mit dem Herstellungsprozess. Und das war dem Vergaberecht bislang fremd" (Interview Herr B., 17.2.2011, Z. 42f.). Traditionell seien technische Kriterien zentral, etwa in Ausschreibungen für Nutzfahrzeuge eines lokalen Bauhofs.

Aushandlungen Fairer Beschaffung

Tatsächlich war die kommunale Praxis zu diesem Zeitpunkt dem Landes- und Bundesrecht deutlich voraus. Orientierung bot allenfalls eine EU-Richtlinie von 2004 (2004/18/EC), welche zusätzliche Kriterien in öffentlichen Auftragsvergaben emp-

Schwerpunkte fanden Quellen zur Fairen Beschaffung in der Schriftfassung kaum Berücksichtigung (Winterberg 2017).

3 Die Zahlen schwanken stark. Das Bundesministerium gab daher jüngst eine Studie zur Vergabesituation in Auftrag und erhebt statistische Daten inzwischen gezielt. Vgl. Bundesministerium für Energie und Wirtschaft, https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Artikel/Wirtschaft/vergabestatistik.html (26.3.2018).

fahl. Ab 2007 erprobte die Stadt dann weiterreichende Maßnahmen. In sogenannten sensiblen Bereichen, sprich dort, wo man Missstände entlang der Lieferkette explizit befürchtete, forderte die Beschaffungsstelle fortan eine dreistufige Erklärung des Bieters. Dieser musste über die Produktionsbedingungen aufklären, das heißt, möglichst über Siegel oder Zertifikate die Unbedenklichkeit des Produkts nachweisen. Konnte er das nicht, blieben zwei Alternativen: Entweder versicherte er, bereits zielführende Maßnahmen ergriffen zu haben, oder solche künftig ergreifen zu wollen. Die Problematik dieser Formulierung war der Verwaltung durchaus bewusst. Und auch die Reaktionen der Unternehmen fielen ambivalent aus.

> „Wenn sie geantwortet haben, haben sie positiv reagiert. Die wären ja auch bekloppt, wenn sie es anders machen würden. (…) Das ist eben das Thema Kinderarbeit, das ist ja wirklich was für die Tränendrüse und da würd' ja keiner sagen: ‚(…) Hauptsache, die haben was zu tun da, dann sind sie von der Straße weg'" (Interview Herr B., 17.2.2011, Z. 337ff.).

Tatsächlich ist das Tabu (Habit 2017) der Kinderarbeit ein wirkmächtiges Narrativ (Lehmann 2007; Meyer 2014) in der Durchsetzung Fairer Beschaffung. Es taucht in einer Vielzahl von Quellen auf und lässt sich als diskursive Ausschließungsprozedur (Hartmann 1991: 24f.) bezeichnen. Abseits einer generellen Zustimmung zum Schutz von Kindern weltweit äußerten die Bieter – in Deutschland ja häufig auch kleine und mittlere Unternehmen, zum Beispiel lokale Baustoffmärkte im ländlichen Umfeld – dass sie schlicht über keine entsprechenden Informationen verfügten und angesichts einer Vielzahl von Subunternehmen auch keine Gewähr für die gesamte Lieferkette abgeben könnten. Aber man habe ohnehin

> „relativ schnell erkannt: Wenn ich da unten mein Kreuzchen hinmache und das unterschreibe, bin ich wieder im grünen Bereich: Also ist die Hürde ja auch nicht so wahnsinnig hoch." (Interview Herr B., 17.2.2011, Z. 342ff.)

Die Rechtsunsicherheit blieb dennoch groß. Nicht nur in Bonn fürchtete man hinsichtlich der Implementierung sozial-ökologischer Aspekte Klagen von Unternehmen. Faire Beschaffung war Neuland, aber juristische Fallstricke kannte man von den europäischen Nachbarn.

> „Beispielsweise beschwerte sich der Kaffeekonzern Douwe Egberts 2009 bei der EU-Kommission, als die Provinz Noord-Holland nur noch fairen Kaffee einkaufen wollte: Dies diskriminiere andere Anbieter und verhindere die Auswahl des Produktes mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis. 2010 verklagte die EU-Kommission deshalb die Niederlande auf Wettbewerbsverzerrung. In der Entscheidung wurde festgestellt, dass die Provinz tatsächlich gegen EU-Recht verstoßen hatte, als sie darauf beharrte, nur bestimmte Siegel zu akzeptieren und Sozial- und Umweltverträglichkeit zu Qualitätskriterien erhob." (Forum Fairer Handel 2015: 5)

In Deutschland wurden daher abseits größerer öffentlicher Aufmerksamkeit Best-Practice-Beispiele erprobt und popularisiert. Über Infrastrukturen wie den recht offensiv agierenden Deutschen Städtetag tauschten sich zunächst vor allem kommunale Vorreiter Fairer Beschaffung aus und warben dann zunehmend um Gleichgesinnte. So sei das Verfahren der Selbstauskunft und Erklärung „auch kein

Bonner Gewächs, sondern das hat die Stadt München in 2003 entwickelt. Und die ist so – Land auf, Land ab – im Einsatz" (Interview Herr B., 17.2.2011, Z. 21f.). Man stößt auf diverse Quellen, häufig Broschüren oder Websites, die im Sinne klassischer Ratgeberliteratur (Heimerdinger 2006) über Chancen und (juristische) Fallstricke informieren, welche es bei der Einführung oder Umsetzung von Fairer Beschaffung zu beachten gelte. Verantwortlich zeichnen nicht nur Institutionen des Fairen Handels im engeren Sinne, sondern vor allem auch zivilgesellschaftliche Akteure (häufig NGO), die von Akteuren des Fairen Handels angesichts thematischer Schnittmengen und partiell vergleichbarer Zielsetzungen als „Hilfsstrukturen" bezeichnet werden (Interview Herr G., 5.5.2011, Z. 12ff.).

Probleme traten aber auch intern auf. Die Bonner Beschaffungsstelle musste erhebliche Überzeugungsarbeit leisten, um eingefahrene Strukturen aufzubrechen. Erste Reaktion, so eine städtische Mitarbeiterin, sei häufig: „Was habt ihr euch da schon wieder einfallen lassen?" (Interview Frau U., 17.2.2011, Z. 726f.) Gerade hinsichtlich dezentraler Einkäufe, beispielsweise von Kaffee oder Blumen, stoße man auf Widerstände, und zuweilen würden Dienstanweisungen auch subtil unterlaufen: Beispiel Standesämter, wo man die Dekoration aus Protest auf Kunstblumen umgestellt habe. Sachbearbeiter*innen sähen nicht ein, sich im gewohnten „Laden um die Ecke" nach Produktionsbedingungen und Siegeln zu erkundigen oder den Bedarf direkt über zertifizierte Anbieter zu decken.

Die Stadt weitete dennoch ihre praktischen Suchbewegungen aus und rang um größere Rechtssicherheit. Im Mai 2010 beschloss der Bonner Rat daher eine Novellierung der Beschaffung: Weitere soziale Kriterien sollten in die Vergabepraxis integriert werden. Und wie schon im Falle der Kinderarbeit dienten die „Kernarbeitsnormen" der *International Labour Organization* (ILO) als Zielkoordinaten der Umstellung. Denn diese erscheinen präziser formuliert, sind international weithin ratifiziert und somit – im Gegensatz zu Konzepten wie Fairness – grenzüberschreitend nachvollzieh- und damit juristisch durchsetzbar. Die als Grundprinzipien der ILO geltenden Bestimmungen wurden über Jahrzehnte hinweg in verschiedenen Übereinkommen verankert und inzwischen von 138 Mitgliedsstaaten ratifiziert. Sie beinhalten unter anderem das Verbot von Zwangsarbeit und Arbeit in Schuldknechtschaft (ILO-Übereinkommen 29+105), Diskriminierungsverbote (100+111), das Verbot der Beschäftigung von Kindern unter 15 Jahren (138+182), Vereinigungsfreiheit und ein Recht auf Kollektivverhandlungen (87+98). In Qualität und Reichweite erweisen sich die Übereinkommen jedoch als sehr verschieden (Stübig 2015).

Ab 2009 schritt auch die nationale Rechtslage voran. So setzte der Bundesgesetzgeber die EU-Richtlinien von 2004 in nationales Recht um. In § 97 GWB, also des *Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen*, heißt es in Abs. 3 recht knapp: „Bei der Vergabe werden Aspekte der Qualität und der Innovation sowie soziale und umweltbezogene Aspekte (…) berücksichtigt". Und im Jahr 2014 legte die EU dann ihre bislang weitreichendste Richtlinie (2014/24/EU) vor, die – nun deutlich schneller – 2016 über GWB und *Vergabeverordnung* (VgV) in nationales Recht übertragen wurde.

Soziale und ökologische Kriterien gelten seither als „Grundsätze der Beschaffung" und sind in verschiedenen Stufen der Vergabepraxis integrierbar. Herstellungsbedingungen sind als explizit auftragsbezogen anerkannt und Spielräume zur Nachweisführung und Bewertung von Siegeln erweitert worden; Unternehmen mit Verstößen gegen ILO-Normen können aus Verfahren ausgeschlossen werden (§ 31, § 58 VgV; § 124, § 128 GWB). In einem Statement von 2017 kritisiert das *Forum Fairer Handel* jedoch, dass die Bundesregierung auch heute ihre Handlungsspielräume noch immer nicht vollständig ausschöpfe: „Es ist nun zwar leichter, sozial und ökologisch zu beschaffen – aber weiterhin nicht Pflicht".[4] Allerdings können Landesrecht und kommunale Beschlüsse engere Vorgaben setzen. So verabschiedete NRW 2012 das sogenannte *Tariftreue- und Vergabegesetz* (TVgG) und novellierte es 2017. Seine Stärkung fairer Vergabepraxen wurde jedoch schon im gleichen Jahr mit dem Koalitionsvertrag der neuen Landesregierung in Frage gestellt. Man wolle „Wirtschaft und Bürger entfesseln" – was vor allem „weniger Bürokratie" meine (CDU/FDP 2017: 31). Und die Entfesselung ließ auch nicht lange auf sich warten: „Die neue Landesregierung spielt hier die Tariftreue gegen grundlegende Rechte von Arbeiter*innen in Weltmarktfabriken aus. Die Ausbeutung beispielsweise bei der Bekleidungsproduktion scheint vergessen zu sein", so eine Vertreterin der Frauenrechtsorganisation FEMNET e. V. 2017.[5] So ist die judikative Rahmung immer auch an politische Willensbildung geknüpft. Und Parteien vertreten meist abweichende Positionen, obgleich sich das politische Klima für faire Beschaffung insgesamt zwar langsam, letztlich aber doch kontinuierlich verbessert hat. Der vergleichsweise zähe Prozess politischer Sensibilisierung und Willensbildung lässt sich exemplarisch über die sogenannten „Kleinen" und „Großen Anfragen" im Bundestag, hier vor allem der Opposition – sowie die jeweiligen „Antworten der Bundesregierung" nachvollziehen. So informierten sich beispielsweise verschiedene Abgeordnete, unter anderem die Fraktion der SPD, im Oktober 2010 über Bemühungen der Bundesregierung, eine sozial-ökologische Beschaffungspraxis zu stärken (Drucksache 17/2518). Man will wissen, inwieweit „bei der Beschaffung von Natursteinen, Textilien, Spielwaren sowie Produkten und Fertigteilen der Informationstechnologie die sozialen Vergabekriterien berücksichtigt wurden?" Die schriftliche Antwort fällt mit zwölf Seiten recht ausführlich aus. Darin spiegelt sich ein Ringen um Autorität und Deutungshoheit über die Thematik im Spannungsfeld von Wirtschaftlichkeit und Nachhaltigkeit. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive lassen sich solche Dokumente nicht zuletzt auch als formalisierte, teils rituelle politische Praxen interpretieren. Sie weisen multiple Funktionen auf – von politischen Verortungen über symbolische Kommunikation bis hin zu ganz praktischen Anliegen (Roth 2017).

4 Forum Fairer Handel, https://www.forum-fairer-handel.de/fileadmin/user_upload/dateien/politik/2016-07-28_faire_Beschaffung_ffh.pdf, S. 1 (26.3.2018).

5 Presseportal der Kampagne „Saubere Kleidung", https://saubere-kleidung.de/2017/07/nrw-koalitionsvertrag-internationale-arbeitsrechte-und-umweltstandards/ (26.3.2018).

Ungeachtet der politischen Großwetterlage setzte die Stadt Bonn zunehmend auf intensiven Dialog mit Bedarfsträgern, Handel, Zivilgesellschaft und so auch Produzent*innen. Seit 2013 kooperierte sie beispielsweise in der Kampagne „Fairschnitt" mit der Frauenrechtsorganisation FEMNET e. V., seit 2015 lässt sie sich hinsichtlich textiler Beschaffung offiziell von ihr beraten (Winterberg 2017: 159f.). Inzwischen stammt die Dienstbekleidung des *Amts für Stadtgrün* und des *Sport- und Bäderamts* aus fairer Produktion, wie eine breit angelegte Kampagnen- und Medienarbeit von Stadtverwaltung und NGO öffentlichkeitswirksam belegt (Knopp 2015). FEMNET setzt sich seit 2010 insbesondere auch für die Arbeitsbedingungen in der Bekleidungsindustrie ein – erinnert wird in diesem Zusammenhang immer wieder an den Fabrikeinsturz 2013 in Bangladesch, bei dem über 1.100 Menschen ums Leben kamen. In virtuellen Darstellungen wie auch öffentlichen Veranstaltungen – etwa einem Festakt zur Präsentation eines Einkaufführers für faire Textilien Ende 2013 im Alten Bonner Rathaus – gerinnt jene weit entfernte, durch Produktions- und Lieferkette aber unmittelbar mit unserem Leben verbundene Katastrophe, zu einem diskursiven Ereignis, das Debatten über Schuld und Verantwortung, aber auch künftige, gute oder richtige Produktions- und Konsumweisen katalysiert.

Formationen Fairer Beschaffung

Vor dem Hintergrund dominanter Marktlogiken entwerfen Vertreter*innen Fairer Beschaffung eine konkrete Utopie (Bloch 1985). Die Vision künftig besserer Arbeits- und Lebensbedingungen weltweit, auch in Folge eines gerechteren Welthandelssystems, plausibilisiert das Handeln im Hier und Jetzt. Navigationen im Feld des Fairen Handels bilden für die Akteure somit Zukunftspraxen[6], mittels derer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Gesellschaft identitätsstiftend verknüpft und Selbstwirksamkeit erfahren werden.

Insbesondere in Gesprächen mit Akteuren wird deutlich, wie komplex nicht nur die Rechtslage, sondern das Themenfeld insgesamt ist, welche besondere Rolle Wissen und Nicht-Wissen (Proctor/Schiebinger 2008) spielen, inwieweit alltägliches Handeln von Unsicherheiten und Orientierungsbemühungen geprägt ist, Akteure auf Widerstände unterschiedlichster Art stoßen und sich Handlungsspielräume erarbeiten (müssen). Die Schaffung und Deutung von *Agency* ist umkämpft. Denn die Umstellung auf Faire Beschaffung stellt sich bei genauerer Betrachtung nicht als Top-down-Prozess dar, der einhellig von politischen Eliten initiiert und durchgesetzt würde. Analytisch bietet sich vielmehr der – insbesondere durch Sabine Hess und Vassilis Tsianos (2010) für unsere Disziplin fruchtbar gemachte – Regime-Begriff an: So erfolgt die Restrukturierung der öffentlichen Beschaffung in einem nicht abschließend koordinierten, emergenten Prozess, in einem Stimmen- und Handlungsgewirr,

6 Vgl. den Beitrag von Kuhn in dieser Sektion.

welches allmählich spezifische Formen annimmt, sich stabilisiert und schließlich selbst auf kulturelle Bedeutungsgewebe einwirkt (Winterberg 2017: 96f., 137ff.).

Asta Vonderau und Jens Adam (2014: 22) haben dafür sensibilisiert, sich „politischen Formationen" in sogenannten „moments of friction" anzunähern. Gemeint sind – mit Verweis auf die US-Anthropologin Anna Tsing (2005) – Phasen der Reibung, in denen Bekanntes brüchig wird, sich kreative Qualitäten entfalten und so Neues konstituiert. Heterogene Akteure und Praktiken, Ideen und Dinge treffen gewissermaßen aufeinander und vermögen so dem Lauf des Lebens eine neue Richtung zu geben. Meines Erachtens lassen die Quellen eine Konvergenzbewegung von Fairem Handel und städtischen Handlungslogiken wie -praxen seit Ende der 1990er Jahre erkennen. Öffentlichkeitsarbeit und zivilgesellschaftlicher Dialog der Städte und ein zunehmend offensiv agierender Fairer Handel begannen sich sukzessive aneinander auszurichten. So agierte die *Aktion Dritte Welt Handel* ab den 1970er Jahren und der Alternative Handel der 1980er Jahre im Sinne einer Neuen Sozialen Bewegung (Quaas 2015; Raschke 2009). Diese artikulierte über die Protestform der warenbasierten Bildungsarbeit unterschiedliche Anliegen (Schmied 1977: 121ff.; Raschke 2009: 72ff.): Nächstenliebe, politische Positionen, Umweltschutz oder zum Beispiel Wirtschaftskritik. Auf diese Weise begannen sich Infrastrukturen alternativer Wirtschaftsweisen auszuprägen (Raschke 2009: 74ff.). Ab Ende der 1990er Jahre pluralisierte sich der Faire Handel durch seine Handelsausweitungen dann zunehmend. Er diffundierte über Supermärkte, Discounter und vor allem Medien in die gesellschaftliche Breite (Winterberg 2017: 151ff.; Quaas 2015: 351ff.; Raschke 2009: 148ff.). Es galt nun, „Wandel durch Handel" (Kleinert 2000: 24f.) zu ermöglichen und dafür abseits gesellschaftlicher Nischen Aufmerksamkeiten zu generieren. Produkte und Bildungsarbeit professionalisierten sich und koordinierende Institutionen wurden geschaffen (Raschke 2009: 117ff.), allen voran 2002 das *Forum Fairer Handel* in Berlin sowie 2004 das *Fairtrade Advocacy Office* in Brüssel.

Die Faire Beschaffung ist meines Erachtens als Baustein und Formation eines weit gefassten Kulturphänomens Fairer Handel zu verstehen, das inzwischen deutlich über seine historische Basis hinausweist (Winterberg 2017: 151f.). Der Faire Handel ist Wirtschaftsweise, Lebensstil und Narrativ. Er ist aber auch ein dynamisches gesellschaftspolitisches Feld, ein Möglichkeitsraum, in dem sich Themen wie globale Armut und soziale Ungleichheit aushandeln, das heißt wahrnehmen, deuten und verarbeiten lassen (ebd.: 181).

Die städtischen Entwicklungen lassen sich abschließend noch einmal am Bonner Beispiel aufzeigen: Am 26. Juni 1997 fasste Bonn einen Ratsbeschluss zur Umsetzung der sogenannten *Lokalen Agenda*, richtete einen Fachbeirat und in Kooperation mit dem Verein *Zukunftsfähiges Bonn* ein kommunales Agenda-Büro ein. Der Beschluss bezieht sich dabei deutlich auf die politische „Agenda 21" im Nachklang der UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung 1992 in Rio de Janeiro – Kap. 28 des Abschlussdokuments fordert Kommunen weltweit explizit auf, eigene Beiträge zu leisten (UN 1992: 291ff.).

> „Die Stadt Bonn bekennt sich nachdrücklich zu ihrer Verantwortung auf lokaler Ebene, die notwendigen Strategien für eine zukunftsfähige Entwicklung im 21. Jahrhundert (...) gemeinsam mit den Bürgerinnen und Bürgern, der Wissenschaft, der Wirtschaft, den Gewerkschaften, den Kirchen, den Parteien und sonstigen gesellschaftlichen Gruppen zu erarbeiten und umzusetzen." (Stadt Bonn 1997)

Was aber auf den großen politischen Bühnen der Welt nicht selten Willensbekundung bleibt, findet auf kommunaler Ebene rasch Umsetzung. Das Bonner Agenda-Büro jedenfalls nahm seine Arbeit zeitnah auf und vernetzte sich in eben diese Zivilgesellschaft – welche in der ehemaligen Bundeshauptstadt mit zahlreichen NGOs besonders breit aufgestellt und in der insbesondere die Nord/Süd-Thematik fest verankert ist (Holtz 1997: 2). Umfassende Kooperationen kommen im Rahmen der lokalen *Fairen Woche* zustande, die seit 2001 jährlich stattfindet. 2002 schloss sich das Agenda-Büro in Zusammenarbeit mit dem Bonner Weltladen der sogenannten *Rheinischen Affaire* an, einer Kampagne zur Popularisierung fairer Städtekaffees. 2006 wurde das Programm *Sustainable Bonn* aufgelegt, mit dem für mehr Nachhaltigkeit in der Kongressbranche, also in Hotels, Cateringbetrieben und Tagungsstätten geworben wird. 2007 folgte eine Bewerbung um die Auszeichnung *Hauptstadt des Fairen Handels* und 2010 die Auszeichnung zur sogenannten *Fairtrade Town*.

Insbesondere über Wettbewerbe, Preise, Auszeichnungen und Jubiläen wird öffentliche Aufmerksamkeit erzeugt (Tauschek 2013). Formate wie die Kampagne und Auszeichnung zur *Fairtrade Town* regen darüber hinaus auch konkrete Veränderungen an: Obgleich die Anforderungen eher niedrigschwellig sind und damit kaum unmittelbar Wandel bewirken, kann der Auszeichnungsprozess Transformationen dennoch anstoßen, das heißt zur Anpassung kommunaler Strukturen beitragen.

Die bereits 1987 mit dem Brundtland-Bericht entworfene *Policy* (Shore/Wright/Peró 2011) einer „nachhaltigen Entwicklung" wurde in Rio de Janeiro sowie in Formaten wie der *Charta von Aalborg* von 1994 fortschreitend entwickelt und programmatisch gefasst. So gerinnt die „Lokale Agenda 21" zu dem, was Aihwa Ong und Stephen Collier (2005: 11) „global phenomena" genannt und als Assemblage der Standardisierung beschrieben haben. Als Konzepte mit teils recht präzisen Handlungsempfehlungen sind sie zum Beispiel über Interdiskurse wie Nachhaltigkeit und Entwicklung multipel anschlussfähig, docken an lokale Strukturen an, lassen sich quasi kulturspezifisch aufladen, individuell mit Normen und Werten koppeln und richten so Akteure wie Praxen in bestimmter Weise neu aus. Das Bonner Dokument von 1997 stellt beispielsweise bereits deutliche Bezüge zum städtischen Selbstbild her: Man sehe sich als „UN-Stadt, als Nord-Süd-Zentrum sowie Mitglied des Klimabündnisses europäischer Städte mit indigenen Völkern der Regenwälder in besonderem Maße verpflichtet" (Stadt Bonn 1997). Formulierungen dieser Art ziehen sich bis heute als zentrale Narrative durch die Informations- und Kampagnenmaterialien der Stadt. Sie dienen urbaner Selbstinszenierung im medialen Kampf um Aufmerksamkeit, Investitionen und Touristen (Habit 2011). Und dies zeitigt durchaus Rückkopplungseffekte: So zeigt sich in Interviews auch eine zivilgesellschaftliche Internalisierung; Akteure

sehen sich gerade als Bonner Bürgerinnen und Bürger in besonderem Maße ermächtigt, an entwicklungspolitischen Problemlösungen zu partizipieren.

Weder der Faire Handel noch die Faire Beschaffung haben bislang – zumal im deutschsprachigen Raum – eine intensivere Beachtung durch unsere Disziplin erfahren. Viele Anschlüsse an bestehende Forschungsdiskurse sind denkbar: Im Sinne der Zucker-Studien von Kerstin Poehls (2017, 2016) ließen sich beispielsweise einzelne Warenströme stärker verfolgen; die Bedeutung von Narrativen (Meyer 2017, 2014) könnte herausgearbeitet werden, etwa auch im Hinblick auf das zuletzt von Daniel Habit (2017) betonte Konzept des Tabus; und schließlich steht das Feld offen für Fragen der Politischen Anthropologie, etwa hinsichtlich Jonathan Roths (2018, 2017) Plädoyer für eine *Anthropology of Politics*, die sich hier insbesondere der formalisierten politischen Willensbildung, etwa über Anfragen in Bundes- und Landtagen oder über die Brüsseler Lobbyarbeit, nähern könnte.

Literatur

Adam, Jens/Vonderau, Asta (2014): Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: dies. (Hrsg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld, S. 7–32.

Bloch, Ernst (1985): Werkausgabe: Bd. 5: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.

Collier, Stephen J./Ong, Aihwa (2005): Global Assemblages, Anthropological Problems. In: dies. (Hrsg.): Global Assemblages. Technology, Politics and Ethics as Anthropological Problems. Malden, S. 3–21.

Habit, Daniel (2011): Die Inszenierung Europas? Kulturhauptstädte zwischen EU-Europäisierung, Cultural Governance und lokalen Eigenlogiken. Münster u. a.

Habit, Daniel (2017): Keine Ordnung ohne Tabus? Genese, Wirkmächtigkeit und Logiken einer speziellen Ordnungskategorie. In: Flieger, Ute E./Krug-Richter, Barbara/Winterberg, Lars (Hrsg.): Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Münster u. a., S. 71–91.

Holtz, Uwe (1997): Nord-Süd-Zentrum Bonn. Bonn. Siehe https://www.uwe-holtz.uni-bonn.de/virt.-apparat/nsz_bonn.pdf/view (26.03.2018).

Hartmann, Andreas (1991): Über die Kulturanalyse des Diskurses – eine Erkundung. In: Zeitschrift für Volkskunde 87, S. 19–28.

Heimerdinger, Timo (2006): Alltagsanleitungen? – Ratgeberliteratur als Quelle für die volkskundliche Forschung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 51, S. 57–72.

Hess, Sabine/Tsianos, Vassilis (2010): Ethnographische Grenzregimeanalyse. Eine Methodologie der Autonomie der Migration, in: Hess, Sabine/Kasparek, Bernd (Hrsg.): Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Berlin, S. 243–264.

Kleinert, Uwe (2000): Inlandswirkungen des Fairen Handels. In: Misereor/Brot für die Welt/Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Entwicklungspolitische Wirkungen des Fairen Handels. Beiträge zur Diskussion. Aachen, S. 19–110.

Lehmann, Albrecht (2007): Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Eine Einführung. Berlin.

Meyer, Silke (2014): Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110, S. 243–267.

Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt/M.

Poehls, Kerstin (2017): Regulierte Süße. Wie Zucker als Handels- und Konsumgut fortwährend geordnet wird. In: Flieger, Ute E./Krug-Richter, Barbara/Winterberg, Lars (Hrsg.): Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Münster u. a., S. 93–109.

Poehls, Kerstin (2016): Material und Moral: Das Handels- und Konsumgut Zucker, in: Zeitschrift für Volkskunde 1/112, S. 57–75.

Proctor, Robert N./Schiebinger, Londa (Hrsg.) (2008): Agnotology: The Making and Unmaking of Ignorance. Stanford/London.

Quaas, Ruben (2015): Fair Trade. Eine global-lokale Geschichte am Beispiel des Kaffees. Köln u. a.

Raschke, Markus (2009): Fairer Handel. Engagement für eine gerechte Weltwirtschaft. Ostfildern.

Riese, Christoph (1998): Vergaberecht. Grundlagen, Verfahren, Rechtschutz. Berlin/Heidelberg.

Roth, Jonathan (2018): An der Basis der Politik. Ethnografische Erkundungen in einem lokalen Parteibezirk. Münster u. a.

Roth, Jonathan (2017): Sitzung, Satzung, Solidarität. Ordnung im politischen Feld. In: Flieger, Ute E./Krug-Richter, Barbara/Winterberg, Lars (Hrsg.): Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Münster u. a., S. 111–129.

Schmied, Ernst (1977): Die „Aktion Dritte Welt Handel" als Versuch der Bewußtseinsbildung. Ein Beitrag zur Diskussion über Handlungsmodelle für das politische Lernen. Aachen.

Shore, Cris/Wright, Susan/Peró, Davide (Hrsg.) (2011): Policy Worlds. Anthropology and the Analysis of Contemporary Power. New York/Oxford.

Solbach, Markus/Bode, Henning (2015): Praxiswissen Vergaberecht. Die aktuellen Grundlagen. Berlin/Boston.

Stübig, Steffen (2015): Flexibilität und Legitimität in der ILO. Ursachen und Akzeptanz von Kernarbeitsnormen, Wiesbaden.

Tauschek, Markus (Hrsg.) (2013): Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken. Münster u. a.

Tsing, Anna L. (2005): Friction. An Ethnography of Global Connection. Princeton.

Winterberg, Lars (2017): Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels. Bausteine einer Ethnografie, Münster u. a.

Quellen

Bundesministerium für Energie und Wirtschaft, https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Artikel/Wirtschaft/vergabestatistik.html (26.3.2018)

Bundesministerium für Energie und Wirtschaft, https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Artikel/Wirtschaft/vergabe-uebersicht-und-rechtsgrundlagen.html (26.3.2018)

CDU/FDP (2017): Koalitionsvertrag für Nordrhein-Westfalen 2017–22, Düsseldorf (= https://www.cdu-nrw.de/sites/default/files/media/docs/nrwkoalition_koalitionsvertrag_fuer_nordrhein-westfalen_2017_-_2022.pdf (26.3.2018).

Drucksache (17/2518).

EU-Richtlinie 2014/24/EU.

EU-Richtlinie 2004/18/EC.

Forum Fairer Handel e. V. (Hrsg.) (2015): Warum TTIP nicht zu einem fairen Welthandel beiträgt. Berlin.

Forum Fairer Handel e. V., https://www.forum-fairer-handel.de/fileadmin/user_upload/dateien/politik/2016-07-28_faire_Beschaffung_ffh.pdf, S. 1 (26.3.2018).

Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen (GWB), § 97 Abs. 3; § 124, § 128.

International Labour Organization (ILO), Übereinkommen 29, 87, 98, 100, 105, 111, 138, 182.

Interview mit Herrn B., Verwaltungsmitarbeiter Stadt Bonn, 17.2.2011.

Interview mit Frau U., Verwaltungsmitarbeiterin Stadt Bonn, 17.2.2011.
Interview mit Herrn G., Referent eines kirchlichen Hilfswerks, 5.5.2011.
Knopp, Stefan: Nur noch fair gekleidet an die Arbeit. In General-Anzeiger Bonn, 13.12.2015, http://www.general-anzeiger-bonn.de/bonn/stadt-bonn/Nur-noch-fair-gekleidet-an-die-Arbeit-article1784476.html (26.3.2018).
Presseportal der Kampagne „Saubere Kleidung", https://saubere-kleidung.de/2017/07/nrw-koalitionsvertrag-internationale-arbeitsrechte-und-umweltstandards/ (26.3.2018).
Presseportal der Stadt Bonn, http://www.bonn.de/rat_verwaltung_buergerdienste/presseportal/pressemitteilungen/24120/index.html?lang=de (26.3.2018).
Stadt Bonn, Ratsbeschluss zur Umsetzung der Lokalen Agenda vom 26.06.1997, https://www.bonn.de/umwelt_gesundheit_planen_bauen_wohnen/lokale_agenda/agenda_21_in_bonn/index.html?lang=de&download=M3wBUQCu%2F8ulmKDu36WenojQ1NTTjaXZnqWfVpzLhmfhnapmmc7Zi6rZnqCkkIN4fn1%2BbKbXrZ2lhtTN34al3p6YrY7P1oah162apo3X1cjYh2%2BhoJRn6w%3D%3D (26.3.2018).
Tariftreue- und Vergabegesetz (TVgG).
Vergabeverordnung (VgV), § 31, § 58.
UN: Agenda 21. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung, Rio de Janeiro, Juni 1992, http://www.un.org/depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf (26.3.2018).

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 245–253.

Merve Lühr

„Ohne dass da irgendwie Geld geflossen ist"

Individuelle und kollektive Organisation von Arbeit und Konsum in der DDR

DDR und Mangelwirtschaft sind heute nahezu untrennbar miteinander verknüpft, wobei das Stichwort „Mangelwirtschaft" als gleichermaßen präzise wie vernichtende Erklärung für das Scheitern der DDR gilt. Geprägt wurde der Begriff von dem Wirtschaftswissenschaftler János Kornai, der in seinem zweibändigen Werk „Economics of Shortage" ein „modellartiges Bild" der sozialistischen Planwirtschaft entwickelte (Kornai 1980; 1995: S. xxxi). Dieser sei eine das Warenangebot übersteigende Kaufkraft sowohl bezüglich Konsumgütern als auch Dienstleistungen immanent. Für die DDR sind der Mangel an Zitrusfrüchten und Bananen geradezu legendär[1], betroffen waren neben bestimmten Lebensmitteln jedoch alle Bereiche des Warenbedarfs: technische Geräte, Baumaterialen, Möbel etc. Einige Produkte wurden schubweise in großen Mengen zum Verkauf angeboten, dazwischen waren sie nicht aufzutreiben, wie zum Beispiel Bettwäsche, andere kamen peu à peu in die Geschäfte, bestimmte Sofamodelle etwa. Daraus folgten unterschiedliche Strategien der Konsumentinnen und Konsumenten: War ein rares Gut einmal im Handel verfügbar, wurde es in großer Menge erworben. Und um andere Produkte zu erhalten, musste man möglicherweise wochenlang täglich zum Möbelgeschäft gehen, um die Lieferung nicht zu verpassen; oder sich mit den Verkäuferinnen und Verkäufern gut stellen, damit diese einem das Gewünschte zurücklegten.

Hilfreich in der Organisation des Alltags war es, in Tauschnetzwerke eingebunden zu sein, die über verschiedene gesellschaftlich Instanzen – etwa Familie, Nachbarschaft, Massenorganisationen und Arbeitsplatz – entstanden. Da in der betriebszentrierten DDR-Gesellschaft Arbeitsbeziehungen eine wichtige Säule des persönlichen Netzwerks waren (Diewald 1995: 223; Schuhmann 2006: 11), untersuche ich im Folgenden am Beispiel der Arbeitskollektive Mechanismen und postsozialistische Zu-

1 Merkel 1999: S. 87 führt aus, dass der Bedarf nach diesen Früchten nicht auf Vitaminmangel im Ernährungsangebot, sondern auf die symbolische Bedeutung von allgemeiner Verfügbarkeit zurückzuführen war.

schreibungen der Tauschnetzwerke.[2] Ich frage insbesondere nach der Verknüpfung von sozialen Prozessen des Warentauschs und Hilfeleistungen.

Die Wirtschafts- und Konsumpolitik der DDR – ein kurzer Abriss

Ina Merkel konstatierte der DDR eine „in sich widersprüchlich gestaltete Wirtschafts- und Sozialpolitik", in der die „grundlegenden ökonomischen Probleme auf eine ideologische Ebene verschoben" worden seien (Merkel 1999: 160). Der Konsum sollte sich, ginge es nach der SED, „auf notwendige Gebrauchswerte" beschränken. Diesem Ideal „standen zum einen die tatsächlichen Bedürfnisse und zum anderen die real existierende sozialistische Warenwelt gegenüber" (Merkel 1999: 298). Zugleich war es das erklärte Ziel der Regierung, in der DDR einen höheren Lebensstandard als in der Bundesrepublik zu etablieren, was nicht unwesentlich dazu beitrug, dass die Bevölkerung ihre Konsummöglichkeiten stets vor dem Hintergrund der Warenwelt in der BRD beurteilte.

Dabei war Entwicklung der Industrie, insbesondere der Schwerindustrie, stets der zentrale Gegenstand des Wirtschaftsplans, während die Konsumgüterbranche strukturell vernachlässigt wurde (Merkel 1999: 159). Neben dem regelmäßigen Mangel an Waren folgte daraus auch immer wieder Überproduktion: Artikel, in großer Menge hergestellt, die aber keinen Absatz fanden. Neben schlichter Fehlplanung und der Unfähigkeit der Planwirtschaft, kurzfristig zu reagieren, lag dies häufig auch daran, dass die Erzeugnisse eine schlechte Qualität aufwiesen und von der Bevölkerung daher nicht abgenommen wurden. Ein Umstand, der im Laufe der Zeit durch veraltete Maschinen und minderwertige Fertigungsmaterialien noch verstärkt wurde. Verschärft wurden Engpässe zudem durch die hohe Exportrate insbesondere hochwertiger Waren.

Philipp Heldmann weist in diesem Zusammenhang auf eine Schwäche des Regimes hin, denn es war fortwährend um einen Konsens mit der Bevölkerung bemüht. Solange die Verteilung der vorhandenen Güter als nachvollziehbar und gerecht galt, konnte die SED auf verschiedene Grade zwischen Hinnahme und Zustimmung setzen (Heldmann 2004: 131f.). Die Regierung bemühte sich zum Beispiel mittels Vorbestel-

2 Ausgangspunkt ist das laufende Promotionsprojekt: „Erinnern an die Arbeit im Kollektiv. Das Brigadeleben zur Zeit der DDR und seine postsozialistischen Tradierungen" am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden und dem Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Kiel. Erzählungen über die Konsumkultur nutzten meine Interviewpartnerinnen und -partner oft, um mir, die sie nicht selbst erlebt hat, die DDR näher zu bringen und das damalige Alltagsleben verständlich zu machen. Fragen zu Tauschnetzwerken gehörten nicht zu meinem Leitfaden, sondern ergaben sich oftmals aus den Gesprächen selbst. Meine bisherige empirische Basis besteht aus 25 Interviews; Einzelinterviews überwiegen. Mein Sample setzt sich aus ehemaligen Arbeitern, Arbeiterinnen und Angestellten zusammen, viele waren in der Industrie, andere im Gesundheits- und Sozialwesen und im Handel tätig. Die meisten sind im Rentenalter, zwischen 70 und 80 Jahren alt.

lung – was sich für den Trabant durchsetzte –, Schwerpunktversorgung bestimmter Regionen – die immer wieder in die Kritik geriet – oder dem Konzept einer kollektiven Konsumgüternutzung – das sich nicht etablieren konnte – um eine gerechte Verteilung der Mangelwaren (Merkel 1999: 160; 224f.).

Die SED verstand es als ihre Aufgabe, den Grundbedarf eines jeden zu sichern, und eines ihrer Instrumente dafür war die Preispolitik. Jedes Produkt hatte einen festen, unveränderbaren Verkaufspreis, denn Preise hatten nicht die Aufgabe, den Markt zu regulieren, sondern „die Funktion, soziale Gerechtigkeit und Gleichheit herzustellen und zu vermitteln" (Merkel 1999: 44). Die Preise wurden nahezu unabhängig von den Produktionskosten nach sozialpolitischen Erwägungen festgelegt. Spätere Erhöhungen ließen sich kaum vermitteln und wurden von der Bevölkerung sehr genau zur Kenntnis genommen, so dass die staatliche Leitung „versteckte" Preiserhöhungen bevorzugte: Alte Produkte wurden aus dem Programm genommen, neue zu einem höheren Preis verkauft. Oder aber die Qualität der Waren verschlechterte sich – wie es in der sogenannten Kaffeekrise 1977/78 der Fall war (Roesler 2014: 8ff.). Am Beispiel dieser und anderer „Teuerungskrisen" (zum Beispiel 1961 Kurzwaren und 1966 unter anderem Eisenwaren und Werkzeuge) zeigt Jörg Roesler, dass insbesondere die mangelhafte Kommunikationsstrategie der SED und das Verschleiern der Preiserhöhungen in der Bevölkerung für Unmut sorgten und sie an die Grenzen der Bereitschaft, sich mit dem fortwährenden Mangel zu arrangieren, brachten (Roesler 2014: 24ff., 46). Nicht zuletzt aufgrund der zentralen Planung und Kontrolle der Produktion machte die Bevölkerung die Regierung direkt für Engpässe und Fehlplanungen verantwortlich. Diese wiederum geriet schnell an die Grenzen ihrer Handlungsfähigkeit, denn die Proteste und Beschwerden orientierten sich an zentralen Versprechen des Sozialismus; ihnen mit Gewalt zu begegnen, wäre nur zum Preis der eigenen Delegitimierung möglich gewesen (Heldmann 2004: 307ff.).

Relative Gleichheit versuchte die SED darüber hinaus durch umfassende Subventionen zu erreichen. Bezuschusst wurden Wohnraum, Nahrungsmittel, Kinderbetreuung, die Ausbildung, die medizinische Versorgung und das sportliche sowie kulturelle Leben, um einige Posten zu erwähnen (Manz 1992: 19ff.). Um die Kosten für die Nutzerinnen und Nutzer gleichbleibend niedrig halten zu können, stiegen die Subventionsleistungen im Staatshaushalt immer weiter an – so wurden beispielsweise höhere Energiekosten nicht auf die Haushalte umgelegt. Ein Teil dieser Ausgaben wurde durch Steuern auf Importerzeugnisse und moderne Industriewaren rückfinanziert (Manz 1992: 22ff.). Infolgedessen entstand ein doppeltes Warensystem aus erschwinglichen Massengütern und sehr teuren Luxusgütern. Durch Export, Devisengeschäfte und die Unterstützung durch die BRD hielt sich die DDR lange auf einem hohen Maß der Produktivkraftentwicklung. Dadurch konnten Erleichterungen wie die Arbeitszeitverkürzung oder das bezahlte Babyjahr eingeführt und die Modernisierung der Haushalte vorangetrieben werden: Bis Ende der 1970er-Jahre hatten 90 % der Haushalte technische Geräte wie Kühlschrank, Schwarz-Weiß-Fernseher und Waschmaschine erworben (Kaminsky 2001: 116ff., 142ff.).

Alltagspraxis: Vom Tauschen und gegenseitiger Hilfe

In der DDR etablierten sich verschiedene Strategien im Umgang mit schwer zu beschaffenen Waren und Dienstleistungen. Als hilfreich erwiesen sich zum Beispiel sogenannte Westkontakte zu Verwandtschaft und Freunden in der BRD: Über die „Westpakte" wurden seltene oder teure Artikel verschickt, darüber hinaus bestand die Möglichkeit, über diese Kontakte in den „Intershops" einzukaufen (Merkel 1999: 243–248). Auch das Einkaufsverhalten selbst unterlag eigenen Gesetzen, beispielsweise war es vielfach üblich, während der Arbeitszeit einzukaufen, um der nachmittäglichen Leere der Regale zuvorzukommen. Auch das langwierige ‚Schlangestehen' für seltene oder saisonale Artikel gehörte dazu, ebenso wie die Kultur der „Bückware" (Merkel 1999: 293ff.).[3] Des Weiteren gehörten Reparieren und Selbermachen zu weit verbreiteten Handlungsmustern (Merkel 1999: 281ff.).[4] Alle genannten Punkte spielen in die hier zu behandelnden Tauschnetzwerke als eine weitere, übergeordnete Strategie der Alltagsorganisation hinein. Eine meiner Interviewpartnerinnen, eine Kinderkrankenschwester, erzählte:

> „Man hat mehr getauscht, früher, ohne dass da irgendwie Geld geflossen ist. Das ist eben auch völlig weggefallen. Also, es wird alles bezahlt. (…) Seit der Wende habe ich mit niemandem mehr irgendwas hin und her getauscht. (ML: Was hat man zum Beispiel getauscht?) (…) Ersatzteile – es wurde unheimlich viel aufgearbeitet. Den Trabbi konnten ja viele Männer alleine reparieren. Und wenn einer irgendein Stück Leitung im Hause brauchte oder eine Dachdeckung oder so, da wurden Autoteile gegen Dachdeckung oder Bohrer [getauscht]. (…) Wenn einer sich da mit irgendwas bevorratet hatte, dann wurde hin und her [getauscht]. Und bei den Lebensmitteln, wenn da jemand 'ne Feier hatte (…): ‚Ich würde gerne eine Bowle machen, aber ich hab keine Pfirsiche.' Pfirsiche gab's nur zu kaufen (…) aus Bulgarien in der Zeit und wenn man die Möglichkeit hatte, hat man eingeweckt"[5].

Sie beschrieb ein reziprokes Tauschsystem, ein ständiges Geben und Nehmen. Die Bevorratung mit Pfirsichen zum Beispiel war ihr möglich, weil ihre Mutter ein Lebensmittelgeschäft leitete. Wurden welche geliefert, stand sie anschließend die Nacht über in der Küche um einzuwecken. So sicherte sie nicht nur den eigenen Bedarf ab, sondern hatte einen Tauschwert produziert. Die genannten Beispiele und die Alltäglichkeit des „Hin und Her" in der Erzählung muten wie ein fortwährender Umschlag von Waren an. Aber nicht von Waren des täglichen Bedarfs, sondern von welchen, die zu herausgehobenen Anlässen – das Auto ist kaputt, das Haus wird renoviert, die Feier steht vor der Tür – benötigt wurden. Das hier beschriebene Tauschsystem scheint auf geschlechtlicher Arbeitsteilung zu beruhen – die Männer kümmern sich um Ersatzteile, die Frauen tauschen Nahrungsmittel.

3 So beschrieb die Leiterin einer „Delikat-Verkaufsstelle", in der hochwertige Lebensmittel verkauft wurden, wie sie Kindern von Bekannten über die Hintertür mehr Süßigkeiten als es die Ration erlaubte verkaufte. Interview mit der Leiterin einer Delikat-Verkaufsstelle, 11.04.2016.

4 Hierunter fielen: Umarbeiten/Aufbereiten von Möbeln, Einmachen und Einkochen, Nähen von Kleidung u. v. m.

5 Interview mit einer Kinderkrankenschwester, 30.10.2014.

Die Kolleginnen bildeten einen Teil dieses Netzwerks aus Familie, Freunden und Bekannten. Dies deckt sich mit Ergebnissen der quantitativen Studie Martin Diewalds zu Tauschbeziehungen in der DDR, der zufolge nahe Verwandtschaftsbeziehungen, also Paar- und Eltern-Kind-Verbindungen, die wichtigste Unterstützungsgruppe darstellten. Der Kollegenkreis habe neben dem Freundeskreis eine Säule des Kontakt- und Unterstützungsnetzwerks formiert. Das Funktionieren von Tauschbeziehungen am Arbeitsplatz sei dabei vergleichsweise stark von unmittelbarer Gegenseitigkeit abhängig gewesen, während die Unterstützung unter Familien und Freunden mehr auf dem Vertrauen auf zukünftige Hilfeleistungen basiert hätten (Diewald 1995: 236ff.). Wie anhand des obigen Zitats ebenfalls deutlich wird, war es notwendig, Zugang zu Materialien und Ressourcen zu haben, um am Tauschsystem teilnehmen zu können. Diewald zeigt, dass sich

> „informelle Aktivitäten (…) keineswegs als ein Korrektiv zu ungleich verteilten materiellen Ressourcen [erwiesen]. Im Gegenteil scheinen diejenigen, die materiell besser gestellt waren, auch mehr Möglichkeiten gehabt zu haben, sich auf informellem Wege knappe Güter und Dienste zu beschaffen." (Diewald 1995: 249)[6]

Besonders wichtig seien dabei Tätigkeiten in der Metall- und Baubranche oder dem Handel- und Dienstleistungsgewerbe gewesen. Und hier wiederum hätten Angestellte in Leitungspositionen und qualifizierte Arbeiter sowie Meister die besten Netzwerkpositionen innegehabt. An- und ungelernte Arbeiter und Angestellte verfügten hingegen über deutlich weniger nützliche Kollegenbeziehungen. Boris Holzer beschreibt die Bedingungen, unter welchen Netzwerke entstehen und welche Formen sie jeweils annehmen, und führt aus:

> „(…) welche Personen wie vernetzt werden, welche Beziehungen also möglich und reproduzierbar sind, wird bestimmt von gesellschaftlichen Bedingungen der Teilnahme an Kommunikation, zum Beispiel davon, wie Personen in die Gesellschaft und ihre Teilsysteme inkludiert werden" (Holzer 2011: 52).

In der DDR bildeten die direkten Kolleginnen und Kollegen ein solches, grundlegendes Teilsystem: Jeder Meisterbereich in der Produktion, jede Verwaltungsabteilung, aber auch das Kollegium einer Schule oder einer Kinderkrippe bildeten jeweils ein Kollektiv beziehungsweise eine Brigade.[7] Michael Hofmann zufolge zeige „kein anderes Feld des Lebens in der DDR das Arrangement der Beschäftigten mit dem System

6 Weiter war die Mitgliedschaft in Massenorganisationen und Parteien hilfreich, um Tauschbeziehungen aufzubauen (Diewald 1999: 247ff.).

7 Alle Brigaden der DDR waren Teil der sogenannten Brigadebewegung. Sie wurde 1959 durch den *Freien Deutschen Gewerkschaftsbund*, die Einheitsgewerkschaft, ins Leben gerufen. Inszeniert als „Kampagne von unten", wurde das Konzept jedoch schlicht von der Sowjetunion übernommen und gezielt in den Betrieben lanciert. Obwohl die staatliche Kampagne auf eine Steigerung der Produktion und die Einübung der sogenannten sozialistischen Moral abzielte, entwickelten die Brigaden sich zu einem „Erfolgsmodell". Denn Kollektive waren nicht nur durch den staatlichen Zugriff geprägt, sondern stellten darüber hinaus sowohl einen Schutz- als auch einen Möglichkeitsraum dar. Vgl. zur Brigadebewegung exemplarisch Hofmann 2016.

typischer auf als das der (…) Arbeitskollektive" (Hofmann 2016: 24). Ein Grund dafür lag in der strukturellen Verschränkung von Arbeit und Freizeit, nach der Kollegialität sich nicht auf eine gute Zusammenarbeit, sondern gemeinsame Aktivitäten und weitreichende gegenseitige Unterstützung auszeichnete.[8] Brigaden waren folglich durch einen Doppelcharakter geprägt: Sie waren öffentlich und privat, boten im Alltag Unterstützung und Erleichterungen auf der einen und Kontrolle und Zwang auf der anderen Seite (Diewald 1995: 298). Unabhängig von der Branche kam den Betrieben in der DDR eine herausragende Bedeutung für die Organisation des Alltags zu, denn hier konzentrierte sich ein Großteil der sozialen und materiellen Versorgung: von der Kinderbetreuung über Einkaufsmöglichkeiten bis hin zur Wohnungsvergabe und der Verteilung von Ferienplätzen (Hürtgen 2001: 12). „Diese Kopplung des Arbeitslebens mit außerberuflichen Lebensbereichen gab den Beziehungen am Arbeitsplatz eine Geschlossenheit und Dichte, wie sie sich sonst kaum einstellen würde" (Diewald 1995: 235). Zudem war es gängig, das ganze Erwerbsleben lang in einem Betrieb zu bleiben. Die Arbeitsplatzsicherheit und die relative Lohngleichheit ermöglichten ein weitgehend konkurrenzloses Miteinander.

Daraus wiederum folgte die große Bereitschaft zur gegenseitigen sozialen und materiellen Hilfe, die in den Interviews immer wieder dezidiert hervorgehoben wurde, um die guten Beziehungen und den Zusammenhalt der Kolleginnen und Kollegen zu beschreiben. Viele der ehemaligen Kollektivmitglieder betonten die Selbstverständlichkeit gegenseitiger Hilfe. Sie bezogen sich dabei in erster Linie auf den Arbeitsalltag. Eine Interviewpartnerin, die als Geologin in einem Forschungs- und Erkundungsbetrieb tätig war, schilderte:

> „Dass man dann auch mal sagen konnte: ‚Mensch, Junge, ich bin im Zeitdruck, kannst du das die Woche nicht noch mal ermöglichen?' Also solche Sachen wurden eigentlich immer über den kleinen Dienstweg geregelt, innerhalb der Abteilung. Und das war eigentlich sehr schön."[9]

Ergänzend die ehemalige Angestellte einer Teppichfabrik:

> „Wir haben auch untereinander, wenn mal einer ausgefallen ist, wegen Krankheit oder so (…). Es war öfter mal: Das muss noch fertig werden und das haben wir noch nicht ganz fertig und das muss noch geschrieben werden und verteilt werden und gedruckt werden. (…) Na, dann ist zusammengegriffen worden, hat einer dem anderen geholfen. Ich glaube nicht, dass es das heute noch gibt in solchen Betrieben."[10]

Diese Beispiele lassen sich sicher in vielen Erinnerungen an das eigene Arbeitsleben wiederfinden. Sie verweisen zwar auf die Kollegialität als Chance für Tauschbeziehungen und darauf, dass gegenseitige Hilfe im Arbeitsalltag auch die Grundlage für darüber hinaus gehende Unterstützungsleistungen sein kann: „Soziale Beziehungen werden in der Netzwerktheorie als Chancen des Zugangs zu sozialen Ressourcen gese-

8 Den offiziellen Rahmen bildete der „sozialistische Wettbewerb", siehe umfassend dazu: Reichel 2011 sowie Schüle 2001.

9 Interview mit einer Geologin, 07.06.2015.

10 Interview mit zwei Angestellten einer Teppichfabrik, 29.08.2016.

hen, sei dies nun der Austausch von Gütern oder von Gefühlen und Zuneigung, oder der Zugang zu Information, zu Wissen, Macht und Einfluß" (Lipp 2003: 58). Doch das ist nicht spezifisch für die DDR. Spezifisch ist vielmehr die heutige Darstellung im Interview, die einen nostalgischen Zug trägt, der insbesondere in der Aussage zum Ausdruck kommt, dass das, was damals üblich gewesen sei, heute nicht mehr möglich sei. Dabei werden verschiedene Sachverhalte miteinander vermischt. Zunächst der Druck von oben, der es schlichtweg nötig machte, dass die Kolleginnen und Kollegen sich im Falle von Zeitdruck und Krankheit gegenseitig halfen. Wurden Abgabetermine oder Planvorgaben nicht eingehalten, war das Kollektiv verantwortlich. Weiter die uneigennützige Hilfe, die es mit Sicherheit auch gegeben hat. Die ehemaligen Angestellten eines Textilbetriebes zum Beispiel erzählten mir, wie sie für das Kind ihrer jungen, alleinerziehenden Kollegin eine Patenschaft übernahmen. Sie sammelten Geld für die Erstausstattung und für Geburtstagsgeschenke und sprangen auch mal bei Betreuungsengpässen ein.[11] Und schließlich die Tauschnetzwerke untereinander, in denen die Unterstützung eine entsprechende Gegenleistung implizierte, also eigenen Marktlogiken folgte. Dabei stellt sich die Frage, inwiefern die Ebenen – Arbeitsbeziehungen, Freundschaften und Bekanntschaften – vermischt wurden, denn die Hierarchien in den Netzwerken verschwinden in den Erzählungen hinter der Darstellung sozialen Zusammenhalts.

Die Tauschbeziehungen hatten keinen Bestand über die wirtschaftspolitische Transformation von 1989/90 hinaus, sondern brachen vielmehr mit dem Ende der SED-Herrschaft zusammen. Die Kinderkrankenschwester, die das Arbeiten im Kollektiv im Interview auch als einengend beschrieb, sagte:

> „Heute ist Arbeit Arbeit und privat privat (…). Das war schon ein bissel anders zu der Zeit, wo man dieses Gezwungene noch hatte, also da war es schon eher mal so, dass man sich geholfen hat. Also, das Helfen war kein Zwang, aber dieses sich gegenseitig Unterstützen war dann noch eher, also man war da noch eher bereit. (…) Jetzt ist das mehr so (…) wenn man mit jemandem befreundet ist vom Arbeitsplatz."[12]

Sie setzte gegenseitige Hilfe und Zwang zum Kollektiv in einen unmittelbaren Zusammenhang, legte jedoch Wert darauf, dass die Unterstützung freiwillig und unabhängig von Freundschaften am Arbeitsplatz erfolgt sei. Hier klingt auch ein Bedauern über die, etwas zugespitzt formuliert, heutige Privatisierung der Hilfeleistungen an. Unmittelbar nach 1989/90 seien sie auf der Station des Krankenhauses indes erst einmal „wie befreit" gewesen, denn „plötzlich hatte sich das [Kollektiv] erledigt", es bestand keine Notwendigkeit mehr, sich anders als beruflich aufeinander zu beziehen. In den folgenden Jahren hätten alle sich erst einmal auf sich und ihre Familien konzentriert, um sich neu zu orientieren. Dort im Krankenhaus hätten zwar fast alle ihre Arbeit behalten können, doch viele der Ehemänner seien arbeitslos gewor-

11 ISGV, LGA, Teilprojekt 2: Brigadebücher; VEB Bandtex, Protokoll Brigadetreffen; Brigadetagebuch Band 1975/67, Blatt 103.

12 Interview mit einer Kinderkrankenschwester, 30.10.2014.

den.[13] In der unmittelbaren Nachwendezeit fielen die Arbeitskolleginnen als Unterstützungsnetzwerk offenbar sofort weg, hier klingt allerdings auch ein Gefühl der Befreiung an – man war nicht länger auf die gegenseitige Hilfe angewiesen.[14]

Fazit

In der öffentlichen DDR-Erinnerungskultur stehen verniedlichende Ostalgie und Repression sowie gesellschaftliche Enge einander gegenüber. Bilder, in denen viele meiner Gesprächspartnerinnen und -partner ihren Alltag nicht wiederfinden. Sie betonten, dass es ihnen in der DDR an nichts gefehlt habe, meist gefolgt von einer Aufzählung der betrieblichen Sozialleistungen. Tatsächlich war der Lebensstandard hier im europäischen Vergleich sehr hoch, was nicht zuletzt anhand des hohen Lebensmittelverbrauchs deutlich wird (Wenzel 1999: 48f.). Zudem gehörte die DDR lange Jahre zu den produktionsstärksten Industrienationen. Dennoch hatte sich der Ausdruck „Mangelwirtschaft" bereits in den 1980er-Jahren auf beiden Seiten der innerdeutschen Grenze zur Illustration des Konsum- und Warenalltags in der DDR durchgesetzt. Dabei wurde gemäß der Analyse von János Kornais die Komplexität auf Engpässe und Verknappung im Warenagebot reduziert, deren Ursachen in der Zentralverwaltungswirtschaft, hohen Exportraten und bald veralteten Maschinen zu suchen sind. Selbstverständlich wurden die Versorgungslücken auch in den Interviews thematisiert: Entweder wurden die damalige „Erfahrung des Mangels" und die heutige „Erfahrung des Überflusses" als zwei falsche Extreme beschrieben, oder aber die ehemaligen Kollektivmitglieder hoben ausgleichende Handlungsstrategien hervor.

Dieser Beitrag setzte sich in diesem Zusammenhang insbesondere mit Tauschnetzwerken und Arbeitsbeziehungen auseinander. Gute Beziehungen innerhalb des Kollektivs dienten zuvorderst der kollegialen Zusammenarbeit und stellten eine Basis für außerbetriebliche Unterstützungsleistungen dar. Die persönlichen Netzwerke wiesen zwar in der Regel Schnittmengen mit dem Arbeitskollektiv auf, dies waren aber auch diejenigen Tauschbeziehungen, die nach 1989/90 als erstes aufgegeben wurden. In den qualitativen Interviews lässt sich die retrospektive Deutung der Tausch- und Unterstützungsbeziehungen als Zeichen sozialen Zusammenhalts nachvollziehen. Die Einführung der Marktwirtschaft hatte es ermöglicht, sich aus zweckrationalen Beziehungen zu lösen. Es folgte eine neue Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Bezugnahmen. Mit einigen Jahren Abstand und angesichts der Enttäuschung über die Folgen der Wiedervereinigung rücken für viele ehemalige DDR-Bürgerinnen und Bürger die damaligen Zumutungen in den Hintergrund, während der soziale Zusammen-

13 Interview mit einer Kinderkrankenschwester, 30.10.2014.

14 Vgl. dazu auch Diewald 1995: S. 234f.: Dies ließe „den Schluß zu, daß es sich bei diesen Tauschnetzwerken insgesamt wohl eher um privat-persönliche Gestaltungsräume und defensive Schutzbündnisse gegen Versorgungsmängel gehandelt hat, und daß sie weniger als Freiräume erlebt wurden".

halt, insbesondere in den Arbeitskollektiven, in der Erinnerung einen höheren Stellenwert erhält und sein Wegfallen als Verlust beschrieben wird.

Literatur

Diewald, Martin (1995): „Kollektiv", „Vitamin B" oder „Nische"? Persönliche Netzwerke in der DDR. In: Huinink, Johannes v./Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin, S. 223–260.

Heldmann, Philipp (2004): Herrschaft, Wirtschaft, Anoraks. Konsumpolitik in der DDR der Sechzigerjahre. Göttingen.

Hofmann, Michael (2016): Die Brigade – was bleibt?! Ursprung, Höhepunkt und Nachwirkungen der sozialistischen Arbeitskollektive. In: Volkskunde in Sachsen 28, S. 13–28.

Holzer, Boris (2011): Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft. In: Bommes, Michael/Tacke, Veronika (Hrsg.): Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft. Wiesbaden, S. 52–66.

Hürtgen, Renate (2001): Entwicklung in der Stagnation? Oder: Was ist so spannend am Betriebsalltag der 70er und 80er Jahre in der DDR? In: Hürtgen, Renate/Reichel, Thomas (Hrsg.): Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker. Berlin, S. 11–34.

Kaminsky, Anna (2001): Wohlstand, Schönheit, Glück. Kleine Konsumgeschichte der DDR. München.

Kornai, János (1980): Economics of Shortage. Amsterdam.

Kornai, János (1995): Das sozialistische System. Die politische Ökonomie des Kommunismus (Schriftenreihe des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Bd. 29). Baden-Baden.

Lipp, Carola (2003): Struktur, Interaktion, räumliche Muster. Netzwerkanalyse als analytische Methode und Darstellungsmittel sozialer Komplexität. In: Göttsch, Silke/Köhle-Hezinger, Christel (Hrsg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. Verhandlungen des 33. DGV-Kongress Jena 2001. Münster, S. 49–63.

Manz, Günter (1992): Armut in der „DDR"-Bevölkerung. Lebensstandard und Konsumtionsniveau vor und nach der Wende. Augsburg.

Merkel, Ina (1999): Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR. Köln.

Reichel, Thomas (2011): „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben". Die Brigadebewegung in der DDR (1959–1989). Köln.

Roesler, Jörg (2014): „Kaffeekrise" und Mangelwirtschaft. Bemühungen um die Klärung einer Episode aus der DDR-Geschichte (Hefte zur DDR-Geschichte, Bd. 130). Berlin.

Schuhmann, Annette (2006): Kulturarbeit im sozialistischen Betrieb. Gewerkschaftliche Erziehungspraxis in der SBZ/DDR 1946 bis 1970 (Zeithistorische Studien, Bd. 36). Köln.

Schüle, Annegret (2001): Von der Verpflichtung zum Vergnügen. Brigadeleben im VEB Leipziger Baumwollspinnerei in den siebziger und achtziger Jahren. In: Hürtgen, Renate/Reichel, Thomas (Hrsg.): Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker. Berlin, S. 127–141.

Wenzel, Siegfried (1999): Sozialismus gleich Marktwirtschaft? Ein Beitrag zur Systemauseinandersetzung (Pankower Vorträge, Bd. 14). Berlin.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 254–262.*

Lukasz Nieradzik

Schuldenmachen und Kreditieren

Finanzielle Praktiken Wiener Fleischer im 19. Jahrhundert

Die Allgegenwart von Schulden

Schulden sind in aller Munde. Als abstrakte Transaktionen globalwirtschaftlichen Ausmaßes, fatalistisches Narrativ einer scheinbar nicht enden wollenden Staatsschuldenkrise oder Mantra einer finanzpolitischen Ideologie, die das Zocken zu einer, wenn schon verpönten, so doch gebilligten Form der Risikofinanzierung gemacht hat, scheinen Schulden eine leidige Ingredienz unserer Lebenswelt zu sein. Schulden sind allgegenwärtig und selbstverständlich zugleich; ganz gleich ob sie Privatpersonen oder makroökonomische Systeme betreffen. Schulden sind zudem kein Phänomen der post- oder spät-, geschweige denn der kapitalistischen Epoche. Ebenso wie Schuldenkrisen in ihrer wirtschaftshistorischen Dimension zur geschichtlichen Normalität gehören, stellen Schulden für viele historische und gegenwärtige Akteure eine anthropologische Konstante dar. Schließlich haben sie mit der Realität vieler Menschen zu tun: Kredite für ein Studium, Kreditkartenschulden, Hypotheken für ein Haus oder das Verschulden, um andere Schulden zu begleichen. Für viele gehört das Schuldenmachen zum Alltag. Sich zu verschulden und Kredite aufzunehmen, stellt eine Praxis ökonomischer Alltagsbewältigung dar, die in Geschichte und Gegenwart von spür- und erfahrbarer Aktualität war und ist. Schulden sind zudem ein umfassendes Phänomen, von dem kaum ein Lebensbereich verschont bleibt. Ob im nationalen oder internationalen Steuersektor, der anrüchigen Halbwelt der Kriminellen oder im handwerklichen Gewerbe, das der vorliegende Beitrag zum Gegenstand hat, verstetigt die interdependente Praxis des Schuldengewährens und Schuldenmachens Abhängigkeiten, sanktioniert und begünstigt zugleich bestimmte Handlungen und gestaltet soziale Beziehungen, die wiederum die Möglichkeit bedingen, sich überhaupt verschulden zu können.

Schulden sollten jedoch keineswegs nur als Synonym für finanzielle Notlagen und persönliche Miseren missverstanden werden. Sie stellen auch ein gesellschaftliches Privileg dar. Denn in Geschichte und Gegenwart verweist die Möglichkeit, sich verschulden zu können, auf ein soziales Vermögen, dessen nicht wenige entbehren. Wer heute einen Kredit aufnehmen möchte, muss bestimmte Kriterien wie den Nachweis

über die Staatsbürgerschaft oder ein festes Dienstverhältnis erfüllen. Diese formale Bringschuld, die einem erst den Zugang zur Geldleihe eröffnet, ist in ihren jeweiligen Ausformungen eine historisch konstante *conditio sine qua non* des Schuldenwesens.

Nicht zuletzt im privatwirtschaftlichen Gewerbe wie dem Fleischerhandwerk war im 19. und frühen 20. Jahrhundert Kreditwürdigkeit nur innerhalb bestimmter gesellschaftlicher und kultureller Koordinaten gegeben, wozu ein guter Leumund, der Familienname und nicht zuletzt verwandtschaftliches Kapital zählten. Schauen wir auf Wien, dessen gewerbepolitische Modernisierung handwerklicher Betriebe in dieser Zeit paradigmatisch für gesamtgesellschaftliche Prozesse in der Habsburgermonarchie war (Nieradzik 2017: 21–25, 112–116, 250–271), waren seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend mehr Fleischer darauf angewiesen, ihr Geschäftsgebaren durch die Aufnahme fremden Geldes zu finanzieren. Welche Möglichkeiten ihnen hierbei zur Verfügung standen, ihren Beruf ausüben und ihr handwerkliches Dasein bewerkstelligen zu können, welche sozioökonomische Spezifik des fleischhandwerklichen Gewerbes in dieser Zeit dadurch sichtbar wird und welche Schlüsse über das Verhältnis von Schuld und Kredit sich daraus ziehen lassen, sind Fragen, auf die im Folgenden eine Antwort gegeben werden soll.

Kreditieren und Schuldenmachen im Wiener Fleischerhandwerk des 19. Jahrhunderts

Trotz eines seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Wiener Fleischhandwerk virulenten, jammervollen Niedergangsnarrativs, dem zufolge das Gewerbe unter wachsendem Konkurrenzdruck leide und ein angesehenes Handwerk sich zusehends in eine stumpfsinnige, monotone Arbeit verwandle, die mit dem Glanz der zünftigen Vergangenheit nicht mehr viel gemein habe, sind der zeitgenössische Befund vom Niedergang des Gewerbes und die Erzählung über das Handwerk als eine Verlustgeschichte in Zweifel zu ziehen. Denn das rasante Wachstum europäischer Städte im 19. Jahrhundert (die Bevölkerungszahl Wiens, um ein Beispiel zu nennen, verzehnfachte sich beinahe in dieser Zeit auf circa zwei Millionen Einwohnerinnen und Einwohner) ging mit einem zunehmenden Fleischbedarf einher, wovon nicht zuletzt das Handwerk profitierte (Bruckmüller 1985: 388–389; Sandgruber 1980: 210; Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1914). Es brauchte schließlich diejenigen, die Tiere schlachteten und in Fleischwaren verarbeiteten. Auch neue Formen der Arbeitsorganisation wie die Verpflichtung, fortan Tiere nur noch in einem kommunalen Schlachthaus zu schlachten, oder der Einsatz neuer Techniken waren für die meisten Fleischer mitunter nicht so sehr Stein des Anstoßes, als vielmehr die Frage, wie sie ihr Geschäftsgebaren finanzieren konnten. Das gesamte 19. und frühe 20. Jahrhundert über entbrannten Konflikte zwischen Fleischern und städtischen Behörden vorwiegend an der Frage der Finanzierung (Nieradzik 2017: 105–111).

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren immer mehr Fleischer auf fremdes Kapital angewiesen. Grundsätzlich bestanden zwei Möglichkeiten, damit Fleischer ihre Ge-

schäfte, hierbei in erster Linie Schlachttiere auf dem Viehmarkt zu erstehen, finanzieren konnten. Entweder ein Fleischer zog Kredite privater Geldgeber, vor allem von Viehhändlern, heran, oder er wandte sich an städtische Institutionen, die als Gläubiger auftraten. Letztere Option war ersterer historisch nachgeordnet und konnte bei weitem nicht die gewohnheitsrechtliche Praxis finanzieller Transaktionen zwischen Privatpersonen verdrängen. Auffallend ist, dass große Kredite tendenziell leichter gewährt wurden, und große Schuldner ihre Schulden relativ schnell beglichen. Und großer Kredite bedienten sich Fleischer mit einem großen Schlachtpensum, also diejenigen, die in einer Woche 100 und mitunter 200 Rinder schlachteten und nicht selten 20 Gesellen anstellten, wohingegen ein kleinerer Fleischer – und das traf auf die Mehrheit zu – in demselben Zeitraum lediglich zwei bis vier Tiere tötete und zu Fleischwaren verarbeitete (Kardosi 1913a: 26). Konnten letztere die Kreditraten nicht bedienen, gerieten sie schnell in eine finanzielle Notlage. Ihre privaten Kreditgeber, vorwiegend Viehhändler, brachten sie bei anderen in Verruf und damit um ihren Ruf. Ein Mitte des 19. Jahrhunderts verschuldeter Fleischer, der seine Schulden bei privaten Geldgebern nicht begleichen konnte, hatte kaum eine andere Wahl, als das Metier zu wechseln, als Tagelöhner, Straßenkehrer oder Kutscher seinen Lebensunterhalt zu verdienen oder in Anstellung bei einem anderen Fleischer zu treten (Kardosi 1913a: 32).

Bemerkenswert ist, dass zwar im 19. Jahrhundert Verträge einerseits mündlich und per Handschlag geschlossen wurden, man jedoch andererseits von dieser auf die vielzitierte Handwerkerehre rekurrierenden Praxis abwich, wenn die Parteien miteinander nicht verwandt und verschwägert oder einander bekannt waren. Um einen Kredit zu angemessenen Konditionen (und alles galt als angemessen, solange es zinsfrei blieb) zu bekommen, bedurfte es sozialen Kapitals. Je weiter sich ein Schuldner von seinem sozialen Netzwerk aus Verwandten und Bekannten entfernte, desto formalisierter wurden die Anforderungen der Kreditgewährung; das betraf die Vertragsform, die zu erbringenden Sicherheiten und die Rückzahlungsmodalitäten. Carola Lipp hat in ihrer Studie zur politischen Kultur im Vormärz gezeigt, dass verwandtschaftliche Netzwerke eine prägende Ordnungskategorie des Sozialen darstellten, insofern sie Wahlverhalten und Vereinszugehörigkeiten beeinflussten (Lipp 2006). Dieser Befund traf auch für das Wiener Fleischerhandwerk des 19. Jahrhunderts zu. Soziales Kapital im Allgemeinen und Verwandtschaft im Besonderen waren hier die Bedingungen erfolgreichen Wirtschaftens; nur mit dem Unterschied, dass in diesem Fall Verwandtschaft keineswegs ein unsichtbares und negiertes Element gesellschaftlichen Miteinanders darstellte. Weder Fleischer noch Viehhändler verdrängten den verwandtschaftlichen Nepotismus ins verborgene Abseits ihrer gesellschaftlichen Arbeitswelt. Denn wer über gute Beziehungen verfügte, der konnte auch ein gutes Geschäft machen, und auf gute Kontakte war man stolz.

Diese Entwicklungen gingen mit der Herausbildung eines Kartells von Viehhändlern einher. Solange diese als Viehverkäufer und zugleich private Geldgeber für Fleischer auftraten, konnten sie den Preis für die Tiere, die letztere von ihnen kauften,

mitunter nach Belieben festsetzen. Zudem bestimmten sie die Rückzahlungsmodalitäten von vergebenen Krediten und hielten zuweilen in erpresserischer Manier die Tiere, mit denen sie den Wiener Viehmarkt beschicken sollten, vor den Toren der Stadt zurück, solange der Preis für sie nicht stimmte (Felling 1909: 19; Horáček et al. 1909: 63–67; Kardosi 1913b: 9). Diesen Missständen versuchte die Stadt Wien mit der Gründung einer Institution abzuhelfen, welche die Kreditgewährung vom Viehkauf trennen, vereinheitlichen und formalisieren sollte: der sogenannten Fleischkasse. Die Gründung der Fleischkasse im Jahr 1850 war ein Versuch, den kleinen Fleischern finanziell unter die Arme zu greifen, Verträge, die bis dahin mündlich und per Handschlag geschlossen wurden, zu verschriftlichen, Schulden in ein kalkulierbares Maß zu überführen und letztlich den Kredit in ein unpersönliches Verhältnis zu verwandeln (Nieradzik 2017: 106–107).

Die zinsfreie Kreditnahme bei der Fleischkasse war innerhalb von zwei Wochen zu begleichen. Je nach Schlachtpensum eines Fleischers konnten Höhe und Häufigkeit der vergebenen Kredite stark variieren. Es kam vor, dass ein Fleischer alle drei Tage einen neuen Kredit beanspruchte oder bei der Fleischkasse über 20.000 Gulden Schulden anhäufte. Der Fleischhauer Johann Zeiller zum Beispiel schuldete der Fleischkasse für 57 Rinder, die er mit zehn Krediten innerhalb von vier Wochen gekauft hatte, mehr als 6.600 Gulden (siehe Abb. 1). Dieser Betrag war verglichen mit den Schulden des Fleischhauers Josef Wimmer noch gering. Der Vorsteher der Wiener Fleischhauergenossenschaft hatte in etwa demselben Zeitraum für den Kauf von 152 Rindern in einem Abstand von zwei bis drei Tagen siebzehnmal einen Kredit von der Fleischkasse bezogen. Seine Schulden beliefen sich auf insgesamt fast 28.000 Gulden (WStLA, 2.8.15.A1, [Z. 362, 31.1.1868]).

Wie hoch die hier aufgeführten Geldbeträge seinerzeit waren, wird in Bezug zu den Ausgaben deutlich, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts notwendig waren, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. So hatte, um diese Relation an zwei Beispielen zu veranschaulichen, 1869 ein lediger Arbeiter jährliche Gesamtausgaben für Nahrung, Kleidung, Wohnung und Heizung, die zwischen etwa 350 und 515 Gulden schwankten. Bei einer vierköpfigen Arbeiterfamilie bewegten sich in demselben Jahr die Gesamtausgaben zwischen 630 und 800 Gulden (siehe Abb. 2).

Dass die Kreditnahme bei der Fleischkasse für jeden Wiener Fleischer verpflichtend war, stieß bei privaten Geldgebern auf erbitterte Kritik. Das Recht, Kredite zu vergeben, wurde in der zweiten Jahrhunderthälfte zu einem umkämpften Feld, aus dem die Stadt stets als Verliererin hervorging. Städtische Kreditanstalten wie die Fleischkasse bestanden nur wenige Jahre. Die Stadt, die sie ins Leben gerufen hatte, sah sich gezwungen, diese wieder aufzulösen, weil Viehhändler und Fleischer mit einem großen Schlachtpensum sich dagegen auflehnten und beanstandeten, dass eine solche kommunalistische Politik sie in ihrem wirtschaftlichen Treiben hemme und informelle Transaktionen zudem lukrativer seien. Die städtische Versorgungspolitik kehrte daher auf dem Gebiet des Kreditwesens zum *Status quo ante* zurück. Hatten die Interessen der kleineren Fleischer bei der Gründung der städtischen Fleisch-

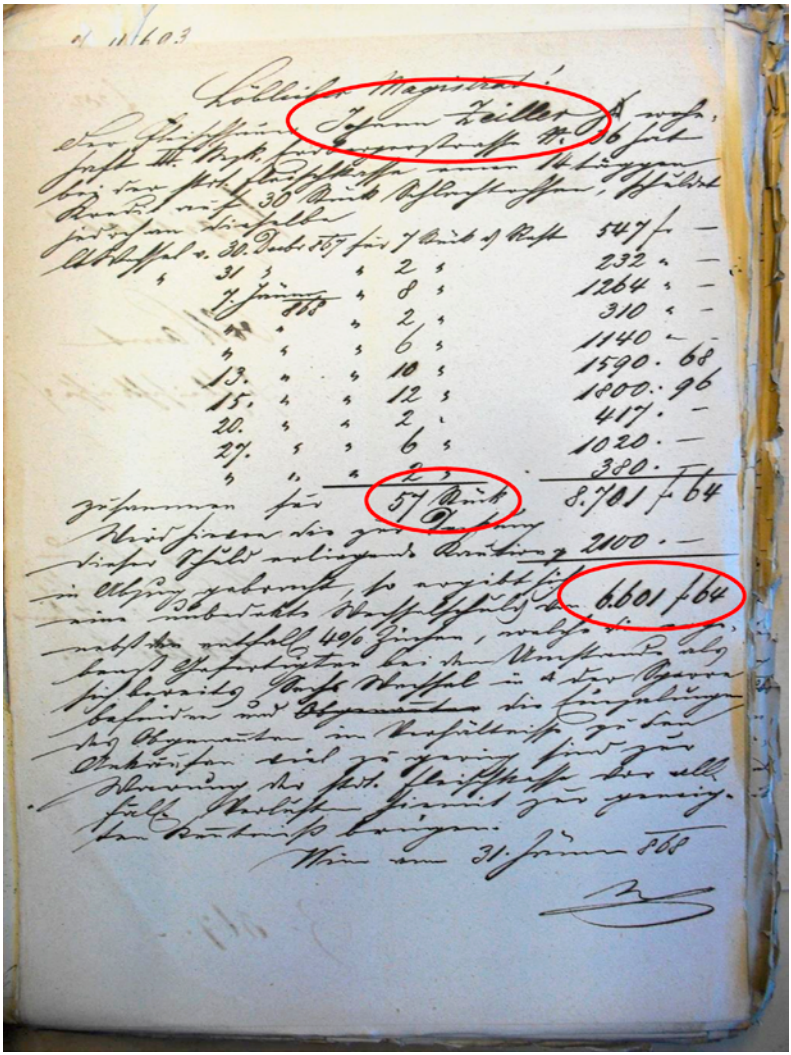

Abb. 1: Schuldschein des Fleischers Johann Zeiller, 31. Januar 1868 (WStLA, 2.8.15.A1, [Z. 367, 31.1.1868]).

kasse im Vordergrund gestanden, nahm der Wiener Gemeinderat bei deren Auflösung im Jahr 1870 vor allem auf die finanzkräftigeren Handwerker Rücksicht (Kainz 1889: 124; Wenzel 1874: 202).

Die Folgen waren, dass sich Hierarchien und Abhängigkeiten innerhalb des Gewerbes verhärteten und nach Einführung der Gewerbefreiheit in der Habsburgermonarchie Ende der 1850er Jahre auch in nicht-zünftigen Zeiten Zunftverhältnisse vorherrschten: Gesellen lebten nicht selten im Haushalt des Meisters, nicht wer wollte,

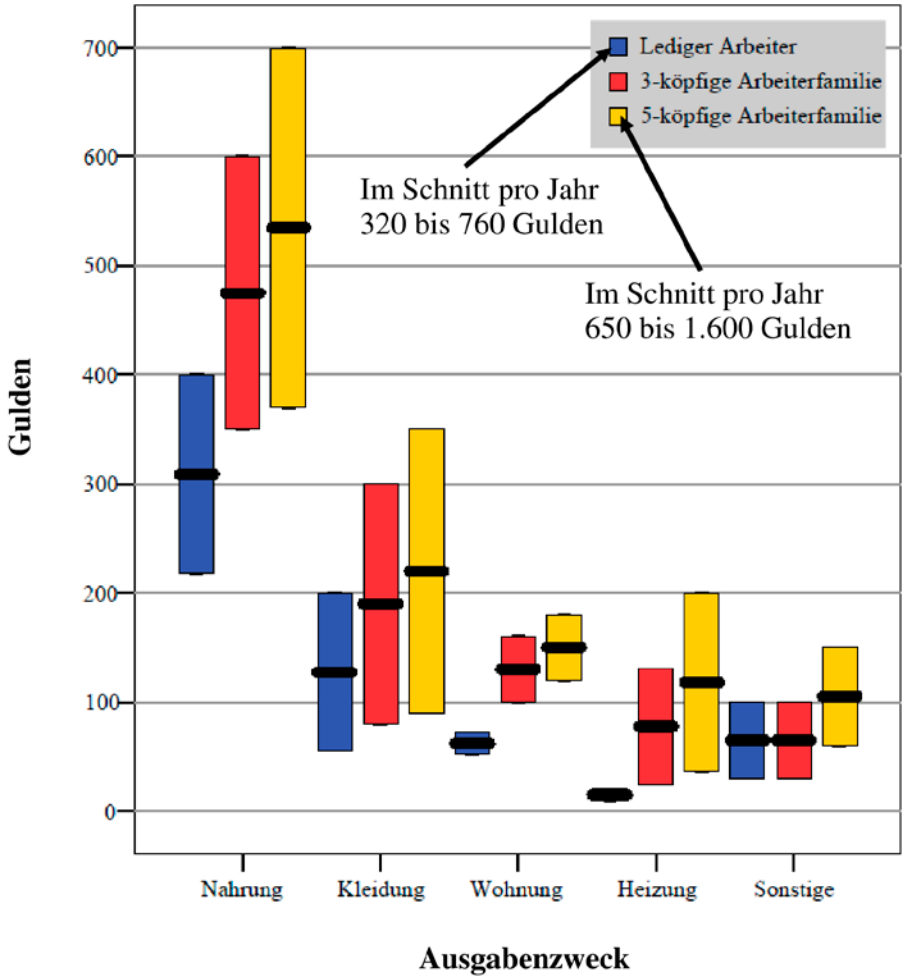

Abb. 2: Durchschnittliche Verbrauchsausgaben von Arbeitern und Arbeiterfamilien in Wien 1869 (in Gulden). (Österreichisches Statistisches Zentralamt [1979]).

Die Balken stellen die absolute Ober- und Untergrenze der Verbrauchsangaben dar. Der horizontale schwarze Strich bildet deren Durchschnittswert ab.

konnte die Meisterprüfung ablegen, und der Meister zahlte seinen Angestellten nicht immer einen Lohn, sondern gewährte stattdessen Kost und Logis und entrichtete seinen Gesellen ein sogenanntes Blut-, Gedärme- oder Hauttrinkgeld (WStLA, Marktamt 1905: 3–6).

Als Zwischenresümee ist festzuhalten, dass im Wiener fleischhandwerklichen Gewerbe des 19. Jahrhunderts zwei unterschiedliche und konkurrierende Prinzipien des Kreditierens und Schuldenmachens bestanden: eine auf informellen Netzwerken,

persönlichen Kontakten und Vertrauen basierende Form der Kreditgewährung sowie ein formalisiertes Verfahren, welches das gesprochene Wort dem geschriebenen Kontrakt unterordnete. Die Dominanz des letzteren verweist zudem darauf, dass Geld sich vorwiegend in verwandtschaftlichen Netzen bewegte, was letztlich die Herausbildung eines Handwerkeradels begünstigen sollte. Geld, so lässt sich hier schlussfolgern, floss zu dem, den es kannte, dorthin, wo es bereits einmal war und der Bedarf einen guten Ertrag versprach.

Schulden als verhandelbares Versprechen und gesellschaftliches Austauschverhältnis

Im Wiener Fleischerhandwerk des 19. Jahrhunderts formten Schulden soziale Beziehungen und stellten ein gesellschaftliches Austauschverhältnis dar, dem stets ein verhandelbares Versprechen inhärent war. Jede Schuldbeziehung umfasste das Versprechen, das geliehene Geld innerhalb einer festgesetzten Frist zurückzuzahlen. Die Modi einer Kreditrückzahlung waren unterschiedlich. Kreditraten konnten variieren, Zahlungsfristen verstreichen und Schulden sogar gestrichen werden. Nicht verhandelbar war hingegen das Versprechen, das der Kreditnehmer seinem Gläubiger gegeben hatte, Schulden wieder zu begleichen; ganz unabhängig von der Möglichkeit einer Schuldentilgung (WStLA, 2.8.15.A1 [Z. 6225]). Denn ein gegebenes Versprechen zu verhandeln, oblag ausschließlich dem Gläubiger.

Im Wiener Fleischergewerbe galten Schuldverhältnisse nicht nur als rein monetäre Beziehungen. Vielmehr verstetigten sie immer auch eine spezifische Austauschbeziehung und ein moralisches Verhältnis, für das der Begriff der Ehre beziehungsweise Ehrbarkeit des Handwerks konstitutiv war. Dieser verwies ebenso auf die vermeintlichen moralischen Qualitäten des einzelnen Fleischers wie auf die handwerkliche Qualität seiner Arbeit. Dieses handlungsanleitende moralische Imperativ der Ehrbarkeit begründete im Gewerbe die gewohnheitsrechtliche und normative Praxis, Verträge im Vertrauen mündlich und nicht verschriftlicht zu schließen. Ehrbarkeit stellte zudem ein unhinterfragtes ideologisches Regulativ fleischhandwerklicher Beziehungen dar. Fleischer schienen einander immer etwas schuldig zu sein: sich in der Genossenschaft zu engagieren, für verarmte Kollegen zu spenden oder mit anderen Handwerkerfamilien gemeinsame Ausflüge zu veranstalten (Ausflug der Wiener Fleischhauer-Söhne 1911; Dadletz/Schedl 1912: 105, 114). All diese Unternehmungen, welche die Genossenschaften als Verpflichtung und Versprechen jedes ehrbaren Handwerkers inszenierten, spannten ein soziales Netz, das ein Fleischer als finanzielle Ressource mobilisieren konnte. Dies traf vorwiegend auf wohlhabende Fleischer mit einem relativ großen Schlachtpensum zu. Kleinere hingegen, die über geringeres finanzielles Vermögen und Sozialkapital verfügten, sahen sich dazu außerstande. Verschuldeten sie sich, fanden sie kaum einen sozialen Rückhalt. Damit wird deutlich, dass die Möglichkeit, Kredite nehmen, sich verschulden zu können, immer auch

ein Privileg darstellte, für das die soziale Position im Feld des Fleischerhandwerks grundlegend war.

Bemerkenswerterweise waren es die großen und (weil ihren Betrieb bereits in dritter oder vierter Generation führend oder dem Vorstand der Genossenschaft zugehörend) im Gewerbe angesehenen Fleischer, die sich hoch verschuldeten und Rückzahlungsfristen auch wiederholt verstreichen ließen (Die Vorsteher 1912; WStLA, 2.8.15.A1 [Z. 1435, 11.3.1874], [Z. 79720, 25.6.1870], [Z. 79719, 25.6.1870], [Z. 416, 4.5.1868], [Z. 979]). Schuldenhöhe und soziales Ansehen schienen folglich zueinander in einem proportionalen Verhältnis zu stehen. Diese Wechselseitigkeit von Schuld und Prestige war auch in anderen sozialen Feldern bezeichnend, für das Verschulden ebenso wie für den Umgang mit Schulden (Graeber 2012: 13). Im Fall des Wiener Fleischerhandwerks lässt sich diesbezüglich in knappen Worten festhalten: Wer sich hoch verschuldete, der war schließlich wer. Keiner dieser Fleischer schien von einer temporären Verschuldung in seiner beruflichen Existenz gefährdet. Schuldnerkarrieren, die im finanziellen Ruin endeten und vor denen Fleischerzeitungen, zeitgenössische Wirtschaftsautoren und Kommunalpolitiker warnten (Das letzte Kapitel 1904; Kainz 1889: 104; Kardosi 1913a: 31–32; Schwiedland 1896: 40), kamen bei Fleischern mit einem großen Schlachtpensum kaum vor.

Moralische Risiken und kommunalpolitische Ordnung

Die Suche nach einer ökonomischen Erfordernissen städtischer Versorgungspolitik und moralischen Prämissen eines gerechten und ehrbaren Wirtschaftens genügenden Ausgestaltung des Kredit- und Schuldenwesens spiegelt wandelnde Vorstellungen wirtschaftlicher und politischer Ordnungsmodelle. Zwar litten nicht wenige Fleischer unter finanziellen Notlagen und scheiterten kommunalpolitische Bemühungen, das Kreditwesen zu reformieren, doch das Schuldensystem informeller Absprachen mit seiner auf Vertrauen gründenden Logik hatte letztlich Bestand; und mit ihm die Hierarchien und Ungerechtigkeiten, weil die systemische Unfähigkeit, Schuldenzahlungen zu begleichen, nicht selten als individuelles Versagen der Betroffenen ausgelegt wurde (Schwiedland 1896: 40) und die Vorstellung, Schuldenwachstum kenne nur Verlierer, sich im untersuchten Fall als irreführend erweist. Es kam nur darauf an, wer sich verschuldete.

Hinzu kam (dies sei an dieser Stelle als Ausblick formuliert), dass weder staatliche noch kommunale Institutionen eine Kapitalisierung des Fleischergewerbes vorantrieben, sondern vielmehr die Viehhändler, die als private Geldgeber in Erscheinung traten, indem sie gewährte Kredite verzinsten; im Unterschied zu städtischen Finanzierungsanstalten wie der genannten Fleischkasse, die zwar eine Kaution verlangten, jedoch keine Zinsen auf Kreditraten erhoben (Kardosi 1913b: 10). Viehhändler waren auch diejenigen, die das Versprechen, Geliehenes zurückzugeben, in ein finanzielles Prinzip verwandelten, dass Schulden auch an andere weitergegeben werden konnten. Kredite und Schulden griffen massiv in die Lebens- und Alltagswelt

von Fleischern ein, und sie reproduzierten und verhärteten Beziehungen und Hierarchien, so dass die Schuld nicht selten auf Seiten des Gebenden und nicht Nehmenden zu suchen sein sollte.

Quellen und Literatur

Ausflug der Wiener Fleischhauer-Söhne (1911). In: Allgemeine österreichische Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung XIX. Jg., 9.6., Nr. 23, S. 4.

Bruckmüller, Ernst (1985): Sozialgeschichte Österreichs. Wien/München.

Dadletz, Leopold/Schedl, Heinrich (1912): Das Fleischhauergewerbe und die Genossenschaft nach Einführung der Gewerbeordnung. In: o.A.: Festschrift der Wiener Fleischhauergenossenschaft zur Dreihundertjahrfeier der kaiserlichen Wiederbestätigung der alten Wiener Fleischhauer-Privilegien. Wien, S. 87–124.

Das letzte Kapitel (1904). In: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung XII. Jg., 16.2., Nr. 14, S. 3.

Die Vorsteher und Vorsteherstellvertreter der Genossenschaft von 1835 bis 1912 (1912). In: o. A.: Festschrift der Wiener Fleischhauergenossenschaft zur Dreihundertjahrfeier der kaiserlichen Wiederbestätigung der alten Wiener Fleischhauer-Privilegien. Wien, S. 137.

Felling, Wilhelm (1909): Die Fleischversorgung der Stadt Wien. Unter besonderer Berücksichtigung der ersten Wiener Grosschlächterei-Aktien-Gesellschaft und des städtischen Übernahmsamtes. Aschaffenburg.

Graeber, David (2012): Schulden. Die ersten 5000 Jahre. Stuttgart.

Horáček, C. u. a. (1909): Die Gemeindebetriebe in Österreich, Bd. 3, Teil 1. Leipzig.

Kainz, Karl (1889): Die Fleischversorgung großer Städte, insbesondere der Stadt Wien. In: Monatsschrift für Christliche Social-Reform, Gesellschafts-Wissenschaft, volkswirthschaftliche und verwandte Fragen, XI. Jg. Wien 1889, S. 97–104, 120–136, 188–202.

Kardosi, Friedrich (1913a): Verkehrswirtschaftliche Wechselwirkungen im Wiener Fleischergewerbe. Wien.

Kardosi, Friedrich (1913b): Wirtschaftspolitische Kritik der Wiener Fleisch-Versorgung. Diss. Zürich.

Lipp, Carola (2006): Verwandtschaft – ein negiertes Element in der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts. In: Historische Zeitschrift 283, S. 31–78.

Nieradzik, Lukasz (2017): Der Wiener Schlachthof St. Marx. Transformationen einer Arbeitswelt zwischen 1851 und 1914. Wien/Köln/Weimar.

Österreichisches Statistisches Zentralamt (1979): Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829–1979. Tabellenanhang. Wien, S. 131, Tabelle A 9.5.

Sandgruber, Roman (1980): Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur im Österreich des 18. und 19. Jahrhunderts. Wien.

Schwiedland, Eugen (1896): Vorbericht über die Frage der Einführung der Großschlächtereien in Oesterreich. Im Auftrage des Kammer-Präsidiums. Handels- und Gewerbekammer in Wien. Wien.

Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 32, 1914 (1918), S. 44–45.

Wenzel, Franz (1874): Die Einrichtungen der Viehmärkte und Schlachthäuser in den Hauptstädten Europas. Nach einer commissionellen Bereisung. Wien.

Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), 2.8.15.A1, Akten, 1753–1881, A 1/5, Mappe 3 [Z. 362, 31.1.1868], [Z. 367, 31.1.1868], [Z. 416, 4.5.1868], [Z. 979, Franz Lechner], [Z. 1435, 11.3.1874], [Z. 6225], [Z. 79719, 25.6.1870, Gotthard Köckeis], [Z. 79720, 25.6.1870, Karl Haas].

WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 18, G (4. Teil), Großschlächterei [Lohnverhältnisse in den großen Fleischhauereien in Wien, 26.7.1905].

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 263–271.*

Burkhard Pöttler

„… wegen langwürdig trey geführter Haußwirtschafft sein einige Erbin … seyn solle …“

Strategien des Wirtschaftens und die Frage des (Ver-)Erbens

Im Zentrum dieses Beitrags stehen Praktiken des Wirtschaftens: aktives Handeln im Rahmen von gesetzlichen beziehungsweise obrigkeitlichen Bestimmungen, um den eigenen Vorstellungen mehr Gewicht zu verleihen (wie bei Vermächtnissen), bewusste Übertretungen von Vorschriften zur Verbesserung der eigenen Situation, oder – im Fall eines als nicht ausreichend betrachteten Wirtschaftens – das Eingreifen anderer, wie es bei Abschätzungen üblich war. Denn selbst wenn viele Facetten des Wirtschaftens durch naturräumliche Notwendigkeiten und Vorschriften reglementiert waren, gab es doch Bereiche, wo durch Aushandlungsprozesse oder Willensäußerungen Abweichungen von den Normen möglich waren. Die empirische Basis stellen Verlassenschafts- und Abschätzungsinventare sowie weitere Untertanenakten aus der Steiermark mit dem zeitlichen Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert dar.

Die Ideale der sogenannten Hausväterliteratur oder Oekonomik[1] und der ihnen folgenden Anleitungen für die gute Führung einer Hauswirtschaft betrafen die unteren Sozialschichten bestenfalls als Objekte dieser Wirtschaftsführung, kaum als AkteurInnen. Genaue Vorstellungen von gutem beziehungsweise mangelhaftem Wirtschaften gingen in der Regel von den Grundherrschaften aus, wodurch Konflikte mit den Untertanen oft schon vorgegeben waren.

Gutes Wirtschaften und Strategien gegen gesetzliche Vorschriften

Der Umgang mit Dienstboten, die Obsorge im Krankheitsfall und im Alter stellen ein wesentliches Anliegen der Oekonomiken und ihrer Nachfolger dar. Dass die Idealvorstellungen in der Realität kaum erreicht wurden, zeigen einerseits die Klagen über Dienstboten, in den Städten ebenso wie am Land, wofür Wolfgang Brückner den Begriff „Gesindeschimpftopos“ verwendet (Brückner 2001: 10); andererseits führen viele Akten zu Armen, Bettlern oder auch Kindsmörderinnen die prekäre Situation dieser Menschen vor Augen. Zur Obsorge gehörte auch die Versorgung der Dienst-

1 Vgl. dazu Sperl 2004.

boten mit Kleidung und Schuhen, die freilich einen Teil der Entlohnung darstellte. So weist zum Beispiel ein undatiertes Verzeichnis aus dem 18. Jahrhundert die hohen und niederen Schuhe, den Loden und das Leinen samt den Geldwerten aus, die die männlichen Dienstleute des Chorherrenstiftes Seckau erhielten, wobei die Menge der Schuhe nach Einsatzgebiet gestaffelt war, sodass der Hoffischer und der Fischerbub jeweils 6 Paar hohe Schuhe im Jahr bekamen, während etwa dem Hausknecht oder dem Apothekerbuben nur 1 Paar hohe und 2 Paar niedrige zustanden.[2] In der niederösterreichischen Herrschaft Gutenbrunn – um die Steiermark kurz zu verlassen – hatten Mägde gemäß einer Bestimmung aus dem Jahr 1817 zehn bis 15 Ellen gebleichte Leinwand zu bekommen und der Dienstherr musste einer Magd außerdem noch ein Stück Grund mit Flachs bebauen und ihr dessen Bearbeitung gestatten (Bockhorn 1987: 34).

Wie die Kleidung war auch die Nahrung ein Teil der Entlohnung von Dienstboten und ein häufiger Streitpunkt. Die unterschiedlichen Perspektiven, ob die Kost nun ausreichend oder zu üppig, von zu schlechter oder zu guter Qualität sei, hingen von der jeweiligen Position ab und konnten – etwa bei der Einführung der Kartoffel (Sandgruber 1982) – intensivere Auseinandersetzungen und Auswirkungen auf die Wirtschaftsführung nach sich ziehen. Auch die Dienstbotenordnungen von 1756 oder 1787 gehen auf die Verköstigung ein und mahnen, dass sie nicht zu üppig sein solle (Hammer-Luza 2011: 145).

Der zu große ‚Sparwille' der Dienstgeber bei der Kost konnte schließlich zu intensiven Auseinandersetzungen führen. So geriet um 1769 in der Herrschaft Rothenfels der Administrator des Fürstbischofs von Freising, Baron von Paumgarten, zunehmend in die Kritik vonseiten der Untertanen, der Bürger von Oberwölz und des zuständigen Kreishauptmanns, bis schließlich offizielle Beschwerden beim Grundherrn in Freising eingereicht wurden. Zu den Gründen für die schon länger existierenden Auseinandersetzungen gehörte neben der willkürlichen Bestrafung auch die schlechte Verpflegung der den verpflichtenden Waisendienst leistenden Dienstboten. Die Kost wurde als „weeder hinlänglich noch genußbahr" beschrieben, sondern als „wohl öffters mit solchen Eckhl und Graußen behaffter anzusehen", dass man sie nur bei „höchste[n] Hunger" essen könne. Im Urteil des Freisinger Bischofs wird festgehalten, dass der Administrator „sowohl in quantitate alß qualitate den Waysen Underthanen" die Kost so wie „bei anderen Herrschaften, wo derley Waysen Jahr herkommens", reichen muss, was einen Teilerfolg der Untertanen in ihrem Kampf gegen den Administrator darstellte (Pöttler 2010: 397f.).

Dass ‚gutes' Wirtschaften, im Sinne von Erhaltung und Mehrung eines Besitzes, zum Teil auch mit bestehenden Vorschriften in Konflikt kam, zeigt die Thematik der verbotenen Märkte beziehungsweise Stände von Händlern und Handwerkern. Für die Grundherrschaft Oberkapfenberg aus den 1770er und 1780er Jahren erhaltene Schreiben enthalten Strafandrohungen, Angaben über Bestrafungen und Verteidi-

2 StLA, Stift Seckau, Sch. 138 H. 82.

gungsstrategien, wenn außerhalb genehmigter Marktzeiten, besonders an Sonntagen, Waren feilgeboten wurden. Die ‚Flucht' vor herrschaftlichen Aufsichtsorganen, die gegen diese Verkaufsstände vorgingen, erfolgte teilweise durch die Errichtung der Stände im Kirchhof (!), der der direkten weltlichen Aufsicht weitgehend entzogen war, wenngleich die entsprechenden Vorschriften auch dort gültig waren.[3]

Ein ähnliches Konfliktfeld stellten Weinausschank, Musik und Tanz, Billard und Spiele nach neun Uhr abends dar. Die Verhöre von Wirten, die gegen diese Vorschriften verstoßen hatten, zeigen etwa im Markt Kapfenberg, dass sie hier nicht nur über die erlaubte Zeit hinaus ihr ‚Geschäft' betrieben hatten, sondern die eigene Verteidigung mit Anschuldigungen gegen andere Wirte verbunden war, die ebenfalls die Sperrstunde missachtet hatten. So verteidigt sich 1803 der Wirt Peter Petolda, dass er nicht wusste, „daß es so heicklich; besonders da gleich darauf als von mir die Patrolle abging, ich eine halbe Stund darnach zum Hafendorf Wirth gieng und sah, daß auch dort noch eingeschenkt wurde?"[4] Doch bereits 1709 stellte der herrschaftliche Pfleger in einem Schreiben an den Kapfenberger Marktrichter fest, dass er zwar diese Neun-Uhr-Regel kenne, aber sie selbst von alten Wirten, die sogar seit langem Ratsmitglieder seien, nicht eingehalten werde.[5]

Legate und Vermächtnisse

Nicht nur Dienstboten, sondern auch außereheliche Kinder, nicht erbberechtigte Kinder aus vorangegangenen Ehen oder allgemein Personen, die sich besonders verdient gemacht hatten, wurden in Testamenten oder durch mündliche Verfügung unter Zeugen als Empfänger von Legaten und Vermächtnissen bestimmt. Solche Vermächtnisse konnten jedoch auch in die Zukunft gerichtet und an Bedingungen geknüpft sein, wie die Versorgung des Testators oder ein angepasster Lebenswandel.[6]

Obwohl auch in ländlichen Inventaren fallweise Testamente erwähnt werden, waren sie im Wesentlichen auf das Bürgertum beschränkt. In den ländlichen Inventaren wurde meist festgehalten, dass der Erblasser dies oder das jenem oder jener „vermaint und vermacht" habe, das heißt, die Willensäußerung war durchaus möglich und wurde – zumindest dort, wo wir von ihr erfahren – auch umgesetzt. Im städtischen Bereich war die Regelung des Erbes durch ein *testamentum scriptum* zumindest fallweise auch bei den Unterschichten zu finden, wie 1787 das Inventar der Grazer Dienstmagd Maria Pfabin zeigt, die die Aufteilung ihres hinterlassenen Vermögens von 153 Gulden und 41 Kreuzern knapp zwei Monate vor ihrem Tod testamentarisch geregelt hatte (Pöttler 1999: 475).

3 Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Stubenberg, Familie, Sch. 83 H. 447.
4 StLA, Stubenberg, Familie, Sch. 83 H. 448.
5 Ebd.
6 Vgl. dazu auch Langer-Ostrawsky 2006; Pammer 2004.

Eine Bestimmung, der auch der Titel des Referats entnommen ist, stammt aus dem Inventar des laut Sterbematriken mit etwa 80 Jahren verstorbenen Keuschlers Marx Haußbacher aus Sillweg bei Fohnsdorf, der 1705 eine Witwe, aber keine Kinder hinterließ:

> „Zumahlen aber anfangs ernennter Erblaßer in sein lezten Todtpött (…) außtrückhlich befolchen und verschafft, daß sein negste Muehmb Gertraudt, alß deß jezigen Beßüzers dießer Öttingerkeischen Ehewirthin wegen langwürdig trey geführter Haußwirtschafft sein einige Erbin, deß über die Schuldten hindtan überbleibendten Verlaß, seyn solle, (…).“[7]

Eine weitere Strategie des ‚sparsamen Wirtschaftens‘ wird in diesem wie in zahlreichen anderen Inventaren sichtbar: Denn in den Schulden scheinen auch das Inventar des Vorgängers, der Kauf- und der Heiratsbrief auf, die bei der Übernahme des Besitzes abzuholen und zu begleichen waren, hier jedoch noch als Schulden in Höhe von zusammen 9 Gulden verbucht sind, obwohl ausreichend Bargeld vorhanden gewesen wäre, um die Dokumente auszulösen.[8]

Vermächtnisse wurden teilweise auch explizit vom überlebenden Ehepartner bestätigt, wenn dadurch ein Teil des Besitzes nicht in die Inventur einbezogen wurde. Ähnlich wie beim obersteirischen Keuschler Marx Haußbacher für die Führung der Hauswirtschaft, wird bei der südsteirischen Bürgerin Maria Anna Plickerin aus Leibnitz in ihrem Inventar 1781 für die Krankenpflege ein Vermächtnis ausgewiesen:

> „Die Frauen Kleider, und weibliche Ornamenta sind der Frauen Messnerin in Gräz mit Einwilligung des Herrn Andree Sigmund Plicker vor die Warttung in der Kranckheit samt dahin gebrachten Böth Gewand vermacht worden per Bericht.“[9]

Sogar die Weitergabe der persönlichen Kleidung außerhalb der Schätzung wurde fallweise als Vermächtnis gehandhabt, obwohl sie in den meisten Fällen als übliche Gepflogenheit nur vermerkt wurde. Deutlich wird das 1761 im Fall des Grazer Perückenmachermeisters Joseph Pöschl, der seine Kleidung dem als *Student* bezeichneten 15 ½-jährigen Sohn explizit vermachte:

> „Die gesamte Manns Kleyder, und Wäsch samt einen gold portirten Hueth seynd von dem Erblasser seelig seinen leiblichen Sohn Joseph Pöschl mündlichen in natura verschafet, und solche Vermachtnus auch von der hinterlassenen Wittib approbiret (…) worden.“[10]

Vermächtnisse gab es auch als (späte) Entschädigung für oft über Jahre nicht ausbezahlte Dienstbotenlöhne. So hinterließ schon 1690 der Zeltweger Keuschler Franz Pichler „seiner Tochter Vrsulla, vmb das sie anstatt einer Diern ohne Lohn bey dem Vatter verbliben vnd gedient beuor vermachtes“ 10 Gulden zusätzlich zu ihrem Erbteil von etwa 44 Gulden.[11] Unklar bleibt, für welchen Zeitraum diese Entschädigung gewährt wurde. Denn was hier auf den ersten Blick als großzügige Gabe erscheinen

7 StLA, Stift Seckau, K. 634 H. 1444.
8 Ebd.
9 StLA, Leibnitz, Stadt, GB I 1099, fol. 178v–179r.
10 StLA, Graz, Stadt, K. 95 H. 668.
11 StLA, Stift Seckau, K. 605 H. 1413.

mag, erwies sich vermutlich als äußerst karge Entschädigung für jahrelange Arbeit ohne Entlohnung. Diese ‚sparsame' Wirtschaftsführung bewirkt auch eine schuldenfreie Übergabe: Das Inventar listet unter den Belastungen lediglich Gebühren, Todesfallkosten, das Heiratsgut der Witwe und das Vermächtnis an die Tochter.

1705 vermachte der Keuschler Jacob Hagenbacher seinem Sohn für die Wirtschaftsführung im Alter den gleichen Betrag: „item hat er Erblasser seelig seinen eltesten Sohn Andreaß wegen seiner threu gelaisten Dienst vnd vmb das er ihme in seinen Alter in der Hauß Wierdtschafft yberholffen extra vermacht" 10 Gulden.[12] Der Unterschied ist, dass dieser Sohn auch die Keusche und das damit verbundene Schusterhandwerk übernahm, während die als Magd tätige Tochter wohl weiter Magd bleiben musste.

Besonders großzügig zeigte sich die Grazer Bürgerin Helena Schinkoin. Sie vermachte „dem Lohner, und respective Weinzierl namens Struz (…) wegen treü geleisteten Diensten jene 100 (Gulden), so dieselbe ihme den verflossenen Winter geliehen, zur Erkenntlichkeit."[13]

Neben Vermächtnissen als Dank für geleistete Hilfe oder Arbeit gab es solche, die der Erhaltung des Besitzes dienten, indem sie den Nachfolger bevorzugten: So vermachte 1760 Simon Hiertl, der 49 Jahre lang die direkt neben dem Stift Seckau gelegene Hube bewirtschaftet und zehn Kinder hinterlassen hatte, „dem Sohn Sebastian als künfftigen Besizer wegen Baufähligkeit des Gehäuß extra zum Bevor" 100 Gulden.[14]

In diesen Beispielen werden unterschiedliche Strategien sichtbar: einerseits die Aufwertung jener, die man als bisher zu schlecht entlohnt betrachtete oder denen man – aus welchen Gründen auch immer – zusätzlich oder überhaupt etwas vermachen wollte; andererseits die Stärkung der zu vererbenden Wirtschaftseinheit. Schließlich könnten auch die Belege für *pia legata* im erweiterten Sinn als Form wirtschaftlichen Denkens interpretiert werden.

Die Abgeltung von Pflegeleistungen konnte auch die hinterlassene Witwe betreffen, was nur umso deutlicher die wirtschaftliche Grundlage der Ehe dokumentiert. So vermachte 1771 Gregor König als Besitzer eines der größten Höfe des Stiftes Seckau „der nachgelassenen Wittib Theresia gemäß Aussage dreier Zeugen wegen bezeügter Treü, und Wartung besonders" 50 Gulden.[15]

War die Ehefrau nicht durch einen Ehevertrag abgesichert, sollten fallweise vor Zeugen gemachte mündliche Verfügungen am Totenbett die Witwe wirtschaftlich unterstützen.[16] Niclaß Stainer vermachte zum Beispiel 1695

> „kruz [sic] vor seinen Endt in Beysein gueter Leüth ihr zu seinen Heyrathguet 60 (Gulden) vnd halbe Vahrnuß sambt seinen erlehrneten Schuechmacherhandtwerch (…), sie aber hat ihm 50 (Gulden) verheyrath vnd zuegebracht."[17]

12 StLA, Stift Seckau, K. 634 H. 1444.
13 StLA, Mag. Graz D 82/1787.
14 StLA, Stift Seckau, K. 796 H. 1528.
15 StLA, Stift Seckau, K. 712 H. 1541.
16 Zu den vielfältigen rechlichen Verflechtungen vgl. nun Lanzinger 2018.
17 StLA, Stift Seckau, K. 611 H. 1421.

Und 1761 vermachte der Weber Jacob Luckner seiner Ehefrau Catharina

> „in Todtböth (…) vor ein Heyrath Gut und wittibliche Entförtigung (…) das Weber Handwerch, oder darvon 32 (Gulden) in Geld, übrigens aber solte sie einen gleichen Kinds-Theil [ca. 53 Gulden] haben, dann besonders 1 Kuhe, und das Eheböth."[18]

Diese und zahlreiche ähnliche Bestimmungen lassen freilich einiges an Interpretationsspielraum offen, inwieweit es sich dabei um rein wirtschaftlich begründete Entscheidungen handelte beziehungsweise wie weit hinter den offiziellen wirtschaftlichen Gründen auch persönliche, eher emotionale standen oder eben beides zusammenkam. Jedenfalls zeigen sie das aktive Gestalten der Hinterlassenschaft abseits der gesetzlichen Standardregelungen.

Vorschriftswidrigkeiten, Verschuldung und Abschätzung

Anders als das ‚gute' Wirtschaften, das vorwiegend aktenkundig wurde, wenn es gegen Vorschriften verstieß, war mangelhaftes oder schlechtes Wirtschaften wesentlich häufiger Ursache für die Entstehung schriftlicher Quellen. Obrigkeitliche Ermahnungen und/oder Bestrafungen wegen der Nichteinhaltung von Vorschriften sind hier ebenso zu nennen wie die Abschätzung von Untertanen infolge Überschuldung. So wird etwa im Juli 1737 in der Stadt Murau ein Abort beanstandet, durch den die Wohnung eines herrschaftlichen Beamten überflutet wurde:

> „Demnach des Herrn Joseph Antoni Grössing salve venia Abtritt dermaßen mit Unflatt angefüllet, daß die Materia in die hochfürstliche Neben Behausung abfliesset, andurch den daselbst wohnenden Tätz-Beamten nicht geringen Schaden und Ungelegenheit causiret; zumahlen nun auf öffters güttliches Ansuchung die Raumung sothanen Abtritts (…) nicht veranstaltet oder vorgenohmen werden will, man aber von Seithen des Ober-Amts diesen Unfueg lengers hin nicht gestatten kann; alß wirdet ihme Herrn Richter und Rath hiemit anbefohlen, mentionirten Herrn Grössing bey Straff aufzulegen, daß selber seinen salve venia Abtritt ohnverweilt raumen lassen, das herrschafftliche Nebenhauß von all weiteren Schaden befreyen, enfolglich zu vornehmender anderweiten Anthung nicht Anlaß geben solle."[19]

Häufiger und kritischer als dieses Beispiel von Misswirtschaft wurden jene Fälle schlechten Wirtschaftens gesehen, in denen es um die Feuersicherheit – besonders in den Städten – ging. Eine entsprechende Mängelliste aus Murau zeigt dabei, dass die meisten der acht genannten Fälle bei Keuschlern und Witwen zu finden waren, denen die wirtschaftliche Grundlage für entsprechende Baumaßnahmen fehlte. Einen Sonderfall stellte hingegen jene Witwe dar, die direkt neben dem offenen Feuer sowie im und auf dem daran anschließenden Backofen ihre Holzvorräte lagerte, was vom Magistrat „abgeschafft" werden sollte.[20]

Neben diesen auf der Missachtung impliziter oder expliziter Vorschriften basierenden Formen schlechter Wirtschaftsführung zeigen sich verschiedene Ursachen

18 StLA, Stift Seckau, K. 706 H. 1529.
19 StLA, Murau, Stadt, K. 86 H. 2258.
20 StLA, Murau, Stadt, K. 87 H. 2284.

und Grade von Verschuldung. Auszuzahlende Anteile von Miterben (besonders der Geschwister) stellten häufige Gründe für Ver- oder Überschuldung dar, wurden jedoch in der Regel nicht als Misswirtschaft bezeichnet. Der frühe Tod eines Untertanen – nur wenige Jahr nach Übernahme einer Besitzung – konnte fallweise den Verzicht der Grundherrschaft auf die ihr zustehenden Abgaben nach sich ziehen. Dies war freilich nicht unbedingt ein Zeichen von Großmut, sondern zu gewissen Zeiten eine Notwendigkeit, um einen Übernehmer zu finden. Explizite Hinweise auf schlechte Wirtschaftsführung finden sich in Inventaren, bei denen die Abschätzung von den Gläubigern und/oder der Grundherrschaft initiiert wurde. So heißt es im Abschätzungsinventar des Mathias Leitner vom Mai 1760:

> „Nachdeme Mathias Leitner des Fürstlichen Exempten Dom-Stüffts Seccau von 24ten Juny 1749 rucksässig gewester Unterthann auf den Punzer Güttl in der Preeg weder sein ruckständiges Herrschaffts Gefähl, noch die jährliche Stüfften entrichten können, das Gebau und die Gründt noch in mehrern Abödung gebracht, zugleich in mehrere Schulden verfahlen, als ist (…), weillen obgedachter Besizer (…) hierbey nicht längers bestehen können, sein ganzes Vermögen ordentlich untersucht: auch unpartheylich geschäzt worden."[21]

Dass eine Abschätzung des Besitzes nicht immer zu einer „Abschaffung" des Besitzers führen musste, zeigt schon 1720 ein Beispiel aus der fürstlich schwarzenbergischen Herrschaft Katsch bei Murau: War nach dem Tod des Ruepp Setznagel 1710 für die sechs Kinder noch eine Erbmasse von circa 650 Gulden vorhanden, so wurde der älteste Sohn Simon, der dem jüngsten das Nachfolgerecht um 6 Gulden abgekauft hatte, bereits zehn Jahre später auf Betreiben seiner Geschwister wegen schlechter Wirtschaftsführung abgeschätzt.[22] Als äußere Ursachen für den Rückgang an Viehbestand und Nahrungsvorräten sind hier Missernten und Hunger sowie (um aufkommende Unruhen zu unterdrücken) die Einquartierung von Soldaten in der Gegend, wie auch die Pest von 1714/15 zu nennen (Brunner 2005: 248f.). Zahlreiche Schulden bei der Grundherrschaft, für Viehkäufe und an Dienstbotenlöhnen sowie besonders die Auszahlung von Erbteilen (1717 war auch die Mutter gestorben, von der jedes Kind 50 Gulden erben sollte) führten dazu, dass der Besitz mit einem Minus von über 220 Gulden bewertet wurde. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Situation relativiert sich jedoch der Vorwurf der Geschwister, dass „ihr Brueder Simon Säznagl wegen schlechter Haußwierthschaff, sich nit mehr in Stand befindet, seinem Guett vorzustehen". Das Ergebnis der Auseinandersetzung war schließlich, dass er trotz der monierten Wirtschaftsführung den Hof weiter innehatte. 17 Jahre später, bei seinem Tod, hatte sich der Viehbestand drastisch reduziert, die Schulden bei der Grundherrschaft hatten sich mehr als verdoppelt, sodass sich insgesamt ein Minus von über 350 Gulden ergab. Witwe, Erben und Gläubiger bekamen daher ihre Guthaben nur zu 50 % ausbezahlt und das Gut wurde vermutlich dem jüngeren Bruder Veit,

21 StLA, Stift Seckau, K. 796 H. 1528.

22 Schwarzenberg'sche Archive Murau, M V Unt. 1362, Urb.-Nr. 755. Transkription Karin Graf-Boyko.

der es schon 1710 hätte übernehmen sollen, übertragen; ein weiteres Inventar ist jedoch nicht erhalten.

Ein Beispiel, wie sich die finanzmathematischen Größen von Soll und Haben in konkreten Gegenständen materialisieren, zeigt das Inventar des 1707 in Aussee verstorbenen Ratsbürgers Johann Khrempl, dessen Schulden exakt dem wohl entsprechend geschätzten Vermögen von 170 Gulden entsprachen. Da er erbenlos verstorben war, wurde sein Besitz aufgeteilt. Die Marktgemeinde Aussee, mit 94 Gulden 33 Kreuzer der größte Gläubiger, bekam neben Ausständen in Höhe von knapp 73 Gulden an Realien:

„(…) einen goldinen Ring pr 6 f
1 Dögen mit einen Mößing Gefäß 30 x
1 Palläsch pr 36 x
1 Schreibpuldt pr 1 f
1 beschlagnes schwarzes Raißtrichl 30 x
1 schworz staines Dischl 1 f
1 eyßene Schlag-Uhr 11 f
1 Popier-Schörr 10 x
1 mößinges Einsazgewicht mit einen Pfundt sambt der Schallen 1 f“

Die Gemeinde sicherte sich damit die wertvolleren und für sie brauchbaren Dinge, während der Bürger Balthasar Gaißberger als zweitgrößter Gläubiger die recht umfangreiche Kleiderausstattung des Verstorbenen übernahm.[23]

Schlussbemerkung

Die hier exemplarisch herangezogenen Strategien und Praktiken zeigen, dass Vorstellungen von ‚gutem‘ und ‚schlechtem‘ Wirtschaften höchst subjektiv waren. Die starren Ideen, wie sie im von der Hausväterliteratur (mit-)bestimmten Diskurs um gute Haushaltsführung transportiert wurden, waren in der Alltagspraxis kaum anwendbar und sind in den Quellen kaum zu finden. Freilich ist auch hier die Quellenproblematik zu bedenken, die Sonderfälle stets stärker betont als die breite Masse der Ereignisse. Die Beispiele zeigen jedoch neben den Sanktionen gegen schlechtes Wirtschaften und der Aufteilung von Fahrnissen als Schnittstelle zwischen den abstrakten Schuldenposten und den konkreten Dingen die Vielfalt an kreativen und/oder widerständigen Lösungen, um den eigenen Gestaltungswillen umzusetzen oder sich gegen restriktive Vorschriften und unzumutbare Zustände zu wehren.

23 StLA, Aussee, Sch. 351 H. 93.

Literatur

Bockhorn, Olaf (1987): Probleme und Möglichkeiten schriftlicher Quellen zur Alltagskultur. Dargestellt am Beispiel einer Umfrage der „k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien". In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90, S. 20–41.

Brückner, Wolfgang (2001): Volkskultur und Wandel vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Mohrmann, Ruth-Elisabeth (Hrsg.): Städtische Volkskultur im 18. Jahrhundert (Städteforschung, A 51). Köln u. a., S. 1–18.

Brunner, Walter (2005): Oberwölz. Kleine Stadt, große Geschichte. Oberwölz.

Hammer-Luza, Elke (2011): Von Mägden und Knechten. Ländliches Dienstbotenwesen in der Steiermark des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 102, S. 131–173.

Langer-Ostrawsky, Gertrude (2006): Bäuerliche Testamente als Instrumente der Generationengerechtigkeit in der niederösterreichischen Stiftsherrschaft Göttweig (18./19. Jahrhundert). In: Brakensiek, Stefan/Stolleis, Michael/Wunder, Heide (Hrsg.): Generationengerechtigkeit? Normen und Praxis im Erb- und Ehegüterrecht 1500–1850 (Zeitschrift für historische Forschung, Beih. 37). Berlin, S. 265–280.

Lanzinger, Margareth (2018): (Ver-)Erben aus historisch-anthropologischer und Geschlechterperspektive. In: Pöttler, Burkhard/Erlenbusch, Lisa (Hrsg.): Erbe_n. Macht – Emotion – Gedächtnis (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Sdbd.). Weitra.

Pammer, Michael (2004): Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen (18. Jahrhundert). In: Pauser, Josef/Scheutz, Martin/Winkelbauer, Thomas (Hrsg.): Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. 44). Wien/München, S. 495–510.

Pöttler, Burkhard (1999): Aspekte historischer Stadtkultur am Beispiel von Verlassenschaftsinventaren. In: Bockhorn, Olaf/Dimt, Gunter/Hörandner, Edith (Hrsg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, NS 16). Wien, S. 465–481.

Ders. (2010): Der Streit um die „Waiseljahre". Aspekte des Widerstands grundherrlicher Untertanen gegen den Repräsentanten der Grundherrschaft. In: Rutengänge. Studien zur geschichtlichen Landeskunde (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, 54 – Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sdbd. 26). Graz, S. 391–404.

Sandgruber, Roman (1982): Die Einführung der Kartoffeln in Österreich. Sozialgeschichtliche und volkskundliche Interpretation. In: Hinrichs, Ernst/Wiegelmann, Günter (Hrsg.): Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts (Wolfenbütteler Forschungen, 19). Wolfenbüttel, S. 163–194.

Sperl, Alexander (2004): Hausväterliteratur. In: Pauser, Josef/Scheutz, Martin/Winkelbauer, Thomas (Hrsg.): Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. 44). Wien/München, S. 427–434.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 272–278.*

Sarah Peuten

Sicherheit – zu Funktionslogiken biopolitisch-gouvernementaler Ökonomisierung des Sterbens

Sterben, sein Wie, Wann und Wo, hat sich in den letzten vier Jahrzehnten zunehmend ausdifferenziert. Vielfältig sind mittlerweile Möglichkeiten, die zur *individuellen* Gestaltung des Lebensendes bereitstehen. Ein immenses Angebot an Ratgeberliteratur, Informationsmaterialien und -veranstaltungen dient der Orientierung, Wissensgenerierung und Meinungsbildung. In Patientenverfügungen und anderen Vorsorgedokumenten kann der eigene Wille rechtsverbindlich festgehalten werden; neben dem Krankenhaus haben sich Sterbeorte etabliert und institutionalisiert, die explizit mit dem Sterben befasst sind. Unterschiedlichste Berufsgruppen sind beim Sterben involviert. Die Betonung der Patientenautonomie, ihr Rechtsstatus und das Wissen um die eigene Entscheidungsgewalt bedingen sich wechselseitig mit veränderten Rollenerwartungen und -zuschreibungen. Das hat auch Auswirkungen auf das Arzt-Patientenverhältnis. So werden Ärzte längst nicht mehr auf ihre Funktion als Heiler reduziert, sondern sind als Berater, Begleiter und Kommunikationspartner auf Augenhöhe gefordert (was beispielsweise im Konzept der *Partizipativen Entscheidungsfindung* zum Ausdruck kommt).

Das Angebotsrepertoire, das das Sterben umgibt, sorgt dafür, dass Sterben nicht einfach irgendwie vonstattengeht, sondern als *gutes* Sterben realisiert werden kann und stellt diesbezüglich Grundlagen und Rahmenbedingungen bereit. „Sterben als letztes Lebensprojekt" (Schneider 2014: 67) geschieht heute im Duktus selbst-optimierter Lebensführung und entspricht einem Zeitgeist, dessen Ideal das „unternehmerische Selbst" (Bröckling 2007: 47f.) ist. Unbedingte Voraussetzung für das Zustandekommen des *guten* Sterbens ist die persönliche Einsatzbereitschaft. Sich informieren, besprechen, in Anspruch nehmen, abwägen, entscheiden, vorsorgen, absichern, planen – schlichtweg selbst aktiv sein, ist wesentlicher Bestandteil des Selbst-Auftrags am Lebensende. Zum Sterben kann sich nicht länger nicht verhalten werden. Zumindest nicht, wenn *gut* gestorben werden will. Die Selbstbestimmung ist dabei allgegenwärtig. Sie ist der Bewertungsmaßstab individueller Lebens- und Sterbelagen. Mit Verweis auf sie werden Akzeptanzen geschaffen, Reden und Handeln legitimiert. Sie bestimmt als feste ethische Bezugsgröße das Sterbegeschehen. Mit ihr werden zwar ganz unterschiedliche Sichtweisen auf Problemlagen gestützt,

doch in ihrer absoluten Gesetztheit erweist sie sich als äußerst wirkmächtig. Die Selbstbestimmung – in weiten Teilen als Selbstverantwortung konzipiert, kann als biopolitisch-gouvernementale Strategie gefasst werden, die das „Ineinanderfallen von Sollen und Wollen" (Feuerstein 2013: 250) verfolgt. Mit der Konsequenz: „Wir müssen immer tun, was wir wollen" (Bröckling 2017: 222). Dementsprechend müssen wir auch immer wollen wollen.

Mit der *Selbstbestimmung* als *Selbstverantwortung* geht die ethische *Verpflichtung* einher, diese auch auszuüben, selbst am Gelingen der eigenen Lebens- und Sterbegeschichte mitzuwirken. Wer bestehende Optionen ausschlägt, *unvernünftig* handelt, muss auch die Verantwortung für mögliche Konsequenzen tragen. Das betrifft nahezu alle Lebensbereiche und zeigt sich mit besonderer Eindringlichkeit im Gesundheitswesen.

> „Denn ‚Mündigkeit des Patienten-Konsumenten' bedeutet auch die kontinuierliche Rückführung von Krankheitsrisiken in die private Verantwortung des Patienten. In diesem Sinne ist die Mündigkeitsmetapher ‚emanzipatorisch' und euphemistisch zugleich: Sie verwandelt den Spar*zwang* in ein vermeintliches Gesundheits*angebot* und Leistungskürzungen in Wahlfreiheit und Selbstbestimmung" (Schmidt-Semisch 2000: 173, Herv. i. O.).[1]

Doch es gilt nicht nur Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen – programmatisch angelegt unter anderem im Ansatz der *health literacy* beziehungsweise *Gesundheitskompetenz* – sondern auch für das eigene Sterben. Befähigung und Motivation zu vorausschauendem, selbstverantwortlichem Handeln stehen im Vordergrund und tragen dazu bei, dass das selbstbestimmte Lebenskonzept auch im Sterben verwirklicht werden kann. Vielgestaltig sind in diesem Zusammenhang orientierende und anleitende Wissensformate (Medien, Expertenwissen, statistisch belegte Kausalzusammenhänge usw.), die das selbstbestimmte Subjekt dabei unterstützen, *richtige* Entscheidungen (vernünftig, selbstbestimmt, verantwortlich) am und für das Lebensende zu treffen.

Ideale des guten, selbstbestimmten Sterbens wirken subjektkonstituierend, bedingen sich wechselseitig mit spezifischen Subjektivierungsweisen und stellen an Sterbende vielfältige Verhaltens-, Repräsentations- und Kommunikationsanforderungen. Das betrifft die harmonisierende Arbeit an der eigenen Biografie – Leben und Sterben gilt es in Einklang miteinander zu bringen, die Einpassung der Patienten und Patientenkörper in institutionalisierte, geregelte, standardisierte Abläufe, was wiederum spezifisches Körperwissen und den *adäquaten* Umgang mit krankheitsbedingten Veränderungen, Ekel, Scham und Intimität voraussetzt, sowie die Annahme

1 Aktuell bietet beispielsweise das italienische Versicherungsunternehmen *Generali* „Anreize für ein gesünderes Leben", indem es mit seinem Programm *Vitality* Rabatte bzw. finanzielle Belohnungen beim Abschließen einer Risikolebens- oder Berufsunfähigkeitsversicherung für all diejenigen in Aussicht stellt, die nachweislich einer gesunden, aktiven Lebensweise nachgehen. Das fängt mit einem Gesundheitstest an und geht weiter mit dem Erfassen gesundheitsrelevanter Daten mittels Applikationen und/oder Fitness-*Trackern*. Siehe Homepage *Generali Vitality*: https://www.generali-vitalityerleben.de/ (01.03.2018).

von kontextabhängigen Identitätszuweisungen und Selbstzuschreibungen (Dreßke 2005; Stadelbacher/Schneider 2016; Stadelbacher 2016).

Ab dem Moment, wo Sterben als *gutes* Sterben gedacht wird, wird es „zu einer bewertbaren Angelegenheit" (Streeck 2017: 31). Allgemeingültige, messbare Qualitätsanforderungen an das Sterben zu formulieren, verändert Sterbearbeit und trägt zu ihrer Optimierung bei. Das betrifft insbesondere die institutionalisierte und zunehmend professionalisierte Hospizarbeit. Die Hospizbewegung, die sich ihrem Selbstverständnis nach als ehrenamtlich getragene Bürgerbewegung versteht, zeichnet sich gerade dadurch aus, dass nicht-professionalisierte Zuwendung und Situativität im Vordergrund stehen. Das Hospiz ist *der* Ort guten Sterbens. Die Optimierung des Sterbens hat die Verbesserung des Sterbens, der Lebens*qualität* beim Sterben zum Ziel – in Hinblick auf das selbstbestimmte, selbstgestaltete, selbstverwaltete Sterben unterliegt es aber auch dem Kosten- und Effizienzdruck im Gesundheitswesen und ist Ausdruck allgemeiner Rationalisierungstendenzen (Steigerungslogik, optimierte Abläufe, Standards). Kritische Stimmen heben hervor, dass sich das Sterben nicht kontrollieren und in vorgefertigte Schablonen pressen lässt, Qualität beim Sterben auch nicht vorformuliert werden kann, es sich dabei letztlich um eine Anmaßung handelt, die dem Individualitätsanspruch zuwiderläuft. Laut Gronemeyer bringt die gesetzliche Regelung der *Spezialisierten ambulanten Palliativversorgung* (SAPV), die die Krankenkassen dazu verpflichtet, die Kosten für professionelle Sterbebegleitung zu übernehmen, „die DIN-Norm in die Hospizarbeit" – er spricht vom „Sterben mit Gütesiegel" (Gronemeyer, zitiert nach Freie Wohlfahrtspflege NRW 2009: 2). In der Tat handelt es sich um eine Zwickmühle – soll palliative-hospizliche Versorgung möglichst vielen Menschen zur Verfügung stehen, werden dafür auch Gelder benötigt, deren Bereitstellung an Bedingungen und die Einhaltung einheitlicher (Qualitäts-) Standards geknüpft ist. Den Qualitätsbegriff beim Sterben zu bemühen, impliziert jedoch zweifelsohne Auf- und Abwertungen von Sterbelagen und macht generalisierende definitorische Festlegungen notwendig.

Als Gegenentwurf zur hospizlich-palliativen Organisation des *guten* Sterbens wird die verbotene aktive Sterbehilfe oder auch Tötung auf Verlangen verhandelt – sie *verneint* Leben und stellt damit sämtliche Leitbilder des *guten* Sterbens in Frage. Das drückt sich auch in begrifflichen Differenzierungen aus. Während bei der *Sterbebegleitung* eine positiv-fürsorgliche, relative Auslegung der Selbstbestimmung im Vordergrund steht, Abhängigkeiten in gewisser Weise als normal betrachtet werden und der Fokus auf der Bedeutsamkeit von Vertrauen liegt, setzt aktive Sterbehilfe Selbstbestimmung absolut und impliziert die Verhinderung jeglichen Kontrollverlusts. Große Übereinstimmung aufseiten von Sterbehilfebefürwortern und -gegnern gibt es jedoch hinsichtlich des permanenten Verweisens auf mögliche Problemlagen und Gefahren am Lebensende bezüglich derer ein Sicherheitsbedarf ausgemacht wird. Sicherheit vor dem drohenden Nichtzustandekommen eines selbstbestimmten Sterbens, das ganz unterschiedlich gefasst wird. Befürworter der aktiven Sterbehilfe verweisen auf das Recht des Menschen, über das eigene Sterben und den eigenen Todes-

zeitpunkt selbst zu entscheiden. Sicherheit bietet die aktive Sterbehilfe als letzter Ausweg aus unerträglichen Leidenssituationen am Lebensende. In diesem Zusammenhang wird ihr auch eine suizidpräventive Wirkung zugesprochen. Gegner heben hervor, dass mit dem Ausbau der hospizlich-palliativen Versorgung und immer ausgereifteren Möglichkeiten der Symptomkontrolle der Wunsch nach aktiver Sterbehilfe abnimmt. Sicherheit bezieht sich hier vor allem auf Schmerzfreiheit und der damit erhöhten Lebensqualität am Lebensende, die Voraussetzung für gelebte Selbstbestimmung ist. Befürchtet wird, dass mit der aktiven Sterbehilfe als wählbarer Option eine Atmosphäre der Unerwünschtheit entsteht, in der „‚sozialverträgliches Frühableben'" (Rüegger 2009: 71, Herv. i. O.) gängige Praxis wird. Nicht selten wird von Sterbehilfegegnern in diesem Kontext der Euthanasie-Begriff bemüht. Die Rede ist von Werteverfall und der Relativierung des Lebenswerts.

Womöglich stärkt das beständige, multiperspektivische Verweisen auf Unsicherheiten und Gefahren ganz in gouvernementaler Manier, das selbstbestimmte Subjekt in seinem Selbstverständnis, wonach es für die eigene Sicherheit selbst verantwortlich ist, der undurchsichtigen Lage selbst aktiv begegnen muss. Das Streben nach Sicherheit, die Angst davor, im entscheidenden Moment falsch zu handeln, orientiert Handeln am Handeln anderer, an Durchschnittlichem. Ängsten und Unsicherheiten, die das Sterben umgeben – Angst vor Schmerzen, Angst vor Fremdbestimmung, Abhängigkeit, ärztlicher, institutioneller Willkür, Angst vor sozialer Isolation, Angst vor einem medizinisch-technischem Zuviel beziehungsweise Zuwenig, vor ungewünschten medizinischen Entscheidungen, Angst vor der Überforderung der Angehörigen – können mithilfe von Organisations- und Gestaltungsmaßnahmen in Schach gehalten werden und tragen zu deren vermeintlicher Beherrschbarkeit bei. In Zeiten, in denen allgemeinverbindliche soziale Sinnzusammenhänge rar sind, die Unübersichtlichkeit der eigenen Lebenswelt zunimmt, Wertvorstellungen und Lebensstile heterogen sind, dient das breite Angebot bestehender Handlungsoptionen am Lebensende als Orientierungsrahmen und trägt zur Neuordnung des Sterbens bei. Es stellt Bewältigungsstrategien zur Verfügung, die Machbarkeit und Sicherheit in Aussicht stellen. „Die regulierende Angst vor Anormalität" (Link 2013: 354) sorgt dabei dafür, dass sich das Subjekt in einem wie auch immer definierten Normalbereich bewegt. Normalität strahlt Sicherheit aus.

Die aktive Sterbehilfe scheint in Deutschland nach wie vor eine normalistische Schmerzgrenze (ebd. 2013) darzustellen – zumindest was die politische, juristische und in weiten Teilen mediale Auseinandersetzung betrifft. Bei sämtlichen öffentlichkeitswirksamen Debatten, die das Thema Sterbehilfe verhandeln – sei es im Zuge der gesetzlichen Regelung der Patientenverfügung oder der Suizidbeihilfe – werden *Dammbruchbefürchtungen* laut, wonach mit der Legalisierung immer weitreichenderer Sterbehilfeformen die gesellschaftliche und letztendlich auch juristische Akzeptanz gegenüber aktiver Sterbehilfe zunehmen wird (nach dem Vorbild Niederlande und Belgien). Eine weitreichende Beunruhigung kommt zum Ausdruck, die sich mit Link als „Denormalisierungsangst" (ebd. 2013: 43) bezeichnen lässt.

Dass aktive Sterbehilfe in weiten Teilen der Gesellschaft jedoch längst kein Tabu mehr ist, zeigen Umfrageergebnisse der letzten Jahre. Demnach befürwortet die Mehrheit der Deutschen sowohl Sterbehilfe im Allgemeinen wie auch die aktive Sterbehilfe. Während die Zustimmung in der Bevölkerung kontinuierlich zunimmt, zeigt sich innerhalb der Ärzteschaft ein ganz anderes Stimmungsbild. Hier lehnt eine große Mehrheit die Legalisierung aktiver Sterbehilfe entschieden ab.[2] Interessant ist, dass auch im Rahmen von Umfragen die Bewertung der aktiven Sterbehilfe inhaltlich verschränkt mit anderen Formen von Sterbehilfe behandelt wird. So heißt es im einleitenden Passus des Allensbacher Kurzberichts vom 06. Oktober 2014: „Im Herbst beginnt im Bundestag die Debatte um ein Gesetz zur Sterbehilfe. Ein wesentlicher Diskussionspunkt ist dabei die rechtliche Bewertung der aktiven Sterbehilfe beziehungsweise der Beihilfe zur Selbsttötung" (IfD Allensbach 2014: 1). Aktive Sterbehilfe und Beihilfe zum Suizid werden gleichgesetzt, obwohl es sich um zwei gänzlich unterschiedliche Sachverhalte handelt. Die restriktive Handhabung vonseiten der Politik und Justiz entspricht nicht der dominierenden gesellschaftlichen Einstellung zum Thema Sterbehilfe. Bei der aktiven Sterbehilfe handelt es sich, wie bei anderen bioethischen Fragestellungen auch, um ein äußerst kontrovers diskutiertes Themenfeld. Insofern werden durch „strafandrohende Gesetze (...) partikulare normative Sichtweisen gegenüber anderen normativen Ansichten rechtlich privilegiert" (Feldmann 2004: 197).

Normalitäten, die für Link „stets dynamische (historisch stark variable und evoluierende) soziale Gegenstände" (Link 2013: 39) sind, scheinen sich neu auszudifferenzieren – und zwar unter stetigem Rückbezug auf die Selbstbestimmung und mit Aussicht auf mehr Sicherheit. Dementsprechend ist das Ende 2015 gesetzlich fixierte Verbot *geschäftsmäßiger* Beihilfe zum Suizid möglicherweise eine normative Reaktion auf diese Normalitäten im Umbruch – ein Versuch, dieser Neuformierung des Normalen Einhalt zu gebieten. Angestoßen durch Gesundheitsminister Hermann Gröhe entbrennt Anfang 2014 eine häufig sehr emotional geführte Debatte über zulässige Formen der Sterbehilfe, parteiübergreifend wird über das Für und Wider diverser Gesetzesvorschläge diskutiert. Der angenommene Gesetzentwurf setzt dann ein deutliches Zeichen gegen Sterbehilfeorganisationen wie *Dignitas* oder *Sterbehilfe Deutschland*. Diese bieten seit Inkrafttreten des Gesetzes keine Freitodbegleitungen beziehungsweise diesbezügliche Vermittlungstätigkeiten in Deutschland mehr an, haben aber Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht eingereicht. Strittig ist der im Gesetz verwendete Begriff *geschäftsmäßig,* da er auch Ärzte potentiell kriminalisiert, die wiederholt Suizidbeihilfe leisten. Befürchtet werden vor allem im palliativmedizinischen Bereich Unsicherheiten darüber, was erlaubt und was verboten ist.

Das *Gesetz zur Suizidbeihilfe* kann als Versuch verstanden werden, bestehende, noch mehrheitlich akzeptierte, grundsätzlich jedoch variable „Normalitätsgrenzen"

2 Siehe dazu Institut für Demoskopie Allensbach 2010, 2014 und Callsen 2014.

(Link 2013: 40) aufrecht zu erhalten. Die Vermutung liegt nahe, dass es auf veränderte Redeweisen, auf sich andeutende beziehungsweise verfestigende diskursive Sagbarkeitsverschiebungen reagiert. Der Tabubruch wird seit Jahren *besprochen*, er ist diskursiv präsent, Gegenstimmen kommen zu Wort. Der Kampf um Deutungsmacht ist längst entbrannt. Auf dem Prüfstand stehen moralisch-ethische Selbstzuschreibungen einer Gesellschaft. Die immer weitreichenderen Freiheiten am Lebensende, die in der gegenwärtigen Angebots- und Optionsvielfalt zur Gestaltung des letzten Lebensabschnitts zum Ausdruck kommen, bestärken das Subjekt in seinem zeitgenössischen Selbstverständnis, wonach es selbst Herr seines Lebens- und Sterbegeschehens ist – wobei sich Freiheit als regulatorische, regulierende, subtil wirksame Technik der Selbstführung erweist.

> „Wahlfreiheit oder Gewissenspflicht steht hier zur Debatte, Freiheit als ‚free choice' oder Freiheit als Selbstverpflichtung auf das eigene Gewissen (…). Im Falle eines Verständnisses der Autonomie als freie Selbstverpflichtung (…) gewinnt der Staat eine Ressource für gemeinsame Werte und für gemeinsame Verpflichtungen auf das überindividuelle Gute und Richtige, also auf das Gemeinwohl" (Mieth 2008: 94f., Herv. i. O.).

Mit den Zugeständnissen an das selbstbestimmte Subjekt können Legalisierungstendenzen im Bereich der Sterbehilfe in Schach gehalten werden – sie haben jedoch auch das Potenzial, zu deren Verfestigung beizutragen. Dabei ist die Selbstbestimmung in der Auseinandersetzung um Möglichkeiten und Unmöglichkeiten am Lebensende treibende Kraft, wirkt sinnkonstituierend und fungiert als diskursiver Wegbereiter. Sie ist Sinnbild konkurrierender diskursiver Entwürfe zukünftiger Normalitäten.

Literatur

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.

Bröckling, Ulrich (2017): Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste. Berlin.

Callsen, Söhnke (2014): Mehrheit der Deutschen befürwortet aktive Sterbehilfe. In: ZEIT online. 21.01.2014. http://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-01/Sterbehilfe-YouGov-Umfrage (01.03.2018).

Dreßke, Stefan (2005): Sterben im Hospiz. Der Alltag in einer alternativen Pflegeeinrichtung. Frankfurt/M.

Feuerstein, Günter (2013): Biopolitische Paradoxien der Patientenautonomie. In: Wiesemann, Claudia; Simon, Alfred (Hrsg.): Patientenautonomie. Theoretische Grundlagen. Praktische Anwendungen. Münster, S. 250–262.

Generali Vitality. Willkommen bei Generali Vitality. https://www.generali-vitalityerleben.de/ (01.03.2018).

Gronemeyer, Reimer, zitiert nach Freie Wohlfahrtspflege NRW (2009): 3. Fachtagung Hospiz in Dortmund. Humanes Sterben mit Gütesiegel. Pressemitteilung vom 23.10.2009, S. 2. https://www.freiewohlfahrtspflege-nrw.de/fileadmin/user_data/97-Pressemitteilungen-Archiv-2009/LAG_PM_FT_Hospiz_Dortmund.pdf (01.03.2018).

Institut für Demoskopie Allensbach (2010): Ärztlich begleiteter Suizid und aktive Sterbehilfe aus Sicht der deutschen Ärzteschaft. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung von Krankenhaus- und niedergelassenen Ärzten.

http://www.bundesaerztekammer.de/fileadmin/user_upload/downloads/Sterbehilfe1.pdf (01.03.2018).

Institut für Demoskopie Allensbach (2014): Allensbacher Kurzbericht. Deutliche Mehrheit der Bevölkerung für aktive Sterbehilfe. https://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsndocs/KB_2014_02.pdf (01.03.2018).

Link, Jürgen (2013): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen.

Mieth, Dietmar (2008): Grenzenlose Selbstbestimmung. Der Wille und die Würde Sterbender. Düsseldorf.

Rüegger, Heinz (2009): Alter(n) als Herausforderung. Gerontologisch-ethische Perspektiven. Zürich.

Schmidt-Semisch, Henning (2000): Selber schuld. Skizzen versicherungsmathematischer Gerechtigkeit. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M., S. 168–193.

Schneider, Werner (2014): Sterbewelten. Ethnographische (und dispositivanalytische) Forschung zum Lebensende. In: Schnell, Martin W./Schneider, Werner/Kolbe, Harald (Hrsg.): Sterbewelten. Eine Ethnographie. Wiesbaden, S. 51–138.

Stadelbacher, Stephanie (2016): Das Lebensende als Randgebiet des Sozialen? Zur Praxis des ‚guten' Sterbens zuhause am Beispiel der ambulanten Hospiz- und Palliativarbeit. In: Jakoby, Nina/Thönnes Michaela (Hrsg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge. Wiesbaden, S. 49–70.

Stadelbacher, Stephanie/Schneider, Werner (2016): Zuhause Sterben in der reflexiven Moderne. Private Sterbewelten als Heterotopien. In: Benkel, Thorsten (Hrsg.): Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes. Bielefeld, S. 61–84.

Streeck, Nina (2017): Sterben, wie man gelebt hat. Die Optimierung des Lebensendes. In: Jakoby, Nina/Thönnes, Michaela (Hrsg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge. Wiesbaden, S. 29–48.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 279–288.

Christine Hämmerling

DialogerInnen als Mittler in Spendenbeziehungen zwischen NGOs und ihren Förderern

In den Fußgängerzonen bundesdeutscher wie schweizerischer und österreichischer Städte gehören sie bereits zum gewohnten Bild: junge Leute, die in der Nähe eines kleinen Standes stehen und Passanten ansprechen – um sie um eine Geldspende zu bitten. Angestellt sind sie bei einer Firma, die sich auf das Fundraising von NGOs spezialisiert hat. Ihre Aufgabe ist es zunächst, Personen aufzuspüren, die sich in ein Gespräch über die gemeinnützige Organisation, die sie vertreten, verwickeln lassen. Unverfängliche Fragen wie „Kennen Sie Amnesty International?" oder „Cooles Katzen-T-Shirt! Magst Du Tiere?" stellen dazu erste Gesprächsaufforderungen dar. Ist der oder die Angesprochene einmal stehen geblieben, wird der Versuch unternommen, die Dringlichkeit der Anliegen der Organisation, für die Geld gesammelt wird, gemeinsam zu thematisieren. Dabei bemühen sich die sogenannten DialogerInnen, eine gemeinsame Basis aufzuzeigen, die dabei helfen soll, Einigkeit über die Notwendigkeit von Spenden herzustellen. Unabdingbar für ein solches Gespräch ist es, Freundlichkeit auszustrahlen, Offenheit gegenüber den Antworten des Gegenübers und Verständnis für dessen Lebenswelt zu signalisieren, dabei aber möglichst rasch zum Kerngeschäft, der Spendeneinwerbung, vorzustoßen. Um ein solches Gespräch erfolgreich, also mit einer Unterschrift der Spendenden, abzuschließen, muss der Dialoger oder die Dialogerin nicht nur gut vermitteln, worum es der NGO geht und warum sie auf die Spende angewiesen ist, sondern auch sympathisch und offensiv auftreten, höfliche Umgangsformen zeigen und zum Ausdruck bringen, dass auch er oder sie mit Herzblut bei der Sache ist.

Mein Beitrag nimmt also Verschränkungen vom ‚Kulturellen' und ‚Ökonomischen' in den Blick: Am Beispiel der Organisation des personenbezogenen Fundraisings von NGOs untersuche ich, wie ökonomische Logiken in ein Feld eingehen, das wesentlich von der Idee des Ehrenamtes geprägt und erklärtermaßen nicht an Profit interessiert ist. Der Fokus meiner Beobachtungen liegt bei den DialogerInnen, die in der Spendeneinwerbung als Mittler auftreten – zwischen der NGO, die sie vertreten, und den potenziellen Förderern, die von ihnen angesprochen werden. Wird deren Praxis als Medialität aufgefasst, verkörpern die Dialoger ein Wissen über die Welt und die NGO,

das sich mit Emotionen, mit Stilen und Milieus verknüpfen muss, um im Gespräch mit Passanten anschlussfähig zu sein. Das Wirtschaftliche muss in der Situation der Spenderwerbung an Wissensmodi geknüpft, an ein Subjekt mit authentischer Ausstrahlung gebunden und in kulturelle Felder übersetzt werden, die die Kommunikation ermöglichen. Mit meinen Ausführungen möchte ich aufzeigen, dass DialogerInnen als Mittler, eingebettet in Situationen, nicht allein Wissen verhandelbar machen, sondern zugleich emotionale Praktiken und weitere Felder tangieren. Dafür argumentiere ich abschließend entlang einer kurzen Reflektion zum Verhältnis von Ökonomie und Kultur.

(K)eine *moral economy*-Forschung

Eine Studie, die sich mit Geldspenden auseinandersetzt, betrachtet zwangsläufig auch einen breiteren Diskurs um Ungleichheit, Verantwortung und Ethik. Das ist ein Gebinde, das in der kulturwissenschaftlichen Forschung derzeit häufig unter dem Stichwort „moral economy" (Thompson 1971; Friberg/Götz 2015; Sayer 2004) verhandelt wird. Der Zeithistoriker Norbert Götz macht sogar explizit, dass sich eine Studie zu Humanitarismus und Zivilgesellschaft zur Weiterführung des Konzeptes der moralischen Ökonomie besonders eigne (Katarina/Götz 2015). Der Begriff *moral economy* wird auf den Historiker Edward P. Thompson (1971) zurückgeführt, der damit *food riots* im England des 18. Jahrhunderts im Kontext der Transformation in eine moderne Marktgesellschaft deutete. Mit dem Begriff der moralischen Ökonomie beschrieb Thompson Aufstände, bei denen sich verschiedene lokale Gruppen zusammentaten und die Brotpreise neu aushandelten. Bemerkenswert war dabei, dass sie dies gegen die damalige staatliche Ordnung taten, von der Obrigkeit aber nicht sogleich daran gehindert wurden. Thompson widersprach der These, dass die Revolte ein blosser Reflex auf ihren Hunger war, der dann zu *riots* geführt habe. Vielmehr hätten die Aufstände auf einem „consistent traditional view of social norms and obligations" basiert, die als „popular consensus" noch bestanden und die „moral economy of the poor" gebildet hätten (Thompson 1971: 79). Die Aufständischen nahmen sich also, was ihnen ihrer Ansicht nach zustand. Und weil auch weitere Teile der Gesellschaft sich noch an dieses alte Recht erinnerten, griffen auch die Eliten nicht sofort ein.

Sich als traditionelle Wertegemeinschaft auf eine im Vergangenen bereits etablierte Logik zu beziehen, um zu legitimieren, sich gegen eine als ungerecht empfundene Regelung aufzulehnen und etwas für sich und seinesgleichen zu erkämpfen, darin bestand die Logik der moralischen Ökonomie bei Thompson. Das gilt ähnlich auch noch für den Anthropologen James C. Scott, der in „the moral economy of the peasant" (1976) eine moralische Ökonomie als Erklärung für „action born of moral outrage" (167) verwandte, um den Kampf lokaler Gruppen in Burma und Vietnam um Subsistenzrechte zu beschreiben.

Doch wo liegen nun Parallelen zum NGO-Fundraising? Solch ein Protest, der einen Konflikt mit den wirtschaftlichen Eliten zeigt und die Legitimität der Wertbemessung des Marksystems auf Basis einer früheren kollektiven Erfahrung in Frage stellt, hat mit dem Fundraising heutiger NGOs wenig zu tun. Wo eine NGO um Geld bittet, soll sie für andere bitten, nicht für sich selbst:

> „Nichtregierungsorganisationen (NGOs) sind formalisierte, auf Dauer angelegte Zusammenschlüsse von Personen, die sich (...) für die Belange von Nichtmitgliedern einsetzen, deren Lebenslage sich strukturell von der Lebenslage der Organisationsmitglieder unterscheidet" (Heins 2002: 46),

definiert beispielsweise der Kulturwissenschaftler Volker Heins. Dennoch wurde die zu NGOs passende Idee der Solidarität in jüngere Forschungen zu moralischen Ökonomien zunehmend eingebunden (Altvater/Sekler 2006), und so wurde der Begriff deutlich ausgedehnt, nämlich auf „economic practices based on moral attitudes" (Sandberg 2015: 178), wie der Ethik-Philosoph Joakim Sandberg es für die Begriffslandschaft zu *moral economy* kürzlich festhielt.

Erfasst werden damit alle möglichen Solidargemeinschaften, denen eine gemeinsame Wertebasis für ihr wirtschaftendes Tun unterstellt wird. So werden auch staatliche Wohlfahrtssysteme als *moral economies* betrachtet (Kohli 1987: 128), weil sie eine Struktur ausgebildet haben, die auf gesellschaftlich geteilten, ethisch begründeten Einstellungen basiert. Der Aspekt des Aufstandes gegen die aktuelle Marktlogik entfällt in dieser Auslegung des Konzeptes. Damit wird es allerdings *so* weit gespannt, dass es alle Strukturen oder Institutionalisierungen beschreibt, die auf von mehreren Akteuren geteilten ethischen Einstellungen gegenüber ökonomischen Akteuren, Praktiken oder Strukturen basieren (Sandberg 2015: 177). Somit müsste jede Marktwirtschaft als moralische Ökonomie gefasst werden. Tatsächlich schrieb William James Booth bereits 1994, dass alle Ökonomie moralische Ökonomie sei. Dabei können auch als ungerecht empfundene und Ausbeutung provozierende Austauschsysteme noch auf irgendeine ethische Grundlage verweisen und sei es nur die Idee, dass der bessere Akteur sich durchsetzen können wird und es somit gerecht zugehe, weil alle den gleichen Marktbedingungen unterliegen. Aufgrund dieser heuristisch gesehen zu breiten Dehnung des Begriffs der moralischen Ökonomien halte ich es nicht für sinnvoll, das Fundraising von NGOs als solche zu erfassen.

Fundraising von NGOs konstruiert zwar den Eindruck von gemeinsam geteilten moralisch gefestigten Grundsätzen von Personengruppen. Auch haben diese Gruppen gemein, dass sie einen Ist-Zustand durch ihre Projektarbeit verändern wollen. Doch das Sprechen über eine moralische Ökonomie verführt dazu, überall Moral zu sehen. Damit wird zugleich der Eindruck stilisiert, es gebe eine konkrete Wertegemeinschaft. Es wird ferner vorschnell eine Kritik am Markt unterstellt. Dabei befinden sich NGOs und ihre UnterstützerInnen keineswegs in einem Aufstand gegen aktuelle Finanzregelungen. UnterstützerInnen von NGOs teilen nicht das Empfinden, sie hätten das Recht, sich etwas zu nehmen, was ihnen laut der aktuellen Gesetz-

gebung nicht zusteht. Sie betonen das Erfordernis zu geben, nicht das, zu nehmen. Spendende finanzieren Projekte. Sie finanzieren Arbeitskraft, Infoflyer, Materialien, Kampagnenarbeit etc.; das heißt, es geht ihnen um das Sponsoring einer Dienstleistung, die gutgeheißen wird.

Um Fördermittel einzuwerben, muss Vertrauen in die Organisation geschaffen werden, weil die Geber mit der Geldspende die Kontrolle darüber abgeben, was mit ihrem Geld passiert. Die NGO muss als „cashworthy" (Zelizer 1994: 157) eingestuft werden, wie die Soziologin und Historikerin Viviana Zelizer das nennt, wenn ein Akteur gemäss der Einschätzung seiner Umwelt mit Geld richtig umzugehen weiss. Und was als richtig eingestuft wird, hängt mit Idealen zusammen.

Mit der Überlegung, welcher NGO ich mein Geld geben möchte, gehen folglich Überlegungen über deren und meine Ideale einher. Aufgrund dieses Blickes auf Ideale ist es gerade im Prozess der Werbung um UnterstützerInnen elementar, dass der Auftritt der NGO den Idealen der potenziellen Förderer nicht widerspricht. Das überträgt sich auf die Anforderungen an DialogerInnen, zumal die jungen Werbenden als Aushängeschilder der Organisation wahrgenommen werden. Wäre die Spende der finanzielle Gegenwert einer Ware eines gewöhnlichen Unternehmens, würde der Modus der Werbung weniger kritisch geprüft. Aber die Geldspende ist kein normaler Kaufakt. Im Prozess der Geldspende muss zumindest die Möglichkeit bestehen bleiben, den Vorgang nicht als gewöhnlichen Kaufakt erscheinen zu lassen. Die Idee des Geschenks und auch die der Gabe müssen erhalten bleiben (Zelizer 1994: 71–118). Und das, obwohl bei der Geldspende das „Preisschild" (Frerichs 1990) nicht entfernt wird (schliesslich muss noch am Info-Stand festgelegt werden, wie viel denn künftig immer gespendet wird). Es muss deutlich werden, dass es sich um eine freie Gabe handelt, die nicht nur mit dem Versprechen der guten Arbeit der NGO, sondern schon im Gespräch mit der Dialogerin mit Dankbarkeit vergolten wird. Die Geldübergabe muss mitfühlend „warm", sie darf nicht berechnend „kalt" erfolgen. Diese Einordnung verläuft analog zu dem, was Pierre Bourdieu mit der „doppelte[n] Wahrheit" (2001: 246–259) der Gabe beschrieben hat. „Die Gabe ist einerseits eine großzügige Geste, die völlig rein von Eigeninteresse und Kalkül ist – andererseits untersteht sie aber ebenso faktisch einer Tauschlogik, die Zwänge und Kosten mit sich bringt" (Celikates 2006: 78), wie der Sozialwissenschaftler Robin Celikates es formuliert. Auf dieses ambivalente Verhältnis komme ich später wieder zurück.

Fundraising als Forschungsfeld

Ich möchte nun ein wenig aus meinem Forschungsfeld berichten. Zunächst zum Fundraising: Das Einwerben von Förderinnen und Förderern, also Privatleuten, die sich zur Geldspende verpflichten, stellt für den Fortbestand gemeinnütziger Organisationen ein wesentliches Standbein dar. NGOs waren immer auf Geldgebende angewiesen. Die letzten 20 Jahre haben den Modus des Geldeinwerbens allerdings variieren und dessen Dringlichkeit zunehmen lassen. Diese Entwicklung hat in vielen

Organisationen zu einer Ausdifferenzierung und Externalisierung des Fundraisings geführt. Es haben sich Unternehmen gebildet, die als langfristige Partner für die NGOs das Fundraising übernehmen. In der Schweiz wird beispielsweise das Fundraising fast aller großen NGOs von der Firma *Corris* besorgt.

Agenturen wie *Corris* werben junge Leute an, die sie zu einem Wochenendlehrgang einladen, der zugleich als Auswahlraster fungiert. Hier werden psychologische Kniffe erlernt und Strategien eingeübt, mit denen Passanten auf der Strasse angehalten, in ein Gespräch involviert und zum Unterschreiben der Fördererklärung eingeladen werden. Die DialogerInnen werden einer NGO zugeteilt, die sie vertreten sollen. Der Kontakt zu der NGO bleibt meist auf einen kurzen Input, das Erlernen eines Gesprächsleitfadens und die Sichtung von Infomaterialien beschränkt. Zeitlich viel bedeutsamer sind Übungen zur spontanen Ansprache fremder Personen, psychologische Modelle und das Einüben von Verkaufsgesprächen. Das Wissen über die NGO paart sich also schon früh mit psychologischen, ökonomischen und weiteren Wissensbeständen, die in Übungen mit Wissen über Gesprächsführung und den richtigen Körpereinsatz verbunden werden. Dieses personenbezogene Marketing mit geschulten DialogerInnen rechnet sich. Face-to-Face-Fundraising ist wirtschaftlich mit Abstand die erfolgreichste Fundraising-Maßnahme in der Neuförderer-Gewinnung (Röhr 2016: 1–18). *Amnesty International Deutschland* hat beispielsweise in den letzten 15 Jahren in Zusammenarbeit mit einer externen Agentur rund 10 Millionen an die Agentur bezahlt, aber auch rund 30 Millionen eingenommen, erklärte der Finanzvorstand Jochen Vogel im Interview (Interview Finanzvorstand *Amnesty International Deutschland*, 19.11.2016).

Die Vorgehensweise der Agentur passe aber nicht immer mit dem Image der NGO zusammen, höre ich in Gesprächen mit *Amnesty*-Mitgliedern (Interview Bezirksgruppensprecher, 20.10.2016; Focus Group Amnesty-Bezirksversammlung, 10.8.2016). Das Auftreten der externen DialogerInnen sei bisweilen nicht „NGO-kompatibel", so der Finanzvorstand von *Amnesty International Deutschland* (Interview am 19.11.2016). Dass überhaupt DialogerInnen im *Amnesty*-T-Shirt auf der Strasse stehen, ohne Mitglieder zu sein, wird seitens einer medialen Öffentlichkeit als Etikettenschummel gedeutet (Schärer 2011). Gelegentlich wurden DialogerInnen als Drückerkolonne wahrgenommen, die schlecht über die Aktivitäten der NGO informiert sei, die handgreiflich werde oder genervt reagiere, wenn nicht gespendet wird. So die Kritik, auf die man nun versucht, durch den Aufbau einer *Amnesty*-eigenen gGmbH zu reagieren, die unter anderem Korrekturen am Modus des Face-to-Face-Kontakts vornimmt (Interview mit zwei Mitarbeitenden der gGmbH und eines Mitglieds der *ai*-Begleitkommission, 17.11.2016). Und auch die externen Agenturen, mit denen Verträge bestehen, verdeutlichen seither vermehrt das intrinsische Engagement der DialogerInnen. Daher wirbt auch die Agentur *Corris* in der Schweiz online mit dem Slogan „Wir machen unsere Arbeit mit Herzblut" (Corris).

DialogerInnen als Mittler

DialogerInnen treten in der Spendeneinwerbung als Mittler auf. Damit meine ich nicht nur, dass sie Öffentlichkeitsarbeit machen und Inhalte der NGO vermitteln. Sondern sie nehmen zugleich Einfluss darauf, was die NGO und was die Spende an die NGO bedeutet. Sie modifizieren das, was sie vermitteln. Bruno Latour unterscheidet Mittler und Zwischenglieder: Ein „Zwischenglied ist (…) etwas, das Bedeutung oder Kraft ohne Transformation transportiert: Mit seinem Input ist auch sein Output definiert. (…) Mittler andererseits (…) übersetzen, entstellen, modifizieren und transformieren die Bedeutung oder die Elemente, die sie transportieren sollen." (Latour 2007: 70) Wird die Praxis des Dialogens als Medialität aufgefasst, verkörpern die Subjekte des Dialogs situativ ein vorsortiertes Wissen über Psychologie, die Welt und die NGO, das sich mit Emotionen, mit Stilen und Milieus verknüpfen muss, um im Gespräch Anschlussfähigkeit zu erreichen. DialogerInnen müssen so gesehen Mittler sein, also das, was sie transportieren modifizieren, um Wirksamkeit zu schaffen und die NGO als legitimen Akteur auf dem Spendenmarkt zu produzieren. Das Wirtschaftliche muss in diesem Vorgang an verschiedene Wissensmodi geknüpft, an die eigene Biografie gebunden und in kulturelle Felder übersetzt werden, um die Kommunikation zu ermöglichen.

Sowohl die Organisation des Trainings, das die DialogerInnen vorab durchlaufen, als auch ihre Erzählungen in Interviews mit mir zeigen, dass – anders als von *Amnesty*-Mitgliedern gedacht – nicht die Inhalte der NGO im Vordergrund stehen (Skype-Interview ehemalige extern angestellte *Amnesty*-Dialogerin, 3.9.2016; Interview zwei aktive Dialoger der *ai*-gGmbH, 10.10.2016). Die Inhalte unterstützen zwar die Argumentation, wirken aber vor allem erinnernd. Wichtiger sind andere Faktoren:

Das richtige Lächeln, die richtige Erstansprache, das richtige Timing, mit dem die Passantin zum Stand geholt wird, eine ergreifende Story, das Ausstellen des eigenen Engagements und die spontan wirkende Sympathie für das Gegenüber stellen elementare Grössen dar. Höfliche Umgangsformen und eine professionalisierte Freundlichkeit und Zugänglichkeit spielen hier eine zentrale Rolle. Das Zeigen von Offenheit, Jugend und Engagement verlangt den DialogerInnen die Anwendung von sogenannten „feeling rules" (Hochschild 2012) ab. Auch wenn das Einwerben von Spendenden einmal nicht gut lief, Passanten unfreundlich waren oder trotz langer Bemühungen doch niemand eine Fördererklärung unterzeichnet hat, muss die Dialogerin beim nächsten Kontakt wieder Fröhlichkeit ausstrahlen, da das Ausstellen schlechter Laune oder mangelnder Motivation den Geschäftsabschluss behindern würde. Die Dialogerin weiss, wie sie sich fühlen sollte und dass sie bessere Abschlüsse vorweisen kann, wenn sie sich zu diesem Fühlen überwindet.

Manchen DialogerInnen ist dieses emotionale Selbstmanagement unangenehm. Andere, die den Job länger ausführen, finden aber Zugänge zu der Job-bedingten Emotionssteuerung. Sie sind *so* gut und haben sich so sehr daran gewöhnt, dass sie ihre eigene Inszenierung als authentisch empfinden. Ganz im Sinne des Rollenspiels,

wie es vom Soziologen Erving Goffman beschrieben wird, gelingt ihnen das Spielen einer Rolle in einer Weise, dass sie selbst daran glauben können (Goffman 2003: 19).

Das ist nur gut, denn ein solches emotionales Management wird Werbenden abverlangt: DialogerInnen müssen als authentische Repräsentanten der Institution auftreten, die sie verkörpern. Dem entsprechend ist es nicht verwunderlich, dass die DialogerInnen, die ich auf der Strasse interviewte, sehr häufig davon sprachen, dass sie ihre Arbeit „authentisch" ausführen würden (Interview mit zwei aktiven Dialogern der *ai*-gGmbH, 10.10.2016). Damit wird die Loyalität mit der NGO zum Ausdruck gebracht, wie es im Kapitel „Selbstkompetenz" in der Fundraiser-Fachliteratur heißt (Ehlers 2016, 861).

Mit dieser Loyalität bringen die bezahlten Spendensammelnden zum Ausdruck, dass sie nicht nur Geld machen wollen und sich auch privat für die Anliegen der Organisation interessieren. Analog zu Goffmans Darstellern, die den Eindruck erwecken wollen, als hätten sie ideelle Motive dafür, ihre Rolle zu übernehmen, müssen auch Personen, die als DialogerInnen tätig werden, zu einer Übereinstimmung von Person und Aufgabe kommen (Goffman 2003: 44). Sie dürfen nicht wie eigennützige StrategerInnen und auch nicht zu professionell wirken. Sie müssen vielmehr als bezahlte TrägerInnen von Idealen gesehen werden, die die NGO verkörpern und sich auf eine zwischenmenschliche Ebene einlassen. Dieser Zwischenposition angepasst, erzählten mir die Dialoger im Interview (zwei aktive Dialoger der *ai*-gGmbH, 10.10.2016) auch von der Bedeutung des Dankens. Sie berichteten zunächst, dass sie persönliche Sympathien einsetzten, um Fremde auf der Straße anzusprechen. Dazu gehöre der ehrliche Dank an die Spendenden. „[D]ie Fundraising betreibende Organisation vermittelt die Gabe zwischen Gebendem und Empfänger", wie es im Handbuch der *Fundraising Akademie* heißt (Dalby 2016: 828). „Der Dank spiegelt das vom Geber vorab gewährte Vertrauen in die Güte der Organisation und erzeugt das gute Gefühl, das Richtige getan zu haben. Er stabilisiert das Selbstbild des Gebers und erkennt dessen Tun an." (Dalby 2016: 828) Alle DialogerInnen, mit denen ich sprach, argumentierten, sie hätten ein besseres Gefühl bei der Arbeit, wenn sie den Gebenden etwas zurückgeben konnten, sie mit einem guten Gefühl aus der Situation entlassen konnten; teils unabhängig davon, ob sie nun gespendet haben oder nicht (besonders eindrücklich im Skype-Interview, 3.9.2016). Damit übernehmen die DialogerInnen einerseits die Mittlerfunktion gegenüber der Organisation, andererseits wird das Zurückgebenwollen als persönlich befriedigend beschrieben – oder gar als „Lebensmotto" (Interview mit zwei Dialogern der *ai*-gGmbH, 10.10.2016). Im Spendengespräch auf der Straße gehen mit der Mittler-Position der Fundraiser Akteurskategorien zwischen Individuum und Organisation ineinander über. Das Handeln ist sowohl ein professionelles als auch ein privates.

Zum Verhältnis vom Ökonomischen und Kulturell-Situativen

Es zeigt sich in meinen Interviews und Beobachtungen, wie ein sehr spezifisches Bild vom *homo oeconomicus*, dem Eigennutzen maximierenden, durchrationalisierten Wesen, sich rehabilitiert und sich somit zugleich ein Gegenüber schafft, ein nicht-berechnendes, von daher potenziell altruistisches, naives, authentisches, erlebendes, nicht planendes Wesen. Der Nutzenmaximierer (hier sehen Kritiker die DialogerInnen) setzt kalkulierend auf Emotionen, beziffert die Wirksamkeit von persönlichen Beziehungen, reflektiert Modi des Gabentauschs und agiert somit taktisch und eigennützig. Sein Gegenüber hingegen gibt, und zwar ohne eine Gegengabe zu erwarten. Das Gegenüber des Nutzenmaximierers verhält sich solidarisch und spontan, es begründet Entscheidungen aufgrund emotionaler Reize situativ und affektiv. Hier steht der einzelne authentische Mensch. Und als eine solche Figur stilisieren sich auch die geschulten DialogerInnen.

Die plakative Trennung dieser zwei Figuren ist es, die im Prozess der Spendenwerbung mal hervorgehoben, mal aber auch aufgelöst wird. Und häufig wird sie verbunden mit einer Gegenüberstellung von ökonomischem Denken und sozialem, solidarischem sowie kulturell begründetem Denken, kurz und verkürzt: von Ökonomie und Kultur. Stefan Scholl hat das Verhältnis von Wirtschaft und Politik in den Blick genommen und dabei etwas Ähnliches beobachtet: Wirtschaft und Politik – ähnlich wie Wirtschaft und Kultur – sind keine differenten Gesellschaftsbereiche, deren Schnittstellen und Effekte aufeinander es zu untersuchen gelte, sondern die Trennung selbst muss als immer wieder neu zu verfestigendes, dabei aber wirkmächtiges Ergebnis diskursiver Anstrengungen in den Blick genommen werden (Scholl 2014). Die Kulturwissenschaftlerinnen Sonja Windmüller und Inga Klein machen in der Einleitung zu ihrem Sammelband „Kultur der Ökonomie" (2014) darauf aufmerksam, dass es das Ökonomische im Singular aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive heraus nicht gibt. Sie plädieren dafür, Wirtschaft jeweils als Diskurs- und Praxisform zu denken und die Pluralität der Ausdrucksformen des Ökonomischen im Blick zu behalten (Klein/Windmüller 2014: 8). Dieser Herangehensweise will ich mich mit meiner Untersuchung anschliessen. Mit Helmuth Berking denke ich, dass Geldspenden im Sinne von Gaben nicht als solche einordbar sind, sondern dass sie „ihren normativen Bedeutungsgehalt erst aus der Situation, die definiert, wer oder was der andere ist" (1996: 74) heraus gewinnen. Die Trennlinie, die zwischen den zuvor genannten Figuren – also dem Nutzenmaximierer und dem solidarisch-Engagierten mit Herz – aufgemacht wird, hat in anderen Situation keinen Bestand. Wie die Trennlinie sich verschiebt, lässt aber Rückschlüsse auf die diskursive Verhandlung über ökonomisches Effizienzdenken im Alltag zu.

Literatur und Quellen

Altvater, Elmar/Sekler, Nicola (Hrsg.) (2006): Solidarische Ökonomie. Reader des wissenschaftlichen Beirats von Attac. Hamburg.

Berking, Helmuth (1996): Schenken. Zur Anthropologie des Gebens. Frankfurt/M., S. 61–91.

Booth, William James (1994): On the Idea of the moral economy. In: American Political Science Review 88, S. 653–667.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/M., S. 246–259.

Celikates, Robin (2006): Zwischen Habitus und Reflexion: Zu einigen methodologischen Problemen in Bourdieus Sozialtheorie. In: Hillebrand, Mark u. a. (Hrsg.): Willkürliche Grenzen: Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung. Bielefeld, S. 73–90.

Corris: „Wir machen unsere Arbeit mit Herzblut." Corris online. www.corris.ch/ueber-corris/ (31.03. 2018).

Dalby, Paul (2016): Kommunikationswege des Fundraisings. Dank (6.13). In: Fundraising Akademie (Hrsg.): Fundraising. Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden. Wiesbaden, S. 826–832.

Ehlers, Irmgard (2016): Soft Skills (8.2.1. Selbstkompetenz). In: Fundraising Akademie (Hrsg.): Fundraising. Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden. Wiesbaden, S. 859–870.

Frerichs, Klaus (1990): Das entfernte Preisschild. Von der Ware zum Geschenk. In: Brandmeyer, Klaus/Deichsel, Alexander (Hrsg.): Der situative Mensch. Der Mensch und seine Dinge in der Massengesellschaft. Hamburg, S. 115–130.

Friberg, Katarina/Götz, Norbert (2015): Introduction to the thematic issue "Moral Economy: New Perspectives". In: Journal of Global Ethics, 11/2, S. 143–146.

Goffman, Erving (2003): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München, S. 19–71.

Heins, Volker (2002): Weltbürger und Lokalpatrioten. Eine Einführung in das Thema Nichtregierungsorganisationen. Opladen.

Hochschild, Arlie Russell (2012): The managed heart. Commercialization of human feeling. Berkeley, Calif.

Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.) (2014): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld.

Kohli, Martin (1987): Retirement and the Moral Economy. An Historical Interpretation of the German Case. In: Journal of Aging Studies 1/2, S. 125–144.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt/M.

Röhr, Thomas (2016): Face-to-face-Fundraising: Zwischen wirtschaftlichem Erfolg und Ethik. In: Fundraising Akademie (Hrsg.): Fundraising. Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden. Wiesbaden, S. 1–18.

Sandberg, Joakim (2015): Moral Economy and Normative Ethics. In: Journal of global ethics 11/2, S. 176–187.

Sayer, Andrew (2000): Moral economy and political economy. In: Studies in Political Economy, Spring, S. 79–103.

Schärer, Karin: Wo Amnesty drauf steht, ist Corris drin. In: Aargauer Zeitung, 3.10.2011 um 06:14 Uhr. www.aargauerzeitung.ch/schweiz/spenden-wo-amnesty-draufsteht-ist-corris-drin–113924387 (11.5.2017).

Scholl, Stefan (2014): Das Politische als ‚konstitutives Außen' des Ökonomischen. Grenzziehungen zwischen ‚Wirtschaft' und ‚Politik' in historischer Perspektive. In: Klein, Inga/Windmüller, Sonja

(Hrsg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld, S. 235–258.
Scott, James C. (1977): The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistence in South East Asia. New Haven, Conn.
Thompson, Edward P. (1971): The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century. In: Past & Present 50, S. 76–136.
Zelizer, Viviana A. (1994): The social meaning of money. New York, NY.

Feldforschung

Interview: Finanzvorstand von *Amnesty International Deutschland*, 19.11.2016.
Interview mit einem Bezirksgruppensprecher von *Amnesty International Deutschland*, 20.10.2016.
Focus Group: eine *Amnesty International Deutschland*-Bezirksversammlung, 10.8.2016.
Interview: zwei Mitarbeitende einer nun von *Amnesty International Deutschland* selbst ins Leben gerufenen gGmbH, die das Fundraising sukzessive von den externen Unternehmen übernimmt, zusammen mit einem (*Amnesty*-)Mitglied der dazu eingerichteten Begleitkommission, 17.11. 2016.
Skype-Interview: ehemalige *Amnesty International Deutschland*-Dialogerin, angestellt bei einer externen Agentur, 3.9.2016.
Interview: zwei derzeit aktive *ai*-gGmbH-Dialoger, 10.10.2016.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 289–296.*

Ruth Baumgarten

Handlungsspielräume von Frauen in der Frühen Neuzeit

Am Beispiel von Göttinger Eheberedungen des 16. und 17. Jahrhunderts

Dieser Beitrag verbindet das Feld der Ökonomie mit der Frage nach der Bedeutung von Geschlecht und untersucht das Ausmaß, in welchem Frauen der Frühen Neuzeit über ihr Vermögen und ihren Besitz bestimmen beziehungsweise mitbestimmen konnten und welche Handlungsoptionen sie im Rahmen der damaligen, nicht immer konsistenten Rechtssetzungen besaßen. Im Mittelpunkt des hier vorgestellten Projekts[1] stehen die sozioökonomischen Partizipationschancen und Kompetenzen von Frauen sowie ihre praktischen Handlungsspielräume im Vertragswesen der Stadt Göttingen im 16. und 17. Jahrhundert. Anhand einiger Beispiele aus den überlieferten Eheberedungen soll aufzeigt werden, wie variantenreich und flexibel die historischen Akteurinnen agierten, in welchem Umfang sie in den Vereinbarungen ihre Möglichkeiten ausloteten und ausschöpften und inwieweit sie unter den damaligen rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen die für sie erreichbaren Handlungsspielräume nutzten (Hausen 2012: 12).

Bis in die 1980er Jahre gab es in den historisch arbeitenden Wissenschaften nur wenig Raum für die Betrachtung der sozialen Ungleichheit von Frauen und Männern. Erst die richtungsweisenden Schriften von Scott (1986) und Pateman (1988) trugen entscheidend dazu bei, dass sich ‚Geschlecht' zu einer gleichberechtigten sozialen und kulturellen Forschungskategorie entwickeln konnte. Daraufhin erfolgte eine Neubewertung ‚männlicher' Lebensbereiche, Normen und Werte und eine detaillierte Erforschung der Rechtssituation, der Rechtspraxis und der Positionen von

1 Die folgende Darstellung basiert auf ersten Ergebnissen des vom Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur geförderten Promotionsprojekts „Eheberedungen, Testamente und Kaufverträge: Sozioökonomische und soziokulturelle Handlungsspielräume von Frauen im frühneuzeitlichen Göttingen (1530–1696)" am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen unter Leitung von Prof. Dr. Carola Lipp, der ich an dieser Stelle für die anregenden Diskussionen und hilfreichen Anmerkungen danken möchte.

Frauen (Gerhard 1997). Zahlreiche Studien[2] haben inzwischen herausgearbeitet, dass die Lebenswelten von Frauen, anders als die Analyse normativer Texte dies zunächst vermuten ließ, sehr viel weniger statisch und eingeschränkt waren, sondern dass Normen flexibel ausgelegt und gedeutet wurden, insbesondere da der in der Frühen Neuzeit herrschende Rechtspluralismus viele Freiräume bot und in sich (aus heutiger Sicht schwer vorstellbare) Inkonsistenzen und konkurrierende Rechtsvorstellungen erzeugte. Neben den in der Aufklärung rezipierten Normen des römischen Privatrechts galten weiterhin traditionale deutsche Regionalrechte, städtisches Statuarrecht und kirchliche Vorgaben, die wiederum im Alltag auf ständisch-genossenschaftliche Traditionen, sittliche Normen der Lebenswelt und familiäre Rechtsgewohnheiten und Praxen trafen (Brakensiek 2006: 11ff.). Die konkrete Erforschung der alltäglichen Norm-Praxis-Zusammenhänge bieten deshalb sehr viel genauere und zum Teil überraschende Einblicke in das Rechtshandeln der Frühen Neuzeit und die Stellung der Frau im Rechtswesen.

Forschungen, die kulturgeschichtliche und ökonomische Fragestellungen verbinden, stellten jedoch lange Zeit ein wenig bearbeitetes Feld dar. Die Untersuchungen beschränkten sich häufig auf die Betrachtung einzelner Aspekte, die dann auf der Grundlage normativer Quellen und zeitgenössischer Diskurse behandelt wurden. Auch wenn die damaligen obrigkeitlichen Regelungen bekannt waren, blieben bisher Fragen hinsichtlich gelebter Handlungspraxis vielfach noch unbeantwortet. Zwar legen die empirischen Befunde und praxeologischen Überlegungen der in den letzten dreißig Jahren entstandenen Mikrostudien aus dem Umfeld der Volkskunde, der Geschichts- und Sozialwissenschaften sowie der Rechtswissenschaften nahe, dass Geschlecht für die Handlungsspielräume von frühneuzeitlichen Frauen und Männern eine wichtige Allokationsfunktion innehatte, allerdings unterscheiden sich die in den Archivalien dokumentierten konkreten Verhaltensmuster regional stark voneinander. Eine auf soziale Einbettungstiefe ausgerichtete Untersuchung, die sich auf ein lokal begrenztes Gebiet konzentriert, ist deshalb besonders lohnend und ertragreich.

Im Folgenden sollen anhand der sogenannten Eheberedungen in den Wilkorebüchern[3] der Stadt Göttingen[4] frühneuzeitliche Vertragsdokumente und rechtliche

2 Vgl. (um nur eine kleine Auswahl zu nennen): Gottschalk 2003, Ingendahl 2006, Lanzinger 2003, Schmölz-Häberlein 2012, Werkstetter 2001 sowie Wunder 1992.

3 Bei den Wilkorebüchern handelt es sich um handschriftliche Kurzprotokolle der vor den Göttinger Ratsherrn vorgenommenen Rechtsakte der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Im Verwaltungsverfahren bildeten die im Wilkorebuch festgehaltenen Sachverhalte und Personen, die Grundlage für die spätere Ausfertigung der Vertragsurkunden, die größtenteils nicht erhalten sind. Die Überlieferung der Wilkorebücher beginnt mit der Einsetzung des lutherischen Rates 1530/31 und liegt bis in das Jahr 1696 vor. Insgesamt umfasst der Bestand 37 Bände mit zusammen etwa 3500 Blättern. Sie sind auf Niederdeutsch und Latein mit lateinischen Kürzungen verfasst.

4 Göttingen war bis zur Universitätsgründung 1737 eine typische mittelgroße Territorialstadt und gekennzeichnet von einer handwerklich-gewerblichen Mischökonomie. Die Einwohnerzahl um-

Absprachen betrachtet werden, wobei das Augenmerk sich insbesondere auf das Ineinandergreifen von Norm und Praxis richtet.[5] Der lange Untersuchungszeitraum von 1530 bis 1696 ermöglicht es, Wandlungsprozesse und Veränderungen im Rechtswesen und im Handeln der Frauen zu analysieren. Allerdings übersteigen solche qualitativen wie quantitativen Längsschnittanalysen, die beispielsweise näher auf die Folgen des Dreißigjährigen Krieges eingehen oder sich mit den Krisen des 17. Jahrhunderts befassen, den in diesem Beitrag zur Verfügung stehenden Rahmen. Aus diesem Grund werden hier einige wenige exemplarische Vertragsfälle vorgestellt und ein Versuch der Kontextualisierung unternommen.

Insgesamt wurden für dieses Projekt über 15.000 einzelne Vertragsdokumente[6] transkribiert und analysiert, von denen deutlich mehr als Dreiviertel mit weiblicher Beteiligung geschlossen wurden. Die enorme Bedeutung der Beweglichkeit von Kapital und Grundbesitz für die Wirtschaft der Frühen Neuzeit spiegelt sich schon in der Vielzahl von Gebäude- und Grundstücksverkäufen, Hypotheken und Verpfändungen, welche einen Großteil des Gesamtkorpus der Wilkorebücher bilden. An über 90% der überlieferten Verträge aus diesen Kategorien waren Ehefrauen beteiligt. Dies erklärt sich aus der Tatsache, dass die meisten Ehepartner in Göttingen in Gütergemeinschaft lebten. Generell wurde diese Gütergemeinschaft nach Außen hin zwar durch den Ehemann vertreten, sie berechtigte ihn aber keineswegs zu eigenmächtigen Verfügungen über das gemeinsame Gut oder über das Heiratsgut der Ehefrau. Um Verträ-

fasste im 16. und 17. Jahrhundert um die 3000 Personen, also etwa 1000 Haushalte, wovon – wie Kopfsteuerbeschreibungen, Schatz- und Schoßregister zeigen – rund 20% Frauen als Haushaltsvorstände aufwiesen (je nach Zeitpunkt abweichend). Quellenkritisch ist anzumerken, dass das 16. und 17. Jahrhundert zur vorstatistischen Zeit gehören und deshalb wenig Aussicht besteht, ein vollständiges Bild vom weiblichen Teil der Bevölkerung zu bekommen, dennoch geben die Zahlen aus den Registern einen guten Eindruck über die Zusammensetzung der Bevölkerung; vgl. Kronshage 1960.

5 Ohne hier näher auf die methodischen Details einzugehen, sei kurz darauf hingewiesen, dass in diesem Forschungsprojekt Vertragsdokumente von Frauen im Fokus stehen, deren Leben nur durch serielle Quellen, wie Eheberedungen, Testamente, Kauf- und Pfandverträge von Häusern, Höfen und Ländereien sowie Inventare und Rentenkäufe belegt ist. Es fehlen eigentliche Ego-Quellen. Durch die Verknüpfung von Informationen bieten aber auch serielle Daten aufschlussreiche Einblicke, indem sie soziale Kontexte erschließen. Für die Auswertung dieser umfangreichen Quelle wurde eine teilstrukturierte und textbasierte Datenbank aufgebaut. In diese wurden die vorhandenen Angaben zu Namen, Geschlecht, die erwähnte Beziehung der Akteure zueinander sowie Details des Vertrags aufgenommen. Durch eine Verknüpfung von Personeninformationen (familiäres, gesellschaftliches und ökonomisches Umfeld, Besitzverhältnisse), von Beziehungen zwischen Personen (Verwandtschaft, Patenschaft, Vormundschaft, Kreditbeziehungen) und von Informationen zu den Vertragsinhalten (Vermögen, Güter, Gegenstände) ist es möglich, die Quelle sowohl qualitativ hermeneutisch als auch quantitativ auszuwerten.

6 Dieser Beitrag bezieht sich auf den Stand des Projekts aus dem September 2017. Endgültige Zahlen und der größere Zusammenhang der vorliegenden Ergebnisse werden in einer in Arbeit stehenden Dissertation der Autorin im Jahr 2019/20 publiziert.

gen Rechtsgültigkeit zu verleihen, bedurfte es in der Gütergemeinschaft in der Regel der Zustimmung beider Ehepartner.[7]

Die Göttinger Eheberedungen, die in den meisten Fällen nur geschlossen wurden, wenn einer der beiden Partner bereits (mindestens) einmal verwitwet war, dienten vorwiegend der „Abredung" und Vereinbarung von Ansprüchen, Rechten und Pflichten zwischen Braut und Bräutigam, Eltern, Elternteilen und ihren Kindern sowie unter den Geschwistern. Dabei stand der Transfer von liegendem Besitz und mobilem Vermögen im Zentrum der Aushandlungsprozesse zwischen den Generationen. Die genauere Betrachtung der überlieferten Dokumente zeigt, dass es sich in mehr als Dreiviertel der Fälle um Wiederverheiratungen von Frauen handelte, die für sich und ihre Nachkommen aus vorangegangenen Ehen eine bestimmte Rechtsposition und das Erbe vertraglich abzusichern versuchten. Die Wiederverheiratungsquoten waren in der Frühen Neuzeit sehr hoch, da vor allem in bestimmten Berufen, die den Typus der Produktionsfamilie erforderten, ein gewisser Wiederverheiratungszwang bestand, wenn beispielsweise die Ehefrau im Kindbett oder der Ehemann an einer Krankheit oder im Krieg verstarb, und Kinder und Betrieb in Folge dessen verwaisten. Dass das Wirtschaften eindeutig auf das Paar ausgerichtet war, wird auch in den Eheberedungen sichtbar; so bildete ein Handwerkermeister ohne Ehefrau eine ähnliche Ausnahme wie eine Meisterwitwe, die nicht wieder heiratete. Die Witwenschaft beziehungsweise Trauerzeit lag, folgt man kirchlichen Bestimmungen, damals bei mindestens sechs Monaten. Jedoch zeigen sich deutliche Diskrepanzen zwischen den Geschlechtern. Die Einhaltung der Halbjahresfrist war wohl eher eine Regel, die für Frauen galt, während Männer oftmals bereits kurz nach dem Tod der Ehefrau erneut heirateten, um Haushalt und eventuell hinterlassene Kinder zu versorgen. Bei Witwen hingegen beeinflussten die jeweiligen sozialen und ökonomischen Umstände sowie die daraus resultierenden Abwägungen, ob und wie schnell sie sich erneut in eine Ehe begaben. Bedingt durch den herrschenden Frauenüberschuss im 17. Jahrhundert lassen sich durchaus längere Phasen der Witwenschaft von Frauen beobachten (Wunder 1992: 180ff.).

Entscheidend ist hier auch der Hinweis, dass Frauen in Göttingen die Gildezugehörigkeit erbten und diese ererbten Gilden auch gebrauchen konnten. Das galt nicht nur für die Witwen, sondern auch für die Töchter verstorbener Gildebrüder, wobei mit dem Gildestatus bestimmte – für die Frauen nicht unattraktive – erweiterte Rechtsbedingungen verbunden waren. Deutlich wird dies beispielsweise in der Eheberedung zwischen Anna, Witwe des Jobst Schwert, und Hans Owen vom 13. Februar 1596, in der neben den Einzelheiten über die Mitgift der beiden Brautleute auch festgelegt wurde, dass Annas Tochter aus erster Ehe das Recht an der Kaufgilde erhalten sollte. In dieser Eheberedung wird die Flexibilität der Geschlechterrollen auch noch an einem anderen Punkt erkennbar; so brachte der Bräutigam Hans Owen 50 Taler an Bier,

7 Zu den Unterschieden in den verschiedenen Rechtsräumen vgl. Lanzinger/Barth-Scalmani/Forster/Langer-Ostrawsky 2010 sowie Gerhard 1997.

das er liegen hatte, in die Ehe ein und zusätzlich gab ihm sein Vater noch 40 Mark und „notdürftige Kleider seinem Stande gemeß". Seine Braut hingegen brachte in diesem Fall das von den Eheleuten zu bewohnende Haus in die Ehe.[8] Die Rollen drehten sich in diesen Konstellationen häufig um, denn in der Regel gehörten Immobilien eher zu dem Heiratsgut der Männer und die Mobilien zu dem der Frauen.

Seit der Frühen Neuzeit kam der Ehe eine wichtige gesellschaftliche Ordnungsfunktion zu. Ihre Begründung kann als Eigentumstransfer, als rituelle Artikulation sozialer Unterschiede und als die Verbindung zweier Familien betrachtet werden (Roper 1985: 71f.; 81–93). Um eine Ehe einzugehen, bedurfte es in der Frühen Neuzeit einer obrigkeitlichen Genehmigung sowie des Nachweises von Vermögen, ökonomischer Selbständigkeit und Niederlassung. Im Zuge dessen spielte vor allem der Vermögenstransfer von der Eltern- zur Kindergeneration eine besonders wichtige Rolle. Auch hierzu lassen sich den Eheberedungen Regelungen entnehmen. Inwieweit eine Eheschließung nicht nur das Brautpaar, sondern auch deren Familien betraf, zeigt sich auch am Beispiel der Eheberedung von Catharina Schmiedt, Witwe des Erich Kogel, und Thomas Kerll vom 17. September 1636: Hier erhielt der Bräutigam alle „Güter bewegl. und ohnbeweglich an Hauß, Hoff und andere" der noch lebenden Mutter seiner Braut zu „usu fructuarii" (Nießbrauch), im Gegenzug erhielt diese „Zeit ihres Lebens nottürftig alimente" – auch wenn ihre Tochter vor ihr versterben sollte.[9]

In den Eheberedungen konnte ferner festgelegt werden, wie die Ressourcen zukünftig – auch in Hinblick des Todes einer der Parteien – zu nutzen seien. Es ging folglich auch um künftige Familienkonstellationen, um Eigentumstransfer und mitunter um die Regelung zur Vormundschaft für hinterlassene Kinder. Deutlich wird dies am folgenden Beispiel: Margareta Glacks wurde 1626, als ihr Mann, der Schmied Hans Kersten starb, erstmalig Witwe. Er hinterließ ihr einen Sohn und eine Tochter. Fast drei Jahre führte Margareta Glacks die Werkstatt ihres Mannes fort. Als sie sich am 19. Februar 1629 mit dem Schmied Henning Westphalen wiederverheiratete, setzte sie sich mit ihren Kindern der vorangegangenen Ehe auseinander. Als Vormünder bestellte sie Claus Eberwein und Bartoldt Müller. Jedem Kind gab sie 120 Mark als Hypothek auf das Haus und teilte mit ihnen die Mobilien, worüber ein Inventar aufgestellt wurde. Der Bräutigam übernahm es, die Kinder 12 Jahre lang zu „erhalten und erziehen." Er versprach, den Stiefsohn das Schmiedehandwerk erlernen zu lassen, falls dieser „Beliebung" dazu haben sollte, anderenfalls würde er ihm nach vorzunehmender Schätzung das Schmiedewerkzeug abkaufen. Ein Kind beerbte das andere, und die Eheleute beerbten sich gegenseitig.[10]

Aber auch das ‚Liniendenken', also eine Besitzwahrung der Herkunftsfamilie gegenüber der Ehe, spielte in den Vereinbarungen der Eheberedungen eine maßgebliche Rolle. Indem beispielsweise festgelegt wurde, dass ein Kind trotz Wiederverhei-

8 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 34, Jahrgang 1596, Nr. 38.
9 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 37, Jahrgang 1636, Nr. 31.
10 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 36, Jahrgang 1629, Nr. 1412.

ratung der Mutter und erblicher Gleichstellung mit Geschwistern aus dieser neuen Ehe der alleinige Erbe der großelterlichen Güter des verstorbenen Vaters sei. Ein typisches Beispiel findet sich in der Eheberedung von Maria, Witwe des Heinrich Alborn, und Christof Sternberg vom 10. Oktober 1628. Hier gab der Stiefvater an, dass er die Tochter seiner verwitweten Braut wie ein eigenes Kind halten und erziehen wolle, er versprach darüber hinaus, es auszusteuern und mit möglichen kommenden Kindern aus dieser neuen Ehe erblich völlig gleichzustellen. Die großväterlichen Güter aus der ersten Ehe der Mutter sollten jedoch der Tochter allein vorbehalten bleiben.[11] Hier ist ein Hinweis auf das Göttinger Ehegüterrecht notwendig. Demnach konnte der hinterbliebene Ehepartner wählen, ob er eine güterrechtliche oder eine erbrechtliche Lösung vorzog. Wählte er die güterrechtliche, dann durfte er mit seinen Kindern auf dem ungeteilten Nachlass bleiben, bis die Grundlage dieser Gemeinschaft durch eine neue Ehe entfiel. Erst dann trat von Rechts wegen die erbrechtliche Lösung ein: Der hinterbliebene Elternteil trennte sich von den Kindern und nahm selbst Kindesteil. Bei kinderlosen Ehen galt der hinterbliebene Ehepartner als Alleinerbe. Frauen und Männer brachten gleichermaßen Vermögen in die Ehe ein und trugen beide durch ihre Arbeitsleistung zur ökonomischen Stabilität der Verbindung bei.

Die besondere Bedeutsamkeit der vertraglichen Gleichstellung von Kindern aus unterschiedlichen Ehen zeigt auch das folgende Beispiel: Als Margrete Kloppner, die Witwe des Hanns Nickel, sich mit Hanns Balting wiederverheiratet, ließ sie in die Ehebredung vom 22. November 1633 aufnehmen, dass der Stiefvater ihren Sohn aus erste Ehe „gleich seinem eigenen" Kind versorgen solle. Wenn er dieser Verpflichtung nicht nachkäme, erhielte der Sohn nach der Mutter Tod die Hälfte ihrer Güter statt nur den rechtlich gesicherten Kindesteil.[12]

Die Eheberedungen verzeichneten die rechtlichen und wirtschaftlichen Kriterien, vorrangig die Höhe des eingebrachten Kapitals, die Gegenstände der Aussteuer, die Übertragung von Eigentum sowie die Nutzungsrechte an Gewerbe und Landwirtschaft. Sie bestimmten, wem künftig die Verfügungsgewalt über die materiellen und immateriellen Güter während und nach der Ehe zu stand und wie dies im Todesbeziehungsweise im Erbfall geregelt werden sollte, damit die Versorgung des hinterbliebenen Ehepartners sowie die der Nachkommen gesichert war. Mitunter wurden aber auch Fragen der Lebensführung und der Kindererziehung angesprochen, wie beispielsweise in der Eheberedung der Witwe des Wendel Schnokell mit Joachim Lorentz vom 4. September 1600, in der es heißt, dass der Stiefvater die Tochter und die beiden Söhne aus der vorigen Ehe seiner Frau versorgen, erziehen, ausstatten sowie die Tochter „auch (…) zu Spel und Danze" anhalten werde.[13] Oder in der Eheberedung von Anna, Witwe des Hans Preinen, und Heinrich Fincken vom 10. Juni 1623, in der der Bräutigam, ein Bremer Bürger, erklärte, dass er seine Braut und seinen Stiefsohn

11 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 36, Jahrgang 1628, Nr. 1399.
12 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 36, Jahrgang 1633, Nr. 1542.
13 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 35, Jahrgang 1600, Nr. 6.

nicht zu der „zu Brehmen widrigen Religion" nötigen würde, sondern sie weiterhin ihrem lutherischen Glauben nachgehen dürften.[14]

Bereits die wenigen hier aufgeführten Beispiele zeigen deutlich, dass Frauen die ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume und die Möglichkeiten, die ihnen das Vertragsrecht bot, souverän und relativ selbstverständlich nutzten. Die gängigen Vorstellungen, dass Frauen in der Frühen Neuzeit generell der Vormundschaft ihrer Ehemänner unterstellt waren und nur bedingt frei über ihren Besitz verfügen konnten oder dass Frauen mit der Heirat von der Vormundschaft des Vaters in die des Ehemannes wechselten und im Falle der Witwenschaft die Rechtsgeschäfte durch den nächsten männlichen Verwandten übernommen wurden, können für Göttingen nicht bestätigt werden. Die Annahme, Frauen hätten grundsätzlich bei allen Rechtsgeschäften einen Vormund oder männlichen Rechtsbeistand benötigt, ist mit Blick in die Wilkorebücher ebenfalls zurückzuweisen. Es existierte weder ein entsprechendes Statut im Stadtrecht noch finden sich Hinweise auf eine derartige Handhabung im Gewohnheitsrecht. Auch scheint es, dass Frauen gegenüber den Männern im Bereich der freiwilligen Gerichtsbarkeit nicht benachteiligt waren. Söhne und Töchter wiesen die gleiche erbrechtliche Stellung auf. Das Erbrecht der Ehefrauen war anerkannt und Männer und Frauen in gleicher Weise erbfähig und erbberechtigt. Frauen wie Männer besaßen Testierfreiheit, also das Recht in Testamenten den letzten Willen zu erklären, und das unabhängig vom Familienstand. Dies ermöglichte auch Frauen Einfluss auf den geordneten Vermögensübergang innerhalb der Familie zu nehmen. In den Quellen des Göttinger Rechts finden sich im Übrigen an keiner Stelle Aussagen oder Bestimmungen, die einen vormundschaftsbedürftigen Personenkreis genauer definierten. Aus den vorliegenden Vertragsdokumenten lässt sich schließen, dass die Institution der Vormundschaft lediglich unmündige Kinder betraf. Die Mutter war nach des Vaters Tod gemäß Göttinger Recht der natürliche Vormund ihrer unmündigen Kinder. Erst im Falle der Wiederverheiratung der Mutter und der damit einhergehenden Auseinandersetzung mit den Kindern aus der vorangegangener Ehe erfolgte in der Regel eine Übertragung der Vormundschaft auf den nächststehenden Verwandten väterlicherseits.[15]

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die vorliegenden Verträge gleichermaßen dokumentieren, was zwischen und innerhalb von Generationen als regelungsbedürftig galt, und wie das geltende Recht dabei genutzt wurde. Verträge waren häufig Balanceakte, mit denen versucht wurde, Interessen auszugleichen und für die Familiensituation passende Arrangements zu finden. Somit stehen die Eheberedungen dabei im Gesamtzusammenhang der Sicherung der Familie und des geordneten Vermögensübergangs zwischen den Generationen. Die Familie als Vermögens- und Erwerbsgemeinschaft steht hierbei im Vordergrund. Aber auch die Teilhabe von Frauen, und dies gilt insbesondere für die Zeit der Witwenschaft und der Vormundschaft

14 Vgl. StadtAGö, MS 1, 16, Bd. 36, Jahrgang 1623, Nr. 1208.

15 Zu den Bestimmungen des bürgerlichen Rechts in der Stadt Göttingen vgl. Kallmann 1972, vor allem 17ff. sowie 44ff.

für unmündige Erben, verdeutlicht den hohen Stellenwert, den eine geordnete Weitergabe des Familienvermögens innehatte. Frauen agierten sowohl im Interesse ihrer Familien und vor allem ihrer Kinder, waren aber zugleich auf ihre eigene Absicherung bedacht.

Die bisherigen Ergebnisse für den gewählten Untersuchungsrahmen bekräftigen also die eingangs konstatierte Notwendigkeit, weibliche Lebenswelten und Handlungsspielräume offener zu denken.

Quellen

Stadtarchiv Göttingen (StadtAGö)
MS 1, 16, Bd. 34, Wilkorebuch 1590–1600
MS 1, 16, Bd. 35, Wilkorebuch 1600–1611
MS 1, 16, Bd. 36, Wilkorebuch 1611–1636
MS 1, 16, Bd. 37, Wilkorebuch 1636–1696

Literatur

Brakensiek, Stefan (2006): Generationengerechtigkeit? Normen und Praxis im Erb- und Ehegüterrecht 1500–1850. Eine Einführung. In: Brakensiek, Stefan/Stolleis, Michael/Wunder, Heide (Hrsg.): Generationengerechtigkeit? Normen und Praxis im Erb- und Ehegüterrecht 1500–1850 (Zeitschrift für historische Forschung: Beiheft, 37). Berlin, S. 1–21.

Gerhard, Ute (Hrsg.) (1997): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. München.

Gottschalk, Karin (2003): Eigentum, Geschlecht, Gerechtigkeit. Haushalten und Erben im frühneuzeitlichen Leipzig. Frankfurt/M.

Hausen, Karin (2012): Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 202). Göttingen.

Ingendahl, Gesa (2006): Witwen in der Frühen Neuzeit. Eine kulturhistorische Studie. Frankfurt/M.

Kallmann, Rainer (1972): Das bürgerliche Recht der Stadt Göttingen im Mittelalter (Göttinger Studien zur Rechtsgeschichte, 5). Göttingen/Zürich/Frankfurt.

Kronshage, Walter (1960): Die Bevölkerung Göttingens. Ein demographischer Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 14. bis 17. Jahrhundert. Göttingen.

Lanzinger, Margareth (2003): Das gesicherte Erbe. Heirat in lokalen und familialen Kontexten. Innichen 1700–1900 (L'Homme Schriften, 8). Wien.

Lanzinger, Margareth u. a. (2010): Aushandeln von Ehe. Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich. Köln/Weimar/Wien.

Pateman, Carole (1988): The sexual contract. Cambridge.

Roper, Lyndal (1985): „Going to Church and Street". Weddings in Reformation Augsburg. In: Past and Present 106, S. 62–101.

Schmölz-Häberlein, Michaela (2012): Kleinstadtgesellschaft(en). Weibliche und männliche Lebenswelten im Emmendingen des 18. Jahrhunderts. Stuttgart.

Scott, Joan Wallach (1986): Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: American Historical Review 91, S. 1053–1075.

Werkstetter, Christine (2001): Frauen im Augsburger Zunfthandwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert (Colloquia Augustana, 14). Berlin.

Wunder, Heide (1992): „Er ist die Sonn', sie ist der Mond". Frauen in der Frühen Neuzeit. München.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 297–306.*

Laura Wehr

„Man hat dann schnell erfahren, dass man auch Nutella bezahlen muss."

Die Ausreise aus der DDR als familienbiographische und ökonomische Krisensituation

> „Wo ich in den Betrieb dann später kam, (…) war ich so schockiert (…), wie man also mit Nichtstun auch Geld verdienen kann. 80 Prozent der Leute, die Ingenieure, wussten nicht, was sie machen sollen den ganzen Tag. Waren nur mit sich selbst beschäftigt. Da war ich so perplex, ich sag: Da muss ja ein Land kaputtgehen, wenn die ganze Wirtschaft so aufgebaut ist. (…) Jeden Früh sind wir um neun ins Autohaus gegenüber auf die Straße gegangen, weil es da ETWAS gab: Ersatzteile für Autos. (…) Es wurde ja immer gekauft, auch wenn's nicht gebraucht wurde. Nur um zu schachern wieder. (…) Unvorstellbar." (Interview vom 31.10.2012)

Wenn der 72jährige Tito West heute von seinem beruflichen Alltag in der DDR Ende der 1970er Jahre erzählt, beschreibt er auch das Leben in einem Land, das Anzeichen einer tiefen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Krise zeigt. Die Liste der Symptome, die sich in den nächsten Jahren rasant verschärfen und maßgeblich zum Niedergang der DDR beitragen werden, ist lang: Neben der zerrütteten Infrastruktur, dem zunehmenden Verfall der Innenstädte, dem Wohnungsmangel, der Energieknappheit, immensen Umweltbelastungen sowie desaströsen Zuständen im Gesundheitswesen sind vor allem die ökonomischen Probleme gravierend – die inflexible Planwirtschaft, der Mangel an Konsumgütern, das unmoderne Warenangebot, die hohe Verschuldung, die geringen Investitionsleistungen und veralteten Produktionsanlagen (Kowalczuk 2009: 108–134).

Die Krisensymptome wirkten sich nicht nur direkt auf den Alltag der DDR-BürgerInnen aus, sondern prägten auch nachhaltig die Stimmung in der Bevölkerung. In der Folge kam es zu divergierenden Reaktionen: Während die einen das System verteidigten und sich in den Dienst der Partei stellten, suchten sich andere verstärkt private Nischen oder zogen sich in einen Zustand der inneren Emigration zurück. Andere machten sich daran, offensiv gegen die Missstände im Land anzugehen und schlossen sich oppositionellen Gruppen an. Wieder andere entschieden sich dazu, zu emigrieren – wie die Familie von Tito West.

Ost-West-Migration zur Zeit der deutsch-deutschen Teilung

Mehr als 600.000 Menschen verließen in der Zeit der deutsch-deutschen Teilung die DDR in Richtung Westen (Kowalczuk 2009: 188). In der alten Bundesrepublik sind vor allem die Geschichten derjenigen bekannt geworden, die die deutsch-deutsche Grenze auf spektakulären Fluchtwegen überwanden, von Westreisen nicht zurückkehrten oder aus der Haft freigekauft wurden. Weitaus weniger Aufmerksamkeit bekamen dagegen bis heute diejenigen, die die DDR auf bürokratischem Wege, das heißt per Ausreiseantrag, verließen – obwohl sie doch (mit einer behördlich verzeichneten Zahl von circa 383.000 Menschen im Zeitraum von 1961 bis 1988) das Gros der Emigrierten stellten.

Die AntragstellerInnen kamen aus allen sozialen Schichten und Regionen des Landes. Seit Anfang der 1980er-Jahre nahm die Zahl der Paare mit minderjährigen Kindern, die einen Ausreiseantrag stellten, stark zu: In den kleineren Städten der DDR machten die „familialen Antragsgemeinschaften" bald das Gros der Ausreisewilligen aus (Hürtgen 2014: 74ff.).

Ihren nahezu unerforschten Migrationsgeschichten widmet sich der nachfolgende Beitrag. In seinem Zentrum steht die Frage, wie Familien, die in den 1980er Jahren per Ausreiseantrag aus der DDR emigrierten, mit der daraus resultierenden familienbiographischen und ökonomischen Krisensituation umgingen, respektive, wie sie diese heute rekonstruieren. Anhand von Fallbeispielen soll gezeigt werden, welche familialen Praktiken und Strategien des Wirtschaftens im Migrationsprozess zum Einsatz kamen, wie „erfolgreich" die Übersiedler-Familien damit langfristig waren und wie die „Kosten/Nutzen-Rechnungen" des Familienprojekts Ausreise heute ausfallen.

In meinen Ausführungen stütze ich mich auf qualitatives Datenmaterial aus meinem laufenden DFG-Projekt, das die Migrationsgeschichten von DDR-Übersiedler-Familien aus kulturwissenschaftlicher Perspektive untersucht, indem es nach den Auswirkungen der Ost-West-Migration auf „Familie" und nach der Funktion von Familie im Migrationsprozess fragt. In den Jahren 2012/2013 sowie 2016 wurden insgesamt 25 Personen aus 7 Familien interviewt, die zwischen Januar 1980 und November 1989 in die BRD – und in einem Fall nach Schweden – emigriert sind. Vertreten sind, sowohl in der Eltern- als auch in der Kinder-Generation, vor allem AkademikerInnen, die heute größtenteils in Westdeutschland, teilweise auch remigriert in Ostdeutschland oder im (außer-)europäischen Ausland leben. Viele von ihnen, aber nicht alle, standen in der DDR der Kirche nahe; in oppositionellen Gruppen war keine/r von ihnen aktiv.

Übersiedler-Familien als Gewinn- oder Verlustgemeinschaften?

Über eine Ausreise in den Westen nachzudenken, hieß nicht nur, Möglichkeiten für ein meinungspolitisch freieres, bildungsbiographisch selbstbestimmtes und materiell besseres Leben auszuloten. Es bedeutete auch, Bilanz zu ziehen und mit potentiellen Gewinnen und Verlusten zu kalkulieren – insbesondere als Familie.

Wer sich dazu entschloss, einen „Antrag auf Entlassung aus DDR-Staatsbürgerschaft" zu stellen, musste sich auf eine lange und unangenehme behördliche Prozedur mit ungewissem Ausgang gefasst machen: Denn bis 1988 bestand in der DDR kein Rechtsanspruch auf Ausreise; vielmehr nahm der Staat für sich in Anspruch, eigenmächtig über Gehen oder Bleiben seiner Bürger zu entscheiden.

Bei aller Divergenz der untersuchten Familienfälle zeigen die Interviews insgesamt auf das Deutlichste, dass der Emigrationsentschluss – durch die Krisenstimmung im Land befördert und in der Hoffnung auf ein besseres Leben im Westen getätigt – die betroffenen Familien in eine tiefe familienbiographische Krise stürzte, da sie sich dadurch neuartigen und mannigfaltigen Belastungen ausgesetzt sahen: Infolge des Antrags wurden Eltern wie Kinder bespitzelt, bedroht, diffamiert und schikaniert; zudem gerieten ihre kollegialen, freundschaftlichen und familialen Beziehungen massiv auf den Prüfstand. Dazu kam die biographische Ungewissheit: Viele AntragstellerInnen saßen jahrelang auf gepackten Koffern und mussten dann innerhalb von 24 Stunden das Land verlassen – ohne genaue Vorstellung davon, wie sich ihr Leben im Westen gestalten würde.

Familiale Praktiken und Strategien des Wirtschaftens im Kontext Ausreise

Ökonomische Unzufriedenheit als Migrationsmotiv?

Fragt man die Übersiedler-Eltern heute nach ihren Migrationsmotiven, nennen sie: Angst vor Bespitzelung, Verfolgung und Inhaftierung; Unzufriedenheit mit dem politischen und sozioökonomischen System; Sorge um die Zukunft und das Wohl der Kinder; den Wunsch nach Meinungsfreiheit; die Sehnsucht nach Reisefreiheit; das Bedürfnis nach Familien-Zusammenführung. Zumeist war es ein ganzes Motivbündel, das letztlich dazu führte, den Ausreiseantrag zu stellen und sich den damit verbundenen Risiken und Schikanen auszusetzen.

Ein Push-Faktor für die Ausreise, der in allen Migrationsgeschichten aufscheint, ist die latente Unzufriedenheit mit den ökonomisch-materiellen Verhältnissen in der DDR. Dies ist insofern bemerkenswert, als die Befragten in der DDR verhältnismäßig gut gelebt hatten: Durch ihre beruflichen Tätigkeiten als Ärztin, Lehrerin, Psychologin, Bauingenieur, Patentanwalt, Planungsleiter, Chemieanlagenbauer, Krankenschwester, Gaststätten-Leiterin, Fotograf, Hebamme, Tischler verfügten sie über gesicherte Positionen und regelmäßige, mittlere Einkommen. Vor allem aber hatten sie ausgefeilte soziale Netzwerke in der DDR sowie gute Westkontakte, so dass sie monetäre, materielle und instrumentelle Hilfen in Anspruch nehmen und die schlechte Versorgungslage kompensieren konnten.

In den Interviews üben viele ÜbersiedlerInnen deutliche Kritik am sozioökonomischen System der DDR: Vor allem von den Vätern werden die wirtschaftlichen Missstände der späten 70er und frühen 80er Jahre detailliert analysiert und ironisch kom-

mentiert. Zugleich wird in den Interviews aber auch trotzig auf den Pragmatismus, den Erfindungsreichtum und die Genügsamkeit der DDR-BürgerInnen verwiesen und somit implizit wie explizit Abgrenzung zur imaginierten Lebensweise „im Westen" betrieben.

Bei aller Einigkeit in der Kritik am wirtschaftlichen und politischen System des SED-Staats zeigen sich in den Narrativen doch „feine Unterschiede", wenn es darum geht, die Ausreise zu begründen: „Wir hatten unser HAUS, wie hatten unsre WOHNUNG, wir hatten unsre ARBEIT", sagt Tito West, „unser Auskommen in dem Sinne also, dass wir nicht, wie viele dann, den Antrag gestellt haben, weil sie finanziell oder berufsmäßig da nicht weiterkamen." (Interview vom 31.10.2012)

Tito West spielt damit auf Fälle wie den des Ehepaars Gundermann an. Die Lehrerin und der Chemieanlagenbauer wollten sich nach zunehmenden Konflikten am Arbeitsplatz nicht mehr mit dem daraus resultierenden bescheidenen Lebensstandard arrangieren: „Wir waren beide (…) aus unserem Berufsleben raus und hatten geglaubt, dass wir in ner NISCHE überleben können", erzählt Frida Gundermann,

> „aber das ist nicht so sehr befriedigend, ne? Und sozial auch, wenn man nach unten kommt, und mit weniger Geld… (…) Das geht für ne Weile, kann man das machen, aber fürs restliche Leben dann nicht. Und (…) so haben wir gesagt, jetzt MÜSSEN wir was machen." (Interview vom 22.10.2012)

Die wirtschaftlichen Folgen des Ausreiseantrags

Mit der offiziellen Verlautbarung des Ausreiseentschlusses verschärfte sich die ökonomische Lage der Familien massiv, denn viele AntragstellerInnen verloren sofort den Arbeitsplatz. Einige der Befragten hatten diese Situation auch bewusst herbeigeführt – in der Hoffnung, sich so für das System ökonomisch entbehrlich zu machen und den Prozess der Antragsbewilligung zu beschleunigen. Sie alle sahen sich nun vor die Herausforderung gestellt, das Auskommen der Familie auf ungewisse Zeit in einem Staat abzusichern, der ihnen jegliche Unterstützung versagte. „Das war schon (…) sehr brisant, die Zeit", erzählt Georg Becker, „arbeitslos in der DDR – da haste halt so gar kein Geld gekriegt. Und nicht mal versichert sein. Nix!" (Interview vom 31.05.2013)

Die vom Berufsverbot Betroffenen versuchten sich zumeist eine ökonomische Patchwork-Existenz aufzubauen, die auf den eigenen, bescheidenen Rücklagen sowie den finanziellen und materiellen Hilfen der Westverwandten gründete. Manche fanden zusätzlich Unterstützung durch die lokale Kirchengemeinde.

Das Berufsverbot traf aber längst nicht alle AntragstellerInnen. Einige konnten ihren Arbeitsplatz zwar behalten, machten aber massive Diskriminierungserfahrungen – wie der Tischler Dieter Fürst, der von seinem Betrieb plötzlich kein Arbeitsmaterial mehr zur Verfügung gestellt bekam. Wieder andere, insbesondere aus den medizinisch-sozialen Berufen, konnten ihrer Arbeit bis zum Ausreisetag weitgehend unbehelligt nachgehen – was nicht heißt, dass sie nicht (auch) um ihre materielle

Existenz gebangt hätten. Ein Beispiel dafür ist die Ärztin Maria Fink, die ihre Stundenzahl reduziert hatte, um sich für das System uninteressant zu machen: „Es war HOHES RISIKO, was ich eingegangen bin finanziell. Hab gedacht: Hoffentlich reicht es bis zur Ausreise!" (Interview vom 19.10.2012)

So unterschiedlich die Migrationsgeschichten und die damit verbundenen Familienschicksale sind, haben sie doch eines gemeinsam: Vor dem Hintergrund des Unvorhersehbaren und Bedrohlichen versuchten die Befragten, ihren Akteursstatus zu wahren und zu behaupten. Entsprechend wird die Ost-West-Migration in der erzählerischen Retrospektive als ein Raum konstruiert, in dem ungeahnte Möglichkeiten ausgelotet werden konnten – auch in ökonomischer Hinsicht. Dazu zwei Fallbeispiele:

Frida Gundermann, die aus politischen Gründen aus dem Schuldienst entlassen worden war, erzählt, wie sie nach längerer Arbeitslosigkeit eine Stelle als Verkäuferin in einem Exquisit-Laden gefunden hatte, der mit einem hochpreisigen Angebot an Bekleidung handelte. Ihr Kommentar dazu: „Was Besseres hätte nun gar nicht passieren können. Weil, jetzt wollte jemand was von mir, ein Jeanshemd oder sowas. (…) [Der] aus dem Plattenladen konnte mir dann ne Schallplatte geben und tauschen." (Interview vom 22.10.2012)

Auch Heidemarie Lieb macht aus der demütigenden (berufs-)biographischen Krisensituation eine *success story*. Nachdem ihre älteste Tochter heiratsbedingt nach Schweden ausgereist war, hatte sie aus Angst vor Inhaftierung ihre Stelle als Gaststättenleiterin aufgegeben und sich als Klofrau verdingt. Im Interview sagt sie: „Das war meine beste psychologische Ausbildung, die Pachttoilette. Was man da lernt! (…) Und am meisten Geld haben wir verdient da. (…) Gehalt waren in der DDR damals im Schnitt 600, das haben wir an einem Tag gemacht." (Interview vom 02.07.2016)

Finanzielles und materielles Wirtschaften für die bevorstehende Ausreise

Nachdem der Ausreiseantrag endlich genehmigt war, blieben den Übersiedler-Familien nur wenige Wochen – oft auch nur Tage – bis zum behördlich festgesetzten Ausreisetag. In dieser knappen Zeit verdichteten sich die Anforderungen des materiellen und finanziellen Wirtschaftens enorm: Denn es galt nicht nur, diverse Behördengängen zu erledigen, Pässe zu beantragen, Fahrkarten zu beschaffen, Verpackungsmaterial zu „organisieren" und eine Spedition zu finden. Viele Familien hatten schon seit Monaten ihr gesamtes Hab und Gut einer Art materiellen Kosten-Nutzen-Rechnung unterzogen, hatten es geordnet, (aus-)sortiert und für die DDR-Behörden komplett inventarisiert – ein Vorgang, der auf individuellen Entscheidungs- und familialen Aushandlungsprozessen basierte und die bilanzierende Auseinandersetzung mit der eigenen (Familien-)Biographie inkludierte.

Währenddessen standen die Übersiedler-Familien vor der Herausforderung, sich eine finanzielle Basis für den Start im Westen zu schaffen und zugleich ihr angespartes ökonomisches Kapital rasch loszuwerden – denn Ostmark durften nicht ausgeführt werden.

Auch hier loteten die Familien alle ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aus: Sie tauschten das Geld in D-Mark und ließen es von Westbesuch in die BRD schmuggeln – oder versuchten, es in wertvolle Sachgüter zu investieren:

> „Mein Vater hat dann unser DDR-Auto verkauft", erzählt Paul West, „was ja in der DDR viel Geld wert war, weil man so lange auf ein Neues warten musste – und hat dafür zwei alte Autos gekauft. Weil er wusste, (…) im Westen werden sie gesammelt als Oldtimer. (…) Und da haben sie aber irgendwann gemerkt, was wir vorhaben, und haben uns die weggenommen. Drei Tage vorher." (Interview vom 21.03.2013)

Dennoch wird es Tito West am Ende noch gelingen, das System zu überlisten: Indem er das für ihn wertlose ökonomische Kapital an die Grenzhüter weitergibt, schafft er es, noch in letzter Minute die materiellen Besitztümer in den Westen zu retten und die Machtverhältnisse umzukehren – so dass er heute in polterndem Ton eine Heldengeschichte erzählen kann:

> „Wir hatten so viel Geld dann noch übrig. (…) Ich hab den Zollbeamten noch bestochen! (…) Hab ich gesagt: (…) Hamm Sie ja toll hingekriegt. Können Sie mal mit ihrer Belegschaft ein schönes Abendbrot machen. Ein paar Hundert noch zugesteckt, spielte doch keine Rolle. Und auch der Spedition hab ich ein paar Hundert Mark noch gegeben, ich sag: Da, weil ihr so schnell wart! (…) Und dann sind die losgefahren – das war herrlich! (…) Wo die die Tür zumachten und die Plombe dran, war ich natürlich: Pfff. Alles geglückt." (Interview vom 31.10.2012)

Harte Landung? Zum Umgang mit Prekarität im kapitalistischen Westen

Der konkrete Tag der Ausreise steht allen Befragten heute noch deutlich vor Augen. Neben den tränenreichen Abschiedsszenen am Bahnhof und den drastischen Erfahrungen der Grenzkontrollen sind es vor allem die ersten Eindrücke „des Westens", die sich eingeprägt haben: „Ich werd nie vergessen", erzählt Paul West, der bei der Ausreise 12 Jahre alt war,

> „der erste Kiosk auf dem Bahnsteig, den ich nur ausm Zug raus gesehen hab, (…) diese Unmengen an Schokoriegeln, allein die Farben! Das hat einen so umgehauen! Und dann kommt man abends um sechs nach München rein mitm Zug und denkt: Die Luft ist so klar! Du kannst ja über die ganze Stadt gucken! (…) Und überall LEUCHTREKLAME!" (Interview vom 21.03.2013)

Viele ÜbersiedlerInnen erinnern sich heute daran, sich nach ihrer Ankunft im Westen „wie im falschen Film" gefühlt zu haben. Zeit, die vielen neuen Eindrücke zu verarbeiten, blieb allerdings kaum – galt es doch, sich rasch im neuen sozioökonomischen und politischen System zurechtzufinden und die materielle Existenz der Familie zu sichern.

In der (überschaubaren) Forschungsliteratur der 1990er Jahre werden die DDR-ÜbersiedlerInnen als eine Migrantengruppe dargestellt, die aufgrund der vorgefundenen Startbedingungen im Aufnahmeland (keine Sprachbarrieren, sofortige Zuerkennung der bundesdeutschen Staatsbürgerschaft, diverse institutionelle Hilfen…) vergleichsweise privilegiert war; entsprechend sei auch ihre „Integration" schnell

und unproblematisch verlaufen (Schumann et al. 1996: 221). Vor dem Hintergrund meines Datenmaterials muss diese Annahme relativiert werden: Denn obschon die individuellen Kosten-Nutzen-Rechnungen in der Retrospektive unterschiedlich ausfallen, lässt sich doch festhalten, dass alle Befragten im Westen anfangs stark zu kämpfen hatten – in bildungsbiographischer, beruflicher, sozialer, psychischer, familialer wie – und nur darauf kann hier fokussiert werden – ökonomisch-materieller Hinsicht.

Ein großes Thema in den erzählten Erinnerungen über die erste Zeit im Westen ist die Wohnungssuche. Alle Familien zogen in den ersten Jahren in der BRD mehrfach um, viele wechselten dabei auch den Wohnort. Heute berichten sie überwiegend lakonisch über ihre drastischen Erfahrungen mit dem angespannten Wohnungsmarkt, der oft miserablen Wohnsubstanz, den Ressentiments der Vermieter.

Viele ÜbersiedlerInnen waren von den unerwartet hohen Lebenshaltungskosten schockiert. „Man hat dann schnell erfahren, dass man auch Nutella bezahlen muss", sagt Johannes Becker nüchtern (Interview vom 22.03.2013). „Da hamm wir die ersten Monate von Luft und Wasser gelebt", resümiert Tito West (Interview vom 31.10.2012).

Die Arbeitssuche gestaltete sich für die Übersiedler-Eltern sehr unterschiedlich. Während manche ihre DDR-Berufsbiographie nahezu bruchlos fortsetzen konnten, machten andere die Erfahrung, dass ihre Qualifikationen nicht anerkannt wurden – entsprechend divers werden die Anfänge der Berufstätigkeit im Westen auch heute bewertet. Insgesamt verweisen die Erzählungen auf die Bereitschaft, sich rasch an das neue berufliche Umfeld anzupassen und sich unterzuordnen. Rückblickend berichten die ÜbersiedlerInnen selbst über demütigende Erfahrungen relativ gleichmütig – wie Tito West: „Da war ich froh, dass ich ne Arbeitsstelle hatte (…), habe aber dann (…) nach zehn Jahren gemerkt, dass ich die ganze Zeit beschissen worden bin in meinem Gehalt." Und seine Frau Rosa ergänzt:

> „Nein, gemerkt hast du es eher. (…) Dass die MEHR HATTEN, das hast du mitm Ellbogen gefühlt. War so. Und das hat man eingesehen. Aber WIE VIEL MEHR! (…) Und dass die Jahre für die Rente wichtig sind, hat man ja in den Jahren noch nicht gedacht." (gemeinsames Interview vom 31.10.2012)

Und heute? Kosten-Nutzen-Rechnungen

Für die meisten Familien dauerte es viele Monate, bis die existentiellen Schwierigkeiten in der BRD überwunden waren und die Zeit der ökonomischen, sozialen und psychischen Konsolidierung begann. Heute, mehr als 30 Jahre nach der Ausreise, fallen die Kosten-Nutzen-Bilanzen der Ost-West-Migration überwiegend positiv aus. Dieser Befund bestätigt auf den ersten Blick die Forschungsergebnisse der 1990er Jahre (Schumann 1996: 221).

Anders als in diesen Arbeiten steht in meiner Studie jedoch die Akteursperspektive im Mittelpunkt. Folgt man der tiefgehenden Analyse der Familienfälle, so wird deutlich, dass längst nicht nur die vorgefundenen Rahmenbedingungen in der BRD

den nachhaltigen „Erfolg“ der Ost-West-Migration beförderten, – und mit „Erfolg“ meine ich die Trias „materielle Existenzsicherung, familiale Stabilität, subjektives Gefühl des Angekommen-Seins“. Vielmehr spielte das „biographische Gepäck“ der Ausgereisten eine mindestens ebenso große Rolle: Das Vorhandensein spezifischer Ressourcen und Kapitalien, die im Zuge des familialen Habitus bereits zu DDR-Zeiten angeeignet und intergenerational weitergegeben worden waren, trug entscheidend dazu bei, die ökonomischen, sozialen und psychischen Herausforderungen der Migration zu meistern und vorhandene Angebote nutzbar zu machen. Dazu zählt etwa die Fähigkeit, soziale Netzwerke knüpfen, relevante Informationen aufspüren und mit begrenzten Ressourcen wirtschaften zu können.

Zudem fallen die starke Bildungsaffinität und Leistungsorientierung der Befragten ins Auge: Den meisten Eltern gelang es nach anfänglichen Schwierigkeiten doch, adäquate berufliche Positionen zu finden; im besten Fall konnten sie sogar noch langgehegte berufliche Träume verwirklichen – und damit späte Genugtuung über das DDR-System erfahren. Ihre Söhne und Töchter bestärkten sie darin, an die schulischen Erfolge der DDR anzuknüpfen; viele Eltern versuchten alles in ihrer Möglichkeit Stehende, ihre Kinder zu unterstützen – was jedoch, selbst in ein und derselben Familie, divergente Auswirkungen zeitigte (Wehr 2018a: 72; Wehr 2017: 56).

Damit bin ich bei den „Kosten“ der Migration angekommen. Denn trotz ihrer verhältnismäßig „gelungenen Integrationsgeschichte“ haben die Familien auch migrationsbedingte Einbußen zu verzeichnen: Diese liegen vor allem im sozialen, familialen und gesundheitlichen, teilweise im bildungsbiographischen und beruflichen, aber auch im ökonomisch-materiellen Bereich. Am besten fasst dies Heidemarie Lieb, die ehemalige Mitropa-Leiterin und spätere Klofrau, zusammen, wenn sie wehmütig sagt: „Damals haben wir praktisch [wieder] von Null angefangen (…). Und wir haben das nie wieder erreicht (…), das Niveau.“ (Interview vom 02.07.2016)

Aus Soll wird Haben? Ökonomische Selbstbehauptungsgeschichten revisited

Die vorangegangenen Ausführungen haben deutlich gemacht, dass der Ausreiseentschluss – durch die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Krisenstimmung im Land befördert und in der Hoffnung auf ein besseres Leben im Westen getätigt – neuartige und ungeahnte Belastungspotentiale zur Folge hatte: „Krise“ war also gleichermaßen Ausgangspunkt wie Folgeerscheinung der Ost-West-Migration.

Zudem ist offenkundig geworden, dass die familienbiographische und ökonomische Krisen-Situation von den Akteuren individuell unterschiedlich erlebt und gehandhabt wurde. Dass dabei immer auch familial bewährte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster zum Einsatz kamen, die wiederum in engem Zusammenhang mit dem familialen Habitus stehen, hat sich erneut bestätigt (Wehr 2013; Wehr 2018a: 71; Wehr 2018b).

Als zentrales Ergebnis lässt sich festhalten, dass die Ost-West-Migration von den familialen Akteuren in der erzählerischen Rückschau immer auch als ein Raum konstruiert wird, in dem etwaig zur Verfügung stehende Optionen ausgelotet und genutzt werden können – auch in ökonomischer Hinsicht. Nicht selten erfolgt dabei eine retrospektive Umdeutung: Erfahrungen prekärer Notlagen werden zu ökonomischen Erfolgsgeschichten, Nischenexistenzen werden zu Autonomieräumen, kurz: aus Soll wird Haben.

Doch obschon die (ökonomischen) Selbstbehauptungsgeschichten im Datenmaterial dominieren – Geschichten, in denen der Akteursstatus *gleichzeitig* gegenüber *zwei konträren* sozioökonomischen Systemen beansprucht wird – darf nicht vergessen werden, dass die Ost-West-Migration und die damit verbundene Neujustierung der ökonomischen Verhältnisse in allen Fällen zu markanten familienbiographischen Einschnitten geführt haben. Wie die Familien mit den entsprechenden Herausforderungen – Wohnungsnot, Geldmangel, Arbeitslosigkeit, Erwerbsunfähigkeit, kulturelle Ressentiments und materieller Neid – umgingen, ob es dabei zu innerfamilialen Konflikten kam und welche (gemeinsamen?) Narrative sie heute dafür finden, muss noch weiter untersucht werden.

Festzuhalten bleibt jedoch, dass sich die DDR-Übersiedler-Familien mit ihren erzählten Migrationsgeschichten nicht einfach in Kategorien wie „Gewinner" oder „Verlierer" der deutsch-deutschen Teilungs- und Vereinigungsgesellschaft einordnen lassen: Wie so oft, ist die (erinnerte und erzählte) Geschichte kulturwissenschaftlich weitaus komplexer.

Literatur

Bertram, Andreas/Planer-Friedrich, Jens/Sarstedt, Regine (2003): Wein mit zuviel Wermut. Die soziale, individuelle und wirtschaftliche Situation der ehemaligen Antragsteller auf Ausreise aus der DDR und die Frage ihrer Identität. Berlin.

Der Deutsche Bundestag (Hrsg.) (1995/2001): Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland" (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages, VII/1). Baden-Baden.

Effner, Bettina/Heidemeyer, Helge (2005): Die Flucht in Zahlen. In: Dies. (Hrsg.): Flucht im geteilten Deutschland. Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde. Berlin, S. 27–31.

Eisenfeld, Bernd (1998): Die Verfolgung der Antragsteller auf Ausreise. In: Baumann, Ulrich/Kuhry, Helmut (Hrsg.): Politisch motivierte Verfolgung. Opfer von SED-Unrecht. Freiburg i. Br., S. 117–136.

Gehrmann, Manfred (2009): Die Überwindung des „Eisernen Vorhangs". Die Abwanderung aus der DDR in die BRD und nach West-Berlin als innerdeutsches Migranten-Netzwerk. Berlin.

Goldbeck, Lutz (1993): Übersiedlerfamilien aus der DDR. Eine qualitative psychologische Untersuchung zu den Aspekten DDR-Sozialisation, Migration und Familiendynamik. Berlin.

Hürtgen, Renate (2014): Ausreise per Antrag: Der lange Weg nach drüben. Eine Studie über Herrschaft und Alltag in der DDR-Provinz. Göttingen.

Kowalczuk, Ilko-Sascha (2009): Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR. Bonn.

Mayer, Wolfgang (2002): Flucht und Ausreise. Botschaftsbesetzungen als Form des Widerstandes gegen die politische Verfolgung in der DDR. Berlin.

Ritter, Jürgen/Lapp, Peter (1997): Die Grenze. Ein deutsches Bauwerk. Berlin.
Ronge, Volker (1985): Von drüben nach hüben. DDR-Bürger im Westen. Wuppertal.
Schumann, Karl F. u. a. (1996): Private Wege der Wiedervereinigung. Die deutsche Ost-West-Migration vor der Wende (Status passages and the life course, 8). Weinheim.
Schwabe, Uwe/Eckert, Rainer (Hrsg.) (2003): Von Deutschland Ost nach Deutschland West: Oppositionelle oder Verräter? Leipzig.
Sell-Greiser, Christiane (1993): Aus- und Übersiedler in der Bundesrepublik Deutschland. Determinanten ihres Ausreiseprozesses und ihrer lebensweltlichen Strukturen. Münster u. a.
Vollbrecht, Ralf (1993): Ost-westdeutsche Widersprüche. Ostdeutsche Jugendliche nach der Wende und Integrationserfahrungen jugendlicher Übersiedler im Westen. Opladen.
Wehr, Laura (2013): „Da sind wir einfach aus einem Leben raus und in ein neues rein!". Die Ausreise aus der DDR als familienbiographische Grenzerfahrung. In: kulturen 7, S. 4–17.
Wehr, Laura (2017): „Die Leute, die so eine DDR-Nostalgie haben, denen wünsch ich, dass es einen Knall gibt und es ist wieder, wie's war, mit allem Furchtbaren." Die DDR im familialen Gedächtnis von Übersiedler-Familien. In: Haag, Hanna/Heß, Pamela/Leonhard, Nina (Hrsg.): Volkseigenes Erinnern. Die DDR im sozialen Gedächtnis. Wiesbaden, S. 39–60.
Wehr, Laura (2018a): Familienprojekt Ausreise: Die Ost-West-Migration im familialen Gedächtnis von DDR-Übersiedler-Familien. In: Baader, Meike Sophia/Götte, Petra/Gippert, Wolfgang (Hrsg.): Migration und Familie. Historische und aktuelle Analysen. Wiesbaden, S. 63–81.
Wehr, Laura (2018b): „Das war nicht einfach ein Umzug, da ist echt mehr passiert." Die Ausreise aus der DDR in der Erinnerung von Übersiedler-Eltern und -Kindern. In: Scholl-Schneider, Sarah/Kropp, Moritz (Hrsg.): Migration und Generation. Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 16). Münster, S. 21–48.
Welzer, Harald (1993): Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Tübingen.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 307–315.

Wiebke Reinert

Am Beispiel der Robbe*

Wirtschaften mit Tieren in der Geschichte des Zoos

Der Zoo hat einen festen Platz in der Freizeitkultur der Moderne und seine Geschichte ist eigentlich umfassend erforscht.[1] Als ein Tierhaltungsbetrieb, der mit Tieren wirtschaftet, wird er selten untersucht. Tiere sind uns geläufig als wirtschaftliche Ressource in der Nahrungsmittel- und Kleidungsproduktion, der Pharmaindustrie, vielleicht noch als Zugtiere. Im Sinne einer *entangled history*[2] möchte ich im Folgenden für eine etwas anders gewendete Perspektivierung des Phänomens Zoo plädieren. Im Sinne des Rahmenthemas kulturwissenschaftlicher Perspektiven auf Wirtschaften möchte ich in Anlehnung an Christoph Conrad im Folgenden gerne fragen: Wie hältst Du es mit Preisen, Kosten, Produktionsfaktoren, wie weit bist Du, Kulturgeschichte des Zoos, Dir bewusst, dass hinter vielen Deiner Begriffe und Themen ökonomische Vorgänge und sehr konkrete Tierkörper stecken? (vgl. Conrad 2004: 43) Dem zugunsten sollen Zoos eben als *Betriebe* in den Blick genommen werden, anstatt sie als Institutionen zu untersuchen.

Das Feld der Tiergeschichte/historischen *Human-Animal Studies* hat in den letzten Jahren neue Grundlagen für dynamische Perspektivierungen von gesellschaftlichen Verhältnissen mit Tieren geschaffen (Krüger et al. 2014; Roscher 2016). Es geht ihr dezidiert um den Einbezug der Tiere als historische Akteure, und das Feld zeichnet sich inzwischen durch eine Konzentration auf materielle Tiere aus, um sich von einem rein der Repräsentation von Tieren folgenden Ansatz abzulösen (Roscher 2015, 2016). Im Zoo ging es um Tierhaltung und -pflege zwecks der Zurschaustellung von Tieren, um die Vorführung ansehnlicher Tiere – ganz gleich, ob die Konsument/innen des Freizeitangebots Zoo an den dort gehaltenen Tieren nun ein Bildungsinteresse hatten oder sich ‚bloß' von diesen unterhalten lassen wollten. Heinz Meyer und Jutta Buchner bezeichnen den Zoo konsequenterweise als Ort der Tiernutzung

* Der Titel und hier dargelegte Gedanken sind in nicht geringem Maße inspiriert von David Foster Wallace's klugem Buch Am Beispiel des Hummers (2009).

1 Siehe den jüngeren Überblick von May 2016.

2 Zu Idee und Konzept z. B. Epple 2011. Zu „Verflechtungen" von Tieren und Menschen: Forschungsschwerpunkt Tier-Mensch-Gesellschaft 2017, Eitler/Möhring 2008.

zum Vergnügen (Buchner 1996; Meyer 2000). Zoos waren Orte, an denen es „Bierausschank beim Bärenzwinger" gab, Maskenbälle, Feuerwerk, Konzertsäle, Restaurationen, Ballonauffahrten, Tennisplätze, und Schänken namens „Zum durstigen Flamingo".[3] Im Betriebs-Sinn sind Tiere in ihrer Unterhaltungsfunktion zu den ‚natürlichen' Ressourcen zu zählen, welche die moderne Gesellschaft nutzt. Zahllose Tiere, die zuvor keinen Marktwert hatten, wurden lebendig zu Ressourcen und schließlich verfügbare, selbstverständliche Bestandteile der Freizeitkultur. Die aus anderen räumlich-ökologischen Kontexten entnommenen Wesen wurden kommodifiziert, die tierlichen Lebensweisen an Freizeitkultur, Öffnungs-, Vorführungs-, Fütterungs- und Ruhezeiten angepasst.

Im Folgenden soll am Beispiel von Robben, einer in der modernen Unterhaltungskultur sehr populären Spezies, eine Verknüpfung der Geschichte der Populärkultur mit lebendigen Tieren und ihren wirtschaftlichen Dimensionen angedeutet werden. Tier in der Populärkultur zu sein bedeutete für verschiedene Spezies sehr verschiedenes. In buchhalterischer Perspektive war auch das Wirtschaften mit Tieren je nach Spezies sehr unterschiedlich. Insofern empfiehlt sich eine differenzierte Herangehensweise, ist der Vorschlag von Erica Fudge, Pionierin der *historical animal studies*, aufzunehmen. Sie fordert, eine „view from ground level" anzustreben, eine „perspective taken from a position alongside animals" (Fudge 2017: 264).

Robben spielten als Unterhaltungstiere im Zoo, Zirkus, Varieté und Freizeitpark – quasi über vermeintliche Grenzen der Vergnügungsbetriebe hinweg – eine große Rolle. Zweifellos waren Robben selbst freizeitkulturell geprägt, prägten jedoch umgekehrt ebenso moderne Freizeitkultur (vgl. Krüger et al. 2011: 170). Ihre fröhlich und freiwillig erscheinende Annäherung, eine „special affinity for human beings" (Sax 2013: 139), die seit der frühen Neuzeit verschiedentlich in Fabeln und Reiseberichten kolportiert wurde, ist nicht zuletzt bedeutsam, da ein solches Verhalten die Möglichkeit tierlicher Freude in derlei Haltungssystemen suggerieren konnte. Ihre „mammalness", Intelligenz, eine „communicative and interactive ability" (Desmond 1999: 168) ermöglichte Interaktionen und populäre Spektakel, die so nicht mit allen Tieren möglich waren. Es war grundlegend dafür, dass Tiere einen wirtschaftlichen Wert in der populären Zoo-„Kultur mit Tieren" (Buchner 1996), einen Schauwert erlangten.

Zum Wert von Robben

Im 20. Jahrhundert wurden Seelöwen weltweit *die* am häufigsten zur Schau gebrachten Robben (Rowley 1929: 5). Manche meinten um 1900, es gäbe „kaum ein lustigeres Volk unter den Tieren des Meeres"[4]. Die Handelspreise für diese Tiere hatten sich

3 „Bierausschank beim Bärenzwinger" 1913. Ausgaben und Einnahmen für Musik, Restauration usf. bezeugen die verschiedensten Geschäftsberichte. Vom „durstigen Flamingo" berichtete Knottnerus-Meyer 1905: 44.

4 „Ein Humorist des Meeres", Der Volksfreund/Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, 31. März 1908.

durch massenhaften Fang und weltweiten Handel um 1900 merklich reduziert, ein Seelöwe war für weniger als ein Fünftel des Preises zu erhalten, den Menagerie-, Zoo- und Zirkusbetreiber in den 1870er Jahren gezahlt hatten (Coup 1901: 255). Die Handelspreise für Tiere variierten, gebunden an Seltenheitswert, Alter, ihren allgemeinen Beliebtheitsgrad und ihre Trainierbarkeit. Bis in die 1950er Jahre änderte sich an der Beurteilung der Tiere nach ihrem ‚Schauwert' nichts. Körperliche Makel konnten Tiere „entwerten", Eingewöhnung ihren „Gesamtwert" erhöhen. Nicht selten kostete eine ungünstige Beurteilung als „böse", „unschön" und „unnütze Fresser" Tiere auch das Leben.[5] Zahlreiche Archivdokumente bestätigen den Befund von Éric Baratay, dass hinsichtlich der Tiere unaufhörlich von „Material" und „Lieferware" die Rede war (Baratay 1997: 701).

Seit den 1860er Jahren wurden Seehunde begehrte Schautiere. Von den Wassersäugetieren ging eine große Faszination aus, und sobald dies in einem Zoo oder einer Wandermenagerie bemerkt wurde, wurden diese Tiere auch für andere Schaubetriebe interessant. Als der erste Direktor des Frankfurter Zoos, David Friedrich Weinland, Anfang der 1860er Jahre den Londoner Zoo besuchte, konnte er feststellen, dass Seehunde „fast beständig einen Kranz von Zuschauern (…) festhalten." (Weinland 1862: 100) Er führte aus, dass der Seehund trotz seiner kostenaufwändigen Versorgung und Unterbringung „in keinem Thiergarten fehlen sollte". (ebd.: 101) Arbeitsstunden, Gehegegrößen, Tierleben und Tier-Erleben sowie betriebswirtschaftliche Erwägungen hingen eng zusammen. Der Nürnberger Zoodirektor Karl Thäter resümierte 1912 bezüglich der Erweiterung einer Seelöwenanlage, dass große Wasserflächen den Nachteil hätten, eine „entsprechende Tierbesetzung" zu verlangen, und aufgrund der Reinigungsarbeiten mehr Personal benötigt würde.[6] Außerdem benötigten mehr Tiere logischerweise mehr Futter. Zoodirektor Theodor Knottnerus-Meyer empfahl um 1925, dass antarktische Seebären wegen ihrer geringen Größe zu empfehlen wären, wenn Fischpreise allzu hoch lägen (Knottnerus-Meyer 1925: 107). In den 1940er Jahren wurden in der Fachzeitschrift *Der Zoologische Garten* eine „rationelle Fütterung" der Zootiere erörtert, für deren Berechnung der Inventarwert der Tiere mit dem Wert des von ihnen verbrauchten Futters in Beziehung gesetzt wurde (von Anghi 1940). Ein einzelner Seelöwe der Gruppe *Eumetopias jubatus* benötigte nach diesen Berechnungen pro Kilogramm Lebendgewicht 30,1 Kilokalorien. Der in Prozent des Inventarwerts ausgedrückte Futterverbrauch erhöhte sich zum Beispiel bei trächtigen Tieren oder weil Seefische sich verteuerten (ebd.: 46f.). Die Futterkostenproblematik hatte man im Dresdner Zoo in den 1860er Jahren gelöst, indem Seehunde nur im Sommer gehalten wurden. Im *Führer durch den Zoologischen Garten zu Dresden* hieß es, dass man diese „in jedem Frühling leicht

5 Z. B. Unterschied von Importwert und Wert eines eingewöhnten Tieres bei Kurt Priemel an Oberbürgermeister Krebs 1935. Zur „Entwertung" durch körperliche „Defekte": Zoo Leipzig an den Zoo Dresden 1935.

6 Protokoll des VDZ 1912.

wieder erhält, daher es auch in den zoologischen Gärten Sitte ist, sie im Herbste wegen sehr kostspieliger Winternahrung wieder abzuschaffen".[7] Der Leiter des Kopenhagener Zoos rechnete 1871 vor, dass man von Überwinterungsversuchen dieser Tiere abgesehen habe, weil „man sie im Frühjahre ohne Schwierigkeit für 1/3 bis 1/4 des Preises kaufen kann, worauf sich die Unkosten der so unsicheren Ueberwinterung belaufen würden" (Kjärbölling 1871: 20). Die Lebenszeit von Robben in Gefangenschaft war in den ersten Zoo-Jahrzehnten meist sehr kurz, viele Tiere verstarben oft bereits nach wenigen Wochen.[8] Seelöwen schienen sich an die Gefangenschaft letztlich besser zu gewöhnen als Seehunde.[9] Dass man verschiedenste Robben dennoch hielt, hatte viel mit ihrer bereits um 1850 zu verzeichnenden Popularität zu tun. Der Schriftsteller Julius Haarhaus hielt Anfang des 20. Jahrhunderts fest, dass verschiedene Robben seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts auf deutschen Jahrmärkten besonders verbreitet und beliebt gewesen seien, besonders wegen ihrer Dressurfähigkeit (Haarhaus 1906: 345). Gemäß der *Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände* waren Robben in der Gefangenschaft „abrichtbarer und zutraulicher gegen ihren Wärter als alle andern Thiere".[10] Von einer engen Verbindung zwischen Robben und Menschen war in den 1860er Jahren häufiger zu lesen. Wärter und Pfleger/innen, Tierführer und Dompteure waren in der Populärkultur mit Tieren bedeutende Mittlerfiguren. Sie animierten Tiere, stellten ein ‚gutes Verhältnis' zur Schau, was die Attraktivität der Szenerie erhöhte, und waren Teil eines populärkulturellen Mechanismus, durch den die Zugänglichkeit der Tiere als kommensurables Freizeitgut gesteigert wurde. 1889 hatte ein Zoobesucher die Animationsleistung der Wärter bei der Robbenpräsentation folgendermaßen umschrieben: „Der Wärter pflegt nämlich die Fütterung der Seelöwen so einzurichten, daß er die Futterfische bald an den vordern, bald an den hintern Rand des Bassins wirft, um dem Publikum auf diese Weise die interessanten Schwimmkünste des Seelöwen vorzuführen" (Nehring 1887: 10). Die (Inter-)Aktion blieb auf die KonsumentInnen gerichtet. Der Frankfurter Zoodirektor Wilhelm Haacke brachte bei der Tagung des *Verbands Deutscher Zoodirektoren* 1889 einen weiteren praktischen Aspekt der Tieranimation auf den Punkt. Er habe bei kleineren Säugetieren nichts dagegen, „wenn der Wärter die Thiere, um sie den Besuchern zu zeigen, öfters etwas munter macht; sie werden durch diese Bewegung nicht so fett."[11] Gesundheit und Schauwert hingen zusammen; unansehnliche Tiere zogen kein großes Publikum an, gaben einen schlechten Eindruck von den Auswirkungen des Tierhaltungssystems und konnten ökonomischer Verlust sein. Obschon William Hornaday, Direktor des New Yorker Zoos, 1909 lapidar bemerkte, Robben hätten keinen kommerziellen Wert, „save for

7 Führer durch den Zoologischen Garten zu Dresden 1861: 26.
8 Auf wenige Wochen beziffert findet sie sich bei Schläger 1865: 103; Kjärbölling 1871: 20; Bolau 1879: 107.
9 Brockhaus' Enzyklopädie 1908: 786, 793.
10 Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände 1854: 28.
11 Protokoll des VDZ 1889.

Abb. 1: Besucherin und Seelöwe am Futterautomat. Zoo Dresden, 1913. *Mitteilungen aus dem Zoologischen Garten zu Dresden*, 4/3 (1913), S. 2.

purposes of exhibition when alive" (Hornaday 1909: 63), brachten auch verendete Tiere noch etwas Geld ein. Seelöwenskelette waren um 1913 für 200 Mark käuflich zu erwerben.[12]

Tierliebe und Trinkgelder

Oftmals waren es die in nächster Nähe der Tiere agierenden Wärter und PflegerInnen, die ein Gespür für Publikumsbedürfnisse entwickelten. Kenntnisse von und ‚nahe' Verhältnisse zu Tieren waren für Wärter und Pfleger/innen auch ökonomisch interessant. Jene, die den Tieren am nächsten waren, erhielten regelmäßig Trinkgelder, wenn sie Besucher/innen Tieren näher kommen, sie streicheln ließen oder beim Zeichnen, Fotografieren und In-Szene-setzen der Tiere behilflich waren.[13] Der Schlüsselbund zu Tierhäusern und Tierkäfigen sowie ein gutes Verhältnis zum gepflegten Tier verhalfen ihnen zum Privileg des Verfügens über Ressourcen. Wärter und PflegerInnen wurden Überbringer von Tiererlebnissen, boten Dienstleistungen

12 Naturwissenschaftliches Lehrmittel-Institut 1913.

13 Eine Trinkgeldregelung des Kölner Zoos (1868) spricht für die Gewöhnlichkeit dieser Praxis. Vgl. Scherpner 1983 u. Burkhardt 2008: 119.

an (Speitkamp 2008: 28, 39). Ebenso verkauften sie bisweilen Eier, Federn, Tierhäute und Tierhaare von Zootieren und gaben gegen Bezahlung Tierfutter an BesucherInnen aus (Lamp 2009: 212; Burkhardt 2008).

Als Maßnahme, den Zoobesuch attraktiver zu gestalten, nannte der Schweizer Zoodirektor Heini Hediger in den 1960er Jahren Fütterungsautomaten für Robben. Sie würden „den Menschen wohl mehr Spaß [machen] als den Tieren, die ja auf alle Fälle mit dem nötigen Futter versehen werden" (Hediger 1965: 31). Dessen konnte man sich freilich eher in Zeiten sicher sein, in denen es erstens keine Fischversorgungsengpässe gab und Zoos zweitens, was zum Zeitpunkt dieser Feststellung für beinahe alle Zoos in Deutschland und auch der Schweiz galt, durch kommunale Trägerschaft finanziert wurden. Es verschleierte gleichwohl die Beteiligung an den Futterkosten durch die Münzeinwürfe der Besucher/innen.

Die Gesamtfinanzen der Zoos betreffend lässt sich festhalten, dass sie Zeit ihres Bestehens auf Zuschüsse der Kommunen angewiesen waren. Tierhaltung, zumal eine umfangreiche, war kostenintensiv. Tiere, Futter, Wasser, Strom, Holz und Kohle mussten bezahlt werden, ebenso die Wartung von Anlagen, Entsorgung reichlich anfallender Abfallprodukte sowie die regelmäßige Instandsetzung der gebauten ‚Natur', die Tiere sinnfällig abnutzten. Dass eine Schließung des Zoos sich aus moralischen Gründen schwierig gestaltete, brachte der Frankfurter Bürgermeister Voigt im Jahr 1915 auf den Punkt. Ersichtlich sei, dass „man das Tiermaterial, das gerade die Kosten verursacht (…) nicht verhungern lassen kann."[14] Den Gesellschaften, die sich Zoos leisteten, waren Tiere zwar oft lieb gewonnene Akteure in städtischen Freizeitlandschaften, blieben jedoch ebenso finanzielle und moralische Bürde.

Lose Fäden einer *entangled economic history* des Zoos

Zootierhaltung wurde in der Moderne gewöhnlich, weil das Konsumangebot populär wurde: vergleichsweise allgemeinverständlich, zugänglich und affektiv berührend. Populäre Vergnügungen sind essentiell für die Frage nach Normalitäten, die Menschen sich einrichten (Maase 1997: 279) – auch im Hinblick auf Tiere.

Wenn es der historischen Kulturwissenschaft um Faktoren geht, die gesellschaftliche Differenzierungen und Zusammenhalt bedingen, um Motivationen, Entscheidungen und Spielräume, dann vermag das Integrieren von Akteuren *beyond the human* eine weitere Dimension zu eröffnen (Mullin 2002; Nance 2015). Eine ‚ganze Geschichte' des Zoos müsste eben auch die Geschichte des Wirtschaftens mit Tieren sein, eine „Geschichte der realen (und nicht allein der fiktiven, symbolischen und medialen, W. R.) Tiere".[15] Man sollte in diesem Sinne vermehrt auf die Tiere und in die Geschäftsberichte gucken. Die empirische Ausrichtung der Anthropologien und Alltagskulturwissenschaften und der Blick auf konkrete Praktiken sind Hartmut Ber-

14 Protokoll der 10. Magistratssitzung vom 15. April 1915: § 171.
15 Steinbrecher 2012: 29; siehe auch Roscher 2015.

ghoff und Jakob Vogel zufolge die wesentlichen Vorzüge dieser Fächer (Berghoff/Vogel 2004: 17). Fernerhin bietet die von Jens Wietschorke ausgearbeitete Programmatik für volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung als „Beziehungswissenschaft" (Wietschorke 2012) reichhaltige Anregungen für eine relationale Perspektivierung und Kontextualisierung der *entangled history* des Lebens und Wirtschaftens mit nicht-menschlichen Lebewesen.

Van Dooren et al. fordern in ihren Überlegungen zu *Multispecies Studies*, im Blick zu behalten, wer auf welche Weise beim Zusammentreffen der Spezies profitiert/e (van Dooren et al. 2016: 16). Während Menschen im Zoo Feste feierten, sich bei Schaufütterungen amüsierten und ihre Freizeit zubrachten, manch andere in diesem Betrieb arbeiteten und Trinkgelder verdienten, wurde der Zoo für Tiere zum Lebensraum, zum ausschließlichen ‚Alltäglichen'. Was ein ‚Wohlfühlen' der Tiere in diesem Setting betrifft, so kann die Autorin dieses Textes mangels ausreichender Expertise bezüglich relevanter Indikatoren die Frage, ob ein Leben im Zoo Tieren Wohlbefinden bereitet (hat), nicht klären.[16] In mancherlei Hinsicht müsste man angesichts der hier vorgestellten historischen Befunde gleichwohl seine Vernunft, um abschließend die Worte David Foster Wallaces zu borgen, nach allen Regeln der Rabulistik verbiegen, um dahinter etwas anderes zu vermuten als tierliches Leiden (Wallace 2009: 60).

Literatur und Quellen

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (1854), Bd. 13. Leipzig.

Anghi, Csaba Geyza von (1940): Beiträge zur rationellen Fütterung in Gefangenschaft gehaltener Säugetiere bei Einhaltung der quantitativen Futternormen. In: *Der Zoologische Garten* N. F. 12/1–2, S. 32–37.

Baratay, Éric (1997): Un instrument symbolique de la domestication: le jardin zoologique aux XIXe–XXe siècles (L'exemple du parc de la Tête d'Or à Lyon). In: Cahiers d'histoire 42/3–4, S. 677–706.

Berghoff, Hartmut/Vogel, Jakob (2004): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Ansätze zur Bergung transdisziplinärer Synergiepotentiale. In: Dies. (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels. Frankfurt/M., S. 9–41.

„Bierausschank beim Bärenzwinger", Annonce für das große Sommerfest im Zoo, Frankfurter Zeitung vom 16. August 1913.

Blackett, Tiffany A. et al. (2017): The Welfare of Wild Animals in Zoological Institutions. Are we meeting our duty of care?. In: *International Zoo Yearbook* 51/1, S. 187–202.

Bolau, Heinrich (1879): Die Lebensdauer der Thiere im Zoologischen Garten zu Hamburg. In: *Der Zoologische Garten* 20/4, S. 106–112.

Brockhaus' Enzyklopädie (1908), Bd. 14. Leipzig.

Buchner, Jutta (1996): Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tierverständnisses im 19. Jahrhundert. Münster u. a.

Burkhardt, Richard W. (2008): Akteure und Interessen in der Pariser Menagerie, in: Ash, Mitchell G. (Hrsg.): Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute. Wien u. a., S. 111–131.

16 Ausführungen hierzu bei Goldblatt 1993.

Conrad, Sebastian (2004): „How much, schatzi?". Vom Ort des Wirtschaftens in der *new cultural history*. In: Berghoff, Hartmut/Vogel, Jakob (Hrsg): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels. Frankfurt/M., S. 43–67.

Coup, William C. (1901): Sawdust and Spangles. Stories & Secrets of the Circus. Chicago.

Desmond, Jane (1999): Staging Tourism. Bodies on Display from Waikiki to Sea World. Chicago.

„Ein Humorist des Meeres". In: Der Volksfreund/Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, 31. März 1908.

Eitler, Pascal/Möhring, Maren (2008): Eine Tiergeschichte der Moderne. Theoretische Perspektiven. In: traverse 2008/3, S. 91–105.

Epple, Angelika (2011): Entangled histories. Reflecting on concepts of coloniality and postcoloniality. Leipzig.

Forschungsschwerpunkt Tier-Mensch-Gesellschaft (Hrsg.) (2017): Vielfältig verflochten, Interdisziplinäre Beiträge zur Tier-Mensch-Relationalität. Bielefeld.

Fudge, Erica (2017): What was it like to be a cow? In: The Oxford Handbook of Animal Studies, hg. v. Linda Kalof. New York, S. 258–278.

Führer durch den Zoologischen Garten zu Dresden (1861). Dresden.

Goldblatt, Allen (1993): Behavioural Needs of Captive Marine Mammals, *Aquatic Mammals* 19/3, S. 149–157.

Haarhaus, Julius R. (1906): Menagerien und Tierschaustellungen in frueherer Zeit. In: Velhagen & Klasings Monatshefte 21/3, S. 337–353.

Hediger, Heini (1965): Tiergartenbiologie. Mensch und Tier im Zoo. Rüschlikon-Zürich u. a.

Hornaday, William T. (1909): Popular Official Guide to the New York Zoological Park. New York.

Kjärbölling, F. (1871): Der zoologische Garten zu Friedrichsberg bei Kopenhagen. In: *Der Zoologische Garten* 12/1, S. 19–23.

Knottnerus-Meyer, Theodor (1905): Neues vom Zoologischen Garten zu Berlin. In: Der Zoologische Garten 46/2, S. 33–44.

Knottnerus-Meyer, Theodor (1925): Tiere im Zoo. Beobachtungen eines Tierfreundes. Leipzig.

Krüger, Gesine/Steinbrecher, Aline (2011): Editorial. In: Historische Anthropologie 19/2: Tierische (Ge)Fährten, S. 169–171.

Krüger, Gesine/Steinbrecher, Aline/Wischermann, Clemens (Hrsg.) (2014): Tiere und Geschichte. Konturen einer Animate History. Stuttgart.

Maase, Kaspar (1997): Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur. Frankfurt/M.

May, Christina Katharina (2016): Geschichte des Zoos. In: Borgards, Roland (Hrsg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart, S. 183–193.

Meyer, Heinz (2000): 19./20. Jahrhundert. In: Dinzelbacher, Peter (Hrsg.): Mensch und Tier in der Geschichte Europas. Stuttgart, S. 404–568.

Mullin, Molly (2002): Animals and Anthropology. In: *Society & Animals* 10:4, 387–393.

Nance, Susan (Hrsg.) (2015): The Historical Animal. New York.

Naturwissenschaftliches Lehrmittel-Institut Wilhelm Schlüter, Halle a. S. Inseraten-Beilage des *Zoologischen Anzeiger*, 26. September 1913.

Nehring, A. (1887): Ueber das Gefangenleben der Kegelrobbe, *Der Zoologische Garten* 1887, S. 1–10.

Priemel, Kurt an Oberbürgermeister Krebs, Frankfurt am Main 19. Juli 1935. StdA Frankfurt/M., Akten Stadtkanzlei, 6804, Bd. 1, 1930–1940.

Protokoll der 10. Magistratssitzung vom 15. April 1915, § 171; StdA Frankfurt/M., Magistratsakten S. 1729: Zoologischer Garten, Übernahme durch hiesige Stadt, 1915.

Protokoll der Konferenz des Verbands Deutscher Zoodirektoren, Frankfurt/M. 1912. Archiv Tiergarten Schönbrunn.

Protokoll der Tagung des Verbands Deutscher Zoodirektoren, Hamburg 1889. Archiv Tiergarten Schönbrunn.

Roscher, Mieke (2015): Geschichtswissenschaft. Von einer Geschichte mit Tieren zu einer Tiergeschichte. In: Spannring, Reingard et al. (Hrsg.) (2015): Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen. Bielefeld, S. 75–100.

Roscher, Mieke (2016): Darf's ein bisschen mehr sein? Ein Forschungsbericht zu den historischen Human-Animal Studies. *H-Soz-Kult*, 16. Dezember 2016. www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-2699 (03.06.2018).

Rowley, John (1929): Life History of the Sea-Lions on the California Coast. In: Journal of Mammology 10/1, S. 1–36.

Sax, Boria: The Mythical Zoo. Animals in Myth, Legend, and Literature, New York u. London 2013.

Scherpner, Christoph (1983): Von Bürgern für Bürger. 125 Jahre Zoologischer Garten in Frankfurt am Main. Frankfurt/M.

Schläger, Hermann (1865): Der zoologische Garten zu Hannover im Jahre 1864. In: Der Zoologische Garten 6/3, S. 103–106.

Schöpf, Alwin (1867): Nachrichten aus dem Zoologischen Garten zu Dresden. In: Der Zoologische Garten 13/5, S. 188.

Speitkamp, Winfried (2008): Der Rest ist für Sie! Kleine Geschichte des Trinkgeldes. Stuttgart.

Steinbrecher, Aline (2012): Auf Spurensuche. Die Geschichtswissenschaft und ihre Auseinandersetzung mit den Tieren. In: Westfälische Forschungen 62, Themenschwerpunkt: Tier und Mensch in der Region, S. 9–29.

Van Dooren, Thom/Kirksey, Eben/Münster, Ursula (2016): Multispecies Studies. Cultivating Arts of Attentiveness. In: Environmental Humanities 8/1, S. 1–23.

Vertrag und Dienstanweisung für die Tierwärter des Zoologischen Gartens, § 29. StdA Köln, 950: Zoo, A 167, Vertrag und Dienstanweisung für die Tierwärter des Zoologischen Gartens, hier Tierwärter J. Hemshorn, 12. Februar 1868.

Wallace, David Foster (2009): Am Beispiel des Hummers. Zürich, Hamburg.

Weinland, David Friedrich (1862): Ueber den Regents-Park bei London. In: Der Zoologische Garten 3/5, S. 93–101.

Wietschorke, Jens (2012): Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 115, S. 325–359.

Zoo Leipzig an den Zoo Dresden, 2. August 1935. Archiv Zoo Dresden.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 316–324.*

Oliwia Murawska

Zur kulturellen Logik der Unternehmensnachfolge

Einführung

Das Thema der Nachfolge in Familienunternehmen wirft aus kulturanthropologischer Perspektive zwei grundsätzliche Fragen auf, zu deren Klärung der vorliegende Aufsatz einen Beitrag leisten möchte: Welche kulturellen Faktoren beeinflussen positiv die Kontinuität eines Familienunternehmens? Woraus formieren sich die das Unternehmen stabilisierenden Strukturen und wie transformieren sich diese in der Zeit?

Im Rahmen meines Dissertationsprojektes habe ich empirisch in familiengeführten Werften wie der *Meyer Werft* in Papenburg, der *Abeking und Rasmussen*-Werft in Lemwerder und der *Böbs-Werft* in Travemünde geforscht und dabei sowohl die Makroebene „die Welt der Werften", die Mesoebene „die Welt der Familienwerft", insbesondere aber die Mikroebene „die Welt der Werftchefs" erkundet (Murawska 2015). Auf diesem empirischen Fundament soll nun das Abstraktionsniveau erhöht werden, indem das Phänomen der familieninternen Unternehmensnachfolge auf der theoretischen Metaebene betrachtet wird.

Dass ein Unternehmen über mehrere Generationen in der Hand einer Familie bleibt, ist unwahrscheinlich: Mangelnde Anpassungsfähigkeit an Innovationen, fehlendes Kapital, Erbstreitigkeiten und so weiter sind Risikofaktoren, die zum Scheitern führen können. Vor allem aber stellt die transgenerationale Übergabe ein Problem dar. Nicht ohne Grund spricht Jan Meyer, Chef der *Meyer Werft* in der siebten Generation, vom „Toprisiko: Nachfolge", sein Vater bestätigt das mit den Worten: „Also das wird auch in der nächsten Generation spannend sein, ob wir das hinkriegen. Sechs Mal haben wir es jetzt gemacht und das siebte Mal… wollen wir sehen."[1]

Aus ontologischer Perspektive sollen vorliegend die kulturellen Bedingungen untersucht werden, die erfüllt sein müssen, damit die Sprünge über die Generationengrenzen gelingen und die Kontinuität des Familienunternehmens erhalten bleibt. Es geht ferner um die „Gelingensbedingungen", ein Begriff, den Latour in seinem Werk

1 Das hier verwendete empirische Material wurde im Rahmen meines Dissertationsprojektes in den Jahren 2011 bis 2015 erhoben und wurde bereits veröffentlicht. Daher verzichte ich im Folgenden auf den Nachweis der einzelnen Interviewpassagen.

Existenzweisen verwendet (Latour 2014: 103), oder mit anderen Worten, um das Wesen der Dinge, die das Gelingen wahrscheinlicher machen, es be*ding*en; die Wortwahl mag verraten, dass auch Heideggers fundamentalontologischer Ansatz verwendet wird. Doch obschon der theoretisch arbeitende Volkskundler auf Anleihen aus den Nachbardisziplinen angewiesen ist, gilt es gerade die Spezifik und Fruchtbarkeit des volkskundlichen Blicks herauszustellen, mit dem die kulturelle Logik der Unternehmensnachfolge offengelegt werden kann.

Hybride und der Bereich der Mitte

Was ist ein Familienunternehmen? In der Ökonomie gibt es Bestrebungen, systemtheoretisch Familie und Unternehmen als geschlossene, getrennte Einheiten einander gegenüberzustellen, um Paradoxien oder Konfliktpotentiale aufzuzeigen (Simon 2008: 19). Nimmt man diesem Ansatz folgend eine derartige Trennung vor, unterläuft einem, so würde Latour argumentieren, ein klassischer Kategorienfehler (Latour 2014: 92). Welchem Bereich ließen sich folgende Aussagen zuordnen und wo die Grenzen ziehen?

> „Also wir wohnten damals hier auf dem Werftgelände, wo sich das ganze Leben um den Betrieb, um die Werft drehte"; „Ich glaube, das ist ganz wichtig, dass überhaupt erst einmal die Familie funktioniert. Ich meine, das ist für jeden wichtig, aber gerade für das Unternehmen auch wichtig. Das auch die Frau ein Teil des Unternehmens ist, die auch das Unternehmen darstellt, das muss man ganz wichtig sehen, und natürlich sich auch mehr um den Nachwuchs kümmert als ich. Und wo der Nachwuchs viel wichtiger ist für das Unternehmen."

Damit lässt sich ein Familienunternehmen treffender als Hybrid, als „Mischwesen" (Latour 2008: 19) oder auch als ein „Wesen der Instauration" (Latour 2014: 237) bezeichnen. Nicht nur ist die Familie Urheber des Unternehmens, ebenso weist der Handlungsvektor in die entgegengesetzte Richtung. Die Unternehmerfamilie und das Familienunternehmen schaffen, halten und erhalten sich gegenseitig. Und genau diesem „Reich der Mitte" (Latour 2008: 104) entspringt auch die kulturelle Technik der Nachfolgeregelung, die nicht allein an formelle, ökonomische und juristische Regeln gebunden ist, sondern vielmehr ein Bündel kulturell und innerfamiliär ausgehandelter Strategien darstellt. Auf die Frage, wo die Nachfolgeentscheidungen getroffen werden, heißt es von den Werftchefs: „Mehr in der Familie, schon in der Familie" oder „am Ende ist es die Familie, die entscheidet, wie es in Zukunft weiter geht."

Im Bereich der Mitte darf sich der Kulturanthropologe heimisch fühlen, der sich mithilfe seiner weichen Methoden dem Unternehmer und *dessen* Sicht auf die Welt zuwendet, ohne dass von ihm allgemeingültige Erfolgsrezepte erwartet werden. Von Hause aus schaut er auf die Interaktion zwischen Familie und Unternehmen, weshalb ihm auch nicht entgeht, dass Familienunternehmen ‚nie modern gewesen' sind: Weder lassen sich Subjekte und Objekte getrennt voneinander konzeptualisieren, noch haben die Familienunternehmer ein modernes Zeitverständnis, das sich durch eine Abschaffung der Vergangenheit charakterisiert (Latour 2008: 93). Zweifellos ist unternehmerisches Handeln zukunftsorientiert, aber „die Vergangenheit ist nicht über-

holt, sondern wird wiederholt, aufgegriffen, umschlossen, geschützt, neu kombiniert, neu interpretiert und neu geschaffen" (Latour 2008: 101), wie Bernard Meyers Aussage verdeutlicht: „Für ihn [den Vater] war das Unternehmen sehr wichtig, was er ja geerbt hat, es auch einfach in die nächste Generation reinzubringen. Und das ist auch meine Aufgabe."

Vom Wesen der Dinge

Warum es zur Offenlegung der kulturellen Logik der Nachfolge das Wesen der Dinge zu bedenken gilt, möchte ich anhand einiger Beispiele aus den Familienwerften veranschaulichen: Die Welt der Werften charakterisiert sich durch eine spezifische Landschaft, die geprägt ist von Wasser, Werftanlagen und Schiffen. In den Interviews entwarfen die Werftchefs nicht nur romantische Sehnsuchtsbilder ihrer Werftlandschaften, sondern die Landschaft diente vielfach als Ausgangspunkte der Erinnerung (Lehmann 1998; 2001): „Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Ich kann auch anfangen, wie ich aus dem Fenster gucke, mit dem Standort." Auch der Ursprungsmythos der Werft wird verortet, schließlich sind die Nähe zum Wasser und die Anbindung an Wasserstraßen die geographischen Bedingungen für die Errichtung der Werft und den Bau von Schiffen. Eine weitere kontinuitätssichernde Bedingung ist der aus dem Handwerk hervorgegangene Beruf des Boots-, Yacht- oder Schiffbauers. Der Schiffbau, so die Einschätzung eines Schiffbauers, spreche einen bestimmten Menschentypus an und bringe einen bestimmten Menschentypus hervor, einen, der sich vom „Schiff mit all seiner Emotionalität angesprochen fühl[t]".

Wichtigste Bedingung und damit das Leitmotiv, das die Werftfamilien von anderen Unternehmerfamilien unterscheidet, ist die identitätsstiftende, Sicherheit und Orientierung gebende Werft. Als Produktionsort ist sie Existenzgrundlage und Ausdruck familiärer Schöpfungskraft, als sozialer Interaktionsraum bringt sie die Familienmitglieder zusammen, als Erfahrungs- und Erlebnisraum (Lehmann 1998: 291) bestimmt sie maßgeblich die Sozialisation und die Lebenswelt der Werftchefs, die in physischer Nähe zu ihr groß werden. Ferner ist sie ein „lieu de mémoir" (Nora 1998:14) und ein Werk aller Generationen:

> „Und ich jetzt und mein Vater auch schon (...), wir sind jetzt diejenigen, die die Früchte davon tragen von den Zeiten, den Gründungszeiten und Aufbauphasen." „Ich kann wirklich sagen, dass jeder seinen Beitrag für dieses Unternehmen geleistet hat und es entscheidend vorwärts gebracht hat." „Ich habe einfach auf dem, was er [der Vater] als Grundlagen geschaffen hat, ob es Gastanker sind, ob es Fähren sind, woraus Passagierschiffe geworden sind, ob es Viehtransporter sind, aufgebaut."

Hier sprechen die Werftchefs vom Bauen in seiner doppelten Wortbedeutung, auf die Heidegger hinweist. Bauen meint einerseits das Errichten von Bauten, andererseits auch ein Wohnen, ein Bleiben (Heidegger 2000: 150), einen „Aufenthalt bei den Dingen" (Heidegger 2000: 153). Die Werftfamilien sind an den Standort gebunden, sind

sesshaft, sie halten sich bei den Dingen, der Werft, der Landschaft, den Berufen, den Schiffen auf und sind, wie sie sich selbst charakterisieren, „bodenständig".

Indem die Werftchefs Schiffe und ihre Werft errichten, bleiben sie bei den Dingen und bewahren, pflegen, schonen zugleich ihr Erbe. Denn, wie Heidegger es ausdrückt, das „Bauen als Wohnen entfaltet sich zum Bauen, das pflegt, das bewahrt und das schont" (Heidegger 2000: 150f.). Bauten wie Schiffe, aber mehr noch die Familienwerften, sind Ausdruck einer Versammlung aller Generationen, auf deren Errungenschaften aufgebaut wird (Heidegger 2000:155). Mit Aleida Assmanns Worten ist die Familienwerft ein „Generationenort"[2], dessen Bindungskraft „auf der Verwandtschaftskette der Lebenden und Verstorbenen" beruht (Assmann 1999: 337). Das Bauen einer Familienwerft meint somit nicht nur ein *Er*bauen, sondern ein Wohnen, Bewahren, Pflegen, Schonen *und* Verstatten eines Raumes zu einem Ort, in dem die Lebenden und die Toten eingelassen sind (Heidegger 2000: 156). Zum Bauen im Sinne des Bewahrens der Kontinuität eines Familienunternehmens ist es notwendig, das Wesen der Dinge zu bedenken, die das Bauen überhaupt erst ermöglichen: „Welcher Art jedoch dieses Hervorbringen, nämlich das Bauen, sein muß, erfahren wir erst, wenn wir zuvor das Wesen jener Dinge bedacht haben, die von sich her zu ihrer Herstellung das Bauen als Hervorbringen verlangen." (Heidegger 2000: 156f.)

Etwas werftspezifischer formuliert diesen Zusammenhang der Experte, Schiffbauingenieur und Präsident des *Deutschen Boots- und Schiffbauer-Verbandes* Conradi, den ich um eine Einschätzung hinsichtlich der Frage, warum Familienwerften so langlebig seien, bat:

> „Da kommt wahrscheinlich zusammen, dass jemand, der *mit Booten, Schiffen und Wasser und Meer* zu tun hat, irgendwie tendenziell dabei bleibt. Die Sehnsucht nach dem Meer muss irgendwo im Menschen verankert sein. Und derjenige, der dann direkt an so einer *Brutstätte des Schiffbaus oder des Bootsbaus geboren wird*, der hat diese offensichtlich allen anhaftende Sehnsucht *schon einmal drin*; dann das Spezielle, dass er sowieso da aufgewachsen ist und dann hat er den *Betrieb vor Augen* usw. Und dann glaube ich eben auch, das kommt noch dazu, dass das meiste sich ja hier an der *Küste* abspielt. Und die Küstenbewohner sind ja auch wieder so ein *spezielles Völkchen*, die sowieso sehr *schollenbehaftet* sind. Das kommt dann vielleicht auch noch als Komponente dazu. Und aus diesem Grunde gehen solche Unternehmen *mehr oder weniger automatisch in die nächste Generation* über."

Offenkundig bedenkt auch der Experte das Wesen der Dinge: Wenn die Werftchefs an der Brutstätte des Schiffbaus geboren sind, die Sehnsucht schon einmal drin und den Betrieb vor Augen haben, das spezifische Wesen der Dinge, der Boote, der Schiffe, des Wassers, des Meers, der Landschaft, der schollenbehafteten Küstenbewohner bedenken, bleiben sie tendenziell dabei, sie pflegen, schonen, bewahren und bauen die Familientradition – das Unternehmen geht derweil nahezu automatisch in die nächste Generation über. Hieran wird deutlich, wie nah sich die subjektzentrierte Volkskunde

2 „Die Bedeutung der Generationenorte entsteht mit einer langfristigen Bindung von Familien oder Gruppen an einen bestimmten Ort. Dabei entsteht ein enges Verhältnis zwischen Menschen und geographischem Ort" (Assmann 1999: 308).

am Wesen der Dinge befindet: Sie entdeckt das „Nächste und Bekannte", das ontologisch betrachtet das „Fernste, Unerkannte und in seiner ontologischen Bedeutung ständig Übersehene" ist (Heidegger 1967: 43). Denn dem volkskundlich erhobenen empirischen Material liegen schon jene „Fundamente" und „Strukturen" zugrunde, die sich später auch ontologisch erfassen lassen (Heidegger 1967: 50f.).[3]

Diese vom Wesen der Dinge geformten Strukturen prägen die kulturellen Strategien zur Regelung der Nachfolge in ihrer je spezifischen Weise, was insbesondere dann deutlich wird, wenn man nach den historischen Vorbildern der Nachfolgeregelung fragt und dabei ständisch organisierte Kollektive, also die Bauern, den Adel und das alte Handwerk in den Blick nimmt, bei denen Produktion und Familie zusammenfallen und die über Jahrhunderte Generationenwechsel nach bestimmten Regeln bewältigt haben. Denn die konkreten Nachfolgeregelungen stellen immer nur Transformationen eines universalen kulturellen Prozesses dar und variieren letztlich mit den strukturellen Besonderheiten, dem Familientypus, der Rang- und Arbeitsordnung der jeweiligen Haushalte, aus denen sich dann die Motive ableiten lassen, die das Denken und Handeln lenken. Diese Leitmotive, im Falle des Bauern der Hof, des Adeligen die Herkunft, des Handwerkers der Beruf, des Werftchefs die Werft, prägen die konkreten kontinuitätssichernden kulturellen Strategien, zu denen die Sozialisation des Nachwuchses, die Partnerwahl beziehungsweise Heiratspolitik, die Ausgestaltung der Übergabe sowie die Traditionspflege gehören.

Das bedeutet, dass all die Möglichkeiten zur Ausgestaltung der Nachfolge bereits im soziokulturellen Feld enthalten sind. Die frühkindliche Sozialisation der Werftchefs beispielweise kennzeichnet sich durch ein Miterleben des Werftalltags, das spielerische Erlernen erster Fertigkeiten und damit die Internalisierung der werftspezifischen Strukturen:[4]

> „Und da wir hier direkt in Lemwerder auch aufgewachsen sind, also direkt in der Nähe dieser Werft (...,) haben [... wir] das als Spielplatz benutzt, das Werftgelände. Wir haben damals noch einen großen Holzplatz gehabt (...). Und zwischen diesen aufgestapelten Holzscheiben, die zum Trocknen da draußen gelagert waren, haben wir gespielt."

Aus den Strukturen erwächst auch die kontinuitätssichernde Strategie der Erinnerungs- und Traditionspflege. Dazu gehören das Begehen von Werftjubiläen, Kiellegungen, Stapelläufen, Schiffstaufen, Schiffsüberführungen, werfttypische Familienrituale wie die Teezeremonie, die Bernard Meyer seine ostfriesische Herkunft, die privaten Trinkgewohnheiten und die offizielle Unternehmenskultur pflegend, mit seinen Geschäftspartnern zelebriert.

3 „Andererseits muß aber immer wieder zum Bewußtsein gebracht werden, daß diese ontologischen Fundamente nie nachträglich aus dem empirischen Material hypothetisch erschlossen werden können, daß sie vielmehr auch dann immer schon ‚da' sind, wenn empirisches Material auch nur *gesammelt* wird" (Heidegger 1967: 50).

4 Vgl. dazu Berger/Luckmann1969: 139 oder Bourdieu 1987: 175, 739. Das „soziale Feld" formt den Habitus der Werftchefs, denn die „spezifische Logik eines Feldes nimmt als spezifischer Habitus Gestalt an" (Bourdieu 2001: 20).

Gelingensbedingungen und Temporalität

Um die kulturelle Logik der Unternehmensnachfolge zu erfassen, reicht es nicht, die Dinge in ihrer Gegenwart beziehungsweise Anwesenheit zu betrachten (Heidegger 1967: 25f.), sondern sie müssen ebenso von ihrer Zeitlichkeit her verstanden werden (Heidegger 1967: 1, 17). Denn die Zeit gilt als Interpretationshorizont einer jeden Unternehmensnachfolge. Nachdem gezeigt wurde, aus welchen Bedingungen sich das Wissen um die Unternehmensnachfolge *formiert*, gilt es nun danach zu fragen, wie es sich *trans*formiert: Denn eine „*Form* ist das, was sich durch eine Reihe von *Trans*formationen aufrechterhält" (Latour 2014: 168). Auf dreierlei Weise soll die Temporalität in die Argumentation eingebracht werden, indem 1. die Dinge in der Zeit, 2. die soziale Dynamik und 3. die Unternehmensnachfolge als Prognose betrachtet werden.

Die Dinge in der Zeit

Dass die Bedingungen für die Reglung der Nachfolge selbst einem Wandel unterliegen, dass Transformation die Voraussetzung für Kontinuität ist (Latour 2014: 194), zeigt sich an der Landschaft: So wird beispielsweise die Ems vertieft, um die größer werdenden Kreuzfahrtschiffe zur Küste befördern zu können. Die Werft transformiert sich von einer „Meisterbude" zu einem „industriellen Unternehmen", der tradierte Beruf vom Schiffszimmermann zum promovierten Schiffbauingenieur. Ferner zeitigen sich auch die spezifischen Nachfolgestrategien, denn die Planung der Nachfolge bedarf sowohl des linearen Blicks in die Zukunft als auch der Wiederholung und der Berücksichtigung der Erfahrungen aus vorhergehenden Übergaben. Der eine Werftchef hat gelernt, es dürfe nur einen Kapitän an Bord geben, der andere, der den Betrieb von seinem Vater und Onkel übernommen hat, setzt gleich drei seiner Söhne ein. In industriellen Betrieben spielen die Nachfolger nicht mehr auf dem Werftgelände, sie bauen es, wie Jan Meyer sagt, daheim mit Legosteinen nach. Mit technologischem Wandel verändern sich auch die Werfttraditionen: Der einst festlich begangene Stapellauf heißt heute Ausdocken, der eigentliche Event ist nun die Schiffsüberführung.

Die soziale Dynamik

Die Zeitlichkeit wird ebenso durch den alle sozialen und ökonomischen Beziehungen strukturierenden Basismechanismus Tausch eingeführt. Er sorgt für die soziale Dynamik, verbindet die Tauschenden, schafft ein Geflecht aus Verpflichtungen und Verantwortung, die aus der Vergangenheit in die Zukunft strahlen.

Die Ökonomieform von Familienunternehmen charakterisiert sich sowohl durch „short"- als auch durch „long-term transactions" (Bloch/Perry 2000: 23ff.) Letztere bestehen zwischen den Systemen Familie und Unternehmen und den einzelnen Ak-

teuren wie dem Vorgänger und dem Nachfolger oder den Geschwistern. Von seinen Eltern, dem Vorgänger und den Vorfahren wird der Nachfolger mit ökonomischem, kulturellem, sozialem sowie symbolischem Kapital ausgestattet (Bourdieu 1983), also mit dem Betrieb, der Ausbildung, den sozialen Netzwerken und dem für sein Leben als Werftchef wichtigen Habitus. Doch hat die Gabe auch ihre Kehrseite (Mauss 1990), die darin besteht, dass sie den Nachfolger in ein Schuldverhältnis bringt, dem er sich nicht so leicht entziehen kann, wie folgende Interviewpassagen zeigen:

> „Aber wenn man die Aufgabe gestellt bekommt, dann drückt man sich, glaube ich, nicht davor, dann macht man das einfach." „Wenn man so ein Unternehmen geerbt hat, geht es nicht darum, dass man Besitz davon nimmt, sondern vielmehr darum, wie kann ich dieses Unternehmen eigentlich in meiner Zeit festigen, konkurrenzfähig halten und vor allen Dingen überleben lassen."

Die Gewalt der Gabe, die zur Gegengabe zwingt, wird von den Werftchefs zwar heruntergespielt: „da denkt man nicht so schlimm darüber nach", und sie betonen eher die Freiwilligkeit und Selbstverständlichkeit der Entscheidung für die Nachfolge, doch leisten die Werftchefs damit genau das, was Bourdieu „Verklärungsarbeit" nennt:

> „Die Schuldanerkenntnis wird zur Dankbarkeit, zum dauerhaften *Empfinden* für den Urheber des großmütigen Aktes, das bis zur Zuneigung gehen kann, zur Liebe, wie man an den Beziehungen zwischen Generationen besonders deutlich sehen kann" (Bourdieu 2005: 147).

Die der symbolischen Ökonomie inhärente Logik kommt in der folgenden Passage zum Vorschein:

> „Man hat einfach seine Aufgabe. Natürlich hat man die Geschichte im Hintergrund, was da passiert ist, das ist ja auch wichtig, weil man davon wahrscheinlich auch ein bisschen lebt. Dass dieser Rückhalt irgendwo und vielleicht ein bisschen Stolz auch davon kommt, dass man diese Chance hat, so etwas zu machen."

Keineswegs steht damit die Entscheidung für die Nachfolge vorab schon fest, doch zeigt sich hier die Dynamik der Gabe, die das Vergangene ins Zukünftige transferiert und somit Temporalität in die Logik der Unternehmensnachfolge bringt.

Die Nachfolgeregelung als Prognosetechnik

Die familieninternen Nachfolgestrategien können mit Luhmann als Techniken der Defuturisierung[5] verstanden werden, mit denen der Unternehmer der Offenheit der Zukunft begegnen beziehungsweise diese minimieren kann. Durch eine werftspezifische Sozialisation des Nachfolgers beispielsweise kann der Werftchef eine in der Zukunft liegende Gegenwart beeinflussen. Ebenso geben die in der Vergangenheit positiv bewältigten Übergaben Anlass zu glauben, dass diese auch in Zukunft überstanden werden:[6] „In vertrauten Welten dominiert die Vergangenheit über Gegenwart

5 „Defuturisierung mag zu einem Grenzwert führen, wo die gegenwärtige Zukunft mit der zukünftigen Gegenwart verschmilzt und nur noch eine Zukunft möglich ist" (Luhmann 1990: 130).

6 „Wer Vertrauen erweist, nimmt Zukunft vorweg" (Luhmann 1989: 8).

und Zukunft. In der Vergangenheit gibt es keine ‚anderen Möglichkeiten' mehr, sie ist stets schon reduzierte Komplexität" (Luhmann 1989: 20). Eine familieninterne Nachfolge reduziert Komplexität nicht nur durch die Reduktion der potentiellen Kandidaten, sie gewährleistet zugleich, dass ein Vertrauter das Unternehmen in die Zukunft führen wird: „Vertrautheit in diesem Sinne ermöglicht relativ sicheres Erwarten und damit auch ein Absorbieren verbleibender Risiken" (Luhmann 1989: 19). Damit erweckt familieninterne Nachfolge nicht nur intern, sondern auch extern – also bei Banken, Geschäftspartnern und Kunden – Vertrauen. Es sei ein „ganz großer Vorteil", so der Unternehmensberater Reichert, wenn „man hundert Jahre Tradition hat, dann glaubt einem auch jeder, dass man die nächsten zwanzig auch noch anstrebt." Um die defuturisierende Wirkung der Familienunternehmen weiß auch Bernard Meyer: „Wenn ich einen Auftrag unterschreibe, kann ich sagen: ‚Übrigens, ich werde sehr wahrscheinlich auch da sein, wenn du das Schiff abholst, in drei Jahren.'" Mit Luhmanns Worten geht „Vertrauen (…) stufenlos über in Kontinuitätserwartungen (…)" (Luhmann 1989: 25). Kontinuität und lange Dauer schaffen Vertrauen, Vertrauen schafft Kontinuität und lange Dauer.

Fazit

Aus ontologischer Perspektive wurde nach den Gelingensbedingungen gefragt, die erfüllt sein müssen, damit die Sprünge über die Generationengrenzen gelingen und die Kontinuität des Familienunternehmens erhalten bleibt. Worin besteht nun die kulturelle Logik der familieninternen Unternehmensnachfolge?

Es ist zum einen das Wesen der Dinge, das zur Beantwortung der Frage bedacht werden will. Denn aus eben diesen Dingen formieren sich die Strukturen und die denk- und handlungsleitenden Motive. Am Beispiel des Schiffbaus lässt sich zeigen, dass das Bauen zugleich eine Anwesenheit bei den Dingen, ein Bewahren und ein Pflegen der Familientradition impliziert, was denkbar gute Bedingungen für Kontinuität schafft. Aus dem Wesen der Dinge, den sich daraus formierenden Strukturen und Leitmotiven erwachsen dann die eigentlichen Möglichkeiten zur konkreten Ausgestaltung der Nachfolge.

Zum anderen sind die Bedingungen von ihrer Zeitlichkeit her zu bestimmen. Nicht nur transformieren sich die Strukturen selbst in der Zeit, auch die Austauschbeziehungen sorgen für die soziale Dynamik. Das Wissen um die Nachfolge hat prognostischen Charakter, ist zugleich das Ergebnis eines kulturellen Lernprozesses, indem es sich aus den Erfahrungen der vorhergehenden Generationenwechsel speist. Damit ist die Unternehmensnachfolge nie nur ein Ereignis in der Geschichte eines Familienunternehmens, sondern das Ergebnis aller vergangener, gegenwärtiger wie auch zukünftiger, kontinuitätssichernder Maßnahmen.

Die kulturelle Logik der familieninternen Unternehmensnachfolge lässt sich durch die mannigfaltigen Vorzüge des volkskundlichen Blicks freilegen. Durch den abstrahierenden kulturhistorischen Vergleich wird die Universalität des Phänomens

Unternehmensnachfolge erkennbar. Doch erst die Subjekt- und Alltagsnähe eröffnen den Zugang zum Wesen der Dinge und den sich zeitigenden Strukturen, deren Berücksichtigung bei der Regelung der Nachfolge ein Gelingen sicherlich nicht unwahrscheinlicher macht.

Literatur

Assmann, Aleida (1999): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München.

Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.

Bloch, Maurice/Perry, Jonathan (2000): Introduction: Money and the morality of exchange. In: Dies. (Hrsg.): Money and the morality of exchange. Cambridge, S. 1–32.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen, S. 183–198.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterscheide. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/M.

Bourdieu, Pierre (2005): Die Ökonomie der symbolischen Güter. In: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/M., S. 139–155.

Heidegger, Martin (1967 [1927]): Sein und Zeit. Tübingen.

Heidegger, Martin (2000 [1951]): Bauen, Wohnen, Denken. In: Martin Heidegger. Gesamtausgabe, hrsg. von Friedrich-Wilhelm Herrmann. Bd. 7. Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Frankfurt/M., S. 145–164.

Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt/M.

Latour, Bruno (2014): Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen. Berlin.

Lehmann, Albrecht (1998): Erinnerte Landschaft. Veränderungen des Horizonts und narrative Bewußtseinsanalyse. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 39, S. 291–301.

Lehmann, Albrecht (2001): Landschaftsbewusstsein. Zur gegenwärtigen Wahrnehmung natürlichen Ensembles. In: Brednich, Rolf Wilhelm u. a. (Hrsg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 27.9. bis 1.10.1999. Münster u. a., S. 147–153.

Luhmann, Niklas (1989): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. 3. Aufl. Stuttgart.

Luhmann, Niklas (1990): Die Zukunft kann nicht beginnen: Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft. In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): Vor der Jahrtausendwende: Berichte zur Lage der Zukunft. Frankfurt/M., S. 119–150.

Mauss, Marcel (1990): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/M.

Murawska, Oliwia (2015): Die Familienwerft. Strukturen, Traditionen, Nachfolge. Münster.

Nora, Pierre (1998): Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt/M.

Simon, Fritz B. (2008): Von Generation zu Generation – Unterschiedliche Entwicklungsschritte von Mehrgenerationen-Familien-Unternehmen. In: Kollmer-von Oheimb-Loup, Gert u. a. (Hrsg.): Unternehmensnachfolge in Geschichte und Gegenwart. Ostfildern, S. 13–38.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 325–331.*

Alexander Schwinghammer

Urban Food Ecopreneurs

Start-up Kultur als Ökonomisierungsagent der Lebensmittelproduktion im städtischen Raum

> Berlin, genauer gesagt, DATA KITCHEN – Berlins erstes Digitalrestaurant. Meine Interviewpartnerin Bernadette, die gerade eine Indoor-Farm aufbaut, hat diesen Ort vorgeschlagen, denn „dort würden wir uns quasi schon physisch im Thema Food Futures befinden", schrieb sie mir vorher, als ich sie um ein Interview gebeten hatte. Das Restaurant-Konzept, in dem man im Vorfeld online bestellt, was man essen möchte, wurde mit Unterstützung von SAP aufgebaut. Man bekommt einen Code auf sein Smart-Phone geschickt und kann damit eine der gläsernen Klappen öffnen, die zum Essen führen, das in der jeweiligen Box dahinter auf einen wartet. Ich fühle mich unweigerlich an die Automaten-Restaurants des frühen 20. Jahrhunderts erinnert. Ein zweiter Gedanke bringt Bilder der in den Niederlanden verbreiteten *Automatiek* ins Gedächtnis. Diese Maschinen werfen – ähnlich einem Zigaretten-Automaten – Würstchen, Buletten und Brötchen aus. Nicht gerade etwas, das den Geschmack anregt. Doch natürlich ist das im DATA KITCHEN ganz anders. Der eigene Name und ein paar sich bewegende grafische Symbole, die auf die Oberfläche projiziert werden, erzeugen einerseits einen personalisierten und andererseits einen futuristischen Eindruck. Zudem werden die Gerichte von einem bekannten Koch zubereitet und sind – natürlich, man ist ja in Berlin – aus regionalen Zutaten hergestellt. Das hat seinen Preis. In mehrfacher Hinsicht. Solche Restaurants – hochpreisig und mit starkem Fokus auf die Lebensmittelqualität – seien klassische Kunden einer Indoor-Farm, wird im Gespräch mit Bernadette klar. Denn die geplante Produktion im städtischen Raum soll Gewinn abwerfen. Das geht nur, wenn die Produkte eine bestimmte Qualität besitzen und dadurch auch einen höheren Preis erzielen. Feldsalat geht gut, Ruccola oder eben Kräuter. Denn „der [Einzel-]Konsument wird eher Frau sein, weil Salat, (...) und mittlere bis obere Einkommensklasse", führt sie aus. Ähnlich sieht sie auch die Zukunftsperspektive der eigenen Firma. „Die Mission wäre – das wie wir es in unseren Business-Case geschrieben haben – wenn wir 180 Farmen in den nächsten 11 Jahren haben".

In aktuellen Projekten und Initiativen zur Lebensmittelproduktion in den urbanen Räumen Europas geht es nicht mehr primär um das ‚Gemeinsam-Garteln' als sozialromantisches Projekt von Stadtbewohnern. Ansprüche auf Transparenz, Lebensmittelsicherheit und Ernährungssouveränität werden gerade auch im Feld städtischer Lebensmittelproduktion sichtbar. Lang- und kurzfristige unternehmerische Perspektiven strukturieren die Produktion von Nahrungsmitteln in der Stadt, wenn sie im

Feld der Nahversorgung funktionieren soll. Unter dem Stichwort ‚urbane Landwirtschaft' versammeln sich ganz unterschiedliche Praktiken der Nahrungsmittelproduktion im städtischen Raum. Dazu gehören Äcker in Schrebergärten, Dach- und Balkongärten, Bienenzucht (Moore/Kosut 2013), Schulgärten, Restaurantgärten oder Stadtfarmen (Nordahl 2009; Tornaghi 2014). Die Nutzung des städtischen Raums zur Lebensmittelproduktion ist keineswegs neu. Bereits im 19. Jahrhundert wurden Brachland und zugewiesene Stellen sowohl für private als auch sogar gewerbliche Zwecke genutzt (Alzheimer 2015). Doch selbst, wenn es bereits Vorläufer für gewerbliche städtische Lebensmittelproduktion gibt, machen die aktuellen Entwicklungen nicht nur in den „postindustriellen Städten" (Tornaghi 2014) Europas veränderte Bedingungen, Anforderungen und Praktiken der Lebensmittelproduktion deutlich.[1] Diese lassen sich in drei Felder fassen: (1) Bildung, (2) Lebensqualität und (3) Lebensmittelsicherheit. So stehen zum einen in annähernder Gleichsetzung von *Urban Agriculture* und *Urban Gardening* edukatorische und naturerfahrende Gesichtspunkte im Fokus (Müller 2011). Zum anderen wird urbane Landwirtschaft angesichts des vermuteten positiven Einflusses auf ökologische und soziale Prozesse des städtischen Lebens (Lovell 2010) teilweise politisch gefördert und gezielt Umnutzungen unterstützt (Cabannes 2012; Tornaghi 2014). Entsprechend sind viele professionelle wie nicht-professionelle Initiativen und Projekte urbaner Landwirtschaft mit dem Signum sozialer und/oder ökologischer Inwertsetzung versehen (Firth et al. 2011; McPhearson et al. 2014). Das vermehrte Interesse und die infrastrukturelle Unterstützung – insbesondere außerhalb Deutschlands – hat auch das Feld unternehmerischer Akteure im Bereich Lebensmittelproduktion im städtischen Raum dynamisiert (Knapp et al. 2016). Mit der zunehmenden Professionalisierung der beteiligten Akteure entwickelt sich auch im Feld städtischer Lebensmittelproduktion öffentlich auftretendes sozial-ökologisches Unternehmertum.[2]

1 Im Rahmen dieses Beitrags geht liegt der Fokus auf Europa. Unter einer globalen Perspektive gibt es natürlich zentrale Unterschiede, die hier nur am Rande erwähnt werden können. In Ländern des globalen Südens und zum Teil in den Vereinigten Staaten beispielsweise gehört urbane Lebensmittelproduktion ganz wesentlich zur Subsistenzwirtschaft dazu. US-Amerikanische Projekte besitzen ganz andere Skalierungen und sind nicht selten mit der Idee wirtschaftlicher Wiederbelebung verbunden. In Ländern wie Japan oder Singapur werden entsprechende Projekte vielleicht sogar noch stärker staatlich gefördert und stehen häufig im Zusammenhang mit Fragen der Versorgungssicherheit. Auf jeden Fall sind die Innovationen im Feld der gebäude-integrierten Lebensmittelproduktion, hier als *hightech vertical farming*, ganz wesentlich technologiegetrieben und beispielsweise durch Unternehmen wie Toshiba oder Panasonic mitfinanziert.

2 Anfang 2016 veröffentlicht das US-Amerikanische Landwirtschaftsministerium das *Urban Agriculture Toolkit*, welches helfen soll, das passende Unterstützungsprogramm für angehende Landwirte zu finden, die den städtischen Raum zur Lebensmittelproduktion nutzen wollen. Die Stadtfarm *De Schilde* im niederländischen Den Haag bewirbt sich selbst als *Time Square of Urban Farming* und die Referenz-Farm der Berliner Firma *ECF-Farmsystems* hat so viele Anfragen von Interessieren, dass monatliche Besuchstage eingerichtet wurden.

Urbane Landwirtschaft und Start-up-Kultur

Unter dem Slogan ‚Produktionsprozesse zurück in die Stadt holen' entstehen neue Projekte, Initiativen und schließlich auch Unternehmen und treten auf, um einen urbanen Markt mit lokalen Lebensmitteln zu versorgen. Neben gemeinschaftlichen Non-Profit-Organisationen, die urbane Räume für die Produktion von Nahrungsmitteln erschließen, spielen hierbei auch zunehmend Start-up-Unternehmen eine wichtige Rolle. Häufig in Verbindung mit der Anwendung neuer agrartechnologischer Möglichkeiten und digitaler Technologie, erweitert sich das Feld um eine zunehmend ökonomisierende Dimension.

Solcher Projekte urbaner Lebensmittelproduktion profitieren von Attributen der Beweglichkeit, der Pionierarbeit und des *Outside-the-Box*-Denkens, die Unternehmen üblicherweise zugesprochen werden, die mit dem Label ‚Start-up' versehen sind. Zudem ist der oft mit Start-up-Unternehmen in Verbindung gebrachte, und nicht selten explizit hervorgehobene Aspekt der technologischen Innovation, ein zentrales Imagemoment, dass sie für Investoren und andere Förderer interessant manchen. Im diesem Zusammenhang stellen die entsprechenden Start-ups nicht selten ihre Einbettung in digital-basierte Arbeitsbedingungen und Produktion in den Vordergrund, um Nahrungsmittelzukunft auch sichtbar, das heißt medial greifbar zu machen.

Nicht nur wegen der starken Konkurrenz im konventionellen Bereich der Nahrungsproduktion haben Start-up-Unternehmen in diesem Feld dennoch eher eine Randposition, insbesondere gegenüber ausschließlich Technologie-basierten Start-ups. Ein wesentlicher Unterschied liegt im Platzbedarf und dem Energieverbrauch. Selbst technisch hochgerüstete vertikale Lebensmittelproduktion braucht mehr Fläche als nur die Arbeitsräume. Darüber hinaus ist Lebensmittelproduktion im urbanen Raum, insbesondere bei Gebäude-integrierten Projekten, sehr energieintensiv, da gegebenenfalls elektrische Lichterzeugung oder zusätzliche Beheizung notwendig sind. Zudem benötigt Lebensmittelproduktion, je nach Produkt, Zeit. Darüber hinaus bedeuten die relativ geringen Gewinnmargen, dass sich eine Investition erst in einigen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, auszahlt.

Nachhaltigkeitsdispositive: Unternehmen als *Ecopreneure*

Urbane Landwirtschaft als Teil einer Zukunft der Ernährung (Müller 2011; Paech 2011) endet nicht bei der Projektion utopischer Orte und ernährungssouveräner Vorstellungen, die historische Beispiele urbaner Selbstversorgung bemühen. Dennoch kommt kein Projekt ohne Vision aus. Insbesondere beim Auftreten positionieren sich Unternehmer und Unternehmerinnen innerhalb von Nachhaltigkeitsdiskursen.

Ausgehend von ersten Untersuchungen zum Bild des „Ecorpreneur" (Dean/McMullen 2007; Schaltegger/Wagner 2008) steht in diesem unternehmerischen Fokus nicht nur die Vereinigung von Geld, Menschen, Ideen und anderen Ressourcen, um Profit zu erzielen. Stattdessen geht es auch um die Inbezugnahme von ökologischen

Aspekten und Fragen der sozialen Verträglichkeit (Indaco-Patters et al. 2013). In der Forschung werden „Ecopreneure" als Unternehmer beschrieben, die im Gegensatz zur *Einzelmotivation Profit* – Single-Bottom-Line-Ansatz – stattdessen einen *Triple-Bottom-Line-Ansatz* verfolgen, der sowohl wirtschaftliche, umweltbezogene als auch gemeinnützige Ziele gleichgestellt ansieht (Dixon/Clifford 2007; Elkington 1997; Linnanen 2002). Diese Aufspaltung der Motivationen trifft allerdings mittlerweile auf viele, auch große und bekannte Unternehmen zu. Die Karriere des Begriffs *Corporate Social Responsibility* kann als ein Symptom in diesem Zusammenhang gelten.

Die Managementforscherin Mary Phillips ist in ihrem Artikel „On being green and being enterprising" dem Begriff des *Ecopreneurs* nachgegangen, indem sie Unternehmer interviewt hat, die ‚Nachhaltigkeit' als Identifikationshorizont verwenden, mitgestalten und konstruieren (Phillips 2012). So sind – teilweise divergierende – Konzepte der Nachhaltigkeit Bestandteil beruflicher Selbstbeschreibung und unternehmerischer Praxis. Dies wird insbesondere auf der Ebene des (medialen) Auftritts von Start-up-Unternehmen deutlich, da sie im Gründungsprozess auf die Schaffung positiver öffentlicher Wahrnehmung angewiesen sind.

Dabei geht es fast weniger um die Akzeptanz möglicher Kunden als um die Akquise von Startkapital, beziehungsweise die Sicherung weiterer Finanzierung. Zudem besitzen ihre Akteure – als ‚Digital Natives' oder zumindest als ‚Berufsjugendliche' – häufig eine Affinität zu sozialen Netzwerken. Die Professionalität der Umsetzung unterschied sich zwar, doch Start-up-Kultur ist auch ganz wesentlich Teil der performativen Kultur. *Ecopreneurship* ist gerade im Bereich der Start-up-Kultur in besonderen Maße in Performativitätserwartungen (McKenzie 2001) und Praktiken des *Impression Management* (Goffman 1956) eingebunden, die nach außen und nach innen kommunizieren.[3]

Transport, Energie, Kommunikation: Gründe für Lebensmittelproduktion im urbanen Raum

In Bezug auf die Konstruktion von Nachhaltigkeit in den beforschten Projekten lassen sich diese geradezu exemplarisch in die vom Ökonomen, Publizisten und Politikberater Jeremy Rifkin als zentral erachteten Felder *Transport*, *Energie* und *Kommunikation* verorten. Insbesondere die Einsparungen im ersten Bereich *Transport* – und damit verbunden Lagerung – scheinen ein ganz wesentlicher Aspekt zu sein, auf den sich alle Akteure einigen konnten, dass dies ganz wesentlich zum Feld der Nachhaltigkeit gehört. Während Nachhaltigkeit bei den verschiedenen Akteuren zu einem *contested term* wird, dem die Akteure selbst ihre Bedeutung(en) zuweisen, lassen sich Schnittmengen in den Bereichen ‚Transparenz' und ‚Nahversorgung' finden. Jungunternehmerin Bernadette verdeutlicht diese Anforderung am Beispiel Salat:

3 Weiterführende Forschung wird insbesondere diesen Aspekt näher mitberücksichtigen.

„Wir haben die Vision nährstoffhaltige Salate direkt an den Konsumenten zu bringen. Die transparent sind. Die Kunden wissen, woher kommt der Salat. Warum sind keine Pestizide drauf. Warum ist der Nährstoffgehalt höher."

Energie und vor allem *Energieverbrauch* ist der größte Kostenposten. Während die Produktion in vielen Teilen – mehr oder weniger – automatisiert abläuft, wird insbesondere im Bereich Licht sehr viel Energie benötigt. Daher bemühen sich einige Start-up-Unternehmer um Zusammenarbeit mit Forschungseinrichtungen und größeren Elektrounternehmen, um gemeinsam an neuen Möglichkeiten im Bereich Licht zu arbeiten. Drittens, *Kommunikation*: Ausnahmslos alle von mir beforschten Projekte sind in digitalen Kommunikationszusammenhängen sehr aktiv.

Wieder in Berlin. Das Interview mit der Jung-Unternehmerin Bernadette im Restaurant *DATA KITCHEN* geht langsam dem Ende zu. Zu guter Letzt frage ich sie noch, inwieweit sie sich als *Ecopreneur* versteht. Schließlich hatte sie im Gespräch mehrfach auf Einsparungen bei Transport und Lagerung hingewiesen. Statt einer Antwort schaut sie mich kurz durchdringend an und klappt dann ihren Laptop auf. Rasch tippt sie das Wort in eine Suchmaschine, findet einen entsprechenden Artikel. „Ah, Ecopreneurship, das können wir gut verwenden, um zu beschreiben, was wir machen".[4]

Ausblick: Start-up-Kultur beforschen

Im Bereich der Lebensmittel-Start-up-Unternehmen lassen sich Versuche beobachten, veränderte Bedarfe urbaner Versorgung und Anforderungen ökologischer Verträglichkeit zusammenzubringen und auch für andere sichtbar zu machen. Verschiedene Vorstellungen von Nachhaltigkeit bestimmen in diesem Zusammenhang Identitäts- und Zukunftsaussagen. So lassen sich neben ökonomischen Interessen bei den Akteuren weiterführende Vorstellungen finden, wie die Versorgung mit Lebensmitteln im urbanen Raum aussehen kann und wie Projekte aussehen, die versuchen, ‚dem Bauch der Stadt ein neues Gesicht zu geben'.

Der Soziologe Michael Opielka hat darauf hingewiesen, dass ‚Nachhaltigkeit als Elitenprojekt' eher selten problematisiert wird. Ähnlich hebt auch der Leiter des *In-Farming*-Projekts am *Fraunhofer-Institut Oberhausen* Volkmar Keuter hervor, dass sich viele urban produzierte Lebensmittel kurz- und mittelfristig nicht leisten können. Die von mir beforschten Unternehmen folgen einer dazu passenden Logik, die eben entsprechende Konsumenten fokussiert.

Formieren

Digitalisierung beziehungsweise digitale Technologie spielt eine zentrale formierende Rolle, welche die Arbeitspraktiken unterschiedlich beeinflusst. Software zieht eine grundsätzliche Umgestaltung sozialer und kultureller Praktiken nach sich. Der

4 Diese Vignette ist vielleicht ein gutes Beispiel für eine „epistemische Partnerschaft" im Sinne George Marcus'.

Medienwissenschaftler Lev Manovich fasst das schlicht unter *Software takes command* zusammen (Manovich 2013). Nicht nur die bloße Herstellung von für den Verzehr gedachten Produkten wird durch die zunehmende Digitalisierung beeinflusst. Sowohl Produktion, Distribution als auch Konsumption von Nahrung sind (zumindest in Industriestaaten) Teil einer Entwicklung, die eine steigende Anzahl von Lebensbereichen umfasst. Es reicht hierbei nicht aus, allein von ökonomischen Veränderungen zu sprechen. Mit diesen digitalen Technologien entstehen neue Bildlichkeiten, neue Formgebungsprozesse, auch neue Sozialitäten hervorbringende Praktiken.

Transformieren

Egal, ob sie nun idealistischen Überzeugungen oder primär Profiterwartungen folgen, alle Unternehmer beziehungsweise Start-ups sind daran beteiligt, urbanen Raum zu verändern, Architektur anders zu denken, neue Arrangements erzeugen und von verwaltenden Institutionen andere Beweglichkeiten einzufordern. Im Feld der urbanen Landwirtschaft treffen die zwei ökonomischen Sphären *Immobilienmarkt* und *Lebensmittelproduktion* aufeinander. Die Rolle der Stadtverwaltung ist in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung. Sie kann Vermittler, Ermöglicher oder Verhinderer sein.

Aus einer praxelogischen Perspektive erscheint es daher vermutlich wenig überraschend, dass *Experimentieren*, *Entwickeln* und *Kommunizieren* zentrale Handlungsbereiche der Selbstbeschreibung ausmachen. Der vierte Bereich – *Riskieren* – ist stets als Kippfigur mit *Scheitern* präsent. Es scheint inhärenter Teil der Start-up-Kultur zu sein, die Möglichkeit des Nicht-Erfolgs zu thematisieren, aber eben auch oft nicht mehr als das. Dies wird insbesondere deutlich, wenn ‚Scheitern als Chance' Teil der Eigenlogik einer bestimmten Stadt ist. Oder, wie es eine Interviewpartnerin lakonisch beschrieb: „In Berlin, da kannst Du richtig scheitern. Kein Problem. Hamburg verzeiht Dir das nicht."

Literatur

Alzheimer, Heidrun (2015): Die Orangerie des ‚Kleinen Mannes': Gewächshäuser und Mistbeete als Innovations-Indikatoren im privaten und gewerblichen Gartenbau des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Braun, Karl et al. (Hrsg.): Materialisierung von Kultur: Diskurse, Dinge, Praktiken. Würzburg, S. 222–241.

Cabannes, Yves (2012): Fincancing urban agriculture. In: Environment & Urbanization, 24/2, S. 665–683.

Dean, Thomas J./McMullen, Jeffrey S. (2007): Toward a theory of sustainable entrepreneurship: reducing environmental degradation through entrepreneurial action. In: Journal of Business Venturing, 22/1, S. 50–76.

Dixon, Sarah/Clifford, Anne (2007): Ecopreneurship: a new approach to managing the triple bottom line. In: Journal of Organizational Change Management, 20/3, S. 326–345.

Elkington, John (1997): Cannibals with Forks: the Triple Bottom Line of 21st Century Business, Gabriola Island: New Society.

Firth, Chris et al. (2011): Developing ‚community' in community gardens. In: Local Environment, 16/6, S. 555–568.

Goffman, Erving (1956): The Arts of Impression Management. In: Ders.: The presentation of self in everyday life. New York: Anchor, S. 132–151.

Indaco-Patters, Sarah et al. (2013): Micro-ecopreneurs and the UK food industry: short-term fad or sustainable reality? In: Industrial and Commercial Training, 45/6, S. 330–335.

Knapp, Ladina et al. (2016): Vulnerability Analysis of Urban Agriculture Projects: A Case Study of Community and Entrepreneurial Gardens in the Netherlands and Switzerland. In: Sitopolis: Urban Agriculture and Regional Food Systems, 1, S. 1–13.

Linnanen, Lassi (2002): An insider's experiences with environmental entrepreneurship. In: Greener Management International, 38, S. 71–80.

Lovell, Sarah T. (2010): Multifunctional urban agriculture for sustainable land use planning in the United States. In: Sustainability, 2, S. 2499–2522.

Lovett, Gina (2016): Is urban farming only for rich hipsters? In: The Guardian, 15.02.2016.

Manovich, Lev (2013): Software Takes Command. New York: Bloomsburry.

McKenzie, Jon (2001): Perform of Else: From Discipline to Performance. London: Routledge.

McPhearson, Timon et al. (2014): Resilience of and through urban ecosystem services. In: Ecosystem Service, 12/2015, S. 152–156.

Moore, Lisa J./Kosut, Mary (2013): Buzz: Urban Beekeeping and the Power of the Bee. New York/London: New York University Press.

Müller, Christa (2011): Urban Gardening: Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Dies. (2011): Urban Gardening: Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 22–53.

Nordahl Darrin (2009): Public Produce: The New Urban Agriculture. Washington, DC: Island Press.

Paech, Niko (2011): Perspektiven einer Postwachstumsökonomie: Fremdversorgung oder urbane Subsitenz? In: Müller, Christa (2011): Urban Gardening: Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 88–103.

Philips, Mary (2012): On being green and being enterprising: narrative and econoprenerial self. In: Organization, 20/6, S. 794–817.

Schaltegger, Stefan (2002): A framework for ecopreneurship: leading bioneers and environmental managers to ecopreneurship. In: Greener Management International, 38, S. 45–58.

Schaltegger, Stefan/Wagner, M. (2008): Types of sustainable entrepreneurship and conditions sustainability innovation: from administration of a technical challenge to the management entrepreneurial opportunity. In: Wustenhagen, Rolf et al. (Hrsg.): Sustainable Innovation and Entrepreneurship. Cheltenham: Edward Elgar.

Stierand, Philipp (2016): Urbane Landwirtschaft & Co: Die Rückkehr der Ernährungspolitik auf die lokale Ebene. In: Der kritische Agrarbericht 2016, S. 301–314.

Tornaghi, Chiara (2014): Critical geography of urban agriculture. In: Progress in Human Geography, 38/4, S. 551–567.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 332–342.*

Uta Bretschneider

Pleite, Fehlschlag, Misserfolg

Narrationen des ökonomischen Scheiterns

Einleitung: neue Sag- und Sichtbarkeiten

„Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better", schrieb Samuel Beckett 1983 (Beckett 1983: 7). Becketts Worte spiegeln ein aktuelles Lebensgefühl adäquat wider und sie treffen in besonderem Maße auf Start-up-Unternehmen zu. Um diese und ihr Scheitern soll es im hier vorgestellten Projekt gehen.

Scheitern, so scheint es, wird mit dem zunehmenden Projektcharakter postmoderner Biografien als Erfahrungsdimension mehr und mehr ‚salonfähig'. Sylka Scholz formuliert: „In spätmodernen Gesellschaften rückt nicht mehr das ganze Leben ins Blickfeld, sondern einzelne zeitlich konkrete Projekte, die zugleich für die Konstruktion von biographischer Identität zentral sind." (Scholz 2005: 271) Sylka Scholz geht dabei sogar davon aus, dass Scheitern „ein konstitutives Moment moderner Biographien" sei (Scholz 2005: 286). Und als solches ist das Misslingen omnipräsent: ‚Scheitern als Chance' so lautete der Slogan der von Christoph Schlingensief 1998 gegründeten *Partei der letzten Chance*.[1] ‚Scheitern als Chance' – im Sinne des Sprichwortes, dass jeder mindestens eine zweite verdiene – transformiert den Misserfolg in eine andere Erfahrungsdimension: die des Wachsens an Herausforderungen. Mit derartigen Umdeutungsprozessen einhergehend, entwickeln sich neue Umgangsmodi mit dem Scheitern, erlangt das Phänomen neue Sag- und Sichtbarkeiten. Misserfolg wird sogar musealisiert: Ein seit 2010 in Zagreb bestehendes *Museum of Broken Relationships* zeigt in Dauer- und Wanderausstellungen diverse Artefakte gescheiterter Beziehungen.[2] 2017 eröffneten im schwedischen Helsingborg das *Museum of Failure Innovation* und in Los Angeles das *Museum of Failure*.[3] Beide Einrichtungen präsentieren gescheiterte Produkte und Ideen mit der Intention, „giving visitors a fascinating learning experience and insight into the risky business of innovation".[4]

1 http://www.schlingensief.com/projekt.php?id=t014 (07.07.2017).
2 https://brokenships.com/ (09.05.2016).
3 http://www.museumoffailure.se/; http://failuremuseum.com/ (12.03.2018).
4 Ebd.

Auch Misserfolg im akademischen Kontext wird mittlerweile öffentlich diskutiert: Der Princeton-Professor Johannes Haushofer stellte etwa seinen „CV of failures" 2016 online, in dem er abgelehnte Paper sowie gescheiterte Bewerbungen um Stipendien und Professuren publik machte. Seine Anti-Erfolgs- oder Misserfolgsgeschichte beginnt er mit den Worten: „Most of what I try fails, but these failures are often invisible, while the successes are visible."[5] Wobei sofort der Gedanke aufkommt, dass das Scheiternseingeständnis des Princeton-Professors ein spezifisches ist, das sicher auch mit Koketterie und Understatement assoziiert werden muss.

Vielleicht lässt sich das eigene Scheitern – nach wie vor – nur von einem (wie auch immer gearteten) Erfolgspunkt aus beschreiben: Man kann sein Scheitern wohl am besten (oder nur?) selbst kommunizieren, wenn man nach diesem Tal wieder eine Höhe erreicht hat. Fremdzuschreibungen zum Scheitern folgen diesem Prinzip nicht. Auch gibt es verschiedene Toleranzstufen in Hinblick auf die Wahrnehmung und Einschätzung von Scheiternsursachen und -feldern. Scheitern ist nicht gleich Scheitern.

Seit 2012 treffen sich gescheiterte Unternehmerinnen und Unternehmer zu „FuckUp Nights". Seit 2014 begleitet das *Failure Institute* mit seinem „global network of failure researchers" die Veranstaltungen und führt Umfragen durch.[6] So wird fortwährend eine *business failure data platform* erweitert. Die „FuckUp Nights" haben das Ziel „to share publicly business failure stories".[7] Bislang nahmen fast 190.000 Menschen an diesen Events teil, die mittlerweile in mehr als 250 Städten in 80 Ländern veranstaltet werden. Was früher in der Öffentlichkeit, wenn nicht als Tabu, dann zumindest als Makel galt, wird damit ästhetisiert, eventisiert und sogar performativ inszeniert. So verliert das Phänomen Scheitern an Schreckenspotenzial, wird die Scham überwunden und gleichzeitig entsteht ein neuer Zwang: Das eigene Scheitern muss in ein erzählbares Format gebracht und das Lernen aus den eigenen Fehlern demonstriert werden.

Die wenigen Beispiele können prototypisch als Symptome einer möglichen ‚Verkommodifizierung' oder ‚Verselbstverständlichung' des Scheiterns gedeutet werden. Diese geht mit neuen Sichtbarkeiten beziehungsweise Konturierungen (in den Medien) und Sagbarkeiten (im biografischen Erzählen) einher. Daher sollen mediale Berichterstattungen und erzählte Lebensgeschichten die Basis des im Folgenden zu skizzierenden Forschungsprojekts bilden.

5 https://www.princeton.edu/~joha/Johannes_Haushofer_CV_of_Failures.pdf.; http://www.zeit.de/campus/2016-05/cv-of-failures-johannes-haushofer-professor-princeton-scheitern (05.05.2016); einen Preis für „außerordentliches akademisches Scheitern" verlieh das „ZurQuelle Magazin" Ende 2017 (https://vierkommanull.wordpress.com (05.03.2018); zum akademischen Scheitern siehe auch: Dressel/Langreiter (2005).

6 http://thefailureinstitute.com/ (06.09.2017).

7 http://fuckupnights.com/#home-map-header (23.02.2018).

Scheitern: Definitionsansätze

Richard Sennett sah im Scheitern ein Tabu der Moderne (Sennett 2000: 159). Doch diesen Charakter hat das Phänomen – wie die eingangs gezeigten Beispiele andeuten – in den letzten Jahren ein Stück weit verloren. Eine der Ursachen ist vermutlich in einer gewandelten Fehlerkultur, die sich im Kontext der Finanzkrise vor etwa zehn Jahren entwickelte, zu sehen. Das Trial-and-Error-Prinzip, dessen integraler Bestandteil das Scheitern ist, ist seither allgegenwärtig. Scheitern zeugt von Risikobereitschaft und diese wird in vielen (Lebens- und) Wirtschaftsbereichen heute erwartet und gefordert. Stefan Zahlmann diagnostiziert gar eine neue ‚Kultur des Scheiterns'.

> „Diese Kultur des Scheiterns beginnt Sprach- und Denkmuster, Symbole und Strategien anzubieten, um sich über biographisches Scheitern zu verständigen und dieses nicht länger als Sackgasse oder sinnlosen Umweg eines Lebensweges, sondern als selbstverständlichen Bestandteil moderner Biographien zu begreifen." (Zahlmann 2005: 9)

Zahlmanns Befund lässt sich auch auf das ökonomische Scheitern übertragen, das mit dem biografischen Misslingen einhergehen kann, aber nicht muss.

Im Projekt soll Scheitern zunächst als kulturwissenschaftliches Konzept operationalisiert werden. Im Sinne eines Arbeitsbegriffs wird es vorerst verstanden als negative Differenz zwischen Zielstellung und Ergebnis, zwischen Erwartung und Realität, oder wie Zahlmann es ausdrückt: als „wahrgenommene Differenz zum gelungenen Leben" (Zahlmann 2005: 13). Diese kann zu einer tiefgreifenden und folgenreichen – teilweise existenziellen – Krise des Selbst führen. Dabei, so der Soziologe Matthias Junge, kann das Individuum seiner Handlungsfähigkeit beraubt werden (Junge 2004: 16).

Scheitern ist variabel, da sich innerhalb eines Prozesses die jeweiligen Zielstellungen verschieben können. Es kann einerseits eine zeitlich befristete Phase darstellen, die das Individuum aktiv überwindet und so seine *agency* zurückerlangt, vielleicht sogar Resilienz entwickelt. Bei diesem partiellen Scheitern greift das von Stefan Zahlmann eingeführte Konzept der „Scheiterfähigkeit". Ihr Ziel sei „gerade nicht das Scheitern selbst, sondern die Fähigkeit, ein biographisches Scheitern durch das eigene Handeln zu verarbeiten und für das weitere Leben produktiv zu nutzen" (Zahlmann 2005: 9).

Scheitern kann aber andererseits als „absolutes Scheitern" (Junge, Vortrag 2016) zu einem dauerhaften Krisenzustand werden. Diese Form hat einen destruktiven Verlauf und kann etwa zu Armut, Isolation oder psychischen Erkrankungen führen.

Generell ist der Prozesscharakter hervorzuheben. „Scheiternsprozesse", so Natascha Vittorelli, verlaufen „komplex, langwierig, widersprüchlich, uneindeutig und – zumeist – beschämend" (Vittorelli 2015: 83). Weiter beschreibt sie Scheitern „als einen Such- und Lernprozess (…), der sich aus einzelnen Scheiternsmomenten – und zwar gerade auch jenen Momenten mehr oder weniger bewusster Entscheidungen, Momenten potenzieller Verweigerung, Widerständigkeit oder Widerspenstigkeit –

zusammensetzt." (Vittorelli 2015: 84) Daraus folgt zugleich, dass die Ursachen des Scheiterns meist multidimensional sind. Wobei die jeweilige Wahrnehmung und Bewertung, was als Scheitern gilt, stark von individuellen Erwartungshaltungen, gesellschaftlichen Normierungen und dem jeweiligen kulturellen Setting abhängen. So beeinflussen einer quantitativen Studie des Lehrstuhls für Unternehmensgründungen und Unternehmertum der Universität Hohenheim aus dem Jahr 2015 zufolge unter anderem Faktoren wie Alter, Geschlecht, Bildung, Einkommen, eigene unternehmerische Erfahrung und sogar regionale Herkunft die individuelle Bewertung (unternehmerischen) Scheiterns (Kuckertz/Mandl/Allmendinger 2015: 11–18).

Start-up-Unternehmen: jung, innovativ, wachstumsorientiert

Insgesamt, so resümiert der Gründungsmonitor 2017 der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW), sinke mit der langfristigen Entspannung der Arbeitsmarktsituation die Zahl der Gründungen. 2016 entstanden 90.000 neue Unternehmen weniger als im Vorjahr. Von knapp 700.000 Gründerinnen und Gründern sind 115.000 als „Wachstumsgründer" eingestuft, also Initiatoren von Start-ups. Fast drei Viertel der Unternehmen sind dem Dienstleistungssektor zuzuordnen, viele im Bereich der digitalen Technologien angesiedelt.[8]

Der Begriff ‚Start-up' meint eine noch nicht etablierte, „kürzlich gegründete Firma, die sich in der ersten Phase des Lebenszyklus eines Unternehmens befindet." Daneben gehört das Innovationspotenzial zu den zentralen Merkmalen. Start-ups zeichnet demnach eine zumindest überraschende oder, beziehungsweise bestenfalls zugleich, überzeugende Idee aus, die wiederum eine dritte Eigenschaft mit sich bringt: das ihr innewohnende Wachstumspotenzial.[9] Zu den Spezifika von Start-up-Unternehmen gehört auch das junge Lebensalter der meisten Gründerinnen und Gründer: zwischen Mitte 20 und Mitte 30. Der überwiegende Teil der Start-ups wird zudem von einem Team ins Lebens gerufen.[10] Mit diesen Merkmalen unterscheiden sich Start-ups von klassischen Gründungen, dennoch werden hier die Begriffe Start-up und Gründung synonym gebraucht.

Die Jungunternehmer und -Unternehmerinnen erarbeiten einen skalierbaren Businessplan als eine Art Drehbuch, in dem sie unter anderem ihre Geschäftsidee strukturieren und einen Finanzierungsplan entwickeln. Oft verfügen sie nur über ein geringes Startkapital; im Durchschnitt wird für eine Gründung ein Betrag von 17.000

8 https://www.kfw.de/KfW-Konzern/KfW-Research/KfW-Gr%C3%BCndungsmonitor.html (23.08.2017).

9 https://www.gruenderszene.de/lexikon/begriffe/startup (17.08.2017); zum Aspekt der gescheiterten Innovation siehe auch: Reinhold Bauer (Bauer 2012: 343; 358–362).

10 https://www.rkw-kompetenzzentrum.de/gruendung/studie/gruendungen-scheitern-nicht-am-team-sondern-im-team/ (23.08.2017).

Euro aufgewendet.[11] Meist werden Familie und/oder Freunde in das Finanzierungsmodell eingebunden, weiterhin unter anderem Fördermittel, Bankdarlehen oder Crowdfunding.[12] Bestenfalls entwickelt sich das jeweilige Geschäftsmodell erfolgreich, so dass das Unternehmen wachsen kann. *Google*, *facebook* und *Airbnb* sind hier die prominentesten Beispiele, beziehungsweise für Deutschland Unternehmen wie *Zalando*, *Xing* und *Mymuesli*. Oder aber – dies ist das Worst-Case-Szenario – das Unternehmen erreicht die im Businessplan gesteckten Ziele nicht. Die Unternehmung/die Geschäftsidee/die Unternehmerin oder der Unternehmer scheitern dann und was bleibt, ist oft ein Berg Schulden beziehungsweise die (Privat-)Insolvenz. Manchmal können die oder der Betreffende beziehungsweise die Betreffenden zuvor die Reißleine ziehen und das Vorhaben an dem Punkt abbrechen, an dem die Unwirtschaftlichkeit offenbar wird. Im schlimmsten Fall ist das Ergebnis der Scheiternsprozesse eine Insolvenz, aber es gibt auch Verlaufsszenarien mit weniger destruktivem Ausgang: eine konzeptionelle Neuausrichtung, eine Restrukturierung oder einen Verkauf.

Der mutmaßlich über Scheiternserfahrungen verfügende Bundesvorsitzende der FDP, Christian Lindner, formulierte zur Bedeutung des Scheiterns im unternehmerischen Kontext:

> „Neid gegenüber erfolgreichen Unternehmern und Häme für gescheiterte Gründer speisen sich aus derselben Quelle. Nämlich der Suche nach Entschuldigungen dafür, keinen Mut zu haben, die eigenen Ideen und Lebensträume anzupacken. Deutschland täte eine Mentalitätsreform gut“ (Kuckertz/Mandl/Allmendinger 2015: 6).

Was Lindner hier als ‚Mentalitätsreform‘ fordert, trifft auf Start-ups schon (zumindest partiell) zu: Scheitern scheint deren Konzept bereits innezuwohnen, ist doch die Fallhöhe meist niedriger als bei anderen Unternehmen. So stellt das Misslingen solcher Gründungen, anders als bei der Pleite etablierter Firmen, selten einen öffentlich wahrnehmbaren Skandal dar, vielmehr verschwinden Start-ups weitgehend unbeachtet. Ausgenommen sind jene, die über ein sehr hohes Startkapital oder eine große Medienpräsenz verfügen. So war es etwa im Fall des Bahn-Konkurrenz-Start-ups *Locomore*, das die Strecke Berlin–Stuttgart ab Dezember 2016 bediente. Durchaus von der Öffentlichkeit beachtet, hatte das unter anderem mit Crowdfunding finanzierte Unternehmen schon im Mai 2017 (nach einem halben Jahr) einen Insolvenzantrag gestellt. Die geplanten Fahrgastzahlen wurden nicht erreicht und so trat die Zahlungsunfähigkeit ein. Der tschechische Fernzugbetreiber *LEO Express* investierte 2017 in das insolvente Unternehmen, so dass der Zugbetrieb Ende August wieder aufgenommen werden

11 https://www.kfw.de/KfW-Konzern/KfW-Research/KfW-Gr%C3%BCndungsmonitor.html (23.08.2017).

12 http://deutscherstartupmonitor.de/fileadmin/dsm/dsm-13/DeutscherStartupMonitor2013.pdf (22.08.2017).

konnte. Der Vertrieb der Tickets läuft seither über *FlixBus*.[13] Der weitere Fortgang dieser in eine Sanierungsgeschichte gewandelten Scheiternsgeschichte ist zu beobachten.

Laut KfW-Gründungsmonitor überstehen 30 Prozent aller Gründungen die ersten drei Jahre nicht. Die Ursachen für das Scheitern liegen jedoch weniger in der mangelnden Durchsetzung am Markt. Laut Monitor sind persönliche Gründe wie Probleme im Team, familiäre Konflikte, Krankheit oder Stress die wesentlichsten Scheiternsursachen.[14]

Forschungsdesign: Interview- und Medienstudie

Im Mittelpunkt des Forschungsvorhabens steht das individuelle Reden über den Misserfolg von Start-up-Unternehmen. Welche Kommunikationsstrategien schließen sich daran an? Wird Scheitern als solches benannt/relativiert/instrumentalisiert? Wie werden gescheiterte Gründungen in biografische Verläufe integriert? Welche individuellen Deutungs- und Repräsentationsstrategien zeigen sich in Bezug auf dieses Scheitern? Wie also gehen Start-up-Gründerinnen und -Gründer mit Scheitern um, wie legitimieren sie es und welche Kausalitäten werden konstruiert?

Zudem sollen im Rahmen einer Medienanalyse, anhand von Start-up-bezogenen Artikeln in Magazinen, die öffentlichen (Re-)Präsentationen und Rezeptionen von gescheiterten Gründungen untersucht werden. Wie wird diese Form des Misserfolgs medial inszeniert? In welchen Modi ist Scheitern öffentlich sicht- und sagbar? Inwiefern transformiert eine potenzielle ‚Verkommodifizierung' des Scheiterns den Gegenstand? Welche Implikationen sind mit dem öffentlich diskutierten Scheitern verbunden (zum Beispiel ‚nicht gut genug', ‚Idee nicht ausgereift', ‚nicht genug Zeit oder Geld investiert'…)? Und wie unterscheiden/überschneiden/ähneln sich Narrationen des Scheiterns in medialen Kontexten und solchen des biografischen Erzählens?

Zur Beantwortung der Fragen dieser beiden Komplexe sind auch Erfolg als Maßstab des Scheiterns und vice versa Scheitern als Maßstab des Erfolgs in ein Spannungsverhältnis zu setzen. Eine Untersuchung der Narrationen umfasst damit Aspekte des Ge- und Misslingens gleichermaßen – mit all den Schattierungen abseits einer Schwarz-Weiß-Malerei.

„Ökonomisches Scheitern ist alltäglich", konstatieren Ingo Köhler und Roman Rossfeld (Köhler/Rossfeld 2012: 9). Damit lässt sich unter anderem auch ein kultur-

13 http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/bahn-start-up-locomore-stellt-geschaeftsbetrieb-ein-a-1161049.html; http://www.zeit.de/mobilitaet/2017-08/bahn-startup-locomore-flixbus-insolvenz (24.08.2017); http://www.tagesspiegel.de/berlin/bahn-start-up-zweite-chance-fuer-locomore/20195772.html; http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/locomore-nimmt-betrieb-wieder-auf-flixbus-wird-vertriebspartner-a-1162958.html (23.08.2017).

14 https://www.kfw.de/KfW-Konzern/KfW-Research/KfW-Gr%C3%BCndungsmonitor.html; zu den wichtigsten Scheiternsgründen siehe: https://www.cbinsights.com/research/startup-failure-reasons-top/; etwas andere Ursachen finden sich hier: https://www.rkw-kompetenzzentrum.de/gruendung/studie/gruendungen-scheitern-nicht-am-team-sondern-im-team/ (23.08.2017).

wissenschaftlicher Zugang zu diesem auf den ersten Blick vielleicht rein ökonomisch erscheinenden Thema begründen. Hinzu kommt der methodische Ansatz: Die Fokussierung auf das Erzählen vom unternehmerischen Scheitern von Start-ups ermöglicht Einblicke in kommunikative Prozesse und Darstellungsmodi für einen schnell- und bisweilen kurzlebigen ökonomischen Bereich, zu dem bislang sehr wenige kulturanthropologische Studien vorliegen.[15]

Die qualitativen Interviews mit Start-up-Unternehmerinnen und -Unternehmern sind mit der Methode der kulturwissenschaftlichen Narrationsanalyse auszuwerten (Meyer 2017: 90ff.). Dabei soll ein besonderer Fokus auf die narrative Einbettung der Prozesse des Scheiterns und die damit unmittelbar verknüpften und nachträglich zugeschriebenen Erfahrungen gelegt werden. Neben dem Scheitern als Erzählgegenstand ist also die Person der oder des Gescheiterten von besonderem Interesse und damit die Frage, inwiefern sie oder er sich den ökonomischen Misserfolg im biografischen Erzählen (neu) aneignet, ihn externalisiert oder verdrängt. Welche narrativen Strategien und Erzählmuster lassen sich aufzeigen? Stefan Zahlmann sieht im Sprechen über das Scheitern eine Möglichkeit zur Verarbeitung der Erfahrung und zur Aneignung der eigenen Biografie (Zahlmann 2005: 14). Zu denken ist hier beispielsweise an „Opfergeschichten" oder „Rechtfertigungsgeschichten" aber ebenso an „Erfolgsgeschichten" (Lehmann 2004; Lehmann 1980; Meyer 2017: 265ff.).

Insgesamt sind etwa 25 Interviews geplant. Ein Teil der Interviewpartnerinnen und -partner soll im Rahmen der „FuckUp Nights" angesprochen und für die Teilnahme gewonnen werden. Wobei natürlich zu berücksichtigen ist, dass hier vor allem jene vertreten sind, die ihren Misserfolg ins Positive wenden, beziehungsweise das Scheitern zumindest in eine unterhaltsame Narration transformieren konnten. Andere Interviewpartnerinnen und -partner sind möglicherweise durch Aushänge in Schuldnerberatungen, bei Insolvenzberatern etc. anzusprechen.

Scheitern ist im Projekt als „konjunktive Erfahrung" im Sinne Karl Mannheims zu deuten (Mannheim 1980: 214). Konjunktive Erfahrungen setzen dabei kein gruppenhaftes Zusammenleben voraus, ebenso wenig eine direkte Interaktion. Vielmehr ist es die „gleiche Erlebnisschichtung". Im konkreten Fall sind es die mit den Scheiternsprozessen verknüpften Erfahrungen, die zum „konjunktiven", zum verbindenden Element werden. Wobei Silke Meyer davon ausgeht, dass in Bezug auf Scheitern „wenige kollektiv geteilte und legitimierte Sprachmuster existieren und Scheitern somit als rein individuelles Problem erfahren wird" (Meyer 2017: 269).

Neben den im Projektverlauf zu generierenden mündlichen Quellen sollen mediale Repräsentationsformen gescheiterter Gründungen untersucht werden. Diese Medienstudie soll inhaltsanalytisch ausgerichtet sein. Das heißt, dass neben den kon-

15 Für das hier skizzierte Feld liegen anschlussfähige wissenschaftliche Arbeiten etwa für die Frühe Neuzeit, zur soziologischen Theorie sowie insbesondere zur ökonomischen Dimension vor: Brakensiek/Claudia 2015; Junge/Lechner 2004; Zahlmann/Scholz 2005; Köhler/Rossfeld 2012; kürzlich erschien: Meyer 2017.

kreten Inhalten auch Formen und Häufigkeiten in den Blick geraten (Mayring 1990: 13). Präsentationsmodi und damit spezifische Deutungsmuster des Scheiterns können so aufgezeigt werden. Sylka Scholz nennt das öffentliche Reden über Scheitern den „Diskurs der Gescheiterten" (Scholz 2005: 267). Welche Darstellungsformen lassen sich demnach in den ‚Diskursen der Gescheiterten' ausmachen? Fruchtbar erscheint es, anhand einiger konkreter Personen, Eigensicht (narrative Selbstpräsentation) und Mediendarstellung in Bezug auf das tatsächliche oder vermeintliche Scheitern in Abgleich zu bringen. Zu denken ist hier etwa an Akteure wie Lars Windhorst, der sein erstes Start-up mit 16 Jahren gründete und seither mehrfach Prozesse durchlaufen hat, die von außen betrachtet Scheiternsprozesse waren. Hier bietet sich gerade im Hinblick auf das Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit – übertragen auf Interviewquellen und mediale Darstellungen – der Ansatz der Erzählforschung an (Röhrich 1994: 425; Brednich 2007). Wobei der Grundannahme nachzugehen ist, dass Scheitern vor allem/oder nur salongfähig ist, wenn die entsprechenden Prozesse überstanden sind, die oder der Betroffene sich also als „scheiterfähig" (Zahlmann 2005: 9) erwiesen hat. Dies korrespondiert mit Silke Meyers These, dass Erfolgsgeschichten tendenziell die „Semantiken des Unvermögens" verdrängten (Meyer 2017: 265ff.).

Die Analyse soll sich auf drei Magazine beschränken, die sich mit dem Thema Start-ups in unterschiedlicher Form auseinandersetzen. Die Auswahl ist jedoch noch nicht abschließend erfolgt. Denkbar ist die Einbeziehung des seit 1999 monatlich erscheinenden Wirtschaftsmagazins *brand eins*, des seit 2004 vier Mal jährlich erscheinenden Magazins *StartingUp* sowie des Onlinemagazins *gruenderszene.de*. Gegebenenfalls lassen sich auch andere Formate wie Selbstdarstellungen auf *facebook* oder die VOX-Unterhaltungsshow *Die Höhle der Löwen* einbeziehen.

Das Projekt dient der Analyse der Narrationen und Narrative des Scheiterns in Bezug auf Start-ups und durch die Kontrastierung von Interviewaussagen und medialen Darstellungen auch den kontextabhängigen Sag- und Sichtbarkeiten. Für eine kulturwissenschaftliche Annäherung an das Thema sollen Antworten auf folgende Grundfragen gefunden werden: Wer diagnostiziert Scheitern? Wer scheitert? Scheitern Menschen, Strategien, Ideen, Produkte oder Projekte? Woran scheitern sie? Wie wird Scheitern in der Retrospektive bewertet? Und welche Dimensionen des Scheiterns lassen sich feststellen?

Schluss: „Fail better"

Eine unüberschaubare Fülle populärer Ratgeber widmet sich vielfältig dem Thema des Scheiterns im Allgemeinen und einer Transformation des Misserfolgs in persönliche Weiterentwicklung und alternative Erfolgspfade im Besonderen. Der Topos des *Phönix aus der Asche* ist hier omnipräsent. Aus der Vielzahl der Titel aus dem Bereich der sogenannten *Empowerment*-Literatur sollen nur einige herausgegriffen werden, die in den letzten Jahren erschienen sind und die dem *Stehaufmännchen-Prinzip* folgen:

„Schiffbruch inbegriffen. Scheitern und wie es danach weitergeht" oder „Scheitern, na und? Wer Fehler macht, hat mehr vom Leben".[16] Ähnlich sind biografische beziehungsweise autobiografische Publikationen ausgerichtet, die Lebensgeschichte und Scheitern thematisieren. „Die Kunst des Scheiterns. Tausend unmögliche Wege, das Glück zu finden" und „Mir fehlt ein Tag zwischen Sonntag und Montag. Geschichten vom schönen Scheitern".[17] Interessant ist, dass viele Titel eine sprachliche Nähe von Scheitern und Glück suggerieren. Dies erscheint auf den ersten Blick paradox, doch spiegelt es die Absicht des positiven Nachspiels von Scheiternserfahrungen wider, im Sinne von der Befreiung vom (Erwartungs-)Druck. Oder, um es mit Utz Jeggles Worten zu sagen: „Zum Glück gehört der Mut zum Unglück, zum Gelingen die Erfahrung des Scheiterns." (Jeggle 2005: 243) Beide Genres, die Ratgeber und die (auto-)biografischen Texte, böten sicher hinreichend Stoff für eigene Studien. Sie sind jedoch vor allem ein weiteres Indiz für die angenommene Umdeutung, tendenzielle Normalisierung und zunehmende Präsenz von Scheitern.

Im Zuge der möglichen narrativen Transformierung und Domestizierung des Scheiterns hat der Misserfolg vermutlich ein Stück weit seine stigmatisierende Eigenschaft verloren. Das erleichtert sicher nicht nur das Darüber-sprechen im Kontext von „FuckUp Nights" und Co., sondern bestenfalls auch die Bereitschaft, im Interview das eigene (unternehmerische) Scheitern zu reflektieren.

Literatur

Arnet, Felix Maria (2017): 30 Minuten – Gescheit scheitern. Offenbach.

Bauer, Reinhold (2012): Hydrobergbau und Stirlingmotor. Gescheiterte Innovationen der 1970er Jahre als Gegenstand einer historischen Fehlschlagsforschung. In: Köhler, Ingo/Rossfeld, Roman (Hrsg.): Pleitiers und Bankrotteure. Geschichte des ökonomischen Scheiterns vom 18. bis 20. Jahrhundert. Frankfurt/M., S. 341–364.

Bauerfeind, Katrin (2014): Mir fehlt ein Tag zwischen Sonntag und Montag. Geschichten vom schönen Scheitern. Frankfurt/M.

Becker, Ulrike (2016): Schiffbruch inbegriffen. Scheitern und wie es danach weitergeht. Gießen.

Beckett, Samuel (1983): Worstward Ho. London.

Brakensiek, Stefan/Claridge, Claudia (Hrsg.) (2015): Fiasko – Scheitern in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Kulturgeschichte des Misserfolgs. Bielefeld.

Brednich, Rolf Wilhelm (2007): Methoden der Erzählforschung. In: Göttsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 57–77.

Dressel, Gert/Langreiter, Nikola (2005): WissenschaftlerInnen scheitern (nicht). In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 107–126.

Grass, Riet (2016): Das Glück des Scheiterns. Karriere- und Krisenmanagement im 21. Jahrhundert. Zürich.

16 Vuran/Seide 2017; Tepperwein/Aeschbacher 2016; Grass 2016; Arnet 2017; Becker 2016.

17 Nentwig 2017; Wecker 2009; Bauerfeind 2014; siehe auch: Heidemanns/Harbusch 2012.

Heidemanns, Martin/Harbusch, Nikolaus (2012): Affäre Wulff. Bundespräsident für 598 Tage – die Geschichte eines Scheiterns. Berlin.

Jeggle, Utz (2005): Scheitern lernen. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 221–236.

Junge, Matthias (2004): Scheitern. Ein unausgearbeitetes Konzept soziologischer Theoriebildung und ein Vorschlag zu seiner Konzeptualisierung. In: Ders./Lechner, Götz (Hrsg.): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. Wiesbaden, S. 15–32.

Junge, Matthias/Lechner, Götz (Hrsg.) (2004): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. Wiesbaden.

Köhler, Ingo/Rossfeld, Roman (2012): Bausteine des Misserfolgs. Zur Strukturierung eines Forschungsfeldes. In: Dies. (Hrsg.): Pleitiers und Bankrotteure. Geschichte des ökonomischen Scheiterns vom 18. bis 20. Jahrhundert. Frankfurt/M., S. 9–34.

Kuckertz, Andreas/Mandl, Christoph/Allmendinger, Martin (2015): Gute Fehler, schlechte Fehler – wie tolerant ist Deutschland im Umgang mit gescheiterten Unternehmern? Stuttgart (Online verfügbar unter www.neue-unternehmerkultur.de).

Lehmann, Albrecht (1980): Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21, S. 56–69.

Lehmann, Albrecht (2004): „Rechtfertigungsgeschichte". In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Band 11. Berlin, Sp. 401–406.

Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Hrsg. von Kettler, David/Meja, Volker/Stehr, Nico. Frankfurt/M.

Mayring, Philipp (1990): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim.

Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 12). Frankfurt/M./New York.

Nentwig, Nadine (2017): Kluge Frauen scheitern anders. Ein sehr persönlicher Ratgeber. Hamburg.

Röhrich, Lutz (1994): Erzählforschung. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 421–448.

Scholz, Sylka (2005): Die *Show des Scheiterns* und der *Club der polnischen Versager* – Der (neue) Diskurs der Gescheiterten. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 265–289.

Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. München.

Tepperwein, Kurt/Aeschbacher, Felix (2016): Scheitern, na und? Wer Fehler macht, hat mehr vom Leben. Steyr.

Vittorelli, Natascha (2015): Un/Freiwillig scheitern. Eine Historikerin nimmt Abschied von der Wissenschaft und ihrem Betrieb. In: scheitern. Werkstatt Geschichte 71, S. 83–95.

Vuran, Atilla/Seide, Gunnar (2017): Promovieren heisst scheitern. Damit Sie am Scheitern nicht scheitern: ein Konzept zur Selbstführung und Selbstverantwortung. Offenbach.

Wecker, Konstantin (2009): Die Kunst des Scheiterns. Tausend unmögliche Wege, das Glück zu finden. München.

Zahlmann, Stefan (2005): Einleitung. In: Ders./Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 7–31.

Vortrag von Matthias Junge (2016): Scheitern in der Erfolgsgesellschaft, Kolloquium des Instituts für Soziologie der Technischen Universität Dresden im Sommersemester, 08.06.2016.

Webseiten

http://deutscherstartupmonitor.de/fileadmin/dsm/dsm-13/DeutscherStartupMonitor2013.pdf (22.08.2017).
http://failuremuseum.com/ (12.03.2018).
http://fuckupnights.com/#home-map-header (23.02.2018).
http://thefailureinstitute.com/ (06.09.2017).
http://www.museumoffailure.se/ (12.03.2018).
http://www.schlingensief.com/projekt.php?id=t014 (07.07.2017).
http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/bahn-start-up-locomore-stellt-geschaeftsbetrieb-ein-a-1161049.html (24.08.2017).
http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/locomore-nimmt-betrieb-wieder-auf-flixbus-wird-vertriebspartner-a-1162958.html (23.08.2017).
http://www.tagesspiegel.de/berlin/bahn-start-up-zweite-chance-fuer-locomore/20195772.html (23.08.2017).
http://www.zeit.de/campus/2016-05/cv-of-failures-johannes-haushofer-professor-princeton-scheitern (05.05.2016).
http://www.zeit.de/mobilitaet/2017-08/bahn-startup-locomore-flixbus-insolvenz (24.08. 2017).
https://brokenships.com/ (09.05.2016).
https://vierkommanull.wordpress.com (05.03.2018).
https://www.cbinsights.com/research/startup-failure-reasons-top/ (23.08.2017).
https://www.gruenderszene.de/lexikon/begriffe/startup (17.08.2017).
https://www.kfw.de/KfW-Konzern/KfW-Research/KfW-Gr%C3%BCndungsmonitor.html (23.08.2017).
https://www.princeton.edu/~joha/Johannes_Haushofer_CV_of_Failures.pdf (05.05.2016).
https://www.rkw-kompetenzzentrum.de/gruendung/studie/gruendungen-scheitern-nicht-am-team-sondern-im-team/ (23.08.2017).

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 343–354.

Olga Reznikova und Moritz Ege[1]

Moralische Ökonomien vs. ethische Politik?

Arbeiter- und Mittelschichtsproteste in Moskau 2015/2016

Die Sache mit Moskau und die Sache mit dem Zaren

> „Zwei Sachen unterscheiden soziale und politische Proteste (…). Die erste ist … (…) Ich bin eine Moskauerin. Und, gefühlt, gibt das ganze russische Volk der Stadt Moskau die Schuld an allem Unglück, das in unserer Heimat geschieht. Und das stört natürlich [das Vertrauen]. Sie vertrauen uns nicht (…) Und andererseits [vertraue] ich ihnen auch nicht … wenn ich überlege, dass sie [das Volk aus den Provinzen] ihn [Putin] gewählt haben, habe ich Wut, denke ich, vielleicht ist es auch in Ordnung, wenn sie ersticken. (…) Wir können also sagen: Da sind diese Sache mit Moskau und diese Sache mit dem Zaren."[2]

„Diese Sache mit Moskau" verweist für Mira[3], eine Oppositionsaktivistin, die sich selbst als Vertreterin der städtischen *Intelligenzija* sieht, in erster Linie auf die Widerstände und Ressentiments in den ärmeren Regionen, in den Peripherien Russlands beziehungsweise der Russländischen Föderation, gegen die Hauptstadt, das politische und ökonomische Zentrum, und seine Bewohner_innen, die von der extremen Zentralisierung von Ressourcen profitieren. Im selben Atemzug spricht sie über die Zustimmung der Bewohner_innen dieser Peripherien zur autoritären Herrschaft und zur Unterdrückung der – primär städtischen – Opposition. Mit der kokett-zynischen Bemerkung über das „Ersticken" verweist Mira auf einen zum Zeitpunkt des Gesprächs akuten „sozialen Protest" in Wolokolamsk, circa 120 Kilometer von Moskau entfernt. Bewohner_innen protestierten dort im März 2018 gegen den Gestank und die giftigen Ausscheidungen einer Mülldeponie und appellierten – zum Entsetzen

1 Zur Arbeitsteilung: Beide Autor_innen führen gemeinsam das Teilprojekt „Moskau: Urbane Ethik des Protests und die Gewalt der Ethik" der Forscher_innengruppe *Urbane Ethiken. Konflikte um ‚gute' und ‚richtige' Lebensführung in Städten des 20. und 21. Jahrhunderts* (gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, EG 371/1-1) durch. Der Artikel speist sich aus der Feldforschung von Olga Reznikova. Den Zugang zur Erforschung des liberalen Anti-Populismus und moralischer Ökonomien in Bezug auf die Proteste wurde gemeinsam entwickelt; dasselbe gilt hier für die Analyse, Argumentation und Verschriftlichung.

2 Auszug aus dem Gespräch mit Mira über Wolokolamsk (wo in riesigen Bergen vor allem Müll aus Moskau deponiert wird). Online, März 2018.

3 Alle Namen wurden verändert.

von politischen Aktivist_innen wie Mira – an Präsident Putin, er möge ihnen helfen. Mira und viele andere bezeichnen solche Proteste verächtlich als „beim Zaren bitten". Sie meinen dieses Muster, das aus ihrer Sicht ein archaisches ist, in unterschiedlichen Protesten der letzten Jahre erkennen zu können: in ökologischen Protesten, lokalen/städtischen und in ökonomischen Arbeitskämpfen. In diesem Beitrag werden wir genauer nachvollziehen, worum es bei den „zwei Sachen" geht und wie sie miteinander zusammenhängen, um auf diesem Wege das Verhältnis verschiedener Protestbewegungen im heutigen Russland besser zu verstehen. Die empirische Grundlage dafür bildet eine ethnografische Forschung in und rund um einen Protest von Lkw-Fahrern. Die Unterscheidung zwischen einer sich als ethisch-universalistisch verstehenden Politik, die vor allem von Seiten der städtischen Protestbewegungen propagiert wird, und den ‚moralischen Ökonomien', die den Lkw-Fahrer Protest prägen, fungiert als Leitmotiv des Textes.

Politische Proteste vs. Sozialproteste?

Seit sechs Jahren forscht Olga Reznikova ethnografisch in den Kontaktzonen solcher Protestbewegungen, vor allem in Moskau. Das übergreifende Forschungsinteresse gilt den Protesten als Feldern von praktischen Aushandlungen: Welche Positionen werden unter Protestierenden, die von außen und innen häufig als ein monolithischer Block wahrgenommen und analysiert werden, verhandelt? Welche neuen Konstellationen, Allianzen und Kräfteverhältnisse von ‚sozialem' und ‚politischem' Protest entstehen dabei? Inwiefern verbinden sich diese Prozesse der Aushandlung von eigenen beziehungsweise gemeinsamen Interessen sowie von Solidarität mit der Neuformierung von kollektiven Selbstbeschreibungen und Subjektpositionen, die dieser Unterscheidung überhaupt erst Sinn verleihen?

Von den Anti-Putin-Großdemonstrationen für ‚freie und ehrliche Wahlen', die heute häufig unter dem Schlagwort *Bolotnaja-Proteste* zusammengefasst werden, bis zu den aktuellen Protesten hat sich ein erheblicher Wandel vollzogen. Während die Mehrheit der Teilnehmenden der Proteste 2011–13 aus der hauptstädtischen Mittelschicht stammte und über politische Differenzen hinweg einen übergreifenden Anti-Putin-Konsens suchte, sind die Proteste der letzten drei Jahre deutlich heterogener, was die Anlässe, die soziale Zusammensetzung der Teilnehmenden und die Protest-Orte und -Formen betrifft. In der neuen Welle der ‚sozialen Proteste' wird die sozial und räumlich ungleiche Ressourcenverteilung, die die russländische Gesellschaft prägt, infrage gestellt. Dies verbindet sich mit einer starken Ablehnung des Steuern- und Abgabensystems und einem Streben nach weniger Kontrolle des Marktes durch den (als korrupt verstandenen) Staat und – zumindest zunächst – einer Skepsis gegenüber allem, was mit Politik zu tun hat.

In den Strategie- und Selbstverständnisdebatten der politischen Opposition werden diese Proteste meist entlang einer einfachen Dichotomie sortiert: auf der einen Seite ethisch motivierte politische Proteste, vorwiegend gegen die Illegitimität der

Regierung und des Präsidenten, gegen Korruption und Krieg, und auf der anderen Seite soziale Proteste, die ein konkreteres Anliegen haben, das die partikularen Interessen der Protestierenden wiederspiegelt. Diese Dichotomie geht, wie im Folgenden auszuführen bleibt, mit starken Wertungen und Hierarchisierungen einher. Ihre konkrete Ausprägung ist einerseits als Resultat von Entwicklungen innerhalb der Protestbewegungen zu verstehen, hängt aber andererseits auch mit den außen- und innenpolitischen Veränderungen der dritten Amtszeit Putins zusammen.[4] Für die einen ist die prinzipielle politische Opposition gegen Putin mehr denn je ethisch-moralisch geboten, in einem geradezu existenziellen Sinn. Für viele andere, die selbst unzufrieden sind und konkrete Forderungen erheben (zum Beispiel gegen eine Mülldeponie oder für die eigenen Anliegen als Lkw-Fahrer), gilt gerade diese Opposition als (a) städtisch-privilegiert und (b) ‚vom Westen' gesteuert, weshalb sie wenig Legitimität besitzt – was nicht zuletzt, aber keinesfalls ausschließlich, mit dem offiziellen autoritär-populistischen Diskurs zusammenhängt, der solche Deutungen unterstützt.

Um die Frage nach relationalen Gruppenformierungsprozessen, Konflikten und ihrer kulturellen Dimension in dieser Situation zu beleuchten, werden wir uns hier konkret dem Verhältnis und den Begegnungen von zwei ‚Gruppen' anlässlich des Lkw-Fahrer-Streiks widmen: Protest-Aktivist_innen, die sich tendenziell der hauptstädtischen *Intelligenzija*[5] zurechnen, und Aktivist_innen ‚sozialer' Proteste, die sich – im Fall der Lkw-Fahrer – als ‚Arbeiter' und Vertreter des ‚einfachen Volkes' aus der Provinz verstehen. Wir konzentrieren uns dabei auf die Zeit von Ende 2015 bis Anfang 2016, als der Streik der Lkw-Fahrer und ihr Nach-Moskau-Kommen die politisch-ökonomischen Koordinaten der Anti-Putin-Protestbewegung infrage stellten und als Symptome einer umfassenden ökonomischen Krise diskutiert wurden.[6] Sowohl die Fahrer selbst als auch Vertreter_innen der Moskauer Anti-Putin-Protestbewegung schrieben dem Streik gerade angesichts dieses Kontexts eine ‚strategische' Bedeutung zu.

4 Insbesondere der Krieg in der Ukraine, die Besetzung der Krim, Repressionen gegen die Krimtataren, zunehmende Aufrüstung, militärische Unterstützung des Assad-Regimes in Syrien, ein neues Ausmaß an Repressionen gegen politische Gegner, neue Sanktionen und Gegensanktionen, die ökonomische Krise und die weiter wachsende Kluft zwischen Armen und Reichen.

5 Die Unterscheidung zwischen ‚politischen' und ‚sozialen' Protesten kreuzt sich diskursiv mit dem Begriffspaar *Intelligenzija* und *narod* (Volk), das nicht zuletzt auf der imaginär überdeterminierten Aufteilung Russlands in Moskau und den Rest des Landes basiert und diese neu reproduziert.

6 Der Streik der Lkw-Fahrer wurde als neue Form des Protests wahrgenommen, auch wenn ‚soziale Proteste', insbesondere Streiks, nichts Neues waren – sie ziehen sich durch die postsowjetische Zeit. Zur „sozialen Bewegung" siehe Kleman u. a. 2010. Im Kontext der zweiten ökonomischen Krise 2015/16 in Russland haben sich ‚soziale Proteste' bemerkenswerterweise zahlenmäßig verdoppelt (Bizjukov 2016).

„Wer sind wir für sie!?“: Begegnungen im Protestcamp der Lkw-Fahrer

Mitte November 2015 führte die Regierung der Russländischen Föderation ein Mautsystem für Lkws mit dem Namen PLATON ein[7], mit dem auf elektronischem Wege eine Maut für alle föderalen Straßen erhoben wird. Proteste von Lkw-Fahrern gegen dieses neue Mautsystem begannen in vielen Teilen Russlands im November 2015 mit Demonstrationen sowie kollektiven Aktionen auf verkehrswichtigen Straßen. Für die Lkw-Fahrer, meist kleinselbstständige Transportunternehmer, die ein oder zwei Lkws besitzen und selbst fahren, ist die Einführung des Systems PLATON ein Ausdruck der zunehmenden, fundamentalen Ungerechtigkeit des heutigen Oligarchen-Kapitalismus, der Privatisierungen und der Korruption.[8] Die Lkw-Fahrer sagen, dass die Einführung des Systems die Arbeit der kleinselbstständigen Fahrer, die bisher mehr als die Hälfte aller Lkws besitzen, unmöglich mache, weil dadurch ein Einkommen, das schon jetzt niedrig ist, noch einmal stark reduziert werde. Im Dezember 2015 fuhren deshalb Hunderte LKW-Fahrer nach Moskau. Sie kamen aus allen Teilen Russlands, viele mit dem Ziel, die Stadt durch eine Blockade der Autobahnen von der Versorgung abzuschneiden und so Rache an der ‚reichen Hauptstadt‘ und Regierungsmetropole zu nehmen sowie die Regierung zu zwingen, in einen Dialog über die Aufhebung dieses Gesetzes einzutreten.

Nach einer Reihe von spontanen Aktionen im November 2015 und polizeilichen Absperrungen parkten einige Dutzend Lkw-Fahrer am 3. Dezember ihre Lkws nahe einem Autobahnkreuz, auf dem großen Parkplatz einer ‚Mega-Mall‘ des IKEA-Konzerns in Chimki, am Rande Moskaus, und errichteten dort ein Protestcamp. Die Fahrer wollten mit ihren Aktionen vor allem PLATON rückgängig machen. Sie empfanden die neue gesetzliche Regelung als ökonomische Bedrohung und Angriff auf ihre Autonomie, als Maßnahme, die „die Oligarchen noch reicher macht und uns vernichtet“.[9] Eine einheitliche politische Position vertraten sie darüber hinaus nicht. Schnell nach der Etablierung dieses Protestcamps besuchten Vertreter_innen von linken, liberalen, aber auch rechten oppositionellen Gruppen und Parteien aus Moskau die Streikenden. Vor allem in dieser ersten Zeit des Protests schickten die Fahrer die meisten ‚Besucher‘ aus der Opposition[10] als ‚Politische‘ oder als ‚Provokateure‘ jedoch schnell

7 Verkürzt für *plata za tonnu*, Gebühren pro Tonne.

8 Die Gebühren empfinden die Lkw-Fahrer nicht zuletzt deswegen so empörend und ungerecht, weil sie offensichtlich durch Korruption möglich geworden sind. Das vom PLATON-System eingenommene Geld wird von der Firma *Rt-Invest-Transportnye Sistemy* (RT Transport-System-Investitionen) verwaltet, die dem Unternehmer Igor Rotenberg gehört, dem Sohn des besten Freundes des Präsidenten.

9 Mit „uns“ meint der Gesprächspartner hier die Berufsgruppe der Fernfahrer, die ihren Lkw selbst besitzen und, so war die kollektive Befürchtung, aus dem Transportmarkt verdrängt würden.

10 Mit „Oppositionellen“ waren hier Aktivist_innen der Anti-Putin-Proteste und Vertreter_innen der liberalen und liberal-nationalistischen Parteien gemeint.

wieder weg.[11] So kommentiert ein Fahrer eine Woche nach dem Beginn des Streiks die Ankunft von zwei Besucher_innen:

> „Es nervt echt. Wer sind wir für sie? Models? Oder wer? Schüler? Immer wieder kommen sie und kommen sie. Der eine erzählt über den heiligen Fjodorow[12], die andere über den gefährlichen Putin oder über Navalny, der alles weiß. Ich kann nicht mehr. Alle wollen uns benutzen und instrumentalisieren. Es ist so schwer auszuhalten (…). Und was noch schlimm ist: du kannst niemandem vertrauen, es ist so furchtbar. Auch unter uns gibt es bestimmt *podoslannye* [von der Regierung geschickte]. (…) Allen, die keinen Laster haben, kann ich nicht ganz vertrauen (…)."[13]

Ein halbes Jahr lang, bis zum 1. Mai 2016, diente das Camp als Zentrum des Streiks. Hier besprachen Transportarbeiter_innen und Lkw-Fahrer konkrete taktische und strategische Vorgehensweisen: Aktionsformen, die eigenen Ziele sowie Strategien zur Vereinigung der Fahrer und kleinen Lastwageneigentümer zu einer russlandweiten Bewegung. Zu der anfänglich einzigen Forderung nach der Abschaffung von PLATON kam mit der Zeit der Plan, eine Gewerkschaft zu gründen, um die eigenen Interessen langfristig zu vertreten. Zusätzlich zu diesen Fragen bestand die Herausforderung aus der Sicht der Streikenden darin, die eigene Beziehung zu anderen Protestgruppen zu durchdenken, Formen von Kooperation zu gestalten und mit dem Interesse von Journalist_innen umzugehen. Zu klären blieb die Frage nach dem Verhältnis zu ‚lokalen' Protesten in Moskau, zu anderen ‚Arbeiterprotesten' wie den Protesten der Müllabfuhr, von Fabrikarbeitern und von Bauern[14], mit denen sie sich verbünden wollten, und eben zu den ‚politischen Protesten' der Opposition. Als politische Proteste verstanden die Fahrer alle Proteste, die in erster Linie gegen *vlast'* (hier: Staatsmacht/Regierung) vorgehen. ‚Dies konnten liberale, linke, rechte und ökologisch orientierte Gruppen sein, Parteien oder bewegungsartige organisierte Gruppen.[15] Die ‚politische' Moskauer Opposition wird von den Fahrern in diesen De-

11 Dass regierungskritische Protestierende mit ‚der Politik', die sie als korrupt und korrumpierend verstehen, nichts zu tun haben wollen und sich stattdessen eher in einem ethischen Register beschreiben, ist keine russische Spezialität, sondern sowohl ein klassisches Merkmal von vielen Arbeitskämpfen als auch ein Kennzeichen vieler neuerer Protestbewegungen.

12 Der Duma-Abgeordnete Jewgeni Fjodorow ist Vorsitzender der NOD (Nationale Befreiungsbewegung), einer nationalistischen, antisemitischen regierungsnahen Gruppe, die anfangs im Lkw-Camp sehr präsent war. Einige NOD-Anhänger beschrieben Fjodorow dort als Messias für russische Probleme.

13 Forschungstagebuch von OR. Aufgeschrieben aus dem Gedächtnis, Chimki, Dezember 2015.

14 Die streikenden Lkw-Fahrer veranstalteten 2016 über eine längere Zeit hinweg gemeinsame Protestaktionen mit protestierenden Bauern. In ihrem Verständnis sind die Bauern ‚Arbeiter' weil sie körperliche und nicht ‚Kopf'-Arbeit leisten.

15 Entscheidend für die Etikettierung als ‚politisch' ist hier, a) nicht (wie die Lkw-Fahrer im eigenen Selbstbild) mit dem ‚einfachen Volk' assoziiert zu werden bzw. es nicht zu verkörpern, b) in erster Linie gegen ‚Putins Herrschaft' zu protestieren bzw. zu kämpfen und c) aus Moskau zu kommen.

batten eng mit der *Intelligenzija* verbunden – entsprechend verbreiteter Diskurse, aber durchaus auch im Sinne des Selbstbildes vieler Oppositioneller.

Obwohl viele Fahrer solchen Politisierungsversuchen zunächst skeptisch oder feindselig gegenüberstanden, wurde der Alltag im Camp zunehmend durch die Besucher_innen aus den politischen Gruppen geprägt. Ein halbes Jahr später, als sie das Camp auflösten, waren die Lkw-Fahrer davon überzeugt, dass dieses nur dank der ‚politischen' Moskauer Unterstützer_innen so lange hatte existieren können. Die Unterstützer_innen spendeten Geld, Lebensmittel, Benzin und neben dieser materiellen Hilfe zeigten sie Filme, hielten Vorträge, veranstalteten Konzerte und Workshops. Die Stimmung hatte sich bereits im Februar 2016 verändert, nach drei Monaten des Protests. Zu diesem Zeitpunkt äußerten viele Fahrer immer wieder den gleichen Satz: „Ich habe meine Meinung über die Moskauer radikal verändert"[16]. Diese Formel hatte sich in mehreren Streits und Diskussionen im Camp herausgebildet. Sie gibt nicht einfach einen Einstellungswandel wieder, sondern hatte im Zusammenhang der Moskauer Protestlandschaft konkrete, performative Funktionen: Sie sollte die Bereitschaft zu weiteren Kooperationen signalisieren und die Anerkennung der Fahrer für die Unterstützung der ‚Moskauer' zum Ausdruck bringen. Die Zeit des ersten Streiks sahen die Fahrer in diesen Erzählungen rückblickend als Zeit ‚des Augenöffnens'. Solche Formulierungen wurden von oppositionellen Medien und Gruppen dann gerne zitiert.[17] Dieser Interaktionsprozess und seine Deutung als Lern-, Aufklärungs- und Politisierungsprozess beeinflusste auch die Kommunikation mit ‚noch nicht politisierten' Fahrer-Kollegen, die in anderen Landesteilen verharrten und damit, so die Lesart der Unterstützer_innen, aber auch vieler streikender Fahrer in Chimki, auf dem alten Stand stehen geblieben waren.

Auf der Seite der liberalen Aktivist_innen wurde in dieser Zeit (2015–2018) den Sozialprotesten – vor allem aufgrund der Interaktionen rund um den Lkw-Fahrer-Streik – insgesamt deutlich mehr Aufmerksamkeit gewidmet als zuvor. Einige der Unterstützer_innen sahen die ökonomischen und sozialen Forderungen der Lkw-Fahrer und anderer vergleichbarer Protestaktionen jedoch letztlich nicht als Forderungen mit eigenem, gleichberechtigtem Wert an, sondern im besten Fall als Vorstufe für den *eigentlichen* politischen Kampf – den gegen Putin.[18] Die unter liberalen Aktivist_innen aus der Mittelschicht verbreitete Ablehnung sozialer (Verteilungs-)Fragen als

16 Aus einem Gespräch, März 2016.

17 Vgl. bspw. die Titel von Artikeln anlässlich des späteren Streiks 2017 wie „Die Forderungen der Lkw-Fahrer kommen von der ökonomischen auf eine neue politische Stufe" http://www.finnews.ru/cur_an.php?idnws=25305.

18 Eine Ausnahme bildet aus dieser Sicht die populäre Kritik an staatlicher Korruption. Manche Marxisten sehen die neue Welle von Korruptionskritik als Schritt in Richtung einer Anerkennung der sozialen Frage als Teil der Politik. Dagegen bleibt einzuwenden, dass die Kritik an der Korruption der Oligarchen keinesfalls notwendig in Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit mündet, sondern sich mindestens genauso stark mit nationalistischen, national-bolschewistischen und antisemitischen Bewegungen und Ideen verbindet.

unzeitgemäß und unaufgeklärt, ihr eigener politischer und kultureller Führungsanspruch, kombiniert mit einer starken Verurteilung der Appelle an einen vermeintlich gutwilligen ‚Patron' und die Versorgerrolle des Staates und der Staatsführung, wie sie in den sozialen Protesten praktiziert wurde, prägt bis heute das Verhältnis weiter Teile der oppositionellen *Intelligenzija* zu diesen Protesten – gleichzeitig aber auch, auf der anderen Seite, die Begeisterung für und Hoffnungen auf die Aufstände aus dem ‚einfachen Volk'. Die althergebrachte *Intelligenzija*-Volk-Figuration erhielt damit eine veränderte Neuauflage.

Mobilisierung und moralische Ökonomien in einem „sozialen Protest"

Gerade diese vermeintlich unaufgeklärten Appelle an den Präsidenten zählten aber zu den Mobilisierungsformen, die das Zusammenkommen der Lkw-Fahrer erst möglich machten. Die erste Mobilisierung gelang ihnen vor allem deshalb, weil beim Reagieren auf die Einführung von PLATON materiell-wirtschaftliche Interessen und moralische Empörung zusammentrafen. Sie beruhte also auf Anrufungen einer ‚moralischen Ökonomie' – bemerkenswerterweise im Sinne verschiedener, letztlich sogar widersprüchlicher Verständnisse dieses vielzitierten Begriffs.

Selbstständige Fahrer verkörperten nach der Perestroika aus der Außen- wie auch aus der Innensicht zunächst einmal den (neo-)liberalen Traum, dass allen eine eigene ökonomische Unabhängigkeit würde zukommen können. Das Fernfahrerdasein – als alltägliche Praxis von Mobilität und in seiner wirtschaftlichen Form der Selbständigkeit – ist aufgeladen mit Werten von Freiheit und Selbstbestimmung. Die liberalen ökonomischen Regeln der 1990er-Jahre lassen sich somit aus der Perspektive vieler Akteur_innen in gewisser Weise moralisch, im Sinne einer veralltäglichten, individualistisch-meritokratischen Wirtschafts- und Freiheitsethik begründen. PLATON trifft nun vor allem die Selbstständigen und Kleinunternehmer_innen, die sich diese Ethik mehr oder weniger zu eigen gemacht hatten. Ihre Empörung resultiert nicht zuletzt aus den Widersprüchen zwischen PLATON und seinem Zustandekommen und den eigentlich als gültig angenommenen liberal-individualistischen ‚moralisch-ökonomischen' Orientierungen (im Sinne von Sayer 2000).[19]

Andererseits lässt sich der Protest gegen PLATON auch als Ausdruck der Empörung über den Bruch geteilter Normen von Gerechtigkeit in einem eher kollektiven Sinn verstehen, ganz im Sinne der klassischen Prägung des Begriffs ‚moralische Ökonomien' bei Edward P. Thompson (Thompson 1971). Die Fahrer kämpften in einer spezifischen Weise für ‚fairere' Verhältnisse und rekurrierten dabei auf eine ältere, nachvollziehbare, moralisch fundierte Ökonomie, in der zumindest im Rückblick ein Ideal von Gerechtigkeit für die Fahrer als Gruppe von ‚einfachen Leuten' und ihre Arbeit

19 Beim Erzählen über das eigene Leben ist es dabei für viele Fahrer wichtig, die eigene Biografie als Arbeiter oder als Kinder von Arbeiter_innen zu betonen – und gleichzeitig, dass man im eigenen Beruf nicht in Abhängigkeitsverhältnissen steht.

berücksichtigt wurde. Die neue Ordnung, wie sie mit PLATON eingeläutet wird, steht dagegen für einen ‚räuberischen Kapitalismus', in dem sich alles um die Interessen der Oligarchen drehe und starke Konzentrationsprozesse stattfinden. Diese neu eingeführte ökonomische Ordnung ist durch die bisherige Moral weder kontrollierbar noch verständlich. Die Ordnung, in der staatlich gut vernetzte Investoren von öffentlicher Infrastruktur profitieren, gilt als unmoralisch, falsch und ungerecht. Die als moralisch stimmiger und somit als besser verstandene Ordnung war demnach Teil einer besser funktionierenden Vergangenheit. Diese wird allerdings nicht eindeutig bestimmt. So sagen zum Beispiel die beiden Lkw-Fahrer Pavel und Vladimir: „Wir wollen, dass nach unserem Protest alles wieder so ist, wie es war." Als wiederherzustellende Ordnung beschreiben sie vor allem die Zeit vor der Einführung des Mautsystems: „Wir wollen nur, dass PLATON abgeschafft wird, dann ist wieder alles in Ordnung, und wir können wieder normal arbeiten." Zugleich gilt die positive Bezugnahme auf die „Zeit davor" hier – und in vielen anderen derartigen Äußerungen – auch der vorliberalen Ordnung, also der Zeit vor den Privatisierungen der 1990er-Jahre. So stimmt Pavel im selben Gespräch Vladimir zu, dass es in der UdSSR mehr Freiheit gegeben habe, weil man als Arbeiter („solche wie wir") besser abgesichert war. Derart mehrdeutige Verständnisse von Freiheit und Gerechtigkeit prägen die ‚moralische Ökonomie' dieses Protests.

Dabei appellierten die Protestierenden in den ersten Wochen des Protestes tatsächlich an eine paternalistische Autorität, einen prinzipiell für gerecht gehaltenen Herrscher. Dies zeigte sich vor allem in der anfänglichen Erwartung, dass Präsident Putin das Problem persönlich lösen werde, sobald man direkt zu ihm durchdringen könne, vorbei an den korrupten Beamten und den Oligarchen, was die Fahrer mit Petitionen, Briefen und Videobotschaften versuchten. Die jährliche Ansprache Putins am 3. Dezember war für mehrere Tausend Lkw-Fahrer in ganz Russland, die diese Rede gespannt erwarteten, ein wichtiger Moment: Die Enttäuschung darüber, dass Putin ihr Problem in der Rede *nicht* erwähnte, führte zu kollektiver Wut. So erinnert sich ein Fernfahrer: „Wir haben gewartet. Was macht unser Präsident für das Volk? Ob er uns verteidigen kann vor den Räubern, die unsere Heimat ausrauben. Nichts hat er gesagt, gar nichts." Danach trat dieser Fahrer wie viele andere sofort in den Streik.

Das Protestcamp der Lkw-Fahrer in Chimki entstand nach dieser Enttäuschung einer moralisch-ökonomischen Reziprozitätserwartung. Auch in Moskau versuchten die Fahrer den ‚Dialog (mit der Regierung) herzustellen', bis sich dieses Ziel nach den ersten polizeilichen Repressionen als unrealistisch erwies.

Eine doppelte/relationale Politisierung

Aus der Sicht der oppositionellen *Intelligenzija* zeugten solche Appelle nur von ethisch-moralischer Rückständigkeit und politischer Naivität. Zugleich eröffnete sich mit der Präsenz des Lkw-Fahrer-Streiks in Moskau aus ihrer Sicht aber die Möglichkeit, dass ein solcher Protest vom ‚nur' sozialen und materiellen und von einer pa-

ternalistischen Orientierung zum ‚tatsächlich' Politischen aufsteigen könne – wenn denn eine angemessene Politisierung stattfinden könnte. In dieser Sicht erscheinen die sozialen Proteste also als Vorstufe für politische Proteste, sind also nur deshalb legitim, weil sie das Potenzial enthalten, über die ökonomischen Ziele hinaus zu gehen beziehungsweise diese zu revidieren und die Wut umzulenken. Dies klang zum Beispiel bei spontanen Aussagen der nach Chimki gekommenen Moskauer Oppositionellen an jenem 3. Dezember 2015 an, als sich die ersten Lkws in Chimki versammelten. An diesem Tag standen einige Dutzend Moskauer_innen auf dem Parkplatz, die meisten wollten die Lkw-Fahrer unterstützen, manche waren skeptisch, alle aufgeregt. Einer von ihnen, ein etwa 50-jähriger Mann, fragte die Forscherin: „Was ist noch mal Streik? Heißt das, sie wollen einfach nicht arbeiten? Oder wollen sie kämpfen?!" Er hoffe, dass die „wütenden Lkw-Fahrer" auch „zum Kreml gehen", „damit er [Putin] sieht, dass nicht nur wir[20] gegen ihn sind." „Sie müssen aber noch viel lernen", sagte er am Ende der Unterhaltung.[21] Nikolaj Lifschitz, ein bekannter Vertreter der liberalen *Intelligenzija* in Moskau, erläuterte seine Motivation, die Lkw-Fahrer zu unterstützen, der Forscherin gegenüber zwei Monate später so: „Wir müssen dabei sein, wir müssen es sehen, die Geschichte erzählen: Wir erklären ihnen die Politik und hoffen, dass sie ihre Muskeln richtig benutzen". Die Rollen von geistiger und körperlicher Arbeit, von Belehren und Belehrt-werden, sind in solchen Aussagen klar verteilt.

Diese liberalen Unterstützer_innen verstanden die Politisierung der Fahrer als einen linear-teleologischen, notwendigen, von ihnen, also den Besucher_innen, voranzutreibenden Prozess. Die Entwicklung soll dabei ‚von ökonomischen zu politischen Forderungen' verlaufen. Zugleich soll die kollektive Wut des *russkogo mužika*, des ungebildeten russischen Mannes aus dem Volk, auch politische Veränderungen vorantreiben. Dabei überlagern sich zeitlich-evolutionäre Denkschemata (‚weiter entwickelt', ‚wie zu zaristischen Zeiten'), räumliche Zuordnungen (Metropole/Peripherie), die Unterscheidung von ‚sozialen' und ‚politischen' Protestformen und die (vermeintliche) Zustimmung zu autoritären Verhältnissen. Diejenigen Fahrer, die in den Folgemonaten ihre Streikbewegung fortführten, übernahmen selbst Teile dieser Deutung und wandten sich zunehmend gegen die Regierung, die ihre Forderungen nicht verwirklichte. Die Fahrer beharrten aber weiterhin auf die zentrale Stellung ihrer ökonomischen Forderungen in den Protesten und verwahrten sich gegen Vereinnahmungen durch Oppositionsparteien und enttäuschten letztlich deren Erwartungen.

Tatsächlich waren es dabei allerdings nicht nur die Lkw-Fahrer, die sich ‚politisierten' – im Sinne einer anderen, eher semantischen Veränderung lässt sich dies auch über Moskauer Oppositionskreise sagen: Dadurch, dass der Lkw-Fahrer-Protest als ‚sozialer' beziehungsweise ‚ökonomischer' Protest einige Monate lang so präsent in der Moskauer Protestlandschaft war, veränderten sich auch dort die (‚emischen')

20 Wahrscheinlich ist hier die Moskauer *Intelligenzija* gemeint.
21 Aufgeschrieben aus dem Gedächtnis am 4.12.2015. Forschungstagebuch von OR.

Verwendungsweisen der Begriffe ‚Politik' und ‚politisch'. Viele Akteurinnen und Akteure der Proteste gegen Putin hatten die eigenen Aktionen um 2012 primär als ‚ethischen' Protest verstanden, der mit der schmutzigen Welt der Politik nichts zu tun haben sollte. Gerade in der Abgrenzung zu den ‚sozialen Protesten' verstanden sich viele Protestbewegte nun zunehmend *selbst* als ‚politisch'. In der Abgrenzung zu den moralischen Ökonomien des sozialen Protests betonten sie einerseits den Kontrast und die eigene gewissermaßen zivilisatorisch codierte Überlegenheit – da es ihnen ja um mehr gehe als nur die eigenen materiellen Interessen, nämlich um universelle Werte und um (ethische) Politik in einem emphatischen Sinne. Andererseits wollten sie die Sozialproteste zum Politischen heben oder führen.

Schluss

Mira, die sich seit 2012 an Protestaktionen beteiligt und auch das Lkw-Fahrer-Camp in Chimki unterstützte, brachte im Zitat zu Beginn dieses Textes das schwierige Verhältnis von Moskau und dem ‚Rest von Russland' zur Sprache („diese Sache mit Moskau"). Diese räumliche Codierung sozialer und politischer Differenzen ist ebenso wenig zufällig wie die zeitlich-epochale Codierung unterschiedlicher Mobilisierungsformen und Strategien („diese Sache mit dem Zaren"). Für die Interaktionen der zwei protestierenden Gruppen in Chimki, ihre politischen Debatten und die Bestimmung dessen, was als ‚politisch' gilt, blieben zwei Tendenzen zentral: (a) alle Beteiligten betonten immer wieder das hierarchische Verhältnis zwischen dem urbanen imperialen Zentrum, Moskau, und der unterprivilegierten Peripherie, wo das ‚einfache Volk' in rückständigen Verhältnissen lebe und arbeite, und (b) die Suche nach politischen Allianzen und Führungsbeziehungen zwischen den so verstandenen ‚Lagern' auf der kognitiven Karte des politischen Raums, die neu ausgehandelt werden sollten – hin zu einem neuen ‚Block' von *Intelligenzija* und *narod*, weg von der diagnostizierten Koalition von ‚Volk' und ‚Staatsmacht' im Putin'schen autoritären Populismus.

Kommen wir deshalb noch einmal zurück zu den moralischen Ökonomien. In der Auseinandersetzung mit liberalen Denker_innen, die den *homo economicus* zum regulativen Ideal machten, war es für E. P. Thompson in den 1970er Jahren wichtig zu betonen, dass die Armen, die an den *bread riots* beteiligt waren, nicht bloß instinktiv und reflexhaft auf ökonomische Nachteile reagierte. Auch im hier diskutierten, aktuellen Fall bleibt zu betonen, dass vergleichbare Annahmen und Fortschrittsideologien, die bürgerliche Beobachter_innen gegenüber nichtbürgerlichen Protestformen und Protestierenden weiterhin oftmals machen, nicht zutreffen. Die Lkw-Fahrer reagierten keinesfalls reflexhaft, sondern mobilisierten mithilfe von Gerechtigkeitsvorstellungen und Kalküls, die wir hier weder idealisieren noch verdammen, aber doch als solche verstehen und diskutieren wollen. Dabei rekurrierten sie auf moralische Regeln und Erwartungen, auf Gewohnheitsrechte und historische Erzählungen. Zugleich appellierten sie an eine Autorität, mit der aus ihrer Sicht so etwas wie eine implizite Abmachung bestand und von der zunächst die Wiederherstellung einer ‚ge-

rechten', reziproken Ordnung erwartet wurde. Sie wägten ab, von welcher Seite tatsächlich wirkmächtige Unterstützung für die eigenen Anliegen und Gerechtigkeitsvorstellungen zu erwarten war. Im Verlauf des Protests veränderten sich moralische Argumente, Koalitionen, Gesellschaftsbilder und auch die Grenzlinien zwischen Moral, Politik und Ökonomie erheblich[22]; die abwehrende Haltung gegenüber den ‚Politischen' lässt sich auch als Verteidigung von Selbstbestimmung und als Schachzug gegen tatsächliche Instrumentalisierungsabsichten derjenigen begreifen, die den Begriff monopolisieren.

Die moralische Kritik an der Durchsetzung ‚modernerer' kapitalistischer Verhältnisse wird insbesondere von Autor_innen, die in der Tradition der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule stehen – also einem anderen marxistischen Theoriezusammenhang als demjenigen Thompsons, Sayers etc., die moralische Ökonomien theoretisieren – als verkürzte Kapitalismuskritik bezeichnet.[23] Gerade die Moralisierungen und Personalisierungen solcher moralisch-ökonomischer Bezugnahmen öffnen diese Form von Kapitalismuskritik in problematische Richtungen. Bei aller Skepsis gegenüber dem Anspruch, eindeutig und aus der Theorie heraus zwischen ‚verkürzter' und ‚vollständiger' Kritik unterscheiden zu können, halten wir solche Debatten für eminent wichtig, denn auch in diesem Protest hat sich gezeigt, dass er sich mit ganz unterschiedlichen politischen Projekten verbinden ließ, teilweise auch mit der politischen Rechten und ihren Gemeinschaftsideologien – und in manchen Situationen mit Antisemitismus.

Die Fahrer und die Moskauer Oppositionsvertreter_innen bildeten aber zeitweise auch eine prekäre Allianz, die beide Seiten in Bewegung brachte, ohne dass die hierarchischen Imaginationen und Strukturen überwunden oder die wechselseitigen Erwartungen rundum erfüllt worden wären. Zugleich zeigen solche Mobilisierungsprozesse, inwiefern moralische Ökonomien eine mächtige, politisch in verschiedene Richtungen nutzbare normative Ressource darstellen, um Kritik an ökonomisch-politischen Transformationen zu üben, die zu Lasten von Arbeiter_innen und Kleinselbständigen gehen, und um diese Kritik zu verbreiten und anderen plausibel zu machen. Die streikenden Lkw-Fahrer artikulierten damit eine Kritik an der aktuellen Form von Kapitalismus, die ihnen selbst plausibel war – außerhalb der etablierten Kanäle der Konfliktschlichtung, als ‚wilder' Streik und Protest.

22 Vgl. zur Problematik der Unterscheidung Thompson 1991; Götz 2015.

23 Über die Gefahren und Kehrseiten der verkürzten Kapitalismuskritik siehe Postone 2005; Salzborn 2010.

Literatur

Bizjukov, Pjotr (2016): „Trudovye protesty v Rossii: pričiny, formy, aktory“. In: Vebinar Yabloko. Online-Vortrag unter: https://www.youtube.com/watch?v=aPKyxGQ8Bik

Götz, Norbert (2015): „Moral economy“: its conceptual history and analytical prospects. In: Journal of Global Ethics, 11/2, S. 147–162.

Kleman, Karen/Mirjasova, Olga/Demidov, Andrej (2010): Ot obyvatelej k aktivistam: Zaroždajusčiesja sozial'nye dviženija v sovremennoj Rossi. Moskau.

Postone, Moishe (2005): Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen. Freiburg.

Salzborn, Samuel (2010): Antisemitismus als negative Leitidee der Moderne. Sozialwissenschaftliche Theorien im Vergleich. Frankfurt/M.

Sayer, Andrew (2000): Moral Economy and Politial Economy. In: Studies in Political Economy 61, S. 79–103.

Thompson, Edward P. (1971): The Moral Economy of the Englisch Crowd in the Eighteenth Centrury. In: Past and Present 50, S. 76–136.

Thompson, Edward P. (1991): The Moral Economy Reviewed. In: Customs in Common. London, S. 259–351.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 355–365.

Shirley Brückner

Miniaturen des Nützlichen[1]

Oeconomische Kabinette im 17. und 18. Jahrhundert

„Ich besitze die Welt um so besser, je geschickter ich sie zur Miniatur machen kann."

Gaston Bachelard

Voraussetzungen

Als der erste Leipziger Lehrstuhlinhaber für Kameralistik, Daniel Gottfried Schreber (1708–1777), 1764 in seiner Antrittsvorlesung lebhaft über die Schäden und Nachteile der Vernachlässigung der ökonomischen Wissenschaften auf den Universitäten referierte, forderte er zu deren umfassender Förderung neben der Einrichtung eines Landesökonomiekollegiums und der Gründung ökonomischer Sozietäten auch entscheidende Verbesserung im Bildungswesen. Diese reichten von der sorgfältigen Vorbereitung der Jugend in ökonomischen Fragen auf den niederen Schulen bis zur Errichtung von Ökonomie-Lehrstühlen an den Landesuniversitäten. Außerdem sollten für die Vermittlung ökonomisch-praktischen Wissens anhand vielfältiger Realia „öconomische Cabinette, Gärten, Vorwerke und dergleichen" (Schreber 1764: 127), das heißt Sammlungen zu Lehr- und Versuchszwecken, eingerichtet werden. Schreber, der selbst ein ökonomisches Kabinett unter anderem mit Naturalien und Modellen besaß, hatte wohl dabei das *Theatrum oeconomicum-mechanicum* seines schwedischen Kollegen Anders Berch (1711–1774), das dieser in den 1740er Jahren an der Universität in Uppsala gegründet hatte, idealiter vor Augen.

Diese exemplarische Sammlung eines solchen „ökonomischen Cabinetts" enthielt neben den „Produkte[n] aus den drei Reichen der Natur [Pflanzen, Tiere, Mineralien], welche entweder in der Oekonomie gebraucht werden, oder darin einigen Einfluß haben oder im Commercio sind" (Krünitz 1784: 500), das waren unter anderem zahlreiche Stein- und Holzproben, verschiedenste Arten von Baumwolle, Wolle, Flachs, Pelzen, Seide, Wachs, Erd- und Farbpigmenten, Tee, Steingut und Stoffproben, auch Werkzeuge und Modelle unter anderem von landwirtschaftlichen Maschinen ([Schreber] 1762a: 198–208; Stavenow-Hidemark 1990). Berch hatte in Ermangelung ge-

1 Den prägnanten Titel verdanke ich Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger (Jena/Esslingen).

eigneter Lehrmaterialien und -bücher begonnen, Objekte aus den verschiedensten Gewerbezweigen und Produktionsprozessen zusammenzutragen, und so eine Anschauungs- und Unterrichtssammlung angelegt, die im 18. Jahrhundert eine der größten ihrer Art in Europa gewesen sein dürfte (Berg 1990: 14–22; Jirlow 1970: 14ff).

Der Kulturbegriff der Aufklärung umfasst die Gesamtheit der Lebensverhältnisse, der Technik und des Gewerbes, der politischen Verfassung wie des Handels, der Wissenschaften und Künste. Der Kulturwissenschaftler Georg Bollenbeck hat in seiner umfassenden Studie über *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters* (1994) die Verengung dieses weiten Kulturbegriffs beschrieben: wie „innerhalb weniger Jahre die deutsche Intelligenz mit dem Ideal der zweckfreien geistigen Bildung, die Ökonomie und Nützlichkeit, die Berufserziehung und die Technik abwertete" (Bollenbeck 1994: 99). In der bildungsbürgerlichen Öffentlichkeit ging die neue Wertschätzung des „rein Geistigen" einher mit einer neuhumanistischen Polemik gegen eine Erziehung zur Nützlichkeit und einer Herabminderung der praktischen Dinge. Träger dieses neuen Deutungsmusters, das sich Anfang des 19. Jahrhunderts durchsetzte, war das Bildungsbürgertum.

Das 17. und 18. Jahrhundert hingegen waren entscheidend geprägt von der Hochschätzung praktischer Wissenschaften und Künste. So gehörten *Studium* und *Labor* – Theorie und Praxis – unabdingbar zusammen. Dieses neue Wissensprogramm schlug sich auch in Neuerungen des Bildungswesens nieder: Realien und der ihnen gewidmete Unterricht traten auf den Plan, es wurden Ritterakademien und deutsche Schulen gegründet für die, die *unlateinisch* bleiben wollten, wie es der Rektor des Dresdner Kreuzgymnasiums Johann Christian Schöttgen (1687–1751) 1742 in einem Schulprogramm für eine neu einzurichtende Klasse in den öffentlichen Stadt-Schulen formuliert hatte (Schöttgen 1742: 4). Die, die *unlateinisch* bleiben wollten, das waren unter anderem zukünftige Verwaltungsbeamte, Kaufleute, Handwerker, Künstler, Land- und Forstwirte, Ingenieure und Militärs.

Als Innovationszentren fungierten dabei vielerorts die Höfe und Residenzstädte, denn dort gab es nicht nur Bedarf für nützliche und notwendige wie vergnügliche und repräsentative *Mechanica,* wie Festungsbau und Artillerie, Bühnentechnik und Feuerwerk, Feldmesskunst und Markscheidekunde, Gartenarchitektur und Wasserkunst. Sondern die merkantilistische Wirtschaftspolitik des frühmodernen Staates forderte und förderte auch den gezielten Landesausbau, und trieb damit die Entwicklung vielfältiger Bereiche unter einer zentralen Verwaltung voran: das Vermessungswesen und die Kartographie, den Infrastrukturausbau (Festungen, Kanäle, Straßen), das Berg- und Hüttenwesen zur Gewinnung von Bodenschätzen, Land- und Forstwirtschaft, staatliche Manufakturen für Heeresbedarf und Luxusproduktion sowie Forschungs- und Bildungseinrichtungen (Akademien, Universitäten).

Diese praktischen Wissenschaften und Künste verlangten aber auch nach eben solchen Sammlungen, nicht Kunst und Kuriositäten, sondern Naturalien, Modelle und wissenschaftliche Instrumente wurden dort gebraucht und gesammelt. Da die

institutionellen Sammlungen oftmals noch unzureichend ausgestattet waren, schufen sich Sammler private Kabinette oder legten sie im Rahmen einer der zahlreichen privaten naturkundlichen oder ökonomischen Gesellschaften an – Sammlungen von Naturalien, wie Xylotheken, Pedotheken, Lithotheken, ebenso Modell- und Maschinensammlungen. Die Verkaufskabinette von Mineralien, etwa das *Gebirgscabinet* von Johann Carl Wilhelm Voigt (1752–1821) und pomologischen Modellen, wie das des *Apfelpfarrers* Johann Volkmar Sickler (1742–1820), beide in Friedrich Justin Bertuchs *Industrie-Comtoir* in Weimar verlegt, waren um 1800 nur zwei der zahlreichen kuratierten Sammlungen, die man zu den vielfältigsten Sammlungsthemen käuflich erwerben konnte. So hatte der Jenenser Philologe und Geologe Johann Ernst Immanuel Walch (1725–1778) angesichts der Sammelwut seines Zeitalters bereits 1764 notierte: „Unser Seculum ist gewissenmassen ein Cabinetseculum" (Walch 1764: 14).

Die zeitgenössisch so bezeichneten *oeconomischen Cabinette*, vermutlich eine Wortbildung Schrebers, vereinten Material- und Modellsammlungen für den nützlichen Gebrauch in den verschiedensten ökonomischen Wissensbereichen wie Land- und Forstwirtschaft, Bergbau und Wasserkunst, Manufakturwesen und (Material-) Handel, Architektur und Bauwesen, Pharmazie und Technologie. Sie wurden in aller Regel als Lehrkabinette genutzt: in Schulen, Ritterakademien und Universitäten, in Akademien und ökonomischen oder wissenschaftlichen Gesellschaften, in den Zeughäusern, ebenso wie bei Handwerkern und Künstlern, in der privaten Vorführung wie in der eigenen Beschäftigung des Sammlers mit seinen Objekten, die oftmals aus seinem beruflichen Kontext rührte.

Realien, Bildungsutopien und Kameralismus

Die Notwendigkeit von Realien für die Wissensvermittlung in Geographie, Geschichte, Mathematik, Geometrie, Mechanik, Naturkunde und modernen Sprachen hatten Reformpädagogen wie Johann Amos Comenius (1592–1670) und Erhard Weigel (1625–1699) schon im 17. Jahrhundert betont.

Realschule wie Realienbildung wurden aber erst im 18. Jahrhundert, in „wachsender Opposition gegen die starre humanistische Gelehrtenbildung" begründet, wenngleich es erste praktische Umsetzungen, wie etwa die Einführung naturkundlichen Unterrichts samt Realiensammlungen in den Schulen des Gothaer Herzogtums, bereits Mitte des 17. Jahrhunderts gab (Schöler 1970: 28–30).

Noch ein Jahr vor Comenius wegweisendem Schulbuch, dem *Orbis sensualium pictus*, erschien 1657 in Gotha das erste Lehrbuch für den naturkundlichen Unterricht ([Reyher] 1657). Der dortige Gymnasial-Rektor Andreas Reyher (1601–1673) hatte den Unterricht *Von natürlichen Dingen* und *Von etlichen nützlichen Wissenschafften* aber nicht nur im Lehrbuch dargelegt, sondern gleichzeitig auch die Einrichtung von entsprechenden naturkundlichen Sammlungen in den Schulen des Herzogtums angewiesen. Neben Naturalien aus allen drei Naturreichen – Pflanzen-, Tier- und Stein-

reich – sollten außerdem an allen Schulen unter anderem Lineal, Bleiwaage, Gewichte und Kompass angeschafft werden, um den vertrauten Umgang mit ihnen einzuüben.

Während die Lehrer und Schüler im 17. und 18. Jahrhundert in aller Regel selbst sammelten und ordneten und gelegentlich lokale Handwerker mit dem Bau von Modellen beauftragt wurden, träumte der Pädagoge und Verfasser des *Elementarwerks* Johann Bernhard Basedow (1724–1790) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von einem *Educationshandel*, bei dem sich Schulen mit den nötigen Lehrmitteln wie Modellen, Naturalien und wissenschaftlichen Instrumenten sollten eindecken können – das allerdings blieb vorerst ein Traum (Basedow 1771: 247–254).

Die ersten tatsächlich umfassenden Verkaufskabinette für den schulischen Einsatz dürften die ab 1802 in der Erlanger Universitätsbuchhandlung Palm angebotenen *Demonstrir-Cabinete* des Schwabacher Lehrers und Rektors Johann Friedrich Memmert (1763–1835) gewesen sein, die dieser zum Teil gemeinsam mit dem örtlichen Kattunfabrikaten Georg Christoph Erdinger konzipiert hatte und verkaufte. Sie versammelten jeweils eine Auswahl aus der *materia medica*, der ökonomischen Botanik und der technologischen Material- und Warenkunde[2] (Enslin 1824: 87).

Die Vermittlung praktischen Wissens spielte aber nicht nur in den schulischen Bildungseinrichtungen eine zunehmende Rolle, sondern vornehmlich auch in der mit der merkantilistischen Wirtschaftsordnung notwendigen Ausbildung fähiger Beamter und damit in der Einrichtung kameralistischer Bildungsanstalten.

Die ersten Lehrstühle für Ökonomie wurden in Preußen errichtet: 1727 an den Universitäten Halle und Frankfurt/Oder, 1746 am *Collegium Carolinum* in Braunschweig, in den 1750er Jahren folgte Göttingen, 1764 dann mit der Berufung Schrebers die Universität Leipzig. Die Lehrstuhlinhaber deckten dabei überaus vielfältige, heute hoch ausdifferenzierte Wissensbereiche ab: Diese reichten von Naturgeschichte, Staats- und Privatökonomie, Finanzwirtschaft über *Polizeywissenschaften*, Naturrecht, Landwirtschaft, Technologie, Fabrikwissenschaft, Handelskunde und Rechnungswesen bis hin zur angewandten Mathematik und Statistik.

Um die Kameralwissenschaften stärker zu etablieren, gab es einmal die Überlegung, der Universität neben Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophischer eine fünfte Fakultät für die ökonomischen Wissenschaften anzugliedern – vertreten etwa von dem sächsischen Konsistorialrat Christian Ludwig von Griesheim (1709–1767) (Griesheim 1762). Daniel Gottfried Schreber hingegen veröffentlichte 1762 einen *Entwurf von einer zum Nutzen eines Staats zu errichtenden Academie der öconomischen Wissenschaften*[3] (Schreber 1762b: 417–436).

2 Erschienen in den Jahren 1802 bis 1805, wurden die Sammlungen durch das Konsistorium in Ansbach an sämtliche Schulen des, damals unter preußischer Verwaltung stehenden Fürstentums Ansbach, für den Unterricht zugeteilt.

3 Mit Professuren für 1) Kameralwissenschaften oder Oeconomic (Haushaltung), 2) Mathematik und Physik (angewandte Mathematik: Mechanik, Hydraulik, Architektur, Geodäsie, Markscheidekunde, Astronomie), 3) Naturgeschichte (Zoologie, Botanik und ihre Anwendungen: Acker- und Wiesenbau, Gärtnerei, Forst- und Jagdwesen, Viehzucht), 4) Mineralogie und Chemie (und ihre

Diese Idee einer kameralistischen Akademie ist mit der Gründung der *Hohen Kameralschule zu Lautern,* 1774 durch die *Physikalisch-Ökonomische Bienengesellschaft* in Kaiserslautern, wo maßgeblich einer von Schrebers Schülern, Georg Adolph Suckow (1751–1813) wirkte, verwirklicht worden. 1784 als *Staatswirthschaftliche Hohe Schule* nach Heidelberg verlegt und der dortigen Universität zugeordnet, wurde sie 1803 als *Staatswirtschaftliche Sektion* in die philosophische Fakultät ganz in die Universität Heidelberg eingegliedert.

Ein weiterer Wissensbereich der ökonomischen Kabinette ist die Technik, die bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht als Fach an den Universitäten vertreten war. Vermittelt wurde technisches Wissen in der Praxis, im Handwerk, in Bergbau, Handel und Militär sowie mehr und mehr an den Bildungseinrichtungen, die dieses praktische Wissen fokussierten: Realschulen, Ritterakademien und den neu entstehenden kameralistischen Lehrstühlen und Akademien.

Für eben diese Vermittlung von Theorie und Praxis, theoretischem und praktischem Wissen waren die ökonomischen Sammlungen von entscheidender Bedeutung und sind daher ein wichtiger Teil einer Wissensgeschichte der angewandten Wissenschaften. Kontextualisiert werden die zu zeigenden Sammlungen auch mit zeitgenössischen Sammlungs- und Bildungskonzeptionen, wie etwa dem *Drôle de Pensée, touchant une nouvelle sorte de représentations* (1675) von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) oder das für den Gothaer Herzog erstellte Gutachten des Leipziger Mechanikers Jacob Leupold (1674–1727) über die *Einrichtung einer Kunst-, Modell- und Naturalienkammer* (1718).

Der Weimarer Verleger Friedrich Justin Bertuch hat dieses Vermittlungsprojekt 1799 in seinen Überlegungen, wie die Naturgeschichte ‚gemeinnütziger' zu machen sei, folgendermaßen formuliert:

> „Naturgeschichte ist noch nicht das, was sie eigentlich sein soll, denn sie nutzt der Welt noch viel zu wenig, wenn sie als bloße Wissenschaft in den Händen der Gelehrten bleibt und nicht ins gemeine Leben übergeht, auf dessen Bedürfnisse angewandt und den Ungelehrten, dem Bürger, dem Bauer zugängig gemacht wird, oder, mit einem Worte, popularisirt wird." (Bertuch 1799: 3).

Die Erschließung der ökonomischen Wissenswelten vollzog sich einerseits durch die vor allem seit Mitte des 18. Jahrhunderts immer häufiger unternommenen ökonomischen oder kameralistischen Reisen – sowohl in die Ferne als auch in die heimische Umgebung,[4] deren publizierte Reiseberichte als wichtige Vermittler ökonomischen Wissens fungierten. Ein anderer, bisher weitgehend vernachlässigter Bereich

ökonomische Anwendungen: Bergwerkswesen, Glasmacherei, Kalk- und Ziegelbrennerei, Färberei), 5) Manufaktur-, Fabrik- und Commercienwesen (Finanzwissenschaft, Kaufmännisches Rechnungswesen, Fabrikwissenschaft); letzterer Lehrstuhlinhaber war auch für die Einrichtung eines ökonomischen Kabinetts zuständig.

4 Wie etwa die Wanderungen der Schnepfenthaler Zöglinge, die diese mit ihren Lehrern Christian Carl André, Johann Matthäus Bechstein und Bernhard Heinrich Blasche (1790–1797) unternahmen.

für die Produktion und Verbreitung, den Tausch und die Vermittlung ökonomischen Wissens, waren eben jene ökonomischen Sammlungen. Sie fanden im (Realien-)Unterricht der Elementarschulen, der Ritterakademien,[5] ebenso wie in den (Lehr-)Werkstätten der Handwerker und in den kameralistischen Bildungsinstitutionen ihren Einsatz. So entwickelte beispielsweise der schwedische Mechaniker, Ingenieur und Naturphilosoph Christopher Polhem (1661–1751) für das von ihm 1697 gegründete *Laboratorium mechanicum*, der ersten Ingenieursschule in Schweden, ein einflussreiches Anschauungsmittel. Polhems *mekaniska alfbaet* (Mechanisches Alphabet), eine didaktischen Modellsammlung von elementaren Maschinenteilen, enthielt ursprünglich über 100 Konstruktionen. Nach dem Vorbild der fünf Maschinen des Heron von Alexandria (gest. nach 62), bildeten dabei Hebel, Keil, Schraube, Flaschenzug und Winde die Vokale dieses Alphabets, ohne deren Kenntnis kein Ingenieur eine Maschine konstruieren könne (Lindgren 2011: 96–103)[6]. Die später in der Modellkammer in Stockholm zusammengetragenen Modelle, die Generationen von Studenten mit den Grundlagen der Mechanik vertraut gemacht hatten, sind ein frühes Beispiele einer realistischen, das heißt objektzentrierten Wirtschafts- und Technikpädagogik.

Sammlungen

Die Wurzeln der ökonomischen Sammlungen, der *Miniaturen des Nützlichen*, liegen zum einen in den architektonischen und mechanischen Modellsammlungen der Zeughäuser und herrschaftlichen wie städtischen Modellkammern der Frühen Neuzeit, die einerseits alle Bereiche frühneuzeitlicher Architekturtheorie umfassten: die Civil-Bau-Kunst (*Architectura Civilis*), die Ingenieur- oder Fortifications-Kunst (*Architectura Militaris*) und den Schiffsbau (Architectura *Navalis*) sowie die Mechanik, andererseits in der *materia medica*. Das sind die Substanzen aus den drei Naturreichen – Pflanzen, Tiere und Mineralien –, die als Arzneimittelquelle in der Simpliziensammlung (im Simplizienschrank beziehungsweise in der Materialkammer) des Apothekers versammelt waren. Beide Sammlungstypen wurden auch als Schausammlungen für Unterweisungs- und Anschauungszwecke genutzt.

Vorbild der ökonomischen Kabinette und selbst ökonomische Sammlung war die Simpliziensammlung, deren Substanzen sowohl als Vergleichsmaterial beim Drogeneinkauf benutzt wurden, als auch als Anschauungsmaterial im naturkundlichen Un-

5 Exemplarisch hier etwa der Vorschlag für eine zu gründende Ritterakademie des Schweizer Architekten, Ingenieuroffiziers in sächsischen Diensten Johann Rudolph Fäsch (1680–1749), der 1713 seine Vorstellungen skizzierte. In seinen Anregungen finden sich in den Sammlungs- und Unterrichtsräumen die *artes mechanicae* wieder und eine Bibliothek, die zugleich Kunst- und Modellkammer ist: mit Büchern, Zeichnungen, Instrumenten und Modellen – die systematisch geordnet, für den täglichen Unterrichtsgebrauch bereitgehalten werden; vgl. Fäsch 1713.

6 Mit Abbildungen einiger Modelle sowie Auszügen aus den Skizzenbüchern des Maschinenbauingenieurs und Architekten Carl Johan Cronstedt (1709–1779), einem Schüler Polhems, der das mechanische Alphabet erstmals schriftlich fixierte.

terricht der zukünftigen Apotheker und in den Universitätsstädten auch der Mediziner dienten. Bei den Gesellenprüfungen vor den *Collegia pharmaceutica* mussten die angehenden Apotheker die im Simplizienschrank aufbewahrten Arzneimittel erkennen, benennen und in ihrer Wirkung erläutern. Die *materia medica* unterscheidet die *simplicia* (das sind die einfachen, unvermischten Mittel aus Teilen von Pflanzen, Tieren oder Mineralien), das heißt die rohen Materien von den *composita* (den zusammengesetzten Mitteln) sowie den *praeparata* (wenn *simplicia* oder *composita* durch Zerkleinerung, Wärmeeinwirkung und/oder durch Lösungsmittel behandelt werden); die beiden letzteren bilden die Gruppe der zuzubereitenden Arzneien.

Von der *materia medica* zur *materia oeconomica*

Der Sohn des eingangs erwähnten Kameralisten Schreber, Johann Christian Daniel Schreber (1739–1810), später Professor für Botanik, Naturgeschichte, Wirtschaft und Politik an der Universität Erlangen, studierte in den Jahren 1760/61 in Uppsala. Die dortige Universität erlebte im 17. und 18. Jahrhundert unter anderem mit Carl von Linné (1707–1778), Anders Celsius (1701–1744) und Samuel Klingenstierna (1698–1765) eine Blütezeit, vor allem der Naturwissenschaften. Schreber jun., der bei Linné 1761 sein Studium mit einer Promotion abgeschlossen hatte, besuchte in Uppsala auch Berchs *Theatrum*. In seinem, anonym erschienenen Bericht, schilderte er nicht nur Berchs Sammlung als wohleingerichtetes ökonomisches Kabinett, sondern thematisierte auch die Quelle dieser *Materia oeconomica,* die er in der *materia medica* vermutet (Schreber 1762a: 198–208).

Das *Theatrum* Berchs nimmt mit den dort versammelten (Natur-)Materialien und verarbeiteten Produkten diese Unterscheidung auf und versucht so eine Systematisierung des (ökonomischen) Materialwissens. Auch Johann Beckmann (1739–1811) schöpfte aus dieser Anschauung der Berch'schen Sammlung für seine eigene Lehrmittelsammlung in Göttingen: Neben Proben, Mustern, Sammlungen von Samen und Holzarten, waren das insbesondere Modelle, Werkzeuge und Konstruktionszeichnungen (Beckmann 1995: 78).

Wie Beckmann erwähnt, benutzte auch Schreber sen. in seinen Vorlesungen, die die ganze Bandbreite der Kameralwissenschaften abdeckten, zunächst an der Universität in Bützow, dann ab Mitte der 1760er Jahre in Leipzig, eine von ihm selbst zusammengetragene ökonomische Sammlung; die Modellsammlung kaufte der pfälzische Landesherr, Kurfürst Karl Theodor (1724–1799) nach Schrebers Tod für die *Hohe Kameralschule Lautern* an. Schreber schrieb selbst über ihre Verwendung

> „Wo zu näherer Kenntniß und Beurtheilung der beschriebenen Objekte die *Beaugenscheinigung* nöthig ist, da nehme ich die Natur und gute Modelle zu Hülfe: z. E. was zur Kenntniß der guten und schädlichen Feld- und Wiesengewächse, der Holze, der Baum-Zucht, sonderlich Maulbeerbäume, des Seidenbaues und überhaupt der vornehmsten Manufactur-Materialien, der Erd- und Stein-Arten der Mineralien und so weiter gehöret, das erkläre ich durch die Natur. (…) den Mühlen- und Bergbau, die vortheilhafte Einrichtung der Oefen und anderer

solcher Cörper, in welchen gefeuert wird und dergleichen, erläutere ich an sehr guten Modellen…“ (Schreber 1755: [12]).

Im Folgenden soll eine Systematik dieser ökonomischen Sammlungen vorgestellt werden, die sich in unterschiedlichsten Konstellationen ermitteln lassen: Zum einen finden sich dort 1.) Naturalien, etwa in a) *Lithotheken* oder *Gebirgscabinetten* (Mineraliensammlungen), b) die *Xylotheken* (Holzbibliotheken) mit Sammlungen verschiedenster in- wie ausländischer Holzarten, c) *Fruticotheken* (Strauchsammlungen), d) *Herbarien*, e) *Samenkabinette*, f) *Pedotheken* mit Sammlungen von Erd- und Pigmentproben (einschließlich der *Terra sigillata*) und schließlich die *Simpliziensammlung* der Apotheke. Des Weiteren existieren dort die verschiedensten 2.) Verarbeitungs- und Veredelungsstufen von Naturalien in Form von (Produkt-)Proben und Mustern unter anderem von Seide, Wolle, Hölzern sowie Versuche mit Färbemitteln und so weiter. Als 3.) großer Sammlungsbereich sind die Modelle zu nennen. Dazu gehören: a) *naturgetreue Nachbildungen von Naturalien* (unter anderem Modellfruchtsammlungen), b) *Maschinenmodelle* oft als Funktionsmodelle ausgeführt – insbesondere Mühlen als zentrale Kraftmaschine, Forst- und Landwirtschaftsmaschinen, Öfen, Kräne, Hebezeuge, Artillerie etc. – c) die *Architektur- und Baumodelle*, das sind modellhafte Miniaturisierungen von Fachwerken, Dachkonstruktionen, Fortifikationen und konkreten Bauwerken etc., d) die *mathematischen Modelle*, unter anderem die fünf Platonischen Körper, sowie e) die *Weltenmodelle*, wie Globen, Planetenmodelle und Armillarsphären. Ebenso finden sich in solchen Sammlungen 4.) verschiedenste wissenschaftliche Instrumente zur Bearbeitung, Analyse, Erforschung, Beschreibung, Klassifikation und Dokumentation der gesammelten Objekte (Mess-, Rechen-, Beobachtungs- und Zeicheninstrumente) sowie Werkzeuge, mitunter auch ein 5.) physikalischer Apparat oder ein 6.) Laboratorium. Oftmals wurde eine entsprechende 7.) Bibliothek mit einschlägigen Werken eingerichtet. Für praktische Versuche gab es 8.) ökonomische Gärten als Pedant zum *hortus medicus* und den botanischen Gärten, wo ökonomische, technische, Handels- und Manufaktur-Pflanzen, wie Futterpflanzen, ölhaltige Pflanzen, Färberpflanzen etc. angebaut wurden.

Träger solcher ökonomischen Sammlungen waren neben einer großen Bandbreite von Bildungsinstitutionen, wie Real- und Elementarschulen, etwa die *Semlersche Realschule* in Halle oder die *Heckersche Realschule* in Berlin, Klöster – insbesondere die süddeutschen Benediktinerklöster wie die Reichsabteien Ochsenhausen, Petershausen, Neresheim, Stift Irsee sowie Stift Admont und Stift Kremsmünster in Österreich (Schrott 2010: 7–71), außerdem Pädagogien, so das *Pädagogium Kloster Berge*, darüber hinaus die *Philanthropine* in Dessau und Schnepfenthal, Ritterakademien, Akademien wie die *Hohe Kameral Schule Lautern*, Universitäten, wie das *Theatrum oeconomicum-mechanicum* an der Universität Uppsala und Ingenieursschulen, so das *Laboratorium Mechanicum* Christopher Polhems in Stockholm. Dazu kommen die zahlreichen, sich im 18. Jahrhundert gründenden Ökonomischen Societäten beispielsweise die *Öconomische Societät Leipzig* und Gelehrtengesellschaften, wie die

Oberlausitzische Gesellschaft für Wissenschaften, die Modellsammlungen der Höfe und Residenz- wie Reichsstädte, etwa in Dresden, Augsburg oder Ulm. Schließlich sind zahlreiche Privatsammler zu nennen, wie der Mechaniker Jacob Leupold in Leipzig, Joseph Furttenbach (1591–1667), der eine Kunst- und Modellkammer besaß, oder der Wittenberger Mediziner und Physiker Christian August Langguth (1754–1814). Zudem spielten unzählige Pfarrer in der ökonomischen beziehungsweise praktischen Aufklärung als Reformer und Vermittler ökonomischen Wissens anhand unterschiedlichster Sammlungen eine wichtige Rolle – wie etwa der *Knollenprediger* Carl Wilhelm Ernst Putsche (1765–1834) mit seinem *Kartoffel-Cabinet*, der *Apfelpfarrer* Sickler, der Realschulgründer Christoph Semler (1669–1740), die beiden Naturforscher Johann Esaias (1721–1791) und Georg Christoph Silberschlag (1731–1790) oder der Botaniker Georg Christoph Heim (1743–1807). Ende des 18. Jahrhundert etablieren sich obendrein Dank einschlägiger Verlage oder geschäftstüchtiger Sammler zunehmend Verkaufskabinette von kuratierten Sammlungen zu den verschiedensten ökonomischen Wissensbereichen, wie Mineralienkabinette, Holzbibliotheken oder Samensammlungen. Ein wichtiger Umschlagplatz für ökonomisches Wissen und Objekte waren zudem die frühneuzeitlichen Intelligenzbüros als kleine temporäre Ausstellungsorte samt ihren publizierten Anzeigenblättern.

Die Erforschung der Vielfalt dieser ökonomischen Sammlungen versteht sich als transdisziplinärer Beitrag zur Wissensgeschichte der angewandten Wissenschaften, die darüber hinaus ein weites Feld unterschiedlichster Sammlungen aufzeigen soll, welche bisher wenig ins Blickfeld der Sammlungsgeschichte und gar nicht in das der Bildungs- wie Ökonomiegeschichte geraten sind.[7] Auch wenn freilich die Abgrenzung, gerade zu wissenschaftlichen Sammlungen, beziehungsweise Sammlungsbereichen, mitunter nicht immer eindeutig sein wird, so soll doch durch diesen neuen Blick ein bisher vernachlässigtes Feld des Sammelns und Ordnens von Objekten und die Vermittlung von Wissen, die Vielfalt und Breite frühneuzeitlicher Sammlungs- und Vermittlungsunternehmungen aufzeigen und erweitern. Eine Erkundung, die sich zudem als Vorgeschichte der polytechnischen und warenkundlichen Sammlungen des 19. Jahrhunderts begreift, wie beispielsweise des 1807 eingerichteten *k. k. Fabriksprodukten-Kabinett* in Wien (Werner/Lackner/Bredekamp 1995) oder den Sammlungen der 1819 gegründeten Landwirtschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt in Hohenheim (König 1847), des Züricher Polytechnikum (Hassler/Wilkening-Aumann 2014) oder der Wiener Warenkundesammlung (Weitensfelder 2016; Gruber/Götzinger 2012) des späten 19. Jahrhunderts (Luxbacher 1993).

7 Ziel ist es ein Ausstellungsprojekt zu initialisieren, das neben der historischen Erschließung des Themas, auch ganz praktisch die Vermittlung solchen nützlichem ökonomischen Wissens erproben soll.

Literatur

André, Christian Carl/Bechstein, Johann Matthäus/Blasche, Bernhard Heinrich (1790–1797): Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher. Zur Beförderung der anschauenden Erkenntnisse auf dem Gebiete der Natur und Gewerbe der Haus- und Landwirthschaft. Braunschweig.

Basedow, Johann Bernhard (1771): Agathokrator oder von Erziehung künftiger Regenten nebst Anhang und Beylagen. Leipzig.

Beckmann, Johann (1995): Schwedische Reise nach dem Tagebuch der Jahre 1765–1766. Lengwil.

Berg, Gösta (1990): Anders Berch – an outstanding figure in the scientific and teaching world of eighteenth century Uppsala. In: Stavenow-Hidemark 1990, S. 14–22.

Bertuch, Friedrich Justin (1799): Ueber die Mittel Naturgeschichte gemeinnütziger zu machen. Weimar.

Bollenbeck, Georg (1994): Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt/M.

Enslin, Theodor Christian Friedrich (Hrsg.) (1824): Bibliotheca Paedagogica (...). Berlin.

Fäsch, Johann Rudolph (1713): Unmaaßgeblicher Vorschlag, wie ein hoher Landes-Fürst seine adelichen Landes-Kinder in allen zur Mathesi gehörigen Wissenschafften ... unterrichten lassen ... könne. Dresden, Leipzig.

Griesheim, Christian Ludwig von (1762): Beyträge zur Aufnahme des blühenden Wohlstandes der Staaten. Leipzig.

Gruber, Susanne/Götzinger, Michael et al. (2012): Die Wiener Warenkundesammlung – Herkunft und Bedeutung. Wien.

Hassler, Uta/Wilkening-Aumann, Christine (2014): „den Unterricht durch Anschauung fördern". Das Polytechnikum als Sammlungshaus. In: Kategorien des Wissens. Die Sammlung als epistemisches Objekt. Hrsg. von Hassler, Uta/Meyer, Torsten. Zürich, S. 75–95.

Jirlow, Ragnar (1970): Die Geschichte des schwedischen Pfluges. Stockholm.

König, Eberhard F. C. (1847): Beschreibung und Abbildung der nützlichsten Geräthe und Werkzeuge. Zum Betriebe der Land- und Forstwirthschaft aus der Hohenheimer Modellsammlung. Stuttgart.

Krünitz, Johann Georg (1784): Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft. Berlin. Bd. 7.

Lindgren, Michael H. (2011): Christopher Polhems testamente. Berättelsen om ingenjören, entreprenören och pedagogen som ville förändra Sverige (Daedalus. Tekniska Museets årsbok, 79). Stockholm.

Luxbacher, Günther (1993): Warenkunde als Sammelwissenschaft zwischen bürgerlicher Produktkultur und technischer Rohstofflehre. Die Warenkundliche Sammlung des Wiener Handelsmuseums. In: Johann Beckmann Journal 7, S. 57–74.

[Reyher, Andreas] (1657): Kurtzer Unterricht: I. Von Natürlichen Dingen. II. Von etlichen nützlichen Wissenschafften. III. Von Geist- und Weltlichen Land-Sachen. IV. Von etlichen Hauß-Regeln. Auff gnädige Fürstl. Verordnung Für gemeine Teutsche Schulen im Fürstenthumb Gotha einfältig verfasset. Gotha.

Schöler, Walter (1970): Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts im 17. bis 19. Jahrhundert. Erziehungstheoretische Grundlegung und schulgeschichtliche Entwicklung. Berlin.

Schöttgen, Johann Christian (1742): Unvorgreifflicher Vorschlag wegen einer Besondern Claße in öffentlichen Stadt-Schulen, welchen hiermit entdecket, Und zugleich Alle Patronen und Freunde der Jugend zu einer Lateinischen Rede-Ubung den 22. Febr. 1742. Dresden.

Schreber, Daniel Gottfried (1755): Neue Vorrede. In: Dithmar, Justus Christoph: Einleitung in die öconomischen, Policey- und Cameral-Wissenschaften. Frankfurt/O.

[Schreber, Johann Daniel Christian] (1762a): Aus einem Schreiben d. d. Upsala den 24. Juli 1760. In: Daniel Gottfried Schreber (Hrsg.): Sammlung verschiedener Schriften, welche in die öconomischen, Policey- und Cameral- auch andere verwandte Wissenschaften einschlagen. Theil 9, S. 198–208.

Schreber, Daniel Gottfried (1762b): Entwurf von einer zum Nutzen eines Staats zu errichtenden Academie der öconomischen Wissenschaften. In: Ders. (Hrsg.): Sammlung verschiedener Schriften, welche in die öconomischen, Policey- und Cameral-, auch andere verwandte Wissenschaften einschlagen. 9. Theil, S. 417–436.

Schreber, Daniel Gottfried (1764): Rede von den Schäden und Nachtheilen, die als Folgen der vernachläßigten öconomischen Wissenschaften auf Universitäten anzusehen sind. In: Ders.: Zwo Schriften von der Geschichte und Nothwendigkeit der Cameral-Wissenschaften, in so fern sie als Universitäts-Wissenschaften anzusehen sind. Leipzig.

Schrott, Georg (2010): Klösterliche Sammelpraxis in der Frühen Neuzeit. Typologie, Geschichte, Funktionen und Deutungen. In: Ders./Knedlik, Manfred (Hrsg.): Klösterliche Sammelpraxis in der Frühen Neuzeit. Nordhausen, S. 7–71.

Stavenow-Hidemark, Elisabet (Hrsg.) (1990): 1700-tals textil. Anders Berchs samling i Nordiska Museet = 18th century textiles. The Anders Berch collection at the Nordiska Museet. Stockholm.

Walch, Johann Ernst Immanuel (1764): Das Steinreich. Theil 2. Halle (Saale).

Weitensfelder, Hubert (2016): Draht und Drachenblut. Die Warenkunde-Sammlung des Technischen Museums Wien. Wien.

Werner, Thomas/Lackner, Helmut/Bredekamp, Horst (Hrsg.) (1995): Das k. k. National-Fabriksprodukten-Kabinett. Technik und Design des Biedermeier. München.

Panel

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 369–377.*

Ove Sutter

Gebastelte Versorgung – Improvisation und Bricolage als Handlungsmodus zivilgesellschaftlicher Flüchtlingshilfe

Im „langen Sommer der Migration" (Hess et al. 2016), in dem das europäische Grenzregime unter dem Druck der Migrationsbewegungen erodierte, wurde an vielen Orten Europas die Versorgung der Flüchtenden grundlegend von ehrenamtlichen humanitären HelferInnen und zivilgesellschaftlichen Solidaritätsnetzwerken getragen (Feischmidt/Pries/Cantat 2019, Sutter/Youkhana 2017). In Deutschland waren laut einer Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche bis Ende Oktober 2015 über zehn Prozent der über 14-Jährigen in Aktivitäten der Flüchtlingshilfe involviert (Ahrens 2015).

In meinem Beitrag zeige ich, wie im Zuge der Migrationsbewegungen im Sommer bis Winter 2015 an einem kleinen Bahnhof einer mittelgroßen Stadt in Deutschland freiwillige HelferInnen zur humanitären Versorgung von Flüchtenden beitrugen. Ich verdeutliche, wie die HelferInnen die humanitäre Hilfe der Behörden durch einen Handlungsmodus der Improvisation und ‚Bricolage' ergänzten.

Ausgangspunkt der Hilfsaktion am kleinen Bahnhof von ‚Mittelstadt'[1] war eine Unterbrechung der Infrastruktur des lokalen öffentlichen Personenverkehrs. So endete an einem Tag im Spätsommer 2015 die Zugfahrt von über hundert Flüchtenden auf der Durchreise unfreiwillig. An jenem Tag hatten die Behörden des Nachbarlandes kurzfristig alle abfahrenden Züge vorübergehend eingestellt, um die Flüchtenden bei ihrer Weiterreise aufzuhalten. Diese waren somit gezwungen, die folgende Nacht in Mittelstadt zu verbringen. Nur wenige Stunden nach Ankunft der Flüchtenden und mobilisiert durch Social-Media-Postings mit Bildern und Berichten von den Geschehnissen am Bahnhof strömte eine ähnlich große Zahl an BewohnerInnen der Stadt und der umliegenden Region zum Bahnhof und brachte Lebensmittel- und Kleiderspenden. Unter dem Eindruck der anhaltenden Migrationsbewegungen durch den Bahnhof versorgten in den folgenden Wochen und Monaten vor allem freiwillige Hel-

1 Zur Anonymisierung wird im Folgenden das Pseudonym ‚Mittelstadt' verwendet. Einige weitere Informationen wurden zum Zweck der Anonymisierung geändert, sofern diese für die Analyse irrelevant waren.

ferInnen auf Grundlage von Spenden aus der lokalen Bevölkerung und der Wirtschaft mehrere zehntausend Flüchtende, die durch den Bahnhof reisten.[2]

Meinem Eindruck nach, den ich aus Gesprächen mit den Beteiligten und der Auswertung der Beiträge in den Sozialen Medien sowie der Presseberichterstattung gewann, waren vor allem in den ersten Tagen bis Wochen des Engagements – die ich noch nicht miterlebt hatte – alltägliche Vorstellungen, Gewissheiten und Routinen ein Stück weit verunsichert und in Frage gestellt oder zumindest mehrdeutig geworden. In dieser Situation war für eine begrenzte Zeit ein Spielraum entstanden, in dem sich die HelferInnen gegenüber den städtischen und staatlichen AkteurInnen zumindest temporär in eine Position mit ausgeweiteten Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten bringen und ihre Vorstellungen von humanitärer Hilfe für Flüchtende umsetzen konnten.

Zum Verständnis von Improvisation und Bricolage als Handlungsmodus

Die Art, wie sich in der offeneren Situation etwas Neues formierte, lässt sich im Anschluss an Ignacio Farías (2014) zunächst als „Improvisation" bezeichnen. Farías definiert „Improvisation" im Anschluss an Tim Ingold und Elyzabeth Hallam als einen „Prozess der Zusammensetzung heterogener Elemente, durch den etwas Neues, noch nicht Gegebenes entstehen kann" (ebd.: 155). Improvisation könne in ungewissen Situationen im Sinne von Strategien gefordert sein, aber auch in den „Produkten und Formationen" liegen, die aus diesen Situationen entstehen (ebd.).

Um darüber hinaus zu verstehen, wie die freiwilligen HelferInnen ihre Praktiken, Ideen und ihr Wissen in die humanitäre Hilfe für Flüchtende am Bahnhof einbrachten, beziehe ich mich außerdem auf ein weites Verständnis von „Bricolage", wie es in jüngerer Zeit Jenny Phillimore, Rachel Humphries, Franziska Klaas und Michi Knecht (2016) in Bezug zum Forschungsfeld der Gesundheitsversorgung vorgeschlagen haben. Dabei werde ich die unterschiedlichen Definitionen, die im umfassenden Überblick über den aktuellen Forschungsstand der AutorInnen versammelt sind, auf ein eher eklektisches Verständnis von Bricolage reduzieren. Phillimore et al. bezeichnen mit Bricolage „den pragmatischen Einsatz (…) von Materialien und Ideen", durch den Alltag „jenseits struktureller oder systemischer Absichten oder

2 Zwischen November 2015 und September 2016 führte ich in mehreren Wochen teilnehmende Beobachtungen am Bahnhof und in anderen Initiativen für Geflüchtete in der Stadt durch. Ich führte 49 Einzel- und zwei Gruppeninterviews mit AkteurInnen, die in die Flüchtlingshilfe auf unterschiedliche Weise involviert waren, davon circa 30 mit HelferInnen, ebenso mit Geflüchteten, die in der Stadt geblieben waren, LokalpolitikerInnen und auch MitarbeiterInnen sowie LeiterInnen staatlicher und kommunaler Behörden wie der Stadtverwaltung, der Bundespolizei und der Berufsfeuerwehr. Darüber hinaus umfasst mein empirisches Material auch die mediale Berichterstattung, die Aktivitäten der Beteiligten in den Sozialen Medien sowie Policy-Dokumente, wie zum Beispiel Einsatzprotokolle der involvierten städtischen Behörden.

Ideologien"[3] (ebd.: 6) neu strukturiert wird. Sie unterscheiden zunächst zwischen unternehmerischer, sozialer und institutioneller Bricolage (ebd.: 9ff) und greifen dabei Levi-Strauss' (1962) zentrale Unterscheidung zwischen dem Heimwerker oder Bastler („Bricoleur") und dem Ingenieur auf. Während auf der einen Seite Bricoleure „nicht-spezialisierte Werkzeuge" nutzen und „zugängliche Materialien wiederverwenden, um neue Probleme zu lösen", arbeitet der „Ingenieur" mit „spezialisierten Werkzeugen", die seinen Zielen entsprechen (ebd.: 6). Bricolage wird teilweise als hochgradig lokalisierter Handlungsmodus verstanden, der sich eignet, um auf schnell wechselnde Situationen zu reagieren (ebd.: 3). Bricoleure haben umfassende lokale soziale Kontakte, Wissen über die lokale Umgebung wie auch „lokal zugängliche Ressourcen" (ebd.: 10). Außerdem verfügen sie über Wissen, wie sich unterschiedliche Ressourcen miteinander kombinieren lassen. Durch ihre lokale Situierung sind die Ideen der Bricoleure von Routinen, Traditionen und sozialen Normen geprägt (ebd.: 12). Sie verfügen außerdem über spezifische „Fähigkeiten und Wissen", Probleme zu erkennen und zu bearbeiten (ebd.: 13). Bricoleure sind besonders begabt darin, Gelegenheiten zu erkennen, in ressourcenknappen Situationen verfügbare Ressourcen ausfindig zu machen und zu mobilisieren sowie für ihre eigenen Anliegen oder neue, zu lösende Probleme zu versammeln und einzusetzen (ebd.: 7). Im institutionellen Kontext werden Bricoleure als Akteure begriffen, die nichts grundlegend Neues erfinden, sondern vielmehr bereits existierende „institutionelle Elemente und neue Konzepte" rekombinieren (ebd.: 11).[4] Hier wird das Konzept der Bricolage auch verwendet, um zu verstehen, wie Staat und BürgerInnen miteinander in „hybriden Arrangements" interagieren (ebd.: 11).

Räume humanitärer Hilfe basteln

Worin bestand im Fall des von mir untersuchten Ereignisses der humanitären Versorgung von Flüchtenden die Improvisation und das daraus resultierende „Neue" in der Kollaboration zwischen freiwilligen HelferInnen und staatlichen Behörden? Tatsächlich waren die zuständigen Behörden auf die Ankunft der Flüchtenden zunächst durchaus planvoll eingestellt und folgten institutionalisierten Ablaufmustern der Identitätsfeststellung wie auch der humanitären Grundversorgung. Improvisiert, so mein Eindruck, war in Mittelstadt von Seiten der Behörden vor allem der Umgang mit den freiwilligen HelferInnen, die am Abend jenes Tages, an dem der Bahnverkehr unterbrochen wurde, zum Bahnhof gekommen waren, um den Flüchtenden zu helfen. Sowohl von der kurzfristigen Mobilisierung, der großen Anzahl an mobilisierten HelferInnen als auch dem Ausmaß an Hilfsleistungen waren die Behörden durchaus überrascht worden.

3 Alle Übersetzungen durch den Autor.
4 Vgl. zu Rekombination als Modus soziokulturellen Wandels auch Schönberger 2015.

Das Engagement der freiwilligen HelferInnen war von einem Handlungsmodus der Bricolage geprägt, dem entsprechend sie Akteure, materielle Artefakte, Praktiken und Wissen rekombinierten. Dies wurde offensichtlich, wenn man die Neugestaltung und den Umbau der Eingangshalle des Bahnhofs in den ersten Wochen des Engagements betrachtete. Im Sinne des Handlungsmodus der Bricolage waren die HelferInnen „zur richtigen Zeit am richtigen Ort" (Phillimore et al. 2016: 10), um ihre Ideen von guter und angemessener Hilfe für Flüchtende umzusetzen. Laut Aussage einiger BehördenmitarbeiterInnen waren die HelferInnen zunächst einfach schneller gewesen und hatten sich deshalb den Bahnhofsraum zunächst aneignen können. Die HelferInnen führten dabei ihre Aktivitäten ohne einen vorher entwickelten Handlungsplan oder Instruktionen ‚von oben' aus. Stattdessen improvisierten sie in der konkreten Situation und entsprechend den aufkommenden Problemstellungen. Folgerichtig ‚performten' sie eine pragmatische Haltung oder auch ein pragmatisches Ethos im Sinne von „Nicht reden, sondern Handeln" – ein Satz, den HelferInnen wiederholt äußerten (vgl. auch Sutter 2018).

Die HelferInnen führten umfassende Veränderungen an der Eingangshalle und in einem angrenzenden Lagerraum im Sinne ihrer Vorstellung von humanitärer Hilfe und angemessener Versorgung durch. Sie ergänzten die Ausstattung der Eingangshalle, die bis dahin eher funktional und spärlich im Sinne eines *engineered space* eingerichtet war, und veränderten ihre Form und Funktion grundlegend. Sie taten dies im Sinne des Handlungsmodus der Bricolage, insofern sie nicht spezialisierte Werkzeuge und Materialien benutzten, um die Aufgabe der Versorgung der Flüchtenden zu lösen, mit der sie bisher nicht vertraut waren. Sie statteten die Eingangshalle mit einer improvisierten Küche aus, die aus einem Serviertisch, Arbeitsflächen und Regalen zur Lagerung von Lebensmitteln und Hygieneartikeln bestand. Sie stellten einen selbstgebauten Serviceschalter aus Holz mit einem Infostand auf, der die Ankunftszeit der Züge und die erwartete Anzahl der Flüchtlinge anzeigte. Ebenso installierten die HelferInnen zusätzliche Stromkabel mit Mehrfachsteckdosen, damit die Flüchtenden ihre Smartphones aufladen und das Internet nutzen konnten. Ein weiterer Teil der Eingangshalle war mit einer Kinderspielecke und Kinderbetten möbliert, in denen die Kinder der Flüchtenden schlafen konnten, während die Familie darauf wartete, weiterreisen zu können. Außerdem statteten sie die Mitte der Halle mit Tischen und Stühlen aus, an denen man essen oder sich ausruhen konnte. Darüber hinaus brachten sie an den Wänden unterschiedliche Symbole und Zeichen an, die den Flüchtenden Informationen zur Weiterreise geben und die unterschiedlichen Hilfsstationen des Raumes erklären sollten. Andere Plakate und Schilder waren darauf ausgelegt, den Flüchtenden, aber auch anderen NutzerInnen der Bahnhofshalle, die sympathisierende Grundhaltung der HelferInnen zu verdeutlichen. Diese neue Ausstattung der Eingangshalle prägte das Innere der Station für mehrere Monate und wechselte ständig.

Durch diese materiellen Veränderungen schufen die HelferInnen Fakten, die von Seiten der Behörden und der *Deutschen Bahn* nur schwer zu revidieren waren und auf

die sie sich einstellen mussten. Diese Fakten wurden noch dadurch zementiert, dass das Engagement eine große mediale Aufmerksamkeit und positive Berichterstattung erhielt. Die HelferInnen wussten dies in Interviews für sich zu nutzen und verstärkten die mediale Berichterstattung noch selbst durch eigene Beiträge in den Sozialen Medien. Auch deshalb entstand auf Seiten der Behörden eine Situation, in der sie sich auf den Handlungsmodus der Bricolage und Improvisation der HelferInnen einlassen mussten, und auf Seiten der HelferInnen ein Handlungsspielraum, in dem diese ihre Vorgehensweisen und Vorstellungen von guter Hilfe teilweise durchsetzen konnten.

Wissen und Ressourcen mobilisieren

In diesem Setting spielte sich die Zusammenarbeit von HelferInnen und Behörden nach und nach ein. Das Verhältnis zwischen beiden Parteien hatte sich dabei schon recht bald entspannt. Zwischen einigen HelferInnen und BehördenmitarbeiterInnen entwickelte sich ein informeller und vertraulicher Umgangston, manche duzten sich und pflegten ein geradezu freundschaftliches Verhältnis. Zu diesem vertraulichen Verhältnis trugen nicht zuletzt auch die sozialräumliche Nähe der Beteiligten und die alltäglichen Begegnungen der heterogenen Akteure in der mittelgroßen Stadt bei, da sich manche auch aus anderen alltagsweltlichen Zusammenhängen kannten.[5] Mit Bezug zu diesen alltagsweltlichen Überschneidungen und Begegnungen sprachen manche der Akteure von Mittelstadt auch – wenngleich nicht ganz ernst gemeint – als „Mitteldorf". Ebenso trug zur Entspannung des Verhältnisses bei, dass die involvierten AkteurInnen in den Behörden die HelferInnen auch als Ressource wahrnahmen. BehördenleiterInnen und -mitarbeiterInnen äußerten in Interviews, dass die HelferInnen in wesentlich größerem Umfang Spenden akquirieren und damit finanzielle Entlastung sowie eine umfassendere Versorgung hätten leisten können. Ebenso hätte ihre Präsenz am Bahnhof teilweise die personelle Belastung der Behörden entspannt. Nicht zuletzt hätten die HelferInnen entspannend auf die Flüchtenden vor Ort eingewirkt und Vermittlungsarbeit für die BehördenmitarbeiterInnen geleistet, vor allem durch sprachliches Übersetzen, aber auch durch das Herstellen von Vertrauen.

Gemäß dem Handlungsmodus von Improvisation und Bricolage sowie aufgrund ihrer heterogenen Zusammensetzung trugen die Freiwilligen zur Versorgung durch die Mobilisierung und Lokalisierung von verfügbaren Ressourcen, Fähigkeiten und Wissen in einem ressourcenknappen – oder besser gesagt ressourcenverknappten – Kontext bei. Sie nutzten insbesondere ihr Wissen über soziale Netzwerke in der Stadt und Region, um Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen zu erhalten, politischen Einfluss auszuüben oder Informationen einzuholen. Dazu gehörten beispielsweise Netzwerke von Kulturinstitutionen und Sportvereinen ebenso wie von Lo-

5 Dieses mittelstädtische Merkmal hat auch Sebastian Haumann entlang von Hausbesetzungen in den 1980er Jahren aufgezeigt (Haumann 2010).

kalpolitikerInnen und lokalen UnternehmerInnen. Soziale Medien waren dabei ein wichtiges Werkzeug, um Ressourcen zu akquirieren. So hatten zum Beispiel lokale AktivistInnen und PolitikerInnen schon im Vorfeld angesichts der zunehmenden Migrationsbewegungen durch die Stadt eine *facebook*-Seite eingerichtet, um gegen angekündigte Demonstrationen rechtsextremer Gruppen zu mobilisieren. Diese Webseite wurde im Laufe der Ereignisse zum wichtigen Medium der HelferInnen. An deren Anfang veröffentlichten sie eine Bedarfsliste, die regelmäßig aktualisiert wurde, damit potenzielle SpenderInnen aktuelle Informationen erhalten konnten – eine Praxis, die sich viele Freiwilligeninitiativen entlang der Fluchtrouten zu eigen gemacht hatten.

Zusätzlich brachten die HelferInnen Fähigkeiten ein, die sie sich in professionellen Arbeitskontexten angeeignet hatten. Dazu gehörten zum Beispiel Qualifikationen der Sorge- und Beziehungsarbeit, der Koordination und Organisation von kollektiven Arbeitsprozessen, der politischen Mobilisierung bis hin zu Medienkompetenzen und der Herstellung von Zeichen und Symbolen. Darüber hinaus zeigten die Freiwilligen in der Arbeit mit Zeichen und Symbolen ihren „Einfallsreichtum" (Phillimore et al. 2016: 10) als zentrales Element des Handlungsmodus der Bricolage. So hatten die Freiwilligen kurz nach Beginn des Engagements ihren eigenen Slogan „Mittelstadt sagt Hallo!" erfunden, wobei der Slogan im lokalen Dialekt geschrieben war und eine weit verbreitete und durchaus lokalpatriotisch kultivierte Begrüßungsform adaptierte. In dieser Form richtete sich der Spruch eher an die Freiwilligen selbst und die lokale Bevölkerung. In diesem Sinne nutzten sie auch ihr situiertes Wissen über die Bedeutung dieser Redewendung als alltagsweltliche Praxis der Identifikation und Lokalisierung der lokalen Bevölkerung. Mit dem Slogan gewannen sie mehr Aufmerksamkeit und stärkten den Zusammenhalt in ihrer Gruppe wie auch die Verbundenheit mit ihren UnterstützerInnen. Sie druckten den Slogan auf Kleidung und Aufkleber und verbreiteten ihn über soziale Medien. Die Kampagne wurde in vielfältiger Weise von SympathisantInnen angeeignet, indem diese sich mit dem Slogan fotografierten und die Fotos in den sozialen Medien, insbesondere auf *facebook*, veröffentlichten.

Schlussfolgerungen

In meinem Beitrag habe ich an einem konkreten Beispiel zu verdeutlichen versucht, wie in den Migrationsbewegungen von 2015 freiwillige HelferInnen grundlegend zur humanitären Versorgung von Flüchtenden beitrugen. Sie ergänzten die Praxis staatlicher Akteure durch einen Handlungsmodus der Improvisation und Bricolage, durch den sie teilweise in der Lage waren, ihre eigenen Vorstellungen von humanitärer Hilfe praktisch zu verwirklichen und zusätzliche Ressourcen zur Versorgung der Flüchtenden zu mobilisieren. Gleichzeitig nutzten die Behörden das Engagement als Ergänzung ihrer eigenen Arbeit und als Entlastung ihrer eigenen Ressourcen.

Entscheidend für das Arrangement zwischen HelferInnen und staatlichen Akteuren war dabei jene zivilgesellschaftliche Dynamik, die Wolfgang Kaschuba mit Blick

auf den Wandel des städtischen Raumes als neue „interventionistische Bürgerkultur" bezeichnet hat (Kaschuba 2015), wobei andere von ähnlichen Phänomenen mit stärkerem Bezug zur zivilgesellschaftlichen Flüchtlingshilfe auch von neuer „Bürgerbewegung" (Schiffauer 2017) oder „engagierten BürgerInnen" (Fleischmann/Steinhilper 2017) gesprochen haben. Wenn Kaschuba dabei vor allem auf metropolitane Räume Bezug nimmt, so lässt sich dies mit Blick auf mein lokales Beispiel sicherlich auch für die mittelgroße Stadt behaupten. Dass solche aktuellen Formen der politischen Partizipation nicht unproblematisch als gesellschaftliche Demokratisierungsprozesse zu interpretieren sind, wurde mittlerweile auch am Beispiel der zivilgesellschaftlichen Hilfe für Flüchtende ausführlich verdeutlicht. Dabei wurde kritisch auf die Verstrickungen des Engagements in ein „Regime des Humanitarismus" (Ticktin 2006) hingewiesen, in dem die Flüchtenden vor allem als dankbare und bedürftige Wesen und weniger als gleichberechtigte „BürgerInnen" mit politischen und sozialen Rechten adressiert werden und das eine hierarchische Beziehung zwischen HilfegeberIn und HilfeempfängerIn konstituiere (Knott 2017, Cabot 2018). Ebenso wurde kritisch gefragt, ob angesichts eines zunehmenden Rückzugs des Staates aus der öffentlichen Versorgung und der Unterfinanzierung kommunaler Haushalte ehrenamtliche HelferInnen instrumentalisiert worden seien (Steinhilper/Fleischmann 2016, van Dyk/Misbach 2016, Pinl 2015). Am Bahnhof von Mittelstadt zeigten sich negative Auswirkungen des intensiven Engagements zum Beispiel in der teilweise starken Erschöpfung einzelner HelferInnen oder auch in Situationen der Überforderung mit sozialen Konflikten, die aus den Interaktionen der Beteiligten unter extremen Bedingungen entstanden. Im Anschluss an Phillimore et al. ließe sich hier wiederum hinzufügen, dass mit dem Handlungsmodus der Bricolage die Gefahr einhergeht, den Blick „auf das große Ganze" (Phillimore et al. 2016: 12f.) zu verlieren.

Dennoch halte ich es aus mindestens zwei Gründen für sinnvoll, diese veränderten Formen zivilgesellschaftlichen Engagements, ihre Handlungsmodi sowie ihre Einlassungen auf und Auseinandersetzungen mit staatlichen AkteurInnen zukünftig noch genauer zu erforschen. Erstens ist ein solches Vorhaben sinnvoll, weil zivilgesellschaftliche Akteure und damit auch ihre Handlungsmodi zunehmend in die staatlichen Praktiken des Regierens in Form von partizipativer Governance eingebunden werden. Zweitens haben nicht wenige engagierte und zunächst ‚nur' humanitär bewegte BürgerInnen im Laufe ihres Engagements einen Politisierungsprozess durchlaufen. Angetrieben wurde dieser nicht zuletzt durch die Erfahrungen vieler AkteurInnen in der Zeit nach der ‚Willkommenskultur', als Menschen, die ihnen nun nahe standen, von einem weiter verschärften Asylgesetz oder gar Abschiebung bedroht wurden. Diese politisierten AkteurInnen der ‚Willkommenskultur' von 2015 könnten noch eine wichtige Rolle spielen, sollte es in zukünftigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Abwehr wachsender „Ablehnungskulturen" (Bojadžijev/Opratko 2016) und damit verbundener rechtsextremer Politiken sowie neuer Formen autoritären Regierens gehen.

Literatur

Ahrens, Petra Angela (2015): Skepsis oder Zuversicht? Erwartungen der Bevölkerung zur Aufnahme von Flüchtlingen in Deutschland. Hannover. Online unter www.ekd.de/si/download/Fluechtlinge_21.12.15.pdf (24.10.2016).

Bojadžijev, Manuela/Opratko, Benjamin (2016): Von der Willkommens- zur Ablehnungskultur? In: Forum Migration 12, 6. Online unter: https://migration-online.de/beitrag._aWQ9MTAzMjM_.html (1.10.2018).

Cabot, Heath (2018): The European Refugee Crisis and Humanitarian Citizenship in Greece. In: Ethnos, S. 1–25.

Dyk, Silke van/Misbach, Elène (2016): Zur politischen Ökonomie des Helfens. Flüchtlingspolitik und Engagement im flexiblen Kapitalismus. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 183/46, S. 205–228.

Farías, Ignacio (2014): Die Improvisation einer Politik. Katastrophenbewältigung, neoliberale Experimente und die Grenzen ökonomischen Wissens. In: Adam, Jens/Vonderau, Asta: Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld, S. 153–181.

Feischmidt, Margit/Pries, Ludger/Cantat, Celine (Hrsg.) (2019): Refugee Protection and Civil Society in Europe. Cham.

Fleischmann, Larissa/Elias Steinhilper (2017): The Myth of Apolitical Volunteering for Refugees: German Welcome Culture and a New Dispositif of Helping. In: Sutter, Ove/Youkhana, Eva (Hrsg.) (2017): Perspectives on the European Border Regime: Mobilization, Contestation and the Role of Civil Society (Social Inclusion, 5, 3), S. 17–27.

Haumann, Sebastian (2010): Hausbesetzungen in Hilfen 1980–1982. Protest im Kontext lokaler Ambitionen und Realität. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt/M., New York, S. 207–221.

Hess, Sabine/Kasparek, Bernd/Kron, Stefanie/Rodatz, Mathias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (2016): Der lange Sommer der Migration. Krise, Rekonstitution und ungewisse Zukunft des europäischen Grenzregimes. In: Dies. (Hrsg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Hamburg, S. 6–24.

Karakayali, Serhat/Kleist, J. Olaf (2016): EFA-Studie 2: Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland, Forschungsbericht: Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2015. Berlin.

Kaschuba, Wolfgang (2015): Vom Wissen der Stadt. Urbane Räume als Labore der Zivilgesellschaft. In: Ders./Kleinen, Dominik/Kühn, Cornelia (Hrsg.): Urbane Aushandlungen. Die Stadt als Aktionsraum (Berliner Blätter 69), S. 13–29.

Knott, Alexander (2017): Guests on the Aegean: interactions between migrants and volunteers at Europe's southern border. In: *Mobilities*, 13, 3, S. 349–366.

Lévi-Strauss, Claude (1962): La Pensée sauvage. Paris.

Phillimore, Jenny/Humphris, Rachel/Klass, Franziska/Knecht, Michi (2016): Bricolage: potential as a conceptual tool for understanding access to welfare in superdiverse neighbourhoods. IRiS Working Paper Series, No. 14. Birmingham.

Pinl, Claudia (2015): Ehrenamt statt Sozialstaat? Kritik der Engagementpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 65/14–15, S. 49–54.

Schiffauer, Werner (2017): Einleitung. Eine neue Bürgerbewegung. In: Ders./Eilert, Anne/Rudloff, Marlene (Hrsg.): So schaffen wir das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. Bielefeld, S. 13–35.

Schönberger, Klaus: Persistenz und Rekombination. Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel. In: Zeitschrift für Volkskunde 111, 2, S. 201–213.

Shore, Cris/Susan Wright (2011): Conceptionalising Policy: Technologies of Governance and the Politics of Visibility. In: Dies./Però, Davide (Hrsg.): Policy worlds: Anthropology and the analysis of contemporary power. New York, S. 1–25.

Steinhilper, Elias/Fleischmann, Larissa (2016): Die Ambivalenzen eines neuen Dispositivs der Hilfe: Zur Rolle der Zivilgesellschaft und sozialen Bewegungen seit dem langen Sommer der Migration. In: Neue Praxis. Sonderheft 13, S. 60–72.

Sutter, Ove (2018): Lokale Formierungen des Alltagsverstands in der „Willkommenskultur". In: Rolshoven, Johanna/Schneider, Ingo (Hrsg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin, S. 165–180.

Sutter, Ove/Youkhana, Eva (Hrsg.) (2017): Perspectives on the European Border Regime: Mobilization, Contestation, and the Role of Civil Society. (Social Inclusion, 5, 3).

Ticktin, M. (2006). Where Ethics and Politics Meet: The Violence of Humanitarianism in France. American Ethnologist, 33(1), 33–49.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 378.*

Karl Braun

Einleitung

Der – parallel zur Ablösung des biblischen Gesetz-Seins der Welt von den menschlichen Lebenswelten – einsetzende Boom der Lebens- und Naturwissenschaften brachte neben rasant sich entwickelnden Erkenntnissen nicht nur merkbaren Fortschritt, sondern er schuf zugleich ein Klima von Beunruhigung, Verunsicherung, Angst. Denn die (von heute aus als wissenschaftliche Irrwege zu betrachtenden) rassistische Hierarchisierung von menschlichen Gruppen oder die sexuell-nervös motivierte beziehungsweise sozialdarwinistisch begründete Degenerationsangst drangen durch breit angelegte Popularisierung in das allgemeine Bewusstsein. Angesichts gesundheitlicher Handlungsvorgaben, die den Körper wie auch Geist und Psyche betrafen, waren die Individuen aufgefordert, ‚Sorge um sich' zu tragen, um ein ‚Herunterwirtschaften' von Individuum und Kollektiv zu verhindern. Die kollektiv wie individuell durchzuführende ‚Bewirtschaftung' von Gesundheit – Strategien zur ‚Aufartung' wie zu Verhinderung von ‚Entartung' – wurde zu einem der gesellschaftlichen Leitthemen. Diese breit gefächerten Bestrebungen lassen sich unter dem Begriff ‚Lebensreform' bündeln und zusammenfassen. Die Lebensreform ist als breite, die politischen Strömungen übergreifende Bewegung zu verstehen, welche Erhaltung, Wiederherstellung, Prophylaxe, Verbesserung von Gesundheit und sozialen Zuständen ins Kalkül zog.

Die ersten drei Beiträge des Panels sind der historischen Lebensreform gewidmet. Felix Linzners Beitrag zeigt am Beispiel von Silvio Gesells Entwurf einer radikal-ökonomischen Umwandlung und der ihr zugeschriebenen heilenden Kraft (in verschiedenen politischen Lagern rezipiert und bis heute in genossenschaftlich-kommunitären Projekten wirksam) eine spezifische Verknüpfung von Ökonomie-Entwurf und allgemeiner gesellschaftlicher Gesundung. John Khairi-Taraki beschreibt am Beispiel des ‚Vortrupp-Bundes' und seiner Publikationsorgane den Versuch, die disparaten Richtungen der Lebensreform zu vereinen und zusammenzuführen, wobei ebenfalls ökonomisch-gesundheitswirksame Denkfiguren eine Rolle spielen. Marta Leonora Frank präsentiert mit der Vorstellung von Auguste Forels Bestseller ‚Die sexuelle Frage' (1905) den Versuch, aus naturwissenschaftlicher Erkenntnis der Ameisengesellschaften die Gewährleistung und Verbesserung menschlicher Fortpflanzung zu begründen. Der vierte Beitrag von Marcus Richter problematisiert den – auch schon in der Lebensreform vorkommenden – Begriff ‚heilender Arbeit' in der gegenwärtigen biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 379–386.*

Felix Linzner

Der Einfluss Silvio Gesells auf die völkische Siedlungsbewegung am Beispiel Ernst Hunkels

„Die unabhängige, selbstversorgte ländliche Siedlung gleichgesinnter Lebensreformer war das Zentralprojekt, die wichtigste Idee, die eigentliche Utopie und die grundlegende Sehnsucht in der Lebensreformbewegung: das Endresultat des vielzitierten dritten Wegs der Selbstreform zwischen Kapitalismus und Sozialismus." (Wedemeyer-Kolwe 2017: 124)

Die Relevanz und der Stellenwert des Siedelns in der praktischen Umsetzung lebensreformerischen Denkens könnte kaum höher bewertet werden. Bei der Siedlungsidee handelte es sich um eine der vielen Ausprägungen der Gegen-, Flucht- und Kritikbewegungen, welche versuchten, die drastischen gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Veränderungen zu kompensieren. Dabei ist der Krisendiskurs der Moderne das entscheidende Moment und Agens für die durchaus heterogenen Vorstellungen und Zielsetzungen sowie deren AgitatorInnen. Die Krise – ob real erlebt oder wirkmächtig imaginiert – stellte sich als „metaphorischer Kitt" (Ash 2000: 126; Ash 1999: 113) dar und „Verbesserungszuversicht und imaginierte Untergangsangst verschränken sich: Krisenzeit voll gefährdendem Um-, aber auch heilendem Aufbruch" (Braun et al. 2017: 15).

Besonders im wilhelminischen Bürgertum und dem der Weimarer Republik entstanden unterschiedliche Reformmodelle, die unter dem Oberbegriff ‚Lebensreform' populär wurden.[1] Dieser Beitrag fokussiert aber vor allem den radikalen, völkischen Arm der Lebensreform sowie den Versuch autarken Wirtschaftens in Siedlungsprojekten. Die Utopie des vermeintlich natürlichen, ursprünglichen Lebens auf der eigenen Scholle – ihr wurde heilende und reinigende Kraft zugesprochen – sollte in die Tat umgesetzt werden. Als wirkungsvolle und vielleicht sogar letzte rettende Initia-

1 Als einschlägige Lektüre zum Thema sind neben dem Handbuch der Reformbewegungen von Kerbs/Reulecke 1998 und der wegweisenden Studie Wolfgang Krabbes zu Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform (Krabbe 1974) vor allem die Arbeiten von Linse 1983, Barlösius 1997, Fritzen 2006 und Wedemeyer-Kolwe 2017 zu nennen. Dies gilt auch für Repussards und Cluets Sammelband zur Lebensreform als soziale Dynamik der politischen Ohnmacht (2013) und den äußerst umfangreichen, zweibändigen Ausstellungskatalog: Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900 (Buchholz et al. 2001).

tive galten diese Projekte den radikalen VertreterInnen als Gegenmaßname zu völkisch-pessimistischen Untergangsszenarien. Der weitverbreitete Antiurbanismus, Natur- und Agrarästhetisierung, die Kritik an Industrialisierung sowie die Ängste und Sorgen um Degeneration, rassischen und nervlichen Verfall fanden ihren fatalen Konnex in Sozialdarwinismus, Rassismus und Eugenik. Hinzu kam die Popularisierung der Biologie und Evolutionstheorie. Sie „durchdringen das Alltagswissen und kanalisieren die expandierenden Ängste um die biologisch anfälligen Körper. (...) Die Sorge um Degeneration ist allenthalber präsent" (Braun 2016: 252).

Siedlungen erfahren in wirtschaftlichen und politischen Krisenzeiten gesteigerte Nachfrage. Besonders beim völkischen Siedeln handelt es sich um ein Phänomen der Zwischenkriegszeit, verstärkt durch Revolution und Inflation, aber auch durch staatliche Regelungen, welche die landwirtschaftliche Ansiedlung, Landbeschaffung und die Bildung von Genossenschaften und GmbHs begünstigten.[2] Die Siedlerinnen und Siedler suchten nach alternativen Lebens-, Gesellschafts- und Wirtschaftsmodellen oder Versatzstücken anderer Theorien, die auf ihre Bedürfnisse übertragbar waren. Anschlussfähig schienen Teile von Silvio Gesells ‚Freiland-Freigeld-Freiwirtschaftslehre' (FFF), die innerhalb der Siedlungs- und Bodenreformbewegung im Allgemeinen, in antikapitalistischen und sozialistisch-libertären Gruppen, vor allem aber auch in völkischen Kreisen diskutiert wurden. Die Anschlussfähigkeit an völkisches Denken dürfte in Äußerungen Gesells begründet sein, die eine gewisse Nähe zu Antisemitismus und Sozialdarwinismus zeigen (Bierl 2012: 117–158); die Breite der Gesell-Rezeption erklärt sich aber damit, dass die antikapitalistische Grundstimmung und Motivation der zum ‚Siedeln' bereiten Lebens- und WirtschaftsreformerInnen mit Gesells Theorien mehr als vereinbar waren. Wolfgang Krabbe hat diesen Zusammenhang unter Bezug auf Manfred Fuchs wie folgt formuliert:

> „Ablehnung des herrschenden sozio-ökonomischen Systems, insbesondere des Privateigentums an Grund und Boden und des kapitalistischen Profitstrebens, dem man eine mehr oder minder durchgeführte Gütergemeinschaft entgegensetzte" (Krabbe 1974: 36; Fuchs 1957).

Gesell wollte ein System, in dem es keine ererbten oder gesetzlichen Vorrechte gibt – ein System ohne Zins- und Bodenrente. Grund und Boden sollten öffentliches Eigentum werden, die Nutzung aber für die früheren EigentümerInnen gewährleistet bleiben. Lediglich eine Nutzungsabgabe wäre zu zahlen. So sollten Spekulation und Handel mit Grundstücken unterbunden und gleichzeitig Abgaben über den Staat an die Gesellschaft übertragen werden. Das entstandene ‚Freiland', also Land frei von Besitzansprüchen und dem Potential, Spekulationsmasse zu sein, war neben dem heute sicher bekannteren ‚Freigeld' Grundpfeiler seiner Freiwirtschaftslehre, die Gesell in „Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld" (Gesell

2 Besonders das Reichssiedlungsgesetz vom. 11. August 1919 (Reichs-Gesetzblatt 1919, S. 1429–1436) und das Flüchtlingssiedlungsgesetz als Ergänzung des Reichssiedlungsgesetzes, das in der 355. Sitzung des Reichstages am 15. Mai 1923 angenommen wurde (Reichstagsprotokolle Bd. 360, 356. Sitz. S. 11155A).

1920)[3] dargestellt hat. Sein Konzept ‚Freigeld' zeichnet sich dadurch aus, dass Währung nur noch reines Tauschmittel sein durfte und nicht durch ‚Hortung' sowie Zinsen den Wirtschaftskreislauf beeinflussen sollte. Gesells Währung sollte sogar an Wert verlieren, um immer im Umlauf gehalten zu werden und die Notwendigkeit des Ausgebens für Waren zu evozieren. Für ihn war dies eine ‚natürliche' Form des Tauschmittels, da auch Arbeitskraft und Ware mit der Zeit an Wert verlieren würden (Gesell 1891a; 1911). Anders als bei den VertreterInnen der Völkischen Bewegung war für Gesell zur Erreichung einer ‚natürlichen Wirtschaftsordnung' der Zugang zu Grund und Boden für alle Menschen gleichermaßen legitim und in erster Linie auf den Eigennutz als natürliche Motivation begründet (Gesell 1920: XVI).

Dennoch wurden die Begriffe ‚Natur' und ‚Natürlichkeit' von der Völkischen Bewegung in eigene Deutungsmuster überführt. ‚Arteigen', ‚germanisch' oder ‚arisch' waren Worthülsen, die von den Völkischen auf unterschiedliche Weise mit Sinn gefüllt wurden. Sie rekurrierten auf einen imaginierten archaisch-natürlichen Urzustand (Wedemeyer 2001: 385–394).

Völkisches Siedeln zeichnet sich dadurch aus, dass zu den Motiven der klassischen Lebensreform das Motiv einer ‚rassischen Reinhaltung', beziehungsweise das der ‚Aufartung' hinzu trat. Uwe Puschners „Plädoyer für einen ‚engen' Begriff" (2007: 53–66) folgend, meint ‚Völkische Bewegung' die genuine Weltanschauungsbewegung, die von etwa 1900 bis zur Verdrängung und Marginalisierung in den privaten Raum durch den Nationalsozialismus bestand. Und zwar explizit im deutschsprachigen Raum, vor allem auch in Österreich, mit den verbindenden Elementen eines aggressiven hybriden Nationalismus und den Kerntheoremen, die sich aus Rasse, Raum und Abstammung zusammensetzten. Die Völkische Bewegung war antisemitisch, antislawisch und zum allergrößten Teil auch antifeministisch. Sie war antidemokratisch und antikapitalistisch. Mit Puschners Engführung ist ein Arbeitsbegriff nutzbar gemacht, der ihn für die Forschung zunächst von aktuellen Debatten, zum Beispiel um neurechte Gruppen, Verlage und Einzelpersonen, aber beispielsweise auch von Aussagen aus dem Umfeld der Alternative für Deutschland (Balzli/ Kamann 2016), abgrenzt. Eine scharfe und eindeutige Verwendung von ‚völkisch' innerhalb der Wirkungszeit dieser Bewegung ist ebenfalls nicht eindeutig auszumachen. Es war als Mode- und Kampfbegriff zu einem Schlagwort geworden, das viele Gruppen und Personen nutzten. Die Nationalsozialisten beanspruchten schließlich den Alleinvertretungsanspruch, ‚völkisch' zu sein (Puschner 2007: 53–66).

3 Für die ‚Stiftung für Reform und Bodenordnung' wurde von Werner Onken zwischen 1988–2000 eine Ausgabe in 18 Bänden plus Registerband der Gesammelten Werke von Silvio Gesell herausgegeben. Gesells Werke werden im Fortgang als Gesell mit Erst-Erscheinungsdatum zitiert; im Literaturverzeichnis ist ihr Ort in den Gesammelten Werken aufzufinden. Diese sind inzwischen online einsehbar (http://www.silvio-gesell.de/gesammelte-werke.html).

Ernst Hunkel, völkisches Siedeln und Gesells FFF

Exemplarisch für diese Gemengelage steht Ernst Hunkel (1855–1936), der eine zentrale Schnittstelle zwischen Lebensreform und völkischer Bewegung darstellt und bei dem das Interesse an den Theorien Silvio Gesells besonders deutlich wird. Als Leiter der ‚Presseabteilung des Deutschen Ostmarken-Vereins', Generalsekretär der ‚Deutsch-Asiatischen Gesellschaft', Amtmann der ‚Deutschgläubigen Gemeinschaft', Vorsitzender des ‚Deutschen Kulturbundes', Teil der ‚Bundesleitung des Jungdeutschen Bundes' und Mitglied im ‚Deutschen Orden' sowie des ‚Mittgart-Bundes' hatte er einen nicht unerheblichen Einfluss (Ulbricht 1996: 295). Er war es auch, der 1919 eine der erfolgreichsten völkischen Siedlungen gründete.

Das verstärkte Interesse Hunkels an der FFF weckte der „Lebensreformer und völkische Weltanschauungsagent[en]" (Puschner 2017: 77) Gustav Simons (1861–1914). Nach dessen Tod übernahm Hunkel die Schriftleitung der Zeitschrift ‚Neues Leben. Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt' und wurde Redakteur des Jungborn Verlages. Beide hatten ihren Sitz in der Obstbaukolonie ‚Eden e.GmbH' unweit von Berlin bei Oranienburg. Eden war nicht nur „die einzige bedeutende lebensreformerisch-genossenschaftliche Landsiedlung im deutschen Kaiserreich" (Linse 1996: 398), sie war zudem als erste vegetarisch-lebensreformerische Gesellschaft zentrales Vorbild für die Siedlungsbewegung und zog alle politischen Lager der Lebensreform an. Dabei war Eden per se keine völkische Siedlung, doch wirkten dort völkische Agitatoren (Linse 1996: 401).

Dies tat auch Silvio Gesell, der von 1911–1914 und von 1927 bis zu seinem Tod (1930) in der Obstbaukolonie lebte (Onken 1999) und sie zu einer „Hochburg" (Linse 1996: 400) der FFF machte. Freiwirtschaftliche Themen wurden auch im ‚Neuen Leben' behandelt. Dies änderte sich nicht bei der Weiterführung Hunkels, auch wenn er der Zeitschrift eine deutlich völkische Ausrichtung gab und den Verlagsort ins hessische Sontra wechselte.

Sontra, respektive der Donnersberger Hügel bei Sontra, war der Ort, an dem Hunkel seine Siedlungspläne in die Tat umsetzte. 1919 gründete er die ‚Freilandsiedlung Donnershag e.GmbH' – später als eingetragene Siedlungs-, Wirtschafts- und Verlagsgenossenschaft betrieben. Möglichst autark zu wirtschaften, war erklärtes Ziel. Über den Warenvertrieb, eine Herberge und vor allem durch den Jungbornverlag als relativ sichere Finanzquelle blieb die Siedlung über die Inflationszeit wirtschaftlich einigermaßen stabil. Die Einführung des ‚Freigeldes', die Vergabe von Heimstätten in Erbpacht und das Verbot der Veräußerung von Grundbesitz waren in Resümee und Satzung „Deutsch Ordensland. Ein Wille und ein Weg" (1921) fest verankert. Freiwirtschaftliche Grundlagen und Hunkels Sendungsbewusstsein äußerten sich hier in klar völkischem Vokabular. Er war der Meinung, dass

> „Deutschland sich wieder erhebe[n], indem es die Giftstoffe (…) aus seinem Körper vollkommen entfernt: das christlich-semitische Dogma und das byzantinisch-semitische Wucherrecht des Zinses und der Privatgrundrente; Klerikalismus und Kapitalismus. Auf keine andere Weise

> kann unserem Volke und der ganzen Germanenwelt das Heil kommen als durch die *deutschgläubige* und die *freiwirtschaftliche* Bewegung" (Hunkel 1921: 7; Hervorheb. im Orig.).

Die Genossenschaft war so erfolgreich, dass sie in der Zwischenkriegs- und Inflationszeit bis zu 350 Mitglieder umfasste (Linse 1983: 191). Und dies, obwohl neben den klassisch lebensreformerischen Einflüssen – man ernährte sich vegetarisch, Freikörperkultur war fester Bestandteil im gemeinsamen Leben, Naturheilkunde wurde als alternative Medizin genutzt – eine dezidiert völkische Ideologie vertreten wurde. Sogar die Rassenzucht war erklärtes Ziel. Hier tat sich auch Hunkels Frau Margarete, genannt Margat, als eine der wenigen weiblichen Vertreterinnen der Völkischen Bewegung hervor.[4] Sie gründete 1917 die ‚Deutsche Schwesternschaft' als eine sich als deutsch-völkisch verstehende Frauengruppierung, die ihre Aufgabe darin sah, „starkes deutsches Leben zu pflanzen, zu pflegen und zur Blüte zu bringen" (Hunkel 1919: 71).

Das Ehepaar Hunkel war durch den ‚Mittgart-Bund' und Willibald Hentschel beeinflusst. Er gilt als einer der kuriosesten und kontrovers diskutierten Vertreter der Völkischen Bewegung. Dies liegt insbesondere an seinem 1904 vorgelegten ‚Mittgart-Projekt', das die Zucht eines „neuen Menschen", einer „neue[n] völkische[n] Schicht" und eines „neuen Adel[s]" auf ostelbischen Rittergütern vorsah (Hentschel 1918: 166, 178; Hentschel 1916: 26). Der in seinem Werk vorgestellte Idealplan sah ein Rittergut mit 3.000 Morgen Ackerland, 1.000 Morgen Wald, 1.000 Morgen Wiese und 1.000 Morgen Koppel vor. 1.000 Frauen und 100 Männer sollten es bewirtschaften und dort leben. Das Ziel des ‚Mittgart-Projekts' war die planmäßige Menschenzucht in sogenannten ‚Mittgart-Ehen'. Diese ‚Ehen' sollten zwischen je einer Frau und einem Mann geschlossen werden und nur so lange gelten, bis sich eine Schwangerschaft einstellte. Männer und Frauen sollten aber generell getrennt untergebracht werden. Auch die Kinder sollten nach Geschlechtern getrennt und spartanisch erzogen werden (Puschner 2011: 155–185; Linzner 2018).

Dieses Konzept von völkischer Zucht, Ehe und Mutterrolle wollte Hunkel in Einklang mit Gesells Freiwirtschaft bringen, was Ulrich Linse treffend zusammenfasst:

> „Gesell und mit ihm Hunkel plädierten dafür, die dem Staat nach vorausgehender Enteignung des gesamten Grund und Bodens durch dessen anschließende Verpachtung zufließende Bodennutzungsabgabe (Grundrente) nach Entschädigung der ursprünglichen Bodeneigentümer in eine Mutterrente umzuwandeln und diese in voller Höhe an die Mütter entsprechend ihrer Kinderzahl abzugeben (…). Hunkel war der Ansicht, kapitalistisches Privateigentum und Ehe seien aneinander gekoppelt und würden gemeinsam untergehen. (…) Der Geschlechtsverkehr zwischen dem rassisch hochwertigen ‚Weib' und ihren wechselnden Männern dient dabei allein dem rassischen Ziel der Kindererzeugung, nicht etwa unsittlichem persönlichem Lustgewinn" (Linse 2014: 51).

Dass solche Positionen sogar innerhalb der Völkischen Bewegung auf Kritik und scharfe Ablehnung stießen, ist nicht verwunderlich. Ob in Donnershag tatsächlich diese Form von Mehr-Ehe praktiziert wurde, ist nicht belegt. Der Konflikt um Sexu-

4 Zu Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik vgl. Streubel 2006 sowie zum völkischen Feminismus: Wiedemann 2007: 159–168.

alität und Freikörperkultur spitzte sich aber zu und resultierte in einem Verfahren gegen Hunkel wegen Kuppelei, woraufhin er und seine MitstreiterInnen die Siedlung 1923 verlassen mussten, die sich 1924 auflöste (Linse 2014: 52).

Gesell und Hunkel als Ausdruck bürgerlicher Radikalisierung

Mit diesem Ereignis manifestierte sich offenbar eine Grenzüberschreitung. Eingriffe in die Ehe- und Sexualmoral waren für die Völkische Bewegung und erst recht für die Gesamtgesellschaft nicht tragbar, aussprechbar und praktizierbar. Es sind aber gerade diese Grenzen und Reibungsmomente deren Analyse lohnende Perspektiven eröffnen können. War gerade das krisengeprägte Bürgertum anfällig für diese extremen völkischen und biologistischen Denkweisen? Wie gestaltet sich die wechselseitige Wirkung solcher Positionen auf die Gestimmtheit der Zeit aus? Oder Kaspar Maase folgend: Veränderten sich Erfahrungsraum und Erwartungshorizont so weit, dass sich „Denk- und Handlungsmöglichkeiten, die in Kulturkritik und Lebensreform erprobt wurden" (…) „unaufhaltsam zum Antirationalen, Völkischen, Altliberalen hin" verengten (Maase 2001: 293)? Verschiebt eine biologistische und sozialdarwinistische Grundstimmung gesellschaftliche Diskurse?

Gesell als Vertreter der Völkischen Bewegung zu bezeichnen, geht sicher zu weit. Dennoch eignet er sich, um eine Radikalisierung durch Teile seines Umfeldes aufzuzeigen. Als besonders kritische Gesell-Aufarbeitung sticht zu diesem Komplex vor allem Peter Bierls „Schwundgeld, Freiwirtschaft und Rassenwahn" (2012) heraus. Exemplarisch greift er Zitate auf, die diesen Umstand unterstreichen:

> „Den ewigen Kampf ums Dasein, die Zuchtwahl, die Auslese und den spurlosen Untergang des Minderwertigen setzt der Physiokrat an die Spitze seines Programmes (…)" (Gesell 1913 b: 262) oder „Die Münzreform duldet keine Convenienz- und Geldheiraten, sie macht Ehebruchsgesetze unnötig. Dadurch veredelt die Münzreform auch die Rasse, indem sie die Mißgeburten des Geistes und des Körpers an der Fortpflanzung verhindert" (Gesell 1891b: 139).

Darüber hinaus schreibt sich Gesell auch aktiv in den völkischen Diskurs ein, wenn er in den Jahren 1912 und 1913 drei Artikel für die Zeitschrift ‚Der Hammer – Blätter für den deutschen Sinn' verfasste (Gesell 1912a,b, 1913b: 271–287). Die vom Antisemiten Theodor Fritsch herausgegebene Zeitschrift ist wohl als das einflussreichste und wichtigste Organ der Völkischen Bewegung zu betrachten. Auch Richard Ungewitter – bekannter Vertreter der Völkischen und FKK-Bewegung – zählt zu den Gesell-Rezipienten und -Anhängern. In seinem Sammelband „Deutschlands Wiedergeburt durch Blut und Eisen" versammelt er das Who's who der Völkischen Bewegung und druckt auch einen Text Gesells ab (Ungewitter 1919).

Die wechselseitige Beziehung zwischen Gesell, seinem Konzept von FFF und der Völkischen Bewegung treten an den aufgeführten Beispielen hervor und sollen die Radikalisierung des Bürgertums in der Zwischenkriegszeit aus einem Blickwinkel zeigen, der das Interesse an wirtschaftlichen Alternativen zur Überwindung von Krisenzeiten betont.

Literatur

Ash, Mitchell (2000): Krise der Moderne oder Modernität der Krise?. In: Fischer, Wolfram et al. (Hrsg.): Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Berlin, S. 122–126.

Ders. (1999): „Die Wissenschaften in der Geschichte der Moderne". (Antrittsvorlesung 2. April 1998). In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. 10/1, S. 105–129.

Balzli, Beat/Kamann, Matthias (11.09.2016): „Wir wollen keinen Bürgerkrieg". In: Welt am Sonntag Nr. 37.

Barlösius, Eva (1997): Naturgemäße Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende. Frankfurt/M.

Bierl, Peter (2012): Schwundgeld, Freiwirtschaft und Rassenwahn. Kapitalismuskritik von rechts: Der Fall Silvio Gesell (konkret texte 57). Hamburg.

Braun, Karl (2016): Bemerkungen zu Trans- und Posthumanismus – 7 Thesen. In: Joachimsthaler, Jürgen (Hrsg.): Gegenwartskultur als methodologische Herausforderung der Kulturwissenschaft(en). Frankfurt/M., S. 251–266.

Braun, Karl et al. (2017): Einleitung der Herausgeber: Avantgarden der Biopolitik. Jugendbewegung, Lebensreform und Strategien biologischer „Aufrüstung". In: Braun, Karl/Linzner, Felix/Khairi-Taraki, John (Hrsg.): Avantgarden der Biopolitik (Jugendbewegung und Jugendkulturen. Jahrbuch 13/2017). Göttingen, S. 9–17.

Buchholz, Kai et al. (Hrsg.) (2001): Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst in der Moderne. 2 Bände. Darmstadt.

Cluet, Marc/Repussard, Catherine (Hrsg.) (2013): Lebensreform. Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht. Tübingen.

Fritzen, Florentine (2006): Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert (Frankfurter historische Abhandlungen 45). Stuttgart.

Fuchs, Manfred (1957): Probleme des Wirtschaftsstils von Lebensgemeinschaften. Erörtert am Beispiel der Wirtschaftsunternehmen der deutschen Jugendbewegung. Göttingen.

Gesell, Silvio (1988–2000): Gesammelte Werke in 18 Bd. + Register. Für die Stiftung für Reform der Geld- und Bodenordnung hrsg. v. Werner Onken. Kiel. Online-Ausgabe (2009) (http://www.silvio-gesell.de/gesammelte-werke.html).

Ders. (1891a): Die Reformation im Münzwesen als Brücke zum sozialen Staat. In: Gesell, Gesammelte Werke Bd. 1, S. 25–68.

Ders. (1891b): Nervus rerum. Fortsetzung zur Reformation im Münzwesen. In: Ebd., Bd. 1, S.69–152.

Ders. (1911): Die neue Lehre vom Geld und Zins – Eine Zusammenfassung. Läuterung und Vervollständigung früherer Schriften des Verfassers. In: Ebd. Bd. 6, S. 12–270.

Ders. (1912a): Die Metallwährung in der Geschichte. In: Hammer. Blätter für den deutschen Sinn 243 und 244/1912. In: Ebd. Bd. 6, S. 271–281.

Ders. (1912b): Zur Frage der Geldreform. In: Hammer. Blätter für den deutschen Sinn 248/1912. In: Ebd. Bd. 6, S. 282–286.

Ders. (1913a): Geldreform und Christentum. In: Hammer. Blätter für den deutschen Sinn 256/1913. In: Ebd. Bd. 6, S. 271–287.

Ders. (1913b): Der Physiokrat als linker Flügelmann der Parteien. In: Der Physiokrat 1/1913. In: Ebd. Bd. 7, S. 266.

Ders. ([4]1920): Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld. In: Ebd. Bd. 11, S. XIII–392.

Hentschel, Willibald ([5]1916): Mittgart. Ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse. Leipzig.

Ders. ([3]1918): Varuna. Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Völkergeschichte. Leipzig.

Hunkel, Ernst (1921): Deutsch Ordensland. Ein Wille und ein Weg. Sontra.

Hunkel, Margarete (1919): Von deutscher Gottesmutterschaft. Sontra.
Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.) (1998): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal.
Krabbe, Wolfgang (1974): Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode. Göttingen.
Linse, Ulrich (1983): Zurück o Mensch, zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890–1933. München.
Ders. (1996): Völkisch-rassische Siedlungen der Lebensreform. In: Puschner, Uwe/Schmitz, Walter/Ulbricht, Justus (Hrsg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918. München, S. 397–411.
Ders. (2014): Völkisch-jugendbewegte Siedlungen im 20. und 21. Jahrhundert. In: Botsch, Gideon/Haverkamp, Josef: Jugendbewegung, Antisemitismus und rechtsradikale Politik – Vom „Freideutschen Jugendtag" bis zur Gegenwart (Europäisch-jüdische Studien – Beiträge, Band 13). Berlin/Boston 2014, S. 29–73.
Linzner, Felix (2018, im Druck): „Neuer Mensch" und „neuer Adel". Willibald Hentschels Züchtungsutopie. In: Conze, Eckart u. a. (Hrsg.): Adelssemantiken und Kulturkritik.
Maase, Kaspar (2001): Krisenbewusstsein und Reformorientierung. Zum Deutungshorizont der Gegner der modernen Populärkünste 1880–1918. In: Maase, Kaspar/Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Köln, S. 290–342.
Onken, Werner (1999): Silvio Gesell und die natürliche Wirtschaftsordnung. Eine Einführung in Leben und Werk. Lütjenburg.
Puschner, Uwe (2007): Völkisch. Plädoyer für einen ‚engen' Begriff. In: Ciupke, Paul u. a. (Hrsg.): „Erziehung zum deutschen Menschen". Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik (Geschichte und Erwachsenenbildung, Bd. 23). Essen, S. 53–66.
Ders. (2011): Mittgart – Eine völkische Utopie. In: Geus, Klaus (Hrsg.): Utopien, Zukunftsvorstellungen, Gedankenexperimente. Literarische Konzepte von einer „anderen" Welt im abendländischen Denken von der Antike bis zur Gegenwart (Zivilisationen & Geschichte, Bd. 9), Frankfurt/M., S. 155–185.
Ders. (2017): Mit Vollkornbrot und Nacktheit. Arbeit am völkischen Körper. Gustav Simons und Richard Ungewitter. Lebensreformer und völkische Weltanschauungsagenten. In: Braun, et al.: Avantgarden, S. 77–93.
Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919: Reichs-Gesetzblatt 1919, S. 1429–1436.
Ergänzung des Reichssiedlungsgesetzes vom 11. August 1919 (Flüchtlingssiedlungsgesetz): Reichstagsprotokolle, 1920/24,17, S. 11155.
Streubel, Christiane (2006): Radikale Nationalistinnen: Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik. Frankfurt/M.
Ulbricht, Justus (1996): Das völkische Verlagswesen im deutschen Kaiserreich. In: Puschner, Uwe/Schmitz, Walter/Ulbricht, Justus (Hrsg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918. München, S. 277–301.
Ungewitter, Richard (1919): Deutschlands Wiedergeburt durch Blut und Eisen. Stuttgart.
Wedemeyer, Bernd (2001): „Zurück zur deutschen Natur". Theorie und Praxis der völkischen Lebensreformbewegung im Spannungsfeld von „Natur", „Kultur" und „Zivilisation". In: Brednich, Rolf Wilhem/Schneider, Annette /Werner, Ute (Hrsg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt (32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999). Münster, S.385–394.
Wedemeyer-Kolwe, Bernd (2004): „Der neue Mensch". Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Würzburg.
Ders. (2017): Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland. Darmstadt.
Wiedemann, Felix (2007): Rassenmutter und Rebellin: Hexenbilder in Romantik, völkischer Bewegung, Neuheidentum und Feminismus (Epistemata – Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft). Würzburg.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 387–395.

John Khairi-Taraki

Der *Vortrupp* und die Popularisierung lebensreformerischen Wissens

Die Gesellschaften des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts sahen sich mit verschiedenen Herausforderungen der technischen und der industriellen Revolution konfrontiert. Die Schattenseiten des rasanten industriellen und ökonomischen Fortschritts wie schlechte Arbeitsbedingungen in der Industrie, Wohnungsnot, beginnende Umweltzerstörung sowie individuelle Verwahrlosung riefen unterschiedliche Reaktionen und Lösungsversuche hervor. Diese reichten vom sozialistischen Revolutionsdenken über konservative Kulturkritik bis hin zu völkischen Erneuerungskonzepten. Als eine breite und für den deutschsprachigen Raum prominente Bewegung, in welcher der Versuch unternommen wurde, für diese Widersprüche Lösungen aufzuzeigen, ist die Lebensreformbewegung zu betrachten.

Dabei handelte es sich um ein Konglomerat unterschiedlicher Reformbestrebungen. Der Historiker Wolfgang Krabbe legt in seinem Klassiker der Lebensreformforschung 1974 eine Liste verschiedenster Reformbestrebungen vor, die er zur Lebensreform zählt. Die Liste reicht von Antialkoholismus, Boden- und Wohnungsreform, Gymnastik und Sport über Impfgegnertum, Kleidungsreform, Körperpflege, Nacktkultur, Naturheilkunde bis hin zur Siedlungsbewegung, Vegetarismus und Vivisektionsgegnerschaft (Krabbe 1974: 13; Cluet 2013: 12). Mit Abstrichen besitzt die Aufzählung Krabbes immer noch Aktualität, doch wird bei genauerer Betrachtung der Liste Krabbes deutlich, wie schwierig eine Zuordnung oder Nicht-Zuordnung der damals virulenten und vielschichtigen Reformbestrebungen zur Lebensreform ist (Cluet 2013: 12ff.). Die beste Methode, die Lebensreform zu begreifen beziehungsweise in ihren Konturen festzulegen, besteht darin, auf die Lebensreformer_innen selbst zu hören und in ihren „publizistischen und organisatorischen Sammelbecken", wie der hier zu behandelnden Zeitschrift *Der Vortrupp* und dem ihr zugehörigen *Deutschen Vortrupp Bund* (DVB), getätigten Zuordnungen anzuschauen und nach allgemeinen Aussagen zu suchen (Cluet 2013:15). Trotz der Heterogenität innerhalb der Bewegung können den Lebensreformer_innen gemeinsame Ziele zugeordnet werden. Dazu gehört primär, dass es sich bei der bürgerlichen Lebensreformbewegung um Kulturkritik *in actu* handelt, das heißt aktiv sollten die kulturellen Fehlentwicklungen, die von den Lebensreformer_innen festgestellt wurden, gelöst werden. Als gemeinsame

Ziele können eine gesündere, natürlichere und schlichtere Lebensführung aber auch die körperliche und moralisch-ethische Gesundung benannt werden. Um die Lebensreform voranzutreiben, sprich lebensreformerische Ideen zu formulieren und zu verbreiten, wurde sich dabei auf verschiedenes Wissen gestützt.

Aus der Beschäftigung mit dem *Vortrupp* und dem *Deutschen Vortrupp Bund* wird deutlich, dass dieses Wissen aus den verschiedensten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bereichen entlehnt werden konnte, zum Beispiel innerhalb der Medizin sowohl aus der etablierten Schulmedizin als auch aus alternativen Praktiken aus dem breiten Feld naturheilkundlichen Denkens. Außerdem produzierten die Lebensreformer_innen auch selbst Wissen in ihren unterschiedlichen Publikationen. Wichtig beziehungsweise auffallend ist aber, dass das Wissen von den Lebensreformer_innen strategisch betrachtet und genutzt wurde. Wissen, sowohl aus internen als auch externen Quellen, sollte gesellschaftlicher Verbesserung dienen. Folglich wurde das Wissen auf Nützlichkeit überprüft. Das für nützlich erkannte Wissen sollte dann von den Akteur_innen, sprich von den überzeugten Lebensreformer_innen, aktiv in die Tat umgesetzt werden, so dass eine Gesundung, das heißt eine ganzheitliche Optimierung des Selbst, sichergestellt werden konnte.

Schlüsselfaktor und Ziel war im Kampf der Lebensreform die physische Gesundheit. Diese wurde – neben der moralischen Integrität – als durch die Zivilisation bedroht betrachtet. Luxusstreben und falsche Mode, Verstädterung und Naturverlust, schlechte Wohn- und Arbeitsverhältnisse, Alkoholismus und Drogensucht wurden als verrohend und krankmachend angesehen. Auf Basis dieser Erkenntnis ging es der Lebensreform darum, sowohl präventiv als auch intervenierend beziehungsweise kurativ zu wirken. Absicht der Lebensreform aber war es, Erkrankung von vorneherein zu vermeiden; so kann der lebensreformerische Diskurs um körperliche und moralische Gesundheit und um den gesunden Körper als ein Präventionsdiskurs bezeichnet werden. Die Prävention von Krankheit, also die ‚Sorge um sich', wurde in der Lebensreform als Notwendigkeit, um intervenierend arbeiten zu können, betrachtet. Um für die Gesundung einzutreten, war es also notwendig, selbst gesund zu sein (Landmann 1921: 5ff.). Neben der Prävention ist deshalb auch die Intervention kennzeichnend für den lebensreformerischen Optimierungsdiskurs.

Insbesondere der damaligen Wirtschaftsform wurden krankmachende und verrohende Eigenschaften zugeschrieben. Die Wirtschaftskritik der Lebensreform ist ein wichtiger, doch in der wissenschaftlichen Literatur unterschätzter und wenig beachteter Teil der lebensreformerischen Kultur- und Zivilisationskritik. Die Unterschlagung der Wirtschaftskritik in der wissenschaftlichen Betrachtung dürfte unter anderem an dem obengenannten Problem der Zuordnung liegen. Denn oft bleiben sozialreformerische Bestrebungen mit ökonomischem Schwerpunkt in der Forschungsliteratur unberücksichtigt. Zwar listet Krabbe die Bodenreform oder die Wohnungsreform auf, doch auch er unterscheidet stark zwischen reinen Formen und sozialreformerischen Bestrebungen innerhalb der deutschen Lebensreformbewegung. Krabbes Unterscheidung zwischen reiner Lebensreform und sozialreformeri-

schen Segmenten ergibt sich aufgrund der Betonung des körperlichen Heilsversprechens als Hauptcharakteristikum. Die Erlösung, also das ‚Heil', wurde laut Krabbe insbesondere im Vegetarismus, der Naturheilkunde oder der Nacktkultur deutlich. Weniger deutlich wird dies in der Bodenreform, aber auch in der Abstinenzbewegung, die aufgrund ihrer Entstehungsgeschichten oftmals eher am Sozialen und nicht am Individuellen ansetzten (Krabbe 1998: 74f.).

Wie bereits gesagt, besitzt die Krabbsche Unterteilung und Kategorisierung immer noch Aktualität und ist für einen primären Zugang zur Lebensreform dienlich, doch besteht die Gefahr der Entpolitisierung der Lebensreform, wenn nicht sogar die einer Verharmlosung. Betrachtet man den *Vortrupp*, wird deutlich, dass Lebensreform durchaus auch als politische Aktion verstanden werden muss. Zwar parteienpolitisch neutral, doch hochpolitisch, da es der Lebensreform auch um politische Reformen, wenn nicht um direkten politischen Einfluss ging (Popert 1912b: 37ff). Zumindest der *Vortrupp* verstand und propagierte den Zusammenhang von Politik und Wirtschaft und versuchte die schädigenden Eigenschaften (Popert 1912a: 1ff.) falscher Ökonomie in das lebensreformerische Kalkül einzubeziehen.

Sämtliche Aspekte von Wirtschaft wurden dabei kritisiert und in Frage gestellt. Die Kritik betraf nicht nur die Auswahl der Produktionsmittel, die Produktion, die Distribution, das Gewinnstreben und der Reproduktion von Arbeitskraft, sondern auch die Prämissen des damaligen Wirtschaftens und der Wirtschaftswissenschaften. Einer Objektivierung des Menschen, in dem er als bloßes statistisches Mittel betrachtet wurde, wurde entgegen getreten. Eine rein zweckmäßige Betrachtung des Menschen im ökonomischen Sinne wurde also abgelehnt (Paasche 1992: 135f.). Die Ökonomie und wirtschaftliche Entwicklungen wurden nach ihren gesundheitsgefährdenden Eigenschaften bewertet. Soziale Reformbestrebungen, die im Sinne der Lebensreform gesundheitsfördernd wirkten, wurden begrüßt und als Teile einer größeren Lebensreform betrachtet. Doch ist reformerische Wirtschaftskritik, wie sie in der Lebensreform Anklang fand und fester Bestandteil war, nur bedingt als radikale Abkehr vom organisierten Kapitalismus zu sehen. Oftmals waren die Reformbestrebungen ökonomisch stark und interdependent mit dem Gesamtsystem verflochten (Farkas 1998: 245). Sie waren also voneinander abhängig. Die entstehenden Genossenschaftsvereine und andere Reformbewegungen nahmen eine Nahtstelle zwischen staatlich-administrativer Institution und Markt ein. Sie nahmen öffentliche ökonomische Unterstützung in Anspruch, so dass sie gesetzlichen Regelungen unterworfen waren (ebd.). Doch übernahmen sie mit ihren Tätigkeiten zahlreiche Aufgaben aus öffentlicher Hand. Die Gartenstadtbewegung mit ihren Ruf nach Stadt- und Wohnungsreform trug zu einer moderneren, hygienischeren und sozialeren Infrastruktur bei. Durch die Errichtung von Bädern, Grünflächen und Sportplätzen wurden durch die Gartenstadtbewegung architektonische und sozialpolitische Aufgaben erfüllt. Die integrierte Landwirtschaft trug dazu bei, den Betriebsorganismus einschließlich des Bodens als Betriebsgrundlage effizient und intakt zu erhalten. Des Weiteren hat-

ten die Reformbewegungen Einfluss auf die Verbesserung und Sicherstellung der Reproduktionsbedingungen (Farkas 1998: 245).

Zu den Reformströmungen, die vor allem auf die Wirtschaftspraxis zielten, gehörten das Genossenschaftswesen, die Bodenreform, die Gartenstadt, die Freiwirtschaft sowie die alternative Landwirtschaft. Sie waren aufgrund ihrer Leitideen und ihrer Infrastruktur mit anderen Reformsegmenten der Lebensreform vernetzt. Dazu gehörten die Hygiene- und Ernährungsreform wie etwa die Naturheilkunde und der Vegetarismus, die Bewegungs- und Körperreform und pädagogische Reformen wie die Jugendbewegung (Farkas1998: 246). Konkret bedeutet dies unter anderem, dass Personen aktiv, zum Beispiel in der Gartenstadtbewegung, selbst Akteur in der Naturheilkunde oder mit Akteuren der Naturheilkunde vernetzt sein konnten. Diese Vernetzung der verschiedenen Reformbestrebungen kann als Grundlage für die Entwicklung und Umsetzung der Reformprojekte betrachtet werden. Für die Vernetzung aber auch die Popularisierung spielten zusammenfassende Organe wie der *Vortrupp* eine wichtige Rolle. Der *Deutsche Vortrupp-Bund* (DVB) und die in seinem Namen herausgegebene Zeitschrift *Der Vortrupp* entstanden im Jahr 1912. Herausgeber und bekannteste Mitglieder des *Vortrupp-Bundes* waren Hermann Popert (1871–1932) und Hans Paasche (1881–1920). Beide waren vor der Gründung des DVBs und vor ihrer Tätigkeit als Herausgeber insbesondere in der Abstinenzbewegung aktiv. Deshalb wurde der Kampf gegen den Alkoholkonsum und sämtliche anderen ‚Nervengifte' zu einem Hauptanliegen der Zeitschrift. Der *Vortrupp* wollte aber mehr als ein Zentralorgan der Abstinenz sein. Ziel des *Vortrupps* war es, sämtliche als würdig empfundene Lebensreformbestrebungen zu bündeln und somit Einfluss zu gewinnen, sodass dem „Werdenden und Strebenden in Deutschland" tatkräftig gedient werden konnte (Popert 1912b: 33).

Durch den finanziellen Erfolg seines erstmals 1910 erschienen Romans „Helmut Harringa. Eine Geschichte unserer Zeit" wurde es Popert ermöglicht, Abschied aus dem Amt als Richter zu nehmen und den *Vortrupp* zu gründen. Im Roman werden die unterschiedlichen Schattenseiten der Moderne wie die Urbanisierung, Industrialisierung und die daraus folgende Verwahrlosung und der Alkoholismus thematisiert. Dem entgegen wird der friesische Held Harringa gesetzt. Ein junger Landrichter, der überzeugter Abstinenzler wird und der in den Kampf gegen den Alkohol zieht. Ein ‚Krieger im Heere des Lichts', wie Harringa sich im Roman selbst beschreibt. Harringa ist als ‚Super-Arier' gezeichnet: blond, hochgewachsen und vor allem langschädlig. Der Protagonist, beflügelt vom deutschen Geist, bildet auch ein spezifisches moralisches Gewissen aus: Er fühlt deutsch, er ist also ehrlich und rein in seinen Gefühlen.

Um die im Roman propagierten Ziele der rassenhygienischen ‚Aufartung' und die Erneuerung der Sittlichkeit zu erreichen und so viele Mitkämpfer wie möglich zu gewinnen, war es aus Sicht Poperts notwendig, ein zusammenfassendes Organ zu gründen:

> „Die deutschen Lebensreformbewegungen brauchten ein zusammenfassendes Organ. Sie brauchten es einmal, damit den Angehörigen jeder von ihnen eine zusammenfassende Orientierung möglich sei. Und mehr noch brauchten sie es dafür, um jeder einzelnen von ihnen eine stärkere Wirkung nach außen hin zu geben: Was in einem Fachorgan für Bodenreform, für Abstinenz, für Schulverbesserung und so weiter steht, das liest im allgemeinen kein Mensch, der nicht ohnehin die Überzeugung dieses Organs teilt: Der Vortrupp aber kann, das hat er gezeigt, in weite Kreise und in alle Schichten der Deutschen dringen, mögen sie im Reiche, in Österreich, in der Schweiz, oder mögen sie auch im Ausland wohnen" (Popert 1914: 57f).

Tatsächlich fand Popert im *Vortrupp* das Sprachrohr, um sein lebensreformerisches Programm nach außen zu tragen. Sendungsbewusst sammelte Popert mit Hilfe Paasches verschiedene reformerische Autoren, wie den Reformpädagogen Ludwig Gurlitt, den Nacktprediger und bekennenden Antisemiten Heinrich Pudor, aber auch den sudetendeutschen Heimatkämpfer Emil Lehmann. Die Zeitschrift und die Mitglieder des DVBs sollte eine Avantgarde bilden. Der *Vortrupp* richtete sich programmatisch an ein ‚neues Deutschtum', nämlich dem ‚Werdenden'. Das ‚Werdende' ist hierbei all dasjenige, was gesund ist und in „Land und Volk wächst und wird". Durch den Dienst an „Wahrheit" und „Idealen" sollte eine „Veredelung" des deutschen Volkes erreicht werden (Popert 1913: 375). Der ethische Idealismus, der gepredigt wurde, richtete sich gegen den Materialismus. Dabei wurde sich auf Kant und Fichte, aber auch auf Schopenhauer berufen (Paasche 1992: 131ff.).

Mit der Gründung eines zusammenfassenden lebensreformerischen Organs sollte also eine möglichst hohe Zahl an Personen erreicht werden. Dafür spielte von Anfang an die Vernetzung eine große Rolle. Eine Plattform für dieses Netzwerk ergab sich auch dadurch, dass die meisten Mitglieder nicht nur Mitglieder im *Vortrupp Bund* sondern auch Mitglieder in verschiedensten anderen Organisationen mit lebensreformerischer Ausrichtung waren. Diese Mehrfach-Mitgliedschaften wurden gewollt und gefordert, da ihnen eine multiplikatorische Potenzialität zugeschrieben wurde. Deshalb verstand sich der *Vortrupp* als Tat- oder Zweckgemeinschaft, die den von ihm propagierten Idealismus praktiziert sehen wollte. Das ernsthafte Wollen zur Veränderung und die Bereitschaft, aktiv lebensreformerisch tätig zu sein, waren also ausschlaggebend. Von den Mitgliedern des DVBs wurde verlangt, dass sie durch ihren Aktivismus den *Vortrupp*-Gedanken, also dessen sehr heterogenes lebensreformerisches Programm nach außen tragen sollten. So wurden unter anderem Petitionen an die Regierung eingereicht, wie zum Beispiel 1914 diejenige zum Verbot von Federmode und der Einfuhr exotischer Vögel. Weiterhin wurden Bewegungen und Bestrebungen, die im Sinne des *Vortrupps* agierten, öffentlich und teilweise auch medienwirksam unterstützt; bei dem Treffen der ‚Freideutschen Jugend' auf dem Hohen Meißner bei Kassel 1913 trat der *Vortrupp* als Mitveranstalter auf. Auch wurden Werbematerialien an die Mitglieder verteilt: So gab es Briefpapier, Briefmarken, Kalender und Ansteck-Nadeln mit dem Signet des *Vortrupp*. Auch schaltete der *Vortrupp* Werbungen für Produkte, die als empfehlenswert betrachtet wurden.

Neben der Zeitschrift gab es auch Sonderdrucke verschiedener Artikel, die als *Vortrupp-Flugschriften* verkauft wurden. Durch Kinderbeilagen mit verschiedensten Geschichten sollten auch die Jüngsten an den *Vortrupp*-Gedanken herangeführt werden. Neben den redaktionellen Artikeln gab es in der Zeitschrift eine Rubrik, in welcher – auszugsweise oder in Gänze – Texte aus anderen lebensreformerischen Publikationen abgedruckt wurden. Auch durch Veranstaltungen wie dem *Deutschen Vortrupp-Tag* 1914 sollte öffentlichkeitswirksam die *Vortrupp*-Arbeit präsentiert werden.

Wird die Masse der Publikationen im *Vortrupp* betrachtet, fällt eine Redundanz der oft einfachen beziehungsweise vereinfachten Aussagen auf. Diese Redundanz wie auch der ideologisch eingefärbte Duktus sind jedoch als Stilmittel zu betrachten, die gezielt von Popert und den anderen Autor_innen zur Selbstbestätigung und Belehrung angewandt wurden:

> „Und wir bekennen uns ausdrücklich zum Grundsatze der Wiederholung. ‚Wer wirken will, muß wiederholen', das ist eine Erfahrung, die ebenso alt wie richtig ist: Eine Zeitschrift, die praktischen Zwecken dienen will, die bestimmte Wahrheiten zum Gemeingut des Volkes machen möchte, könnte nichts Grundverkehrteres tun, als andauernd ‚neue Anregungen' zu geben. Ganz im Gegenteil; einer ihrer Hauptaufgaben liegt darin, das von ihr als wahr Erkannte immer und immer wieder zu befestigen. Anders handeln hieße einfach auf jeden ernsten Einfluß auf die Volksmeinung von vornherein verzichten" (Popert 1914: 63).

Trotz des geforderten Aktivismus der Mitglieder blieben die Zeitschrift und die Aufsätze darin also primäres Vehikel der Popularisierung der von dem *Vortrupp* begrüßten Bestrebungen zu einer breit angelegten Lebensreform. Es gilt, hier nochmals zu betonen, dass der *Vortrupp* keine Publikation war, die direkt aus den sozioökonomischen Reformbewegungen beziehungsweise den Segmenten der Lebensreform mit einer primär auf die Veränderung der Wirtschaftspraxis angelegten Zielsetzung kam. Im *Vortrupp* schrieben Vertreter der Gartenbaubewegung, der Siedlungsbewegung, Apologeten der Gesell'schen Freiland- und Freigeldwirtschaft, wie Gustav Simons, des Werkbundes und einiger anderer. Doch beließen die Herausgeber Paasche und Popert dies nicht nur dabei. In ihren Schriften widmeten sie sich selbst ökonomischen Fragen. So wurde der Einfluss wirtschaftlicher Interessen in der Politik von Popert scharf kritisiert. Außerdem kritisiert er insbesondere die Alkoholindustrie und die Überschwemmung des Marktes mit ihren Produkten. Auch die Anzeigen-Industrie, ein damals relativ neuer Wirtschaftszweig, wurde vom *Vortrupp* verteufelt, da sie aufgrund von Gewinnmaximierung auch für schädliche Produkte Werbung mache. Es ist aber nicht nur die Bewerbung schädlicher Produkte, die zu einer Kritik an der Anzeigenwirtschaft geführt hatte. Popert sieht es als evident an, dass durch die Abhängigkeit von Anzeigen die Presse mehr und mehr zum Sprachrohr unterschiedlichster Wirtschaftsinteressen sowie zahlungskräftiger Partikularinteressen geworden sei. Diese Kritik an Partikularinteressen wird vom *Vortrupp* im Zuge der Wahlen 1912 deutlich. Die wirtschaftlichen wie die politischen Programmatiken der Parteien wurde von Popert aus Sicht der Lebensreform daran gemessen, ob sie der ganzen

Nation dienlich seien oder nur Einzelinteressen dienen würden. ‚Realpolitik' sowie einseitige, als schädigend betrachtete Wirtschaftspraktiken wurden abgelehnt; denn sie widersprächen der ‚deutschen Ideologie', das heißt dem mit lebensreformerischer Aktivität gepaarten Idealismus von Kant, Fichte oder Schopenhauer. Popert stützte sich dabei auf einen Nationalismus, der teilweise rassistische Züge als verbindende und handlungsweisende Kategorie in sich trug (Popert 1912a: 3).

Obwohl auf das Wohlergehen des Kollektivs ausgerichtet, wurde es als individuelle Aufgabe festgeschrieben, sich gegen Fehlentwicklung zu wehren. Verantwortung für sein Tun zu übernehmen, ist eine Forderung die typisch für die Lebensreform war. Deshalb wurde im *Vortrupp* das mangelnde Verantwortungsbewusstsein der wirtschaftlichen Akteur_innen kritisiert. Wirtschaftliche Akteure, die in der Kritik standen, waren aber nicht nur die Produzent_innen oder Distributor_innen, sondern auch die Konsument_innen. So ist es nicht von ungefähr, dass der ‚Käuferbund' mit seiner Forderung sozialverträglichen Konsumierens vom *Vortrupp* begrüßt und propagiert wurde (Georg 1912: 713ff.; Käuferbund 1913: 740f.). Auch Hans Paasche war sich der Rolle des Einzelnen in der Wirtschaft bewusst. So benutzt er bewusst den Untergang der Titanic, um die Hybris des individuellen Luxusstrebens zu beschreiben und zu kritisieren. Luxusstreben als Hauptmotor der Wirtschaft wurde abgelehnt, da dieser von der Natur entfremdend wirke, so dass der Mensch nicht vorbereitet auf die Naturgewalten sei. Außerdem vergesse der Einzelne aufgrund des Luxus, welches Wissen und welche Arbeitsprozesse in den Produkten und Dienstleistungen stecken würden, so dass eine Entwertung der Arbeit stattfinde (Paasche 1912; 453–454). Vielmehr als die bloße monetäre Entwertung kritisierte Paasche aber die ideelle Entwertung der Arbeit. Anstatt tätig die Umwelt zu formen, wirken Luxus und die nach ihm Strebenden als zersetzend, da der Luxus den Menschen ‚zum/r Schmarotzer_in forme' (Paasche 1992a, 122ff.). Insbesondere bei Paasche wird die Verknüpfung von Ökonomie und Ökologie deutlich. Als ein vehementer Kritiker des Raubbaus an der Natur sah Paasche es als gegeben an, dass die Industrie Schuld an der Umweltzerstörung hatte und den Menschen krank macht. Eine weitere Schuld, die die Industrie trifft, ist nach Paasche die Zerstörung des Handwerks und die einseitige Nutzung der Arbeitskraft, die den Menschen zum Teil einer seelenlosen Maschinerie werden lasse. Auch hält Paasche industriell produzierte Gegenstände für schädlich, zwecklos und schäbig (Paasche 1992b: 135ff.).

Auffallend ist, dass die treffende, berechtigte und notwendige Kritik am damaligen Wirtschaften nur als ein Teil der gesamtzivilisatorischen Kritik der Lebensreform verstanden wurde. Insbesondere nimmt sie im *Vortrupp* einen großen Teil ein. Es bleibt, wie schon angedeutet, nicht nur bei bloßer Kritik. Um das ‚schädliche Wirtschaften' zu reformieren, mussten Alternativen geschaffen werden. Wie beschrieben fanden deshalb ökonomische Reformbestrebungen einen großen Anklang. Insbesondere diese erfuhren gesamtgesellschaftlich eine positive Resonanz und wurden auch tatsächlich in großem Maß umgesetzt. Ihre Ergebnisse sind immer noch prägend und Teil unserer Umwelt. So gibt es in Deutschland kaum eine Stadt ohne städ-

tische Grünanlagen oder sozialen Wohnungsbau. Beides waren Forderungen, wenn auch nicht originäre Ideen der Lebensreform. Ob der Erfolg ökonomischer Reformbestrebungen zum Teil auch den Popularisierungsversuchen von Lebensreformer_innen zu verdanken ist, bleibt – wird die Interdependenz der Reformbestrebungen mit staatlich-administrativen Organen hinzugezogen – fraglich. Doch wage ich zu behaupten, dass durch die breite Leserschaft lebensreformerischer Publikationsorgane wie dem *Vortrupp* und der Arbeit des *Vortrupp-Bundes* die sozialreformerischen Inhalte an Bedeutung gewannen. Doch wurde, wie bereits angesprochen, die Verbesserung der Wirtschaftspraxis, also die sozialere und nachhaltigere Gestaltung der Wirtschaft, von den Lebensreformer_innen nur als Zwischenschritt zur einer neuen Sittlichkeit und Körperlichkeit betrachtet. Die ganze Wirtschaftskritik des *Vortrupps* zielt auf den Körper und die Gesundheit ab. Durch die Absage an das vorherrschende Wirtschaftssystem und die Suche nach angemesseneren Wirtschaftsformen sollten Individuum sowie Gesellschaft auch sittliche Verbesserung erfahren. Für diesen Zweck spielte Eigenverantwortlichkeit, das Sich-Einordnen in die Pflicht zu körperlicher und sittlicher Gesundheit eine große Rolle.

Deswegen muss in der Betrachtung der Popularisierung und ihrer Erfolge zwischen den praktikablen Zielen und den idealistischen Zielen unterschieden werden. Die konkreten Forderungen nach der Reform und ihre praktikablen Zielen wirkten auf breiterer sozialer Basis integrativer als die meist elitäre Forderung nach grundsätzlicher Änderung. Die wirtschaftlichen Fehlentwicklungen waren zu offensichtlich und die Notwendigkeit einer Reform unleugbar. Zwar wurden die idealistischen Ziele nicht eins zu eins umgesetzt, doch popularisierte die Lebensreform einen Diskurs, der insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung gewann und große Teile der Bevölkerung für die Notwendigkeit einer Optimierung, sei es rassenhygienische oder sittlich-moralische ‚Aufartung', sensibilisierte.

Literatur

Cluet, Marc (2013): Vorwort. In: Cluet, Marc/Repussard, Catherine (Hrsg.): „Lebensreform". Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht/La dynamique sociale de l'impuissance politique. Tübingen, S. 11–48.

Farkas, Reinhard (1998): Leben und Arbeiten/Wirtschaften und Wohnen. In: Kerbs, Diethart/Reuleke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal, S. 245–249.

Georg, John (1912): Käuferpflichten. In: Der Vortrupp. Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit 1/23, S. 713–717.

Käuferbund (1913): Weihnachtsflugblatt. In: Der Vortrupp. Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit 2/23, S. 740–741.

Krabbe, Wolfgang (1974): Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform: Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung in Deutschland der Industrialisierungsperiode. Göttingen.

Krabbe, Wolfgang (1998): Lebensreform/Selbstreform. In: Kerbs, Diethart/Reuleke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal, S. 73–75.

Landmann, Friedrich (1921): Begriff und Aufgabe der Lebensreform. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Jugendbewegung. Hartenstein.

Paasche, Hans (1912): Seefahrt. In: Der Vortrupp. Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit Jg. 1/15, S. 449–456.

Paasche , Hans (1992a [1914]): Mäßiger Luxus. In: Ders.: „Ändert euren Sinn!": Schriften eines Revolutionärs. Hrsg. von Helmut Donat u. Helga Paasche. Mit einem Nachw. von Robert Jungk. Bremen, S. 122–124.

Paasche, Hans (1992b [1924]): Der Gedanke der Lebensreform. In: Ders.: „Ändert euren Sinn!": Schriften eines Revolutionärs. Hrsg. von Helmut Donat u. Helga Paasche. Mit einem Nachw. von Robert Jungk. Bremen, S. 130–138.

Popert, Hermann (1912a): „Realpolitik". In: Der Vortrupp Jg. 1/1, S. 1–5.

Popert, Hermann (1912b): Wahl. In: Der Vortrupp Jg. 1/2, S. 33–40.

Popert, Hermann (1913): Unsere Tonart. In: Der Vortrupp. Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit 2/12, S. 353–360.

Popert, Hermann (1914): Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt? Festansprache an den ersten Deutschen Vortrupp-Tag zu Leipzig am 5. Juni 1914. In: Hähnel, Franziskus (Hrsg.): Auf Fichtes Bahnen. Bericht über den 1. Deutschen Vortrupp-Tag in Leipzig vom 3. bis 6. Juni 1914, Hamburg, S. 56–64.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 396–404.*

Marta Leonora Frank

Ameisen-Staat und die Metapher vom besseren Menschen – August Forels ‚Sexuelle Frage'

Im Jahr 1905 erschien in München die erste Auflage des Buchs „Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete" (Forel 1905). Der Verfasser dieses Werks war der renommierte Schweizer Psychiater, Hirnforscher, Abstinenzler und begeisterte Ameisenforscher August Forel; trotz vieler beachteter Veröffentlichungen sollte ‚Die sexuelle Frage', Forels Bestseller, sein bei weitem bekanntestes Werk werden.

Das Konzept der ‚Sexuellen Frage' war neuartig: Es wurden klare Aussagen zu naturwissenschaftlichen, psychologischen und soziologischen Aspekten der Sexualität formuliert, um auf diese Weise eine Enttabuisierung dieses sonst weitgehend vermiedenen Themas zu bewirken. Forel verfolgte ein klares Ziel: Er wollte die Menschheit in die richtigen Bahnen leiten. Der ambitionierte Naturwissenschaftler und überzeugte Monist – er war 1906 Gründungsmitglied des ‚Deutschen Monistenbundes' (Bugmann 2015: 55) – hatte im Laufe seines Lebens vielerlei wissenschaftliche Erhebungen durchgeführt, Forschungsergebnisse anderer wissenschaftlicher Größen aufgegriffen und weiterentwickelt und war zu dem Schluss gekommen, die Menschheit sei, wie andere Tierarten auch, ganz im Sinne der Evolutionstheorie Darwins „plastisch" (Forel 1922: 67). Er war der Überzeugung, die menschlichen Keimzellen würden durch äußere Umstände wie Alkoholkonsum, aber auch durch unmoralisches Verhalten oder Geisteskrankheiten nachhaltig geschädigt. Durch ihre Vererbung würden schlechte Eigenschaften auf die Nachkommen übertragen: Bedrohung der gesamten Gesellschaft. Er forderte deshalb, dass die menschliche Gesellschaft diesen Verfall aufhalten solle, nicht zuletzt mit dem naturwissenschaftlich vorgebrachten Verweis auf die Strukturen des Ameisenstaates, in welchem jedes Individuum für das Wohl der Gemeinschaft lebe.

1848 in der Westschweiz geboren widmete sich Forel schon zu Kindheitstagen der Ameisenforschung. Neben anderen Insekten faszinierten ihn vor allem diese kleinen, wohl organisierten und arbeitsamen Wesen: „Das gesellschaftliche Leben dieser Tiere zog mich ungemein an" (Forel 2010: 18) – es mag das erste soziale Gefüge gewesen sein, welches der schüchterne und streng calvinistisch aufgezogene Forel als Junge kennenlernte. Er begann seine ersten naturwissenschaftlichen Forschungen an den

Ameisen durchzuführen und kam so einerseits der Naturwissenschaft näher und begann sich andererseits nach und nach für soziale Strukturen zu interessieren (Wettley 1953: 30). „So wurden hier wiederum die Ameisen meine Lehrerinnen" (Forel 2010: 77). Als 25-jähriger veröffentlichte Forel das später preisgekrönte Werk *Les fourmis de la Suisse*. Die Ameisen und ihr soziales Gefüge als Vorbild nutzend versuchte er zahlreiche Strategien für die Optimierung der Gattung Mensch zu entwerfen.

Auch wenn aufgrund seiner Begeisterung für Insekten ein Studium der Biologie nahe gelegen hätte, beschloss Forel, Medizin zu studieren, und begann sich früh in Richtung der Neuroanatomie zu orientieren. Ganz im Sinne der nervenärztlichen Ausbildung der Zeit beschäftigte er sich zunächst mit der rohen Substanz seines Faches und forschte an menschlichen Hirnschnitten. Er promovierte beim namenhaften Neuropsychiater Theodor Meynert (1833–1892) in Wien und habilitierte sich später beim renommierten Hirnforscher Bernhard von Gudden (1824–1886) in München (Küchenhoff 2006: 22). Während der Zeit als Assistenzarzt bei Gudden hatte er eine wichtige, ihn noch lange Zeit begleitende Erkenntnis:

> „Besonders die Psychiatrie und die Experimente Guddens interessierten mich aufs Höchste. Ich fühlte, dass hier, wo ich Gehirn und Seele zusammentreffen sah, der Schlüssel der monistisch-psychologischen Probleme liegen müsse, die mich beschäftigten." (Forel 2010: 61)

Nach Abschluss seiner medizinischen Ausbildung und einigen ersten Arbeitsjahren als Psychiater übernahm er ab 1879 die Leitung der Zürcher Nervenheilanstalt Burghölzli, die er für fast zwanzig Jahre beibehielt.

In der Psychiatrie des späten 19. Jahrhunderts sammelten sich Patienten mit den unterschiedlichsten Erkrankungen – auch solchen, die nach heutiger Definition nicht als psychisch krank oder überhaupt pathologisch gewertet werden können. So fanden sich neben Patienten mit Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis, Zwängen und Süchten auch Syphilitiker, Epileptiker, geistig Retardierte sowie Menschen mit sozialem Fehlverhalten. Besonders beeindruckend scheinen hierbei für Forel die vielen alkoholkranken Patienten gewesen zu sein. Der Alkohol war zwar vorrangig für den Patienten selbst schädlich, aber gemäß Forels naturwissenschaftlicher Forschung auch für seine Keimzellen (also Spermien beziehungsweise Eizellen). Diese Theorie der ‚Keimverderbnis' nannte er Blastophthorie (Germann 1997: 146):

> „Die Kombination einer schlechten Zuchtwahl mit blastophthorischen Einflüssen bildet die wahre und nächste große Gefahr, die der Menschlichkeit droht, und hier wird ein rationelles sexuelles Leben einzugreifen haben." (Forel 1909: 47)

Die Nachkommen eines Alkoholikers würden vom Alkohol noch vor der Geburt geschädigt und so würde die Gesellschaft auf längere Sicht in Mitleidenschaft gezogen werden (Weingart et al. 1988: 48).

> „Man findet, daß sehr nüchterne oder ganz abstinent lebende Bevölkerungen fruchtbarer sind als solche, die dem Alkoholgenuß mehr oder weniger unmäßig frönen. (…) Da der Alkohol, (…) durch Blastophthorie die Qualität der Menschen ungemein herabsetzt, muß man (…) entschieden daran festhalten, daß die Alkoholtrinksitte der Menschheit mehr schadet als Krieg, Hungersnot und Pest zusammen." (Forel 1909: 536)

Forel unterschied vier verschiedene durch den Alkoholkonsum hervorgerufene Schäden des menschlichen Organismus: Entartung der Körpergewebe, Entartung des Gehirns, Entartung der Sitten und indirekte Schädigungen sowie Entartung der Nachkommenschaft (Forel 1891: 18). Diese weitreichenden Schädigungen durch Alkoholkonsum hatten Forel selbst dazu bewegt, schon 1888 gemeinsam mit seiner Frau Emma Steinheil (1865–1946) ein Abstinenzgelöbnis abzulegen und sich international für die Abstinenzbewegung einzusetzen (Forel 2010: 175).

Der geschulte Neuroanatom und Entdecker des Neurons behielt stets einen Blick auf das Gehirn als das Organ, welches seines Erachtens nach das ‚Menschliche im Menschen' sei, und das im Laufe seines Schaffens eine Schlüsselrolle einnehmen sollte (Bugmann 2015: 10). Das Gehirn war laut Forel der Mensch selbst, aber noch viel mehr, denn es sei plastisch, es könne durch äußere Einflüsse verändert werden, zum Guten wie zum Schlechten.

Um 1885 begann er sich zunehmend für die Hypnose zu interessieren. Hier schien sich dem Psychiater womöglich ein neuer Therapieansatz zu bieten. Bisher waren seine Patienten vor allem durch die verbreitete Arbeitstherapie und andere dämpfende Beschäftigungen behandelt, das heißt beschäftigt und benutzt worden. Vor allem die Versuche des französischen Neurologen Jean-Martin Charcots (1825–1893) faszinierten ihn und er begann zunehmend eigene Hypnoseversuche zu unternehmen (ebd. 61). 1887 reiste er schließlich zum französischen Hypnoseforscher Hippolyte Bernheim (1840–1919) nach Nancy, um dessen Hypnotisierungsmethode zu erlernen (ebd. 65). Doch es sollte sich bald herausstellen, dass die Hypnose nur bei wenigen psychischen Erkrankungen anwendbar war, da sie die Mitarbeit des Gegenübers und laut Forel auch ein ausreichend funktionierendes Gehirn zur Verarbeitung der Suggestionen benötigte (ebd. 284). Durch die Hypnose eröffnete sich jedoch noch eine andere Möglichkeit. Forel begann nämlich diese nicht nur therapeutisch gegenüber seinen Patienten einzusetzen, sondern er hypnotisierte vor allem das Personal im Burghölzli (Forel 2010: 201). Der mit ihm befreundete Gerhart Hauptmann schrieb nach einem Besuch im Burghölzli in seinen Memoiren:

> „Die Wärterinnen des Burghölzli, traf er sie in den Gängen, sanken auf seinen Blick in den Schlaf. Standen sie dann wie schlafende Säulen, empfingen sie seine Suggestionen, um dann, erwacht, die absurdesten Dinge auszuführen." (Hauptmann 1959: 690).

Durch diese Technik versuchte Forel die Arbeit seines Klinikpersonals zu optimieren. Die Mitarbeiter sollten hierdurch ihrer Funktion im Burghölzli noch besser nachkommen können. Er selbst katapultierte sich dadurch in eine übergeordnete Rolle und machte das Personal willenlos – ganz nach dem Vorbild der Ameisen (Jansen 2001: 143). Den Instinkt, welcher die Arbeiterinnen im Ameisenstaat leitet und der seinem Personal fehlte, ersetzte er durch seine eigenen Suggestionen.

1898 beendete Forel seine Arbeit als Klinikdirektor. Ihm schwebte Großes vor:

> „Laut schrie in mir eine Stimme, die dem Psychiater sagte: ‚Hinaus aus deinen Mauern, zur Verkündung jener Wahrheiten an die Öffentlichkeit, sowie zum Studium der Seelenabnormi-

> täten außerhalb der Anstalten. Du musst Apostel der Wahrheit werden. Was nützt es denn, ewig da zu bleiben, um die verlorenen Opfer des Unverstandes der Menschheit als Trümmer in geschlossenen Irrenhäusern zu pflegen und dabei die Ursachen dieses ganzen Elends ruhig weiter bestehen zu lassen? Das ist Feigheit!' Die soziale Hygiene erfordert eine totale Umwälzung unserer Anschauungen, um das Übel an der Wurzel zu fassen, vor allem eine rationelle menschliche Zuchtwahl. Aber noch mehr. Die Alkoholfrage hatte sich mir mächtig aufgedrängt." (Forel 2010: 195)

Er begann, verschiedene Wege zur Prävention der Verbreitung degenerierten Erbgutes zu entwerfen: Der erste war, wie beschrieben, die Abstinenz. Ein weiterer sollte eine breite Aufklärung sein. Besonders der Sexualität sprach er einen immensen Stellenwert zu: Für die Menschheit hänge „deren zukünftiges Glück und Wohlergehen zu einem bedeutenden Teil" (Forel 1909: 3) von der Lösung der sexuellen Frage ab. Die biologischen sowie kulturellen Grundlagen hierzu unterlagen jedoch einer verbreiteten Tabuisierung.

Im Jahr 1909 veröffentlichte er schließlich ‚Die sexuelle Frage'. Dieses Buch erzielte, vor allem nachdem 1913 eine ‚Volksauflage' publiziert worden war, hohe Verkaufszahlen. Die teilweise brisanten Themen wurden übersichtlich in verschiedene Kapitel unterteilt, beginnend mit der Naturgeschichte (anatomische Zeichnungen inbegriffen) und der Geschichte der Psychologie des Sexuallebens. Nach der Erläuterung dieses Grundwissens wurden die Pathologien der Sexualität und zum Schluss ihre gesellschaftliche Seite behandelt. Es folgten beispielweise auch Verhütungs-Tipps sowie erklärende Feststellungen zur Degeneration der Nachkommen durch Geisteskrankheit oder Alkoholkonsum.

Forel untermauerte die behandelten Themen an vielen Stellen mit Beobachtungen aus der Natur und vor allem aus dem Leben der Ameisen: Gleich zu Beginn, bei der Erläuterung der Geschlechter im Kapitel ‚Die Fortpflanzung der Lebewesen', weist er im Detail darauf hin, dass – anders als beim Menschen, der entweder männlich oder weiblich sei – es bei den Ameisen auch Hermaphroditen gebe sowie die geschlechtslosen Arbeiterinnen (mit im Grunde weiblichen, jedoch verkümmerten Geschlechtsorganen) (Forel 1909: 29). Die Fortpflanzung unterliege im Ameisenreich also nicht jedem Mitglied der ‚Gesellschaft' – beim Menschen jedoch bislang schon. Daraus solle jedoch nicht geschlossen werden, dass sexuelle Zwischenstufen, wie zum Beispiel Homosexualität, beim Menschen physiologisch seien. Die dichotome Differenzierung der Geschlechter erfolge bei den Wirbeltieren schon sehr früh in der Entwicklung und Abweichungen davon seien klar als pathologisch aber harmlos zu werten (ebd. 29). In homosexuellen Beziehungen würden schließlich „keine Nachkommen erzeugt". Eheschließungen zwischen Homosexuellen könnten also erlaubt werden. Schließlich würden sie sich „durch natürliche Auslese" selbst ausmerzen und die menschliche Gesellschaft würde weniger Gefahr laufen, dass Erbmaterial mit pathologischen Neigungen durch sozial forcierte Ehen im Umlauf bliebe (Forel 1909: 280).

Forel setzte sich in der ‚Sexuellen Frage' an verschiedenen Stellen für die Gleichberechtigung der Frau ein. Der Mensch sei das einzige Lebewesen im Tierreich, des-

sen Natur sich dahingehend entwickelt habe, seine Weibchen weitgehend zu unterdrücken:

> „Nirgends in der Natur finden wir sklavische Gesetze, die ein Geschlecht dem anderen unfreiwillig unterordnen. Selbst bei den Ameisen, wo die Männchen infolge ihrer physiologischen hochgradigen geistigen Minderwertigkeit von den Arbeitern sehr abhängen, sind sie keinem Zwang unterworfen und dürften sich sofort emanzipieren, wenn sie es wollen könnten. Den Einwand, dass der Mann dem Weib geistig überlegen sei, haben wir übrigens bereits früher als faul und nichtig widerlegt." (Forel 1909: 585)

Bei den Ameisen sei überhaupt „die idealste Organisation des Gruppenrechtes bei Tieren" (ebd. 411) zu finden. In der Gesellschaft des Menschen sei das Gemeinschaftsgefühl vor allem zunächst auf das Individuum und auf den familiären Kreis reduziert. Die Ameisen hingegen ordneten ihrem Gemeinschaftsgefühl alles andere unter, was die starke Einheit eines Ameisenhügels bewirke:

> „Bei den sozialen Insekten wie Ameisen und Bienen mit ihrer außerordentlich fein gegliederten, instinktiv festorganisierten Gemeinschaft, hat das soziale Pflichtgefühl nahezu vollständig die Stelle des individuellen Sympathiegefühls eingenommen. Eine Ameise (…) liebt sozusagen nur die Gemeinschaft ihrer Gefährtinnen. Sie opfert sich durchaus für keine Einzelne auf, sondern nur für das Ganze; bei diesen Tieren wird das Individuum wirklich zu einer Nummer der Gemeinschaft, und da heißt es wohl: ‚Einer für alle', aber niemals ‚alle für einen'." (Forel 1909: 112)

Dieser Altruismus sei beim Menschen also im Gegensatz zur Ameise bisher ‚noch' im kleineren Kreis vorherrschend und solle sich mehr in Richtung eines „allgemeinen Menschheitsgefühls" (ebd. 232) entwickeln.

Wiederum im Kapitel ‚Die Fortpflanzung der Lebewesen' beschreibt Forel ein Phänomen in der Welt der Ameisen, welches mit dem Problem des Alkoholismus beim Menschen vergleichbar sei. So würden sich in manche Ameisenkolonien Käfer einnisten, welche einen berauschenden Saft absonderten, der von den Ameisen aufgeleckt werde (Forel 1909: 40). Die Ameisen würden durch diesen Saft degenerieren, ihre Gestalt verändern und den Käfer immer weiter füttern. Dessen Larven würden dann die Ameiseneier zerstören. Diese Gleichsetzung hatte er schon zuvor in seinem Text ‚Die Alkoholfrage als Kultur- und Rassenproblem' aus dem Jahr 1902 genutzt und seinen Gedanken weitergesponnen, indem er schloss:

> „Kein Zweifel jedoch, dass, wenn die Ameisen menschlichen Erfindungsgeist hätten, und dieses Gift künstlich zubereiten könnten, sie daran zu Grunde gingen, wenn sie nicht zugleich Käfersaftabstinenzvereine als Gegenmittel zu gründen imstande wären. Der Vergleich mag komisch klingen, die Tatsache ist aber buchstäblich gemeint." (Forel 1902: 11f.)

Forel setzt hier Alkoholiker mit degenerierten Ameisen gleich. Degeneration sei folglich kein Phänomen, das bloß dem Menschen drohe, sondern durchaus auch in der Natur anderer Lebewesen ein Problem. Doch könne sich der Mensch über diesen natürlichen Prozess erheben.

Die Metapher der Ameise zieht sich als roter Faden durch die Denkmuster der Texte Forels. Mensch und Ameise werden immer wieder verglichen und der Ameisenhau-

fen häufig als Beispiel einer optimalen Gesellschaft genutzt (Jansen 2001: 155f.). Im 1898 publizierten Text *La Parabiose chez les Fourmis* nutzte Forel im Zuge seiner Ausführungen über das soziale Verhalten der Ameisen den Begriff des ‚Sozialparasitismus'. Er bezieht ihn jedoch zunächst lediglich auf das Phänomen, dass Ameisenköniginnen einer Art in die Nester einer anderen eindringen und ihre Nachkommen von deren Arbeiterinnen aufziehen lassen würden (Forel 1898: 383f.). Doch den Implikationen des metaphorischen Vergleichs von Mensch und Ameise sollte in der Zukunft ihrer Anwendung auf die menschliche Gesellschaft noch eine große Karriere beschieden sein, ohne dass diese in der Form von Forel explizit gefordert worden wäre.

‚Die sexuelle Frage' erschien in 17 Auflagen und in Übersetzungen in zahlreiche Sprachen. Insgesamt ist sie in vielen Aspekten ihrer Zeit voraus. Auch wenn Degenerationsangst die Anregung zum Verfassen des Textes geboten haben mag, bietet der Text wesentlich mehr.

Sprachlich finden sich jedoch immer wieder Passagen, die den heutigen Leser an das Konzept der Rassenhygiene des Nationalsozialismus erinnern. Das Wissen darum, zu welchen Gräueltaten die Rassenhygiene drei Jahrzehnte später noch führen sollte, verändert zwangsläufig den Blick auf Forels ‚Sexuelle Frage'. Es ist zudem zu erwähnen, dass sich unter Forels Schülern auch der spätere nationalsozialistische Rassenhygieniker und Begründer der psychiatrischen Genetik Ernst Rüdin (1874–1952) befand (Roelcke 2012). Dessen späteres Wirken sollte Forel jedoch nicht mehr erleben. Zudem wurde Forels Buch 'Die sexuelle Frage' zu Zeiten der Nationalsozialisten verboten, denn laut eines Gutachtens des Nazi-Psychiaters M. H. Göring von 1938 waren Forels Aussagen zu den verschiedensten Themen wie Homosexualität, Gleichberechtigung von Mann und Frau sowie Verhütung für die Nazi-Ideologie inakzeptabel (Haeberle 1986).

Oft wird der Gedanke der Eugenik nur dem politisch rechten Lager und noch viel mehr den späteren Rassenhygienikern zugeordnet. Forel ist aber durch seine ‚liberalen' und pazifistischen Ansichten, die sich auch in der ‚Sexuellen Frage' auffinden lassen, viel eher dem politisch linksliberalen Lager zuzuordnen. Er forderte, dass der Mensch eine der wenigen schlechten Eigenschaften der Ameisen nicht fortführen solle, nämlich die Kriege, denn diese ließen sich auch in brutalster Form zwischen einigen Ameisenstämmen beobachten (Jansen 2001: 159). 1914, kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs, appellierte er in seinem Text ‚Die Vereinigten Staaten Europas' zudem für ein vereinigtes Europa (Frank 2015). Wenige Jahre später beschreibt er diese Pläne in seiner bekannten Metaphorik:

> „An Stelle der Raubgier unserer Vorfahren und ihrer kriegerischen Anarchie wird hoffentlich für die Menschheit eine gesellschaftliche Ordnung treten, vermöge deren sie dann wie etwa eine einzige menschliche Ameisenkolonie die ganze Erdkugel überzieht (…)." (Forel 1922: 69)

Neben der Abstinenz und der präventiven sexuellen Aufklärung ging Forel noch einen Schritt weiter. Da er die Evolutionstheorie Darwins verinnerlicht hatte und in der Überzeugung lebte, für die Menschheit eine düstere Zukunft vorhersehen zu

müssen, sah er sich als Klinikdirektor in der Position, diese ‚zum Besseren' zu verändern: Die Vererbung der ‚degenerierte[n] Keimzellen' sollte unterbunden und somit die Menschheit verbessert werden. So begann Forel noch zu Zeiten seiner leitenden Tätigkeit im Burghölzli laut eigener Aussage damit, insgesamt etwa 50 Patienten an der Fortpflanzung zu hindern, indem er sie sterilisierte oder kastrierte (Leist 2012), wohlgemerkt ohne ein Einverständnis der Betroffenen.

> „Ohne die Werke Galtons [d.i. der Begründer der Eugenik Francis Galton, 1822–1911, Anm. MLF] zu kennen, hatte ich bereits (1885 … und später) eine wenigstens negative künstliche Zuchtwahl empfohlen und sogar in einigen Fällen unter medizinischen Vorwänden, in Wirklichkeit aber, um scheußliche Entartete an ihrer Vermehrung zu hindern, angewendet." (Forel 1924: 126)

Die vermeintlich harmlose Theorie wurde praktisch umgesetzt: Forel verwehrte seinen Patienten wie unzurechnungsfähigen Objekten jegliche Selbstbestimmung. Er sah sie lediglich als kleine Teilchen eines übergeordneten ‚Systems Menschheit' und entmündigte sie. Seinem Ideal des Menschen, ähnlich der instinktgesteuerten Ameise im Ameisenstaat, kam er hierdurch wohl einen Schritt näher. Die von ihm durchgeführte Sterilisation wurde zu einem altruistischen Akt für die Gesamtheit gegenüber dem ‚degenerierten' Einzelnen:

> „Somit besteht das Ideal des Sozialgefühls in einer den Bedürfnissen der Gesellschaft und ihrer Glieder völlig angepaßten Wechselwirkung des Egoismus mit dem Altruismus. Wie bei den Ameisen sollte eine völlig ausgleichende Regelung zwischen den egoistischen und den sozialen Gefühlen und Trieben stattfinden." (Forel 1909: 515)

Die ‚geschlechtslosen' Arbeiterinnen dienten dem Ameisenstaat durch ihre instinktive körperliche Arbeit und wurden nicht für den Erhalt des Stammes genutzt. Für Forel sollte die Hypnose den fehlenden Instinkt der Patienten ersetzen, die Arbeitstherapie ihrer Existenz einen Nutzen geben und die Sterilisation den Schaden für die allgemeine Menschheit minimieren. Die psychiatrische Klinik wird zu einer kleinen Gesellschaft – das Burghölzli zu einem Ameisenhaufen.

Den zeitlichen Kontext betrachtend fällt ins Auge, dass die verschiedenen Disziplinen innerhalb der Naturwissenschaften zu Zeiten Forels insgesamt als Leitwissenschaft zu betrachten sind: Das naturwissenschaftlich-evolutionäre Denken bot die Grundlage für das Entstehen neuer Fächer, sowohl in der Medizin als auch in der Sozialwissenschaft. Auch zur Lösung der sozialen Frage wurde es herangezogen. Gerade Forels Fächerkombination aus Neuroanatomie und Psychiatrie fand ihre Existenzberechtigung in dieser Weltanschauung. Doch vor allem die Psychiatrie musste lange um ihre Anerkennung als medizinisches Fach kämpfen – zu wenig fassbar und reproduzierbar waren ihre Themenbereiche. Forel bemühte sich wohl auch vor diesem Hintergrund zunehmend darum, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse aus diesem Fach in den sozialwissenschaftlichen Diskurs mit einzubringen und der Psychiatrie dadurch mehr Bedeutung zu verschaffen.

Wie schon erwähnt verbindet die ‚Sexuelle Frage' verschiedene Aspekte. Sie wendet sich von der Religion ab und verknüpft Naturwissenschaft mit Sozialwissen-

schaft. Befunde aus der Natur werden aufgegriffen und auf gesellschaftliche Fragen projiziert. Die Ameisen bieten Forel eine alles beschreibende und begründende Metapher und dienen ihm in jeglichem Bereich als Vorbild.

Er ist mit seinen Aussagen seiner Zeit teilweise voraus, zum Beispiel durch seinen Versuch der Enttabuisierung der Sexualität, dem Appell der Legalisierung der Homosexualität und der Gleichberechtigung der Frau. Dagegen dienen seine Aussagen zur ‚menschlichen Zuchtwahl' späteren Wissenschaftlern zur Rechtfertigung ihrer ‚präventiven' Grausamkeiten.

Im Laufe seines Forscherlebens, spätestens aber um 1905–1906, hatte sich Forel gänzlich von den ihn lähmenden religiösen Dogmen abgewandt. Doch fand er in seinen Studien ähnlich absoluten Ersatz – er erhob sich selbst zum ‚Apostel der Wahrheit'.

Forel starb 1931 und erlebte so nicht mehr, wie unter der nationalsozialistischen Herrschaft 1933 der ‚Deutsche Monistenbund' aufgelöst und wenig später auch sein Buch ‚Die sexuelle Frage' verboten wurde. Einige seiner Theorien, wie die der Blastophtorie, wurden durch spätere Forschungen widerlegt, andere, wie das Neuron, behielten ihre Gültigkeit. Forel verbrachte seine letzten Jahre zurückgezogen in seiner Schweizer Heimat: Sein Wohnhaus hatte er, wie auch anders, „La Fourmilière" getauft (Forel 2010: 286).

Literatur

Bugmann, Mirjam (2015): Hypnosepolitik. Der Psychiater August Forel, das Gehirn und die Gesellschaft (1870–1920) (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 5). Köln u. a.

Forel, August (1891): Die Trinksitten, ihre hygienische und soziale Bedeutung. Ihre Beziehungen zur akademischen Jugend. Eine Ansprache an den Enthaltsamkeits-Verein der Studenten zu Christania und zu Upsala. Stuttgart.

Forel, August (1898): La Parabiose chez les Fourmis. Bulletin de la societé vaudoise de sciences naturales. Jg. 34, S. 379–390.

Forel, August (1902): Die Alkoholfrage als Kultur- und Rassenproblem. Zürich.

Forel, August (9. verb. 1909 [1905]): Die Sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete. München.

Forel, August (1922): Mensch und Ameise. Ein Beitrag zur Frage der Vererbung und Fortschrittsfähigkeit. Wien u. a.

Forel, August (1924): Der Weg zur Kultur. Wien/Leipzig.

Forel, August (2010 [1935]): Rückblick auf mein Leben. Zürich.

Frank, Marta Leonora (2015): Die vereinigten Staaten Europas und August Forel. In: Braun, Karl u. a. (Hrsg.): Friedenszeiten. Zum Eigensinn der Monate Januar 1913 bis Juli 1914. Marburg, S. 187–194.

Germann, Urs (1997): „Alkoholfrage" und Eugenik: Auguste Forel und der eugenische Diskurs in der Schweiz. In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire, Jg. 4/1, S. 144–154.

Haeberle, Erwin J. (1986): Auguste Forel – der erste Schweizer Sexologe. In: Neue Zürcher Zeitung vom 19. Februar.

Hauptmann, Gerhart (1959): Das Abenteuer meiner Jugend. Berlin.

Jansen, Sarah (2001): Ameisenhügel, Irrenhaus und Bordell. Insektenkunde und Degenerationsdiskurs bei August Forel (1848–1931), Psychiater, Entomologe und Sexualreformer. In: Haas, Norbert/Nägele, Rainer/Rheinberger, Hans-Jörg: Kontaminationen (Liechtensteiner Exkurse IV). Eggingen, S. 141–184.

Küchenhoff, Bernhard (2006): Der Psychiater August Forel und seine Stellung zur Eugenik. In: Leist, Anton (Hrsg.) Auguste Forel – Eugenik und Erinnerungskultur. Zürich, S. 19–36.

Leist, Anton (2012): August Forels dunkle Seiten ausleuchten. Interview mit Ethikprofessor Anton Leist. In: Neue Züricher Zeitung vom 11. November; einsehbar unter: http://www.nzz.ch/aktuell/zuerich/uebersicht/auguste-forels-dunkle-seiten-ausleuchten-1.17674900 (Stand 04/2018).

Roelcke, Volker (2012): Ernst Rüdin: Renommierter Wissenschaftler – radikaler Rassenhygieniker. In: Der Nervenarzt, Jg. 83/3, S. 303–310.

Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt (1988): Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt/M.

Wettley, Annemarie (1953): August Forel. Ein Arztleben im Zwiespalt seiner Zeit. Salzburg.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 405–414.

Marcus Richter

„Ernstlich materialistisch" in einem anti-materialistischen Feld:

Thin-k/g-ing „heilende Arbeit" in der biologisch-dynamischen Landwirtschaft

„Wir machen die Tür mal zu"

Während eines Rundgangs über einen biologisch-dynamischen Hof, der regelmäßig für Förderer des Betriebes angeboten wird, kündigte im Herbst 2016 ein Landwirt mit diesen Worten an, über „ein Thema" sprechen zu wollen, welches „wir nicht an die große Glocke hängen".[1] Bei dieser Gelegenheit jedoch fand er es „gut", davon zu berichten. Eine Mitarbeiterin des Hofes, die ich von einem Seminar des Erzeugerverbandes biologisch-dynamischer Lebensmittel (Demeter) kannte, hatte sechs solcher Förderer und mich zuvor zusammen mit dem Landwirt begrüßt. An dem Seminar hatte ich einige Monate vorher im Zuge meiner Dissertationsforschung zur „Qualitätsbildung in der biologisch-dynamischen Landwirtschaft"[2] teilgenommen. Auf dem Hof nun hatte sich die Mitarbeiterin an mich und mein wissenschaftliches Interesse für den Entstehungsprozess guter Lebensmittel erinnern können. Auf meine Nachfrage versicherte sie mir, dass ich mich dem Rundgang gerne anschließen könne. Bei dem „Thema", das hinter der geschlossenen Tür einer Werkstatt besprochen werden sollte, handelte es sich darum, dass auf dem Hof „acht Menschen mit mehr oder weniger Behinderung" Arbeit gegeben wird – mit dem „Motiv", so stellte der Landwirt klar, „wirklich Integration, wirklich Mitmachen, wirklich Dabeisein".

In der Werkstatt hing eine Tafel, die eine Kreidezeichnung ähnlich jenen zeigte, die von Rudolf Steiner, dem Kopf der Anthroposophie und Impulsgeber für die biologisch-dynamische Landwirtschaft, als „Signaturen des Geistigen" (Steiner 1994) bekannt sind. Während ich immer wieder auf das mir im Ganzen unverständliche Ta-

1 Die Ausführungen und zitierten Äußerungen beruhen auf meinen Notizen, die ich bei und nach dem Hofrundgang angefertigt habe.

2 Laufende Dissertationsforschung unter dem Titel „Qualitätsbildung in der biologisch-dynamischen Landwirtschaft: Eine Ethnographie im Entstehungsprozess ‚guter Lebensmittel'". Für einen Einblick in das Projekt siehe Richter 2017.

Abb. 1: Orte „heilender Arbeit" – von Marburg maximal 50 Kilometer Luftlinie entfernt (Fotos: Marcus Richter).

felbild blickte, hörten wir von einem langjährigen Mitarbeiter, der in diesem Raum, neben seiner Arbeit „im Getreide", tätig sei: „ein Mensch", der, so der Landwirt, „alleine gar nicht zurechtkam". Von seinem handwerklichen Geschick, das „eigentlich unbezahlbar" sei, erfuhren wir, und auch von einer nebenan gelegenen zweiten Werkstatt. Deren Einrichtung sei zwar umstritten in der Hofgemeinschaft gewesen. Entschieden worden sei letztlich jedoch zugunsten des Anspruchs, den besonderen Bedürfnissen des Mitarbeiters gerecht zu werden, das heißt, ihm die Werkstatt, in der wir standen, als persönlichen Arbeitsraum zu belassen: „Bei uns ist es ja schon so, dass, wenn es irgendwie wirtschaftlich machbar ist, der Mensch steht im Mittelpunkt."

Dass Menschen mit Behinderungen, aber auch solche mit Sucht- und/oder psychischen Erkrankungen in der biologisch-dynamischen Landwirtschaft Arbeit, genauer gesagt, das geboten bekommen, woran das Selbstverständnis einer so landwirtschaftenden Hofgemeinschaft von „Menschen mit und ohne Behinderung" ausdrücklich hängt, nämlich „heilende Arbeit"[3], ist keine Seltenheit. Landauf, landab finden sich anthroposophisch begründete „Gemeinschaften" inklusive Landwirtschaft, bei denen – um es mit Ausdrücken aus ‚dem Feld' zu sagen – „scheinbar gesunde und kranke Menschen"[4] an der „Heilung zwischen Gemüse und Kühen"[5] arbeiten.

Nicht selten allerdings bestehen auch Vorbehalte gegen diese Arbeit und die sie ermöglichenden Institutionen. Davon künden zum Beispiel mediale Äußerungen aus der Biodynamik, bei denen der Fremdvorwurf, dass „die Sozialarbeit die Landwirtschaft mitfinanziert", wiedergegeben wird (Olbrich-Majer 2008: 11), und auch

3 Hofgemeinschaft für heilende Arbeit e. V., Hofgut Friedelhausen.
4 So heißt es in der Selbstbeschreibung eines Hofs der Camphill-Bewegung.
5 Artikel unter https://www.demeter.de/verbraucher/landwirtschaft/soziale-landwirtschaft/heilung (19.1.2018).

die Worte eines Biodynamikers, die er bei einer landwirtschaftlichen Messe im Juni 2017 nebenbei zu seinen jüngsten Begegnungen mit behinderten Menschen auf einem biologisch-dynamischen Betrieb verlor (Feldnotiz): „Die sind begeistert, wenn sie eine Mistgabel in die Hand bekommen. Das ist nicht irgendwie Ausbeutung."

„Ernstlich materialistisch"

„Ernstlich materialistisch" möchte ich in Beziehung zu „heilender Arbeit" sein. Welchen Unterschied dieser Vorsatz macht, werde ich im Weiteren entwickeln. Angesichts der soweit geschilderten beiläufigen Begegnungen mit „heilender Arbeit" sei jedoch hier schon hervorgestellt, dass er nicht zur Folge hat, dass ich Gedankengänge wie den ausbreiten möchte, dass am selbst thematisierten Vorwurf der „Ausbeutung" mehr, als nichts damit zu tun zu haben, dran ist. Denn dies liefe darauf hinaus, dass die Verneinung des Fremdvorwurfs auf *eine* entscheidende Wahrheit verweist, die sie selbst nicht ist, auf *die* Wahrheit, die deshalb entschieden zurückgewiesen oder, wenn überhaupt, hinter der geschlossenen Tür besprochen werden muss. In Erinnerung rufen ließen sich hierzu die von Pierre Bourdieu (Bourdieu 1998: 196) aufgezeigten Mechanismen „der Verdrängung oder Zensur des ökonomischen Interesses", das den Stellenwert einer objektiven Wahrheit, auf die immer wieder alles hindeutet, insofern hat, als die Schwerkraft des Materiellen unausweichlich beziehungsweise umgänglich nur mit subjektiven Wahrheiten – geäußert als Verneinung, Beschönigung, Vergeistigung – ist. Diesen „generalized materialism" (Evens 1999) möchte ich auch nicht damit fortführen, dass ich die Beschränktheit der anthroposophischen Theorie vorzuführen versuchte; etwa anhand der Beobachtung, dass das, was in dieser der „seelenpflegebedürftige Mensch" genannt wird, in der Praxis doch nur „der behinderte Mensch" und Raum für seine Verwirklichung obendrein nur im Rahmen des wirtschaftlich Machbaren möglich ist.

Anstatt „heilende Arbeit" auf solche Feststellungen beziehungsweise Schlüsse in unserem Sinne zu reduzieren und meine europäisch-ethnologische Auseinandersetzung mit ihr somit auch darauf, von meiner Verwunderung über sie, die zugegebenermaßen nicht nur am Anfang steht, in mir (und uns) weniger fremdes „sceptical debunking" (Holbraad/Pedersen 2017: 29) zu verfallen, möchte ich, mit Bruno Latour (Latour 2014: 258f.) gesprochen, von dem ich die Anregung zum Vorsatz, „ernstlich materialistisch" sein zu wollen, genommen habe, vielmehr „mit *vielen* Entitäten rechnen". Rechnen möchte ich demnach – bei allem, was noch dazukommen wird – soweit damit, dass „ein Thema" hinter geschlossener Tür besprochen wird (und da bleiben kann), und damit, dass die Beschäftigung behinderter Menschen „nicht irgendwie Ausbeutung" ist, obwohl es auch mir im Feld begegnete, entsprechend lautende Kritik gibt. Rechnen möchte ich dabei aber nicht weniger mit dem, was unterm Strich beziehungsweise über alle dem steht, eben mit „heilender Arbeit" selbst. Geschehen soll das jedoch nicht in der Absicht, sie – gemäß der von Jens Wietschorke (Wietschorke 2012) als „Beziehungswissenschaft" (nach)gezeichneten Europäischen

Ethnologie – „zeitlich, räumlich, sozial und politisch zu verorten" und auf eine forscherisch affirmierte „erste Wirklichkeit" (ebd.: 344, 348), auf „Strukturen und Mechanismen sozialer Ungleichheit und Exklusion" wie auf „die großen Themen von *class*, *gender* und *ethnicity*" (ebd.: 335, 348) zu beziehen. Ebenso wenig treibt mich das Interesse für mit „heilender Arbeit" verbundene „unbedeutende ‚mikropolitische' Handlungen", die es erst „‚makropolitisch' bedeutsam" zu machen gelte (ebd.: 345), um. Dass ich all das nicht möchte, gründet darin, dass diese zweifelsohne nicht unüblichen ‚Beziehungsweisen' europäisch-ethnologischer Wissensgenerierung „selten" darauf aus sind, „etwas herauszufinden" – auch das konstatiert Wietschorke ganz selbstverständlich –, sondern „vielmehr" darauf, zu zeigen, „was man schon prinzipiell wusste" (ebd.: 344). Mit „heilender Arbeit" rechnen hingegen möchte ich im Sinne eines rekursiven Ansatzes (Holbraad 2009), soll heißen, ich möchte mit ihr rechnen als ‚Denk-Gegen-Stand' für einen Versuch unter der Frage „how (…) could [we] learn to think, given what they say and do" (ebd.: 91).

Unsere Art, Arbeit zu denken = ‚Arbeit'

Da es in Wort und Tat um „heilende Arbeit" geht, und es darauf hinauslaufen soll, wie wir als Europäische Ethnolog_innen damit konfrontiert, zu denken lernen können, liegt es nahe, danach zu fragen, was unsere Art, Arbeit zu denken, ist. Zwei Antworten dazu möchte ich hier aufreißen – relativ knapp, relativ provokant, keineswegs aber grundlos.

Weil wir das von der Arbeitskulturenforschung, seitdem diese als „Neoliberalismusanalyse" (Huber 2004) aufgeblüht ist, zu denken gelernt haben, denken wir, dass ‚Arbeit' virtualisiert, flexibilisiert, entgrenzt, prekarisiert, mobilisiert, emotionalisiert und ästhetisiert ist.[6] Wie es weiter gehen wird, ist offen. Einstweilen jedoch muss zu dieser unserer Art, Arbeit zu denken, noch hinzugefügt werden, was dabei auch immer gedacht wird: Unter spätkapitalistischen Umständen ist ‚Arbeit' immaterialisiert, subjektiviert, ökonomisiert, dabei aber auch immer mehr Leben und – das denken wir schon länger – entfremdet. Das alles steht so sehr fest, dass ohne es in der europäisch-ethnologischen Forschung zu ‚Arbeit' aktuell kaum ein Auskommen möglich ist. Möglich allerdings sind immer mehr Beispiele, die in diesen Rahmen gesetzt werden können und unserer Art, Arbeit zu denken, neue Gründe bieten. Wir arbeiten sozusagen immer nur an der Erweiterung, an der Verlagerung unserer ‚Arbeit' – die, die wir paradigmatisch denken. Über sie gehen wir nicht hinaus; die so gesetzte Grenze übersteigen wir nicht, wir unterwandern sie nicht, durchbrechen sie nicht, lassen sie nicht hinter uns, sondern versetzen sie von dort, wo wir begonnen haben, verfeinert nach weiter draußen (in Vergangenheit wie Gegenwart). Woran ich mich dabei stoße, ist weniger eine Frage des Zweifels an den im Detail angebrach-

6 Siehe die Bände der zwischen 2002 und 2017 von der dgv-Kommission für Arbeitskulturen veranstalteten Tagungen.

ten empirischen und theoretischen Gründen, als eine Frage, die die Leistung unserer Wissenschaft anlangt: Kann und sollte Europäische Ethnologie (hier im Besonderen ihre Forschung zu Arbeit) nicht anderes versuchen, als gleichsam in unserer Art sichtbar zu machen, zu korrigieren, zu rehabilitieren (Koch 2012: 158–159) und – letztlich – damit *uns* auszubreiten?

Ein zweites Problem unserer Art, Arbeit zu denken, besteht darin, was ‚Arbeit' als europäisch-ethnologisches Problem ist: nämlich nichts, für das wir uns an sich interessieren. Arbeit an sich – dazu forschen wir nicht! Umso größer ist dafür der Forschungsaufwand für ‚Arbeit' in unserer Gegenwart und grundsätzlich dafür, „[w]ie (…) Arbeit sozial und kulturell gedacht und ausgestaltet [wird]" (Koch 2016: 100). Dass wir uns nicht für Arbeit an sich interessieren, ist vermutlich weniger anstößig, als den Mangel daran zu problematisieren. Was soll dieses Interesse auch schon sein, wenn nicht ein Abweg in Richtung Essentialisierung und Ontologisierung? Immerhin sind wir eine Kulturwissenschaft, eine solche „Beziehungswissenschaft", wie sie, auch in Anlehnung an frühere Beschreibungen unserer selbst als „Kontextwissenschaft", Wietschorke (Wietschorke 2012: 337) skizziert hat. Zudem sind wir eine Wissenschaft, die nach Umgängen fragt und die, wenn sie sich selbst äußert, auch nur umgeht, was sie beschäftigt. Wir sind eines der Fächer, die sich für „gelebte Wirklichkeit" (Koepping 1987: 22) interessieren, deren „very stuff" „the proliferation of different views" (Carrithers 2016: 483) ist, und das disziplinäre Teilgebiet, dessen Art, Arbeit zu denken, ich hier problematisiere, nennt sich Arbeits*kulturen*forschung. Nur ist das genau das Problem auf das und über das ich hinaus möchte. Denn ‚Umgang', ‚Kontext', ‚Bindestrich-Kulturen', ‚gelebte Wirklichkeit' oder die „proliferation of different views", setzt – fest(er) – das voraus, was wir, obwohl wir bekunden, uns nicht dafür zu interessieren, andauernd besprechen, weil wir davon ausgehen, *von dem* wir uns äußern, ohne uns *dazu* zu äußern. Es setzt voraus, was (wahlweise) ungelebt-wirklich, natürlich, prinzipiell oder der Kontext ist; das, was umgangen wird; das, was in der Feststellung, dass „the proliferation of different views (…) the very stuff of anthropology" ist, auch steckt (an der Stelle, die ich ausgelassen habe): „the same matter" (ebd.).

Diese „same matter" – das zeigt schon das Vorstehende – kann vieles sein, nur nicht einzigartig. (Oder vielleicht doch? Diese Frage sollte letztlich offen bleiben!) Deshalb ist sie jedoch nicht weniger. Und schon gar nicht ist sie deshalb weniger als Voraussetzung mit uns, sowohl in den übergreifenden Begründungen unserer Wissenschaft als auch in unserer Art, Arbeit zu denken. Denn worum versammeln wir uns und ‚-kulturen', worum kreisen wir, wenn wir Arbeitskulturenforschung betreiben? Was ist der Grund dafür, dass wir an all dem, was uns in der jüngeren Vergangenheit beschäftigt hat, Anstoß für unsere Forschung nehmen konnten? Und nach der ‚Ausgestaltung' und dem ‚Denken' von was fragen wir? Ist das nicht ‚Arbeit an sich', ‚Arbeit', die wir voraussetzen? – Voraussetzen, indem wir auf so grundsätzliche Setzungen, wie auf die von Friedrich Engels (Engls 1975: 444), wonach „die erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens" eben ‚Arbeit' ist, bauen, oder – nicht

unähnlich und doch anders – auf all das, womit Gertraud Koch (Koch 2012: 154–155) die (anthropologische) Bedeutung von „work" im *Companion to Folklore* einführt. Ist aber nicht auch ‚fordistische Arbeit' eine (andere) Arbeit an sich, die wir zwar nicht so grundsätzlich wie mit Engels oder anderen allgemeinen Feststellungen gesprochen voraussetzen, aber eben doch zum Grund nehmen, wenn wir ‚Arbeit' im Postfordismus erforschen? Kann im Übrigen ‚postfordistische Arbeit' nicht auch (eine andere) Arbeit an sich sein? Für eine europäisch-ethnologische Arbeitsforschung, die sich dafür interessiert, was Arbeit anderes als das, was sie (die Arbeitsforschung) bislang denkt, alles sein kann, und die so Abstand davon sucht, ‚Arbeit', das heißt, die Arbeit, die sie zu denken gelernt hat, bis zum Ende zu denken, sollte sie das sein können – ohne deshalb alles sein zu müssen.

Die Herausforderung „heilender Arbeit"

Das gilt auch für „heilende Arbeit", zu der ich nun anhand meiner Begegnungen mit ihr (Stand: September 2017) von dort zurückkomme, wo sie auch namensgebend für das Zusammenarbeiten und -leben von 52 Menschen mit und 88 ohne besonderen Hilfebedarf ist: bei der „Hofgemeinschaft für heilende Arbeit e. V.". Seit 1982, dem Jahr als die Gemeinschaft aus dem Wunsch heraus gegründet wurde, einen Ort zu schaffen, an dem „gesunde Lebensmittel" angebaut und Menschen mit geistiger Behinderung einen „Arbeits- und Lebensraum" haben können, „entwickelt" sie sich zwischen Marburg und Gießen um eine „Burg" aus dem 16. Jahrhundert. Inzwischen werden 73 Hektar biologisch-dynamisch bewirtschaftet, wozu gesagt sein kann – und zwar in den Worten einer Mitarbeiterin der Hofgemeinschaft –, „dass wir unser Geld nicht mit Landwirtschaft verdienen müssen". Während eines geführten Rundgangs[7], dem mich anzuschließen mir auf mein Interesse an „heilender Arbeit" hin angeboten wurde, reagierte sie mit dieser und der folgenden Äußerung auf den von einer anderen Besucherin angestellten, zugunsten des Hofguts ausgehenden Vergleich desselben mit einem Bioland-Betrieb in der Region: „Unsere Landwirtschaft wird eben doch von der sozialen Arbeit subventioniert, in gewisser Weise."

Zu den Momentaufnahmen von „heilender Arbeit", die ich in Bildern festgehalten habe (Abb. 2), kann ich berichten, wie ein Angler-Rind ein Kalb zur Welt brachte – unter aufgeregtem Geschrei einer „Betreuten", die von einer „Betreuerin" davon abgehalten wurde, der Kuh zu helfen, und daraufhin wutentbrannt mit den Worten „Du bist eine blöde Kuh" verschwand. „Hat's Spaß gemacht?" Aus dieser Frage eines im Vertrieb der Hoferzeugnisse Arbeitenden an drei „Betreute", die zur Mittagspause

7 Diesem Rundgang im September 2017 gingen früher im Jahr zwei eigenständige über den Hof, der zum Verweilen im Innenhof und Garten und für einen Besuch der Ställe allen Interessierten offen steht, voraus. Den Einblicken hier liegen meine Notizen, festgehaltenen an diesem Tag im September, zugrunde: während des Rundgangs, der für eine Gruppe Agrarwissenschaftler_innen angesetzt war, sowie während einer Stunde, die ich mich vor dem Eintreffen der Gruppe vor Ort aufhielt.

Abb. 2: Begegnungen mit „heilender Arbeit" (Fotos: Marcus Richter)

vom Feld zurückkehrten, wo sie mit einem von drei hauptberuflichen Landwirten den Kartoffelacker für die Ernte vorbereitet und erste Kürbisse geerntet hatten, kann ich kurz schließen, dass „heilende Arbeit" auch das machen kann, Spaß, allerdings ohne zwingend vor einem kaputten Knie zu schützen. An einem solchen nämlich litt im September 2017 der Koch der Hofgemeinschaft so sehr, dass er nicht zur Arbeit kommen konnte. Das berichtete eine „Betreute", während sie mit vier anderen und einer „Betreuerin" Mangold aus dem Hofgarten für das Mittagessen schnippelte.

Außerdem kann ich sagen, dass es zu „heilender Arbeit" gehört, „immer im Tun zu bleiben", denn „wenn es langweilig wird", so sagte die Mitarbeiterin, „kommen komische Gedanken auf". Und weiter: „Bei allen Dingen, die wir produzieren, müssen wir immer auch darauf achten, dass wir im ganzen Jahr Arbeit für alle haben" – im Sommer vorzugsweise im Garten und auf den Feldern, im Winter unter anderem beim Sortieren und Verpacken von Kartoffeln und Zwiebeln und auch bei der Verarbeitung von Kräutern, ganzjährig in der Käserei, wo die „Leistungsstärksten" arbeiten. „Entscheidend ist dabei", so heißt es auf der Website des Hofguts, „dass für jeden Mitarbeiter das Gleichgewicht bewahrt bleibt zwischen einer sinnvollen und den Fähigkeiten entsprechenden Tätigkeit und den Erfordernissen von Produktion und Vermarktung. Jeder Beschäftigte hat die Möglichkeit, seine Fähigkeiten und Kenntnisse zu erweitern bis hin zur selbständigen Übernahme verantwortlicher Tätigkeiten."[8] Neben diesen online stehenden Worten könnte ich auf jene zu sprechen kommen, die „heilen-

8 http://www.friedelhausen.de/arbeiten/ (19.1.2018).

der Arbeit" sozusagen vorstehen: Dazu gehören (zum Beispiel auf einem Schild an der Zufahrt) selbstverständlich jene Rudolf Steiners[9] und Goethes[10] und Schlagworte wie „Sozialtherapie", „Inklusion" und „Werkstatt für behinderte Menschen"[11].

Das alles ist „heilende Arbeit", womit nicht gesagt sein soll, dass sie nicht auch anderes (mehr) ist. Knapp ist sie beispielsweise auch, wie ich in Anlehnung an die Antwort der Hof-Mitarbeiterin auf die Frage nach dem Zugang zur „Hofgemeinschaft für heilende Arbeit" anmerken kann. Denn abgesehen davon, dass Menschen mit Behinderung, die dort leben und arbeiten wollen, „körperlich mobil sein" müssen, „nicht weglaufen" dürfen, und es auch zählt, dass die Hofgemeinschaft eine staatliche Unterstützung für ihre Beschäftigung gezahlt bekommt, ist es so, dass „weniger Plätze als Leute, die kommen wollen", bestehen. Zudem ist sie etwas, zu dem mir auf dem Hofgut gesagt wurde, dass das Zuschauen immer so eine Sache und ein Praktikum eine bessere Möglichkeit sei, um das Heilende der Arbeit zu erfahren.[12]

Worauf ich mit der Feststellung, dass all das „heilende Arbeit" ist, aber hinaus will, ist, dass sie etwas anderes, zumindest aber anderes (mehr) ist, als all die Schlüsse, die uns unsere kulturwissenschaftlichen Episteme nahelegen. Sie ist etwas anderes als das, in das wir sie einschließen könnten, um sie auf unsere mehrheitsfähigen Begriffe zu bringen – etwa so, wie wenn Dagmar Hänel (Hänel 2015: 187f.) um der Heilung wegen unternommene religiöse Praktiken von dem abqualifizierenden Begriff „Volksfrömmigkeit" befreien zu müssen denkt, indem sie diese in die Reihe „massenkultureller Phänomene" des Umgangs mit prekären Lebenslagen setzt. „Heilende Arbeit" ist aber auch etwas anderes (mehr) als sozusagen unser Um-Schluss derselben mit der ‚normalen Welt', in der ‚Arbeit' nicht heilend aber ökonomisch ist, nahe legt. So einen Um-Schluss sehe ich in Karl Brauns Vorwort zu einer in Marburg entstandenen Studie zu einem anderen Ort heilender, genauer gesagt, ernüchternder Arbeit im Marburger Umland, angelegt. Er schreibt darin, dass es der Autorin „gelingt (…), den Leserinnen und Lesern einen Blick in eine ‚andere Welt' werfen zu lassen, in eine ‚andere' Welt, die dennoch in die sie umgebenden, ‚normalen' Lebensformen (…) [, in denen sie sich] als ökonomisch erfolgreiches Unternehmen zu behaupten weiß [, eingebunden ist]" (Braun 2011: o. S.).

Davon Abstand nehmend „heilende Arbeit" mit einem dieser Schlüsse uns zu eigen zu machen, schlage ich vor, dass wir Europäischen Ethnolog_innen uns besser einen Gedanken zu eigen machen, den der Sozialanthropologe Martin Holbraad in seiner Beschäftigung mit divinatorischen Praktiken und der damit verbundenen Äußerung, dass das dabei verwendete Puder Macht ist, entwickelt hat. Übersetzt – ins

9 „Heilsam ist nur, wenn // Im Spiegel der Menschenseele // Sich bildet die ganze Gemeinschaft; // Und in der Gemeinschaft // Lebet der Einzelseele Kraft."

10 Ebenfalls auf dem Schild: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

11 Aus einer vor Ort aushängenden Selbstbeschreibung der Hofgemeinschaft, siehe Abb. 2.

12 Nachtrag: Die Möglichkeit zu einem einwöchigen Praktikum in der Käserei hatte ich im Dezember 2017.

Deutsche und auf den ‚Denk-Gegen-Stand', um den es hier geht – lautet dieser Gedanke (Holbraad et al. 2007: 12):

> „Die Welt, in der [Arbeit heilend] ist, ist keine unbekannte (und absurde!) Region unserer eigenen (...). Es ist eine andere Welt, in der das, was wir als [‚Arbeit'] voraussetzen tatsächlich [heilend] oder, treffender, ein drittes Element ist, das solange unbeschreiblich paradox bleiben wird, wie wir darauf bestehen, es mit unseren Standardkonzepten zu erläutern – weder [‚Arbeit'] noch [‚heilend'], sondern irgendwie beides oder, besser noch, dasselbe."

Nachbemerkungen

„Sie haben doch nur herumgeredet. Zu „heilender Arbeit" an sich haben Sie nichts gesagt...". Auf diese Wortmeldung im Anschluss meines Vortrags während des Marburger Kongresses und auf eine weitere, mich etwas später erreichende Reaktion, nämlich die Aufnahme meiner Ausführungen als eine schönes Beispiel dafür, wie in wirtschaftliche Zusammenhänge „Ethik eingeschrieben wird", möchte ich nachträglich noch zu sprechen kommen. Aus Platzgründen kann das hier zwar nur die kurze Erwiderung sein, dass ich die erste Wortmeldung als ein Missverständnis *meines Interesses* für (heilende) Arbeit an sich verstehe (‚Arbeit an sich'), während ich meine, dass sich in der zweiten ein Unverständnis für dieses ausdrückt. Denn das, was ich von „heilender Arbeit" gesagt habe, ist dabei nur denkbar *als* etwas anderes, *als* ‚Einschreibung von Ethik' ins Wirtschaften, *als* etwas, das mit ihr bewirkt wird, *als* etwas, an dem die Kommentatorin gleichsam im Denken hängt, nicht aber *als* „heilende Arbeit" selbst. Ausdrücklich danke ich jedoch beiden Reaktionen, weil sie deutlich machen, wo ich mein Argument für ein (europäisch-)ethnologisch überdachtes Interesse an (heilender) Arbeit an sich stärker machen muss.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M.

Braun, Karl (2011): Vorwort. Erkundung im fremden Gebiet. In: Reents, Jennifer: Clean werden, clean leben, clean bleiben. Leben in einer Therapeutischen Gemeinschaft am Beispiel der Suchthilfe Hof Fleckenbühl. Saarbrücken, o. S.

Carrithers, Michael (2016): Ironies. In: Social Anthropology 24/4, S. 483–484.

Engels, Friedrich (1975): Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen (1876). In: Marx-Engels-Werke, 20, Berlin, S. 444–455.

Evens, T. M. S. (1999): Bourdieu and the Logic of Practice. Is All Giving Indian-Giving or Is ‚Generalized Materialism' Not Enough? In: Sociological Theory 17/1, S. 3–31.

Hänel, Dagmar (2015): „Maria hat geholfen" – Heterodoxe Konzepte von Heilung in Kontexten christlicher Religion, Religiosität und Spiritualität. In: Uhlig, Mirko et al. (Hrsg.): Sinnentwürfe in prekären Lebenslagen. Interdisziplinäre Blicke auf heterodoxe Phänomene des Heilens und ihre Funktionen im Alltag. Münster/New York 2015, S. 181–193.

Holbraad, Martin, et al. (2007): Introduction. Thinking through Things. In: Ders. et al. (Hrsg.): Thinking through Things. Theorizing Things Ethnographically. London/New York, S. 1–31.

Holbraad, Martin (2009): Ontography and Alterity. Defining Anthropological Truth. In: Social Analysis 53/2, S. 80–93.

Holbraad, Martin/Pedersen, Morton Axel (2017): The Ontological Turn. An Anthropological Exposition. Cambridge et al.

Huber, Birgit (2004): Die Geburt der Neoliberalismusanalyse aus dem Geiste der Arbeiterkulturenforschung? Oder: Wie eine Kommissionsdiskussion nicht abreißt (Tätigkeitsbericht der Kommission für Arbeitskulturenforschung in der dgv 2004). Online unter http://d-g-v.org/print/17 (19.1.2018).

Koch, Gertraud (2012): Work and Professions. In: Bendix, Regina F./Hasan-Rokem, Galit (Hrsg.): A Companion to Folklore. Malden/Oxford, S. 154–168.

Koch, Gertraud (2016): Theorien der Arbeit. Workshop des Instituts für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Hamburg in Zusammenarbeit mit der Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und dem Museum der Arbeit, Hamburg, 8. Oktober 2015 [Bericht]. In: Zeitschrift für Volkskunde 112/1, S. 97–100.

Koepping, Klaus Peter (1987): Authentizität als Selbstfindung durch den anderen. Ethnologie zwischen Engagement und Reflexion, zwischen Leben und Wissenschaft. In: Duerr, Hans Peter (Hrsg.): Authentizität und Betrug in der Ethnologie. Frankfurt/M., S. 7–37.

Latour, Bruno (2014): Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen. Berlin.

Olbrich-Majer, Michael (2008): Landwirtschaft ist ein Sozialimpuls. In: Lebendige Erde. Biologisch-dynamische Landwirtschaft, Ernährung, Kultur, H. 2, S. 8–11.

Richter, Marcus (2017): Imagination and Beyond. Assembling “Good Food” in Biodynamic Agriculture. In: Bartsch, Silke/Lysaght, Patricia (Hrsg.): Places of Food Production. Origin, Identity, Imagination. Frankfurt/M. et al., S. 157–168.

Steiner, Rudolf (1994): Signaturen des Geistigen. Wandzeichnungen. Dornach.

Wietschorke, Jens (2012): Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 115/3+4, S. 325–359.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 415–420.*

Gertraud Koch und Marion Näser-Lather

Einleitung

In Zeiten der Deregulierung von Märkten scheinen sich nur wenige Lebensbereiche den Logiken der Kommodifizierung und Ökonomisierung entziehen zu können, die sich im Streben nach Profit wiederum selbst ständig im Wandel befinden. Auch private und intime Lebensbereiche werden dabei marktgängig gemacht und selbst Widerständigkeiten werden aufgegriffen, um diese in Marktlogiken zu integrieren (Hochschild 2004; Sandel 2012; Thrift 2005). So wird beispielsweise die Kritik an dem enormen Konsum in westlichen Gesellschaften aufgegriffen, indem „nachhaltig hergestellte" Produkte auf den Markt gebracht und zum Konsum angeboten werden.

Die Verbreitung von Marktlogiken in jedwede Lebenszusammenhänge, verbunden mit zunehmend prekären Arbeitsverhältnissen, Einkommensquellen und Lebensgrundlagen, haben zu einem Vertrauensverlust in konventionelle politische Handlungsformen geführt („Postdemokratie", Crouch 2008). Proteste scheinen weitgehend ungehört zu verhallen. In dieser als krisenhaft empfundenen Situation suchen Menschen nach alternativen Wegen, um (ökonomische) Handlungsmacht zurück zu gewinnen. Auch wenn die Möglichkeiten dafür vergleichsweise partikular erscheinen, verhandeln Individuen, politische Gruppen, Netzwerke oder Institutionen mit ihren eigensinnigen Praktiken doch die Dominanz ökonomischer Regime und der damit einhergehenden Lebensentwürfe, sei es durch (Protest-)handeln, subversive Verweigerung (Warneken 2006), kollaborative Praktiken (Terkessidis 2015), basisdemokratische Gemeinschaften oder kulturelle Initiativen (Link/Parr 2012). Die in diesem Panel vorgestellten Beispiele werden in diesem Sinne darauf hin befragt, inwieweit es hier gelingt, Widerständigkeiten gegen die Vermarktlichung zu entwickeln oder alternative Ideen der Inwertsetzung zu etablieren. Die Formierung solcher Aushandlungsprozesse ist in einem breiten Spektrum verschiedener gesellschaftlicher Bereiche, von (geld-)wirtschaftlichen (Beitrag Anna Henke), (stadt-)politischen (Beitrag Sebastian Topp) und (gedächtnis-)kulturellen Feldern (Beitrag Samantha Lutz) zu beobachten, wo sie Friktionen (Lowenhaupt Tsing 2004) in den sich ständig wandelnden Assemblagen (Lakoff/Collier 2005) neoliberaler Ökonomisierung erzeugen. Es entsteht weiterhin die Frage, inwieweit zivilgesellschaftliche Gruppen diesen auch eigene gesellschaftspolitische Visionen entgegensetzen können (Beitrag Marion Näser-Lather). Unabhängig davon, ob die Auseinandersetzung

der Akteur*innen in ihren Handlungsfeldern tatsächlich neue Spielräume für eigensinniges Handeln ermöglichen, so ist die Botschaft ihrer Aktivitäten eine doppelte. Die Marktlogiken des Neoliberalismus werden in jedem einzelnen Fall neu auf den jeweiligen Gegenstandsbereich bezogen konstruiert. Sie werden somit performativ, also über Aushandlungsprozesse von beteiligten Akteuren und Institutionen als Gegenstand von Politiken hergestellt und manifestieren sich wiederum in Praktiken (Callon 2007).

Die Diagnose neoliberaler Wirtschaftsordnung und ihrer Wirksamkeit für das Zusammenleben wird so nicht grundsätzlich infrage gestellt, vielmehr wird nach den Differenzierungen gefragt und auch nach den Praktiken in unterschiedlichen Bereichen, über die diese hergestellt wird. Damit wird dem Umstand Rechnung getragen, dass neoliberal ein Terminus ist, der kulturanalytisch noch nicht hinreichend aussagekräftig ist, nicht Diagnose sein kann, die ganz selbstverständlich erstellt wird, sondern weiteren Beschreibungs- und Analysebedarf signalisiert (Boas/Gans Morse 2009). Die große Bandbreite an empirischen Feldern und die Verschiedenheit der Beispiele in diesem Panel ist dementsprechend kein Zufall, sondern gezielt gesetzt, um in den aktuellen Entwicklungen der „neoliberalen" Durchdringung ein Spektrum verschiedener Praktiken, insbesondere auch von Widerständigkeiten, der kulturwissenschaftlichen Analyse zugänglich zu machen. Kann das Individuum, können Gruppen neue Freiheits- und Autonomiegrade erlangen, etwa gegenüber Selbstoptimierungszwängen, gegen ökonomische Verwertungslogiken und ökonomisierende Betrachtungsweisen, auch von sehr privaten bis hin zu intimen Lebensbereichen? Welcher Art sind diese Freiheitsgrade? Oder haben wir es doch wiederum eher mit Schein als Sein beziehungsweise einer geschickten Inkorporierung in die Logiken der Vermarktlichung zu tun?

Dazu bedarf es einer präziseren Bestimmung dessen, was widerständiges Handeln ist. Obgleich die Grenzen zwischen beiden Konzepten fließend sind, strebt Widerstand im Gegensatz zu Protest danach, als ungerecht empfundene Umstände nicht nur durch deren Artikulation, sondern auch durch konkretes Handeln in Form der Entwicklung von Gegenstrategien zu verändern. In diesem Zusammenhang nehmen wir nicht nur widerständiges Handeln im Sinne von Mobilisierungen (Ortner 1995: 174) in den Blick, wie es sich beispielsweise in Form der feministischen Bewegung *Se Non Ora Quando* zeigt (siehe den Beitrag von Näser-Lather), sondern beziehen uns vor allem auch auf Formen alltäglichen Widerstands, wie sie zuerst durch Scott (1985, 1990) in den Fokus der Protestforschung gerückt wurden. Ausgehend von Scott (1985) unterscheiden Vinthagen und Johansson (2013) zwischen folgenden Arten von Widerstand: erstens öffentlich erklärtem Widerstand (zum Beispiel Revolutionen, Petitionen, Landbesetzungen), und zweitens verborgenem Widerstand, der auch innerhalb hegemonialer Systeme erfolgen kann und die Form alltäglicher widerständiger Praktiken annehmen kann (beispielsweise Strategien, die Überwachung vermeiden, wie durch Gary Marx 2009 beschrieben). Alltäglicher Widerstand kann dementsprechend individuell sein, ist nicht an kollektive Organisation gebun-

den und nicht notwendigerweise öffentlich oder politisch. In widerständigem Handeln scheinen jedoch wiederum die „strategies of power" gegen die Machtverhältnisse auf, gegen die es sich jeweils wendet (Akhil Gupta und James Ferguson 1997: 18), wie die Beiträge von Lutz, Topp und Henke zeigen – seien es ökonomische Rahmenbedingungen, *Governance*-Ansätze oder gesetzliche Regularien, die von Behörden, durch die Politik und auf Betreiben von Wirtschaftsakteuren gesetzt werden.

Die oben bereits aufgeworfene Frage danach, inwiefern Widerstand überhaupt möglich ist, wird in der Literatur unterschiedlich beantwortet. Anknüpfend an Gouvernementalitätstheorien und an den Begriff des Empire von Michael Hardt und Antonio Negri (2002) scheint es kein Außen patriarchaler und kapitalistischer Logiken zu geben. Auch Antonio Gramsci (1971) sieht Hegemonie als totalisierendes Phänomen und nimmt an, dass untergeordnete Gruppen die dominante Ideologie ebenfalls internalisiert haben. James Scott (1985) hingegen entwickelt ein Verständnis von Hegemonie, demgemäß diese nicht als alles allumfassend, sondern als dynamisch und damit als Ergebnis von Aushandlungsprozessen gesehen wird – ein Verständnis, welches am ehesten mit den theoretischen Vorannahmen von Praxis und Performativität in der Kulturanthropologie korrespondiert. Dimitrios Theodossopoulos hat auf den ambivalenten Charakter von Widerstand innerhalb eines hegemonialen Systems hingewiesen: „Resistance may represent an astute critique of visible inequalities, but is not isolated from overarching hegemonic ideological influences that shape local interpretations of historical/economic causality" (Theodossopoulos 2014: 488). Wie die vorgestellten Fallbeispiele illustrieren, ergeben sich Potentiale der sukzessiven Veränderung vor allem auf der Mikroebene der alltäglichen Praktiken und im Lokalen – der These von Richard Sennett entsprechend, „dass Veränderung, wenn sie kommt, sich im Kleinen entwickelt, örtlich, schrittweise in den Gemeinden und nicht durch Massenerhebungen" (Sennett 2000: 203).

Dies bildet die Klammer über die verschiedenen Felder, die hier nebeneinander gestellt werden. Die Europäische Kommission ist mit ihren *Governance*-Ansätzen, ihrer Forschungsförderung und auch in der Gesetzgebung zentral hieran beteiligt. Die Politikfelder, in die die dargestellten Beispiele fallen, gehören zudem zu den zentralen Arbeitsfeldern der Europäischen Kommission. Dies sind die Bereiche Kulturerbe, Stadt- und Regionalentwicklung sowie Geld- und Finanzpolitik.

Alle Beiträge stehen im Kontext von Promotionsvorhaben beziehungsweise einer Habilitation und argumentieren auf der Basis von intensiven empirischen Forschungen in den jeweiligen Feldern. Anna Henke fragt nach den Möglichkeiten widerständigen Wirtschaftens im Finanzsektor, wobei sie insbesondere die derzeit neu entstehenden Infrastrukturen von Kryptowährungen und neuen Bezahlsystemen im *FinTec*-Bereich als Referenzrahmen wählt. Dabei zeigt sie auf, wie sich durch die Verwendung digitalen Geldaustauschs Potentiale der Teilhabe jenseits der klassischen Banken-Kreditvergabe ergeben können. Die diesbezüglichen Entwicklungen lassen sich einordnen in Bestrebungen, Bezahlsysteme zu etablieren, die das Zirkulieren von Waren und Dienstleistungen unabhängig vom klassischen Bankensystem ermög-

lichen. Beispiele sind die alternativen Währungen, die durch lokale aktivistische Initiativen im Zuge der Krise und von Austeritätspolitiken geschaffen wurden (etwa in Volos, Griechenland; s. dazu Streinzer 2018).

Einen anderen Aspekt der Effekte, die sich durch die Nutzung digitaler Medien ergeben, adressiert Samantha Lutz, die *Open-Knowledge*-Aktivitäten als Gegenstrategie zur Ökonomisierung von Kulturerbe analysiert. Damit greift sie die Digitalisierungsaktivitäten in europäischen Gedächtnisinstitutionen in ihrem Bemühen um frei zugängliche, offene Kulturdaten als Forschungsfeld auf. Wie Lutz zeigt, ergeben sich ungeplante Dynamiken der Repräsentation von Kulturerbe und deren Nachnutzung, anhand derer die Bedeutung der *Communities of practice* (Star 1999) für das Emergieren von Infrastrukturen und deren (widerständiger) Aneignung deutlich wird.

Dass die Eröffnung von *Agency*-Potentialen auch im Sinne architektonischer Maßnahmen geschehen kann, macht Sebastian Topp mit seinem Beitrag deutlich. Topp lotet an den Beispielen Helsinki, Hamburg und Graz aus, inwieweit neoliberale Stadtentwicklung durch Designansätze eine widerständige Antwort beziehungsweise Transformierung erfahren kann. Die Auswirkungen des Neoliberalismus auf die Stadtentwicklung und die Kommodifizierung öffentlicher Plätze wurden unter anderem von Henri Lefebvre kritisiert, der den Anspruch eines „Rechts auf Stadt" (*right to the city*) formulierte. Dieses beinhaltet das Recht auf Teilhabe am öffentlichen Leben an zentralen Orten des urbanen Raumes: „The right to the use of the center, a privileged place, instead of being dispersed and stuck into ghettos" (Lefebvre 1996: 34). Das Netzwerk *Recht auf Stadt* richtet sich gegen Gentrifizierung und die Kommodifizierung öffentlicher Räume und ist mittlerweile zu einem globalen Phänomen geworden (Holm 2014). Das „Recht auf Stadt" wird durch Bürger*inneninitiativen, im Protest von Anwohner*innen und durch autonome aktivistische Gruppen eingefordert, die versuchen, dem Abbau des Sozialstaates durch Formen selbstorganisierter Solidarität zu begegnen. Auch im Vorleben alternativer, basisdemokratischer Formen des Zusammenlebens auf besetzten zentralen urbanen Plätzen, etwa durch die Occupy-Bewegung und die *Indignados*, manifestiert sich die Forderung nach dem Recht auf Stadt. In unseren Fallbeispielen ist diese zum einen in institutionelle Bestrebungen eingewandert, städtische Lebensbedingungen durch Design und Architektur zu verbessern (Beitrag Sebastian Topp), und äußert sich zum anderen in Form des Aktivismus der von Marion Näser-Lather untersuchten italienischen Frauenbewegung *Se Non Ora Quando?* in der Wiederaneignung von öffentlichen Orten durch Protest. Näser-Lather nimmt in ihrem Beitrag eine Perspektive auf einen Ansatz zur grundlegenden Neuorientierung politischer Machtverhältnisse ein, wie er durch den politischen Aktivismus von Feministinnen in Italien zur Etablierung einer veränderten Gesellschaftsordnung jenseits des Neoliberalismus angestrebt wird. Es werden die Arbeits- und Denkweisen der Aktivistinnen sichtbar gemacht, jedoch auch die Schwierigkeiten deutlich, die Vielstimmigkeit innerhalb der Gruppe zu bündeln und politisch wirksam werden zu lassen. Aktivismus mit seinen hohen Ansprüchen hinsichtlich basisdemokratischer Arbeitsweisen stößt hier deutlich sichtbar an Grenzen,

die wohl auch in der Effizienz eher machtorientierter Organisationsformen bedingt sind, wie sie in Parteien und Wirtschaftsunternehmen vorherrschen.

Literatur

Boas, Taylor C./Gans-Morse, Jordan (2009): Neoliberalismus als Essentially Contested Concept. In: Boas, Taylor C./Gans-Morse, Jordan: Neoliberalism: From New Liberal Philosophy to Anti-Liberal Slogan. In: Studies in Comparative International Development. Band 44, Nr. 2, S. 137–161.

Callon, Michel (2007): What does it mean to say that economics is performative? In: MacKenzie, Donald/Muniesa, Fabian/Siu, Lucia (Hrsg.): Do Economists make Markets? On the Performativity of Economics: Princeton University Press, Princeton, S. 311–357.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew (2005): On Regimes of Living. In: Ong, Aihwa/Collier, Stephen J. (Hrsg.): Global Assemblages. Technology, politics, and ethics as anthropological problems. Malden, Oxford, Victoria: Blackwell Publishing, S. 22–39.

Crouch, Colin (2008): Postdemokratie. Berlin.

Gramsci, Antonio/Hoare, Quintin/Nowell-Smith, Geoffrey (1971): Selection of the prison notebooks of Antonio Gramsci. New York: International publishers.

Hardt, Michael/Negri, Antonio (2002): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt/M.

Hochschild, Arlie Russell (2003): The commercialization of intimate life. Notes from home and work. Berkeley u. a.: University of California Press. Online verfügbar unter http://digitool.hbz-nrw.de:1801/webclient/DeliveryManager?application=DIGITOOL-3&owner=resourcediscovery&custom_att_2=simple_viewer&user=GUEST&pid=1563307 (20.03.2017).

Holm, Andrej (2014): Das Recht auf die Stadt in umkämpften Räumen. Zur gesellschaftlichen Reichweite lokaler Proteste. In: Gestring, Norbert/Ruhne, Renate/Wehrheim, Jan (Hrsg.): Stadt und soziale Bewegungen. Wiesbaden, S. 43–62.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew (2005): On Regimes of Living. In: Ong, Athwa/Collier, Stephen J.: Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropologial Problems. Blackwell, S. 22–39.

Lefebvre, Henri (1996): „ Right to the City". In: Kofman, Eleonere/Lebas, Elizabeth (Hrsg.): Writings on Cities. Oxford: Blackwell, S. 181–204.

Link, Jürgen/Parr, Rolf (Hrsg.) (2012): wieviel kultuRRevolution am Mittelmeer? In: Kulturrevolution 61/62.

Marx, Gary T. (2009): A Tack in the Shoe and Taking Off the Shoe: Neutralization and Counter-Neutralization Dynamics. Surveillance and Society 6: 3, S. 295–306.

Ortner, Sherry (1995): Resistance and the problem of ethnographic refusal. In: Comparative Studies in Society and History 37: 1, S. 173–193.

Sandel, Michael J. (2012): What money can't buy. The moral limits of markets. London: Allen lane.

Scott, James C. (1985): Weapons of the Weak. New Haven: Yale University Press.

Scott, James C. (1990): Domination and the arts of resistance. Hidden transcripts. New Haven: Yale University Press.

Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus. München.

Star, Susan Leigh (1999): The Ethnography of Infrastructure. In: American Behavioral Scientist 43 (3), S. 377–391.

Streinzer, Andreas (2018): Doing economic relations otherwise: Everyday politics of solidarity in the TEM currency network in Volos, Greece. In: Practices of Resistance and Change in the Mediterranean (Ethnologia Europaea 48: 1, S. 69–83).

Terkessidis, Mark (2015): Kollaboration. Berlin.

Theodossopoulos, Dimitrios (2014): The ambivalence of anti-austerity indignation in Greece: Resistance, hegemony and complicity. In: History and Anthropology 25: 4, S. 488–506.
Thrift, N. J. (2005): Knowing capitalism. London: Sage Publications. Online verfügbar unter http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=251807.
Tsing, Anna Lowenhaupt (2005): Friction. An ethnography of global connection. Princeton, N. J.: Princeton University Press.
Vinthagen, Stellan/Johansson, Anna (2013): Everyday resistance: exploration of a concept and its theories. Resistance Studies Magazine 1, S. 1–46.
Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ethnographie popularer Kulturen. Eine Einführung. Wien u. a.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 421–427.

Anna Henke

Widerständigkeit gegen Bankenmacht?!

Zum Umgang mit digitalen Bezahl- und Kreditsystemen

Der Artikel widmet sich einer Praktik, die nur mit komplexen soziotechnischen Arrangements und einer weitreichenden kulturellen Selbstverständlichkeit über wechselseitiges Vertrauen erfolgen kann. Die Rede ist vom Bezahlen – einer Tauschbeziehung zwischen Schuldner*innen und Zahlungsempfänger*innen. Es handelt sich dabei um den alltäglichen Tausch von Symbolischem, dessen Deckung und Wert auf selten explizit gemachten sozialen und kulturellen Konventionen und der staatlich garantierten Geltung von Währungen beruht. Es wird auf „Ketten von Mittlern" (Hennion/Méadel 1988: 41)[1] gesetzt und dahinter liegende Buchhaltungsakte werden organisiert, die mittels ökonomisch kodierter Zeichen umgesetzt, geprüft und validiert werden. Folglich handelt es sich um Praktiken des „Zeichentauschs beziehungsweise um Gesten, die auf eine Bezahl- und Verpflichtungshandlung verweisen" (ebd.).

Diese Praktik verändert sich nun mit dem Aufkommen von neuen digitalen Finanztechnologien und der zunehmenden Algorithmisierung ökonomischer Logiken, die dabei eine immer stärkere Vernetzung von Infrastrukturen im Alltag bedingen. Dieser Wandel lässt neue Praktiken des Umganges mit Geld seitens der Finanzdienstleister, der *Privacy*-Designer*innen[2] und der Endnutzer*innen emergieren. Damit eröffnen sie Alternativen zu Privat- und Staatsbanken und stoßen einen Wandel hin zur Demokratisierung des Finanzsektors an.

1 Wie z. B. die Kette vom Kunden zum Kreditkarteninstitut zur Bank über beispielsweise API's (Programmierschnittstellen).

2 Besonders im Rahmen der neuen Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) die ab dem 25. Mai 2018 umgesetzt wird, ist vor allem im Art. 25 der Datenschutz durch Technikgestaltung verankert. Das lässt die Anforderungen für die Produktentwicklung in den Unternehmen steigen und erweitert für Designer*innen und Informatiker*innen ihren Aufgabenbereich: Datenschutzrechtliche Anforderungen und ethische Werte in der Infrastruktur von vornherein zu implementieren.

Das Smartphone als Schweizer Taschenmesser

Ein Trend innerhalb der Digitalisierung ist eine Zusammenführung verschiedener Funktionen in einem Interface. Das Smartphone ist der größte Schritt in diese Richtung: Mit seinen Applikationen (Apps) wirken Smartphones wie Schweizer Taschenmesser, deren Anwendungen überwiegend die Smartphonebesitzer*innen selbst zusammengestellt haben. Schon jetzt haben sich Finanztechnologieunternehmen, kurz *FinTechs*, mit mobilen App-Lösungen etabliert, die vor allem auf der Vereinfachung finanzwirtschaftlicher Vorgänge basieren.

Im Folgenden wird anhand von einigen Finanztechnologien wie dem kontaktlosen mobilen Bezahlen sowie den neuen Kreditvergabe-Praxen verdeutlicht werden, wie sich damit die Art und Weise, wie wir Geld tauschen, sparen oder (ver-)leihen, restrukturieren. Diese alternativen Geldpraktiken, die flexibler, zeit- und ortsunabhängiger agieren können, stehen den etablierten Bezahlweisen gegenüber. In den Aushandlungsprozessen zwischen neuen und alten Praxen wird widerständiges Potenzial erkennbar, das aktuell langsam aber stetig wächst.

Ein neues „Regime" des Bezahlens?

Um die Komplexität an Aushandlungen zwischen den Akteuren im Finanzsektor zu beschreiben, wird auf die Überlegung der beiden Anthropologen Stephen Collier und Andrew Lakoff Bezug genommen, die mit dem Konzept der „regimes of living" Mechanismen und Methoden zur Regulierung von Lebensweisen bezeichnen[3]. Sie verstehen darunter eine Form von „assemblage", die sie als „a situated form of moral reasoning" (2005: 23) beschreiben. Folglich ist zu beobachten, welche Normen und Werte, Praktiken und Ideen es sind, die in den „regimes of living" neu verhandelt und etabliert werden sollen, wie diese auf das alltäglichen Leben einwirken und auch, mit welchen Modi und Techniken Individuen beeinflusst werden. Im Sinne einer Anthropologie des Gegenwärtigen wird so ein Verständnis ermöglicht, wie Alltagsleben im Zuge von technologischen Neuerungen und ihrer ethischen Neuverhandlung ausgehandelt und neu konstituiert wird.

Um ein Verständnis für diesen Umbruch und die unterschiedlichen neuen Praxen zu erhalten, ist es wichtig zu verstehen, welche Bedingungen dies ermöglicht haben. Dafür lassen sich zwei Haupttreiber identifizieren: (1) Informationstechno-

3 Sie formulieren es wie folgt: „The regimes of living (...) provide, in uncertain situations, continent means for organizing, reasoning about, and living ‚ethically'. They define situated understandings of the good, modes of possible action, and techniques for working on or forming subjects" (Collier/Lakoff 2005: 34). Die „regimes of living" stehen für eine Regulierung, die noch keine abgeschlossene Stabilität oder konkrete Institutionalisierung aufweist, sondern durch hohe Flexibilität geprägt sowie zeitlich begrenzt ist. Mit dieser Hilfe lassen sich technologische Erneuerung und eine stark wachsende globale Vernetzung analysieren, insbesondere wenn Orte gleichermaßen durch globale und lokale Ideen und Praktiken ko-konstitutiert werden.

logien spielen für die Kommunikation in Beruf und Privatleben eine immer größere Rolle und ermöglichen auch im Finanzsektor vollkommen neue Geschäftsmodelle und lösen damit einen tiefgreifenden Strukturwandel aus. (2) Die globale Finanzkrise 2008 hat das Vertrauen in das Finanzsystem in Teilen massiv erschüttert. Der Wunsch nach neuen Lösungen und Alternativen zu den etablierten Geldwährungen ist offenkundig. Denn jede Währung lebt vom Vertrauen, ergo auch jeder Geldumgang. Im Schnittfeld beider Entwicklungen wird die Frage laut, ob die Verwendung von Bargeld noch zeitgemäß ist.

Kontaktlose und mobile Bezahlsysteme

Betrachtet man den klassischen Bezahlvorgang, wird dieser in vielen Bereichen schneller und einfacher. Neue Technologien setzen auf bestehende Infrastrukturen von Geschäfts- und Zentralbanken oder Anbietern von Kreditkarten und bieten eine weitere digitale Alternative zum Bezahlen an. Die Giro- und Kreditkarten mit Pin-Code als elektronische Bezahlalternative zum Bargeld werden derzeit von kontaktlosen Bezahlmöglichkeiten mittels Nahfeldkommunikation (NFC) verdrängt. In Großbritannien macht diese Technologie bereits ein Viertel aller Kartenzahlungen aus (vgl. UK Cards Association 2016) und auch in deutschen Supermärkten werden die Kassenterminals seit 2016 flächendeckend etabliert. Gleichzeitig rüsten immer mehr Banken ihre Girokarten mit NFC-Sendern für den Pin-freien Bezahlvorgang an der Kasse aus, der lediglich durch Vorbeiführen der Karte im Abstand von bis zu 4 cm am Kartenlesegerät durchgeführt werden kann, ganz nach dem Prinzip „Pay-as-you-go“. Der nächste technologische Entwicklungsschritt ist, dass die Bankkarte ganz aufgegeben und die Technologie in das Smartphone[4] verlagert wird. Technologisch wird dies über eine App, eine digitale Geldbörse („Wallet“), realisiert, mit der sich der Besitzer auf Basis seiner Vorlieben und Notwendigkeiten sein „finanzielles“ Logbuch zusammenstellen kann. Eine Legitimation bei höheren Beträgen erfolgt meist über den Fingerabdruck, Gesichts- oder Gangbilderkennung, um über eine Zwei-Faktor-Authentifizierung[5] die Sicherheit zu erhöhen. Eine neue Facette, die sich ergibt, ist die Kombination der digitalen Geldbörse mit Kundenbindungs- beziehungsweise Treueprogrammen, wie es der bekannte Bonusprogramm-Konzern *Payback* etabliert, so dass der Bezahlvorgang sowie das Punkte-Sammeln innerhalb einer App abgewickelt werden. In zukünftigen Szenarien kann eine Optimierung darin bestehen, dass

4 Weitere Möglichkeiten sind andere Wearables wie beispielsweise Smartwatches, Ringe, Armbänder oder Implantate unter der Haut; die Vielfalt neuer Artefakte ist immens.

5 Für sicherheitskritische Anwendungsbereiche wie der Bezahlung ist eine starke Authentisierung zu verwenden, dabei werden zwei Authentisierungstechniken kombiniert, wie Passwort plus Transaktionsnummern (Einmalpasswörter) oder plus Chipkarte; 2-Faktor bedeutet „something you know (Passwort) und „something you have“ (Chipkarte). Daher wird dies häufig als Zwei-Faktor-Authentisierung bezeichnet (vgl. Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik 2013).

sich das Smartphone beim Betreten von Handelsfilialen[6] in das WLAN einloggt. Die App des Anbieters gleicht dann automatisch die vergangenen Einkäufe mit aktuellen Bonus- und Discountaktionen ab und informiert den Kunden über Angebote, welche perfekt auf sein Einkaufsverhalten abgestimmt sind. Eine wesentliche Besonderheit in diesem Innovationsprozess ist, dass dieser vorwiegend von *FinTechs* ausgeht, deren Ursprünge oft weniger in der Finanzwelt als in der IT-Branche liegen, und die verschiedensten Akteure, Mobilfunkanbieter, Handelsketten oder neue Finanzunternehmen zusammen schließen. Sie versuchen sich im Bereich der mobilen Bezahlsysteme Marktmacht zu verschaffen, indem sie firmenspezifische Währungen[7] entwickeln, mit denen für ihre reiche Angebotspalette an Dienstleistungen bezahlt werden kann.

Digitale Peer-to-Peer-Zahlungen und Kreditwürdigkeit

Es sind weitere strukturelle Veränderungen in der Entwicklung, die Geldumgang aus den etablierten Infrastrukturen verlagern und alternative Prinzipien der Bewertung von Kreditwürdigkeit etablieren. Neben Bezahlungen an Kassen-Kartenterminals sind insbesondere Zahlungen zwischen Gleichgestellten (Peer-to-Peer, P2P) von Interesse. Dieses Verfahren basiert auf der direkten Vernetzung von Nutzer*innen. Als gängiges Beispiel kann das schnelle Aufteilen einer Restaurantrechnung unter Freunden dienen. Anstatt die Einzelbeträge mit Bargeld auszugleichen, zahlt eine Person die komplette Rechnung und die einzelnen Summen können dann über Forderungen mittels einer App wie *Paypal* oder *Cringle* beglichen werden. Der einfache Zugang zu den Kontaktdaten kann über Messenger-Dienste wie *facebook* organisiert werden, wobei iTAN-Verfahren oder die Sprachsteuerung mit *Siri* als Sicherungssystem eingebaut sind. Die klassische Überweisung wird ersetzt und verschiedenste Infrastrukturen interoperieren miteinander. Eine Steigerung erfährt das P2P-Prinzip beim Kreditmarktplatz *Auxmoney*, wo Nutzer*innen die Möglichkeit erhalten, sich gegenseitig Geld zu leihen oder zu verleihen. Hierfür müssen die Kreditwollenden durch Auskünfte über sich und ihre Vorhaben aktiv Vertrauen produzieren, zum Beispiel in Form von Bildern, Videos, Geschäftsplänen oder Beschreibungen der sozialen Situation beziehungsweise zur Verwendung des Kredits. Persönliche Faktoren wie Sympathie und Identifikation beeinflussen dabei ganz bewusst die Entscheidung für eine Kreditvergabe. Mittlerweile werden sogar Social-Media als Datenquelle zur Ein-

6 Feldtests laufen beim Handelsunternehmen REWE in Berlin.

7 Mit Hilfe von Big-Data- bzw. *Predictive Analytics*-geschützen Verfahren (Vorhersagen anhand von Daten für zukünftige Ereignisse) werden neben der Auswertung des Kaufverhaltens vermehrt Informationen aus unstrukturierten Daten aus dem Social-Media-Verhalten der Kunden (Textanalyse und *Data Mining Tools*) eingesetzt, um Kunden trennschärfer zu segmentieren und individuell mit Marketingmaßnahmen und personalisierten Dienstleistungen anzusprechen. Beispielsweise kann die Auswertung von Social-Media-Daten Informationen über das Freizeitverhalten gewinnen und damit potenzielle Finanzierungsanlässe adressieren.

schätzung der Kreditwürdigkeit herangezogen. *Lenddo*, ein amerikanisches Startup, machte es über die Mikrokredit-Vergabe auf den Philippinen vor. Ziel des Unternehmens ist es, Kredite denjenigen zu ermöglichen, die von einem klassischen Kreditinstitut kein Darlehen bekommen würden. Zur Bonitätsprüfung nutzt das Unternehmen Daten aus *facebook*, *Twitter* und *LinkedIn*. Diese Daten stellen die Nutzer*innen der *Lenddo*-Community „freiwillig" zur Verfügung. Das Unternehmen macht deutlich: Je mehr und konsistenter Informationen zur Verfügung stehen, je vernetzter die Mitglieder füreinander einstehen, desto erfolgreicher die Bonitätsbewertung. Das äquivalente, deutsche Unternehmen *Kreditech* geht sogar so weit, Daten der Internetanbieter *Ebay* und *Amazon* zu verwenden, aber auch Informationen aus dem Browserverlauf wie Cookies, installierte Schriftarten, Zeit- und Geodaten sowie den Besuch auf Webseiten. *Kreditech's* Ziel ist eine zügige und bürokratiefreie Kreditvermittlung. Jeder soll mit seinem Smartphone einfach einen Kredit beantragen und nur wenige Minuten später an einem Geldautomaten darüber verfügen können. Konkret profitieren die Nutzer*innen von einer Kombination aus geringen Verwaltungsgebühren und einer raschen Anwendung sowie einem zeit- und ortsunabhängigen Zugang. Der Preis für diese Form der Kreditvermittlung ist die Offenlegung privater Daten, der nur zum Teil den Kunden mitgeteilt wird.

Finanzmarktöffnung als widerständige Praxis?!

In diesem Umbruch kommt den *FinTechs* zu Gute, dass die traditionellen Anbieter von Finanzdienstleistungen im Zuge der letzten Krise erheblich an Vertrauen eingebüßt haben. Sie können in dieser Situation als unbelastete „widerständige" Akteure auftreten. Widerständigkeit kann hier im Sinne einer Demokratisierung des Finanzmarktes verstanden werden, als eine Kritik und Opposition an der alten, teils rücksichtslosen Banken- und Staatsmacht. Die Stärke der *FinTechs* liegt darin, Finanzierungsprobleme als Technologieprobleme zu interpretieren, die mit den Mitteln digitaler Infrastrukturen gelöst werden. Es werden dadurch Zugänge zu ökonomischen Wissensressourcen und -strukturen für den Kunden geschaffen. Anhand des Kreditvermittlungsmarktes zeigt sich, dass über das Sammeln von persönlichen Daten der traditionelle Informationsnachteil der Kreditgeber*innen gegenüber den Kreditnehmer*innen, der zu Ineffizienzen in der Kreditvergabe beiträgt, so weitestgehend beseitigt und das Kreditangebot gestärkt wird. Kleinkredite, die für Banken wenig interessant sind, können auf diesem Weg realisiert werden. Menschen mit geringem Einkommen wird so der Zugang zu Krediten ermöglicht. Das kann einerseits als Chance der „finanziellen Inklusion" der sogenannten *unbanked population* gesehen werden, bedeutet aber anderseits auch ein Offenlegen einer Vielzahl von Daten, weniger Nachvollziehbarkeit bei der Erhebung von zusätzlichen Gebühren sowie fehlende Absicherung beziehungsweise Erstattungsrechte für verschwundene Geldbeträge (Accion 2015; Azimo 2016).

Dadurch ergeben sich wiederum neue ökonomische Verwertungslogiken, auf die mit verborgenem Widerstand reagiert werden kann. Bislang bremsen vor allem Sicherheitsbedenken auf Seiten der Endnutzer*innen die breite Akzeptanz dieser Technologien in Deutschland und lassen weitere Widerständigkeiten erkennen. Konkret geht es um das Risiko, dass persönliche Daten wie Kartennummer, Ablaufdatum, Sicherheitscodes ausgelesen und missbraucht werden könnten, indem Geld unbemerkt ohne physischen Kontakt mittels der Funktechnologie oder online entwendet wird. Mögliche Praktiken, um dem zu begegnen, bieten zum Beispiel spezielle Kartenhüllen oder neue Portemonnaies mit raffinierten Aluminiumdesigns oder das bewusste Nutzen von Bargeld zur Wahrung der Anonymität. Bei den Kund*innen muss sich ein Misstrauen gegenüber Banken nicht unbedingt in ein Vertrauen in neue und unbekannte Angebote umkehren, vor allem wenn die Integrität des Anbieters sowie die technischen Schutzmaßnahmen nicht vollendet erprobt sind. Grundlage für ein solches Vertrauen ist letztlich in nicht unerheblichem Maße der allgemeine Grad an Vertrautheit mit den Möglichkeiten der digitalen Welt. Damit ist die *FinTech*-Nutzung auch eine Generationenfrage. Für Deutschland zeigen sich in der Tat große Unterschiede in der Einstellung gegenüber *FinTech*-Diensten zwischen den Altersgruppen.[8] Dies lässt für die Zukunft eine höhere Akzeptanz erwarten.

Entscheidend wird sein, wie sich im Zusammenhang mit Big Data neue Formen von Marktmacht formieren, da aus Anbietersicht der Besitz großer Kundendatenbanken zu einem zunehmenden wichtigen *Asset* wird und es langfristig zur Bildung strategischer Allianzen zwischen Banken und *FinTechs* kommt (Brühl 2017: 22). Der Prozess der Datengewinnung und -auswertung bleibt dabei für den Verbraucher intransparent, es besteht kaum die Möglichkeit, etwaige Auswertungsfehler zu erkennen und in ihren Konsequenzen abzuschätzen. So sind Algorithmen die neuen Gatekeeper des öffentlichen digitalen Raums geworden (vgl. Cardon 2017). Folglich kann sich der „gläserne Kunde" als prophezeites Schreckensgespenst entpuppen und es stellt sich die Frage, wo eine legitime Differenzierung in eine Diskriminierung umschlägt. Entscheidend wird sein: Inwiefern können in der Technikgestaltung ethische Kriterien wie der Schutz der Privatsphäre angewendet und gleichzeitig ökonomisches Wachstum mit Raum für Erprobung und Entwicklung neuer Geschäftsmodelle und Technologien ermöglicht werden?

8 In der Gruppe der 25-bis 34-Jährigen ist für zwei Drittel die Methode des bargeldlosen Zahlens vertraut, in der Gruppe der 65-Jährigen und Älter nur ein Drittel (vgl. Deutsche Bundesbank 2015).

Literatur

Accion (2015): How Financial Technology is Changing Financial Inclusion. Zugriff unter: https://www.accion.org/fintech (02.09.2017).

Azimo (2016). M-Pesa: making money accessible for everyone. Zugriff unter: https://blog.azimo.com/en/m-pesa-making-money-accessible-everyone-anywhere (02.09.2017).

Brühl, Volker (2017): Banking 4.0. – strategische Herausforderungen im digitalen Zeitalter. In: Kreditwesen 4, S. 19–24.

Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (2013): IT-Grundschutz. M 4.133 Geeignete Auswahl von Authentifikationsmechanismen. Zugriff unter: https://www.bsi.bund.de/DE/Themen/ITGrundschutz/ITGrundschutzKataloge/Inhalt/_content/m/m04/m04133.html (13.03.2018).

Bundesministerium für Finanzen (2015). Richtlinie über Zahlungsdienste. Payment Services Directive (PSD II). Richtlinie (EU) 2015/2366 über Zahlungsdienste im Binnenmarkt. Zugriff unter: https://www.bmf.gv.de/finanzmarkt/finanz-kapitalmaerkte-eu/PSD_II.html (27.03.2018).

Cardon, Dominique (2017): Den Algorithmus dekonstruieren. Vier Typen digitaler Informationsberechnung. In: Seyfert, Robert/Roberge, Jonathan (Hrsg.): Algorithmuskulturen. Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit. Bielefeld.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew (2005): On Regimes of Living. In: Ong, Athwa/Collier, Stephen J.: Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropologial Problems. Blackwell, S. 22–39.

Deutsche Bundesbank (2015): Zahlungsverhalten in Deutschland 2014. Dritte Studie über die Verwendung von Bargeld und unbaren Zahlungsinstrumenten.

Hennion, Antoine/Méadel, Cécile (1988): Dans les laboratoires du désir. Le travail des gens de publicité. In: Réseaux. Communication – Technologie – Société 6/28, S. 7–54. Vgl. die deutsche Übersetzung in Thielmann, Tristan/Schüttpelz, Erhard (2013): Akteur-Medien-Theorie, Bielefeld, S. 341–376.

The UK Cards Association (2016): Card Expenditure Report. Zugriff unter: http://www.theukcardsassociation.org.uk/2016-facts-figures/index.asp (02.09.2017).

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 428–434.*

Sebastian Topp

Design als Ausgangspunkt für widerständige urbane Transformationen?

Stadtentwicklungspolitiken unter neoliberalen Vorzeichen

Mit einer zunehmenden Präsenz von Initiativen, die eine „Stadt für alle" proklamieren, beispielsweise das „Recht auf Stadt" fordern, werden neue Strukturen von Stadtentwicklungspolitiken deutlich (Lefebvre 2016). Ein wachsender Widerstand gegen etablierte Stadtentwicklungsprozesse lässt sich erkennen und formiert alternative Stadtentwicklungskonzepte (Becker/Hubana 2016; Besmer/Dietzsch 2016; Wildner 2013).

Aktuell zählen zu diesen neuen Formen Designpolitiken, die Praktiken aus dem Design nutzen, um urbane Fragestellungen in den Blick zu nehmen und diese aus der Designforschung heraus zu analysieren und zu bearbeiten. Grundlage der in diesem Beitrag vorgestellten Beobachtungen sind Forschungsaufenthalte im Rahmen eines Dissertationsprojekts, die aus teilnehmenden Beobachtungen und Experteninterviews in Hamburg und kürzeren Forschungsausenthalten in Graz und Helsinki bestanden. Interesse liegt dort auf der Analyse aktueller designbasierter Stadtpolitiken und Perspektiven aus den Schnittstellen von Design und Anthropologie (Gunn/Donavan 2012; Gunn et al. 2014; Smith et al. 2016).

Design ist häufig mit einem Exklusivitätsanspruch versehen. Es steht stellvertretend als ein Prädikat für Exklusivität, Ingenieurskunst, Innovation, Wertigkeit, Funktionalität und Ästhetik. Design wird folglich auch als Katalysator für Exklusionsmechanismen und Treiber der ökonomischen, sozialen und kulturellen Spaltung in Städten bezeichnet. Beispielsweise steht die Elbphilharmonie in Hamburg als urbanes Prestigeobjekt für eine solche Entwicklung im städtischen Kontext.

Der Fokus soll aber nicht auf diesen Dynamiken liegen, vielmehr wird durch neue widerständige Praktiken angestrebt, dieses Paradigma zu durchbrechen und damit eine neue Positionierung von Design als Produkt und Prozess abseits von Aufwertung und Marktdynamiken zu etablieren (von Borries 2016; Fezer 2010).

Design als Aushandlung zwischen Vermarktung und alternativer Inwertsetzung

Im Zentrum stehen somit auch die Aushandlungen eines Designverständnisses, in deren Verlauf der Wesensgehalt von Designpraktiken neu ausbuchstabiert werden soll. Dieses lässt sich als widerständige Transformation innerhalb der Branche beobachten. Designer_innen treten folglich in Opposition zu ihrer eigenen Geschichte und ihrem klassischen Vorgehen, um in Bezug auf Fragestellungen handlungsfähig zu werden, die abseits von Marktlogiken verortet werden können (von Borries 2013).

Die Forschung selbst schließt an kulturanthropologische Forschungserkenntnisse an, die den/die Planer_in als Akteure in Stadtplanungsprozessen versteht (Lang 2000; Lange/Müller 2016) und die den umfassenden Gestaltungsanspruch der Designer_innen vom Produkt bis hin zu den verbundenen Alltagspraktiken herausgearbeitet hat (Pallowski 2012). Diese werden in Beziehung zur eventbasierten Stadtentwicklung gesetzt (Gyr 2005). Design wird als neues Eventkonzept etabliert und findet Niederschlag in Politiken und Praktiken lokaler Akteur_innen. Dabei stehen die Aushandlungen der Designkonzepte als widerständige urbane Praxis im Mittelpunkt.

Die Stadt als Raum von widerständigen Designpraktiken?!

Design im urbanen Raum ist Teil von eventbasierten Stadtentwicklungskonzepten geworden, beispielsweise in Form von Wettbewerben als „World Design Capital“[1] oder „City of Design“ der UNESCO[2] und auch in so genannten „Designhubs“, wie dem Hamburger „Designxport“[3]. Anders als sich vermuten ließe, sind diese jedoch nicht als Fortführung der „creative city“ als Ansiedelungsstrategie von „talent, tolerance und technology“ (Florida 2005, 2008) angelegt. Vielmehr ist zu fragen, inwieweit hier das etablierte Verständnis erweitert wird, um neue Impulse für die Stadtentwicklung zu setzen und über Design als Modus der ökonomischen Aufwertung hinauszugehen.

Im Folgenden werden die Beispiele vorgestellt, in denen die Konzepte erprobt werden und verschiedene Qualitäten von Widerständigkeit im Rahmen neoliberaler Stadtentwicklung kondensieren. Anhand der Forschungskontexte in Graz, Hamburg und Helsinki lässt sich die These formulieren, dass innerhalb der designbasierten Stadtpolitiken vornehmlich städtische Bewohner_innen zur Zielgruppe werden, die tendenziell dem Design skeptisch gegenüberstehen. Es zeigen sich Aushandlungen und Erprobungen von Ansätzen, die eine ganzheitliche inkludierende Stadtentwicklung aller Bevölkerungsgruppen anstreben und folglich als widerständig angesehen werden können, da sie in Opposition zu den bisherigen exkludierenden Aufwertungslogiken neue Arbeitsweisen und Werte innerhalb dieser Stadtentwicklungspolitiken ausloten. Die Städte sind Beispiele dieser Auseinandersetzung mit spezifischen Po-

1 http://wdo.org/programmes/wdc/
2 https://en.unesco.org/creative-cities/creative-cities-map
3 http://www.designxport.de

sitionen und Qualitäten von Widerständigkeit. Die Forschung ist geleitet von einer Assemblage-Perspektive als analytischem Konzept, das nicht einen systematischen Städtevergleich anstrebt, vielmehr von sich formenden Assemblagen ausgeht, welche sich aus globalen Prozessen, Designakteur_innen, Stadtentwicklungspolitiken und Situationen konstitutieren, sich also geographisch verteilt formieren (Blok/Farías 2016; Bender/Farías 2016).

Graz

Eine geringe Durchlässigkeit für widerständige Designpraktiken zeigt die Stadt Graz. Die Stadt hat als Ausrichter des Kulturhauptstadtjahres im Jahre 2003 stadtpolitisch mit einer hohen Frequenz von Eventisierungskonzepten auf die wachsende Städtekonkurrenz reagiert und in der Folge stadtprägende Objekte zur Identitätsstiftung etabliert, um ein neues Gesicht der Stadt global platzieren zu können und Attraktivität zu signalisieren. Anfang der 2000er Jahre vollzog die Stadt damit auch eine stärkere Hinwendung zu kreativen Ökonomien und eine hochfrequentierte Generierung von neuen Städtelabels durch die Teilnahme an Prädikatisierungsprozessen. Maßnahmen, die den damaligen Wettbewerbsnachteil am geografischen Rande der europäischen Union ausgleichen und die Aufmerksamkeit von Kapital, Kultur und Menschen auf die Stadt richten sollten, waren unter anderem die erfolgreiche Bewerbung zur *City of Design* der UNESCO und damit die Mitwirkung im stetig wachsenden Netzwerk von UNESCO „Design-Städten". Die Aufnahme verlangt, städtische Entwicklungen und Events mit einer starken Designfokussierung zu versehen und neu zu etablieren. In Graz konstituierte sich ein Expert_innengremium zu Themen, welches die Verantwortlichkeit für das Thema als Stabstellenaufgabe in der Verwaltung und als Politikfeld verortete. Design sollte dabei nicht exkludierend wirken, sondern zur Diskussionsgrundlage verschiedener Fragestellungen werden, mit einer starken Fokussierung auf der Designbranche. Angefangen von Studierenden, der Hochschule bis zu kleinen und mittelständischen Unternehmen wurde eine Reihe städtischer Akteure in die Rolle von Expert_innen designbasierter Fragestellung gesetzt. In Folge dessen fand eine intensive Vernetzung zwischen lokalen designaffinen Branchen statt, die damit neben Politik und Verwaltung als Organe in der Umsetzung von stadtentwicklungspolitischen Zielen eingebunden wurden. Design hat hierbei Barrieren gesenkt und heterogene Wissensbestände im Bezug auf die zukünftige Stadtentwicklung vernetzt. Es wurde weniger in prestigeorientierte Architektur investiert, vielmehr kam es zur Umsetzung eher kleinteiliger Designansätze, die zumeist erst auf den zweiten Blick erkennbar waren, aber dennoch Design nachhaltig im Stadtbild verankert haben. Städtische Räume wurden nicht durch auffällige Veränderungen überschrieben, sondern vermehrt durch lokales Designwissen gestaltet. Es sind so auf den jeweiligen Bereich der Stadt abgestimmte und im Konsens entwickelte Konzepte entstanden, die die Stadtgesellschaft durch niederschwellige Barrieren vereinen sollen, wobei auch innovative Konzepte umgesetzt wurden, etwa eine Kirche, die originell

von Designer_innen umgestaltet wurde. Mit der Umsetzung der *City of Design* hat sich gleichzeitig eine Gruppe lokaler Designakteur_innen gebildet, die die lokalen Erkenntnisse für einen globalen Austausch fruchtbar machen und die Design-Diskurse einspeisen. Für Graz bedeutet die Fokussierung auf designbasierte Stadtentwicklung weniger eine drastische Überformung der Stadt durch groß angelegte Designkonzepte, sondern vielmehr ein designbasiertes Expert_innenregime. Trotz der gesteigerten Aufmerksamkeit auf designaffine Branchen geht es hierbei weniger um eine stetige Inwertsetzung, sondern vielmehr um eine Stadtentwicklung der Vernetzung, um städtischen Herausforderungen wie Inklusion und wachsende Ungleichheiten in netzwerkartigen Konfigurationen anzusprechen, zu diskutieren und zu lösen.

Hamburg

Das zweite Beispiel fokussiert die Entwicklung in Hamburg. Die Stadtentwicklungspolitik ist von Investoren und Events geleitet, die ein Bewusstsein für eine existierende Städtekonkurrenz widerspiegeln und Hamburg in diesem Wettbewerb durch Design eine Exklusivität und Aussagekraft verleihen möchten. Die Designsprache ist damit oberflächlich betrachtet erst einmal als Veredelung zu sehen und als Kommunikation ökonomischer Prosperität, die durch stadtpolitische Entscheidungen global zirkulierende ökonomische, kulturelle und soziale Kapitalien in den Blick nimmt und weniger sozioökonomisch benachteiligte Gruppen mittels der Vorzüge von Design begünstigt. Die Feldarbeit hat aber gerade im Hamburger Designbereich gezeigt, dass damit gleichzeitig das Durchbrechen der Paradigmen als Werkzeug ökonomischer Inwertsetzungsdynamiken zu beobachten ist. Design wird dabei im urbanen Raum nicht länger nur als Mechanismus von Kommodifizierung und Treiber einer Vermarktlichung akzeptiert, sondern scheint sich zu lösen, gar zu emanzipieren und Mehrwerte für eine ganzheitliche Stadtentwicklung zu generieren. Die Designakteur_innen, die sich innerhalb eines neu geschaffenen Netzwerkes zusammen geschlossen haben, haben ein stadtweites Designkonzept aufgrund seines Eventcharakters und der damit verbundenen Verpflichtungen abgelehnt und konzentrieren ihre Tätigkeiten vermehrt auf kleinteiligere Veranstaltungsformate, wie beispielsweise ein Designzentrum. Hier werden ausschließlich alternative Formen von Kreativarbeit präsentiert, die Design nicht als Luxus, sondern als Werkzeug für globale Herausforderungen formuliert haben und damit nicht als Treiber, sondern als Endschleuniger von ökonomischen Aufwertungsketten und Brückenbauer im Hinblick auf die Gefahr sozialer und kultureller Spaltung fungieren. Fortgesetzt und verstärkt werden diese Beobachtungen mit Einblicken in das bewusste Engagement und den von der Hansestadt durch einen Fond geförderten Einsatz von Designstudierenden auf St. Pauli; ein Stadtteil, der von starken Aufwertungstendenzen gekennzeichnet ist, die von den Studierenden als Anlass genommen werden, inkludierende Designprozesse zu etablieren. Design sucht den Dialog zwischen verschiedenen Interessen und setzt sich für den Abbau sozioökonomischer Differenzen ein. Dabei geht es beispielsweise

um die Mobilisierung der Nachbarschaft oder die Aufklärung und Sensibilisierung der Bürger_innen in Hinblick auf externe Aufwertungstendenzen.

In St. Pauli sind Projekte in der Realisierung, die die dortigen Konsequenzen einer massiven Aufwertung durch Immobilienprojekte und Massentourismus kritisch aufgreifen, um sozioökonomisch schlechter gestellte Personengruppen mit Designaktivitäten Handlungsmacht zu verschaffen. Damit motivieren sie eine Abkehr von Aufwertungen durch Material, Form und Gestalt hin zu einer bewussten Gewöhnlichkeit. Designwissen wird damit in sozioökonomisch benachteiligten Quartieren etabliert, erprobt und steht dort in Opposition zu klassischen Konzepten, wie der Etablierung von Star-Architektur oder einer exklusiven Verschönerung von öffentlichen Räumen. Praktiken, die neue Designartefakte erzeugen, die Barrieren und Exklusionsmechanismen minimieren und darin zukünftiges Zusammenleben imaginieren und für die Zukunft durchdenken, entwickeln und umsetzen. Hamburg zeigt daher eine Ambivalenz zwischen einer globalen Designsprache und einer fragenden Haltung, die durchaus sehr bewusst die Probleme von Design als Tool urbaner Entwicklung benennt und Laborsituationen provoziert, um Neues zu entwickeln.

Helsinki

Eine weitere Facette belegt die Forschung in Helsinki, einer Stadt, die eine lange Designgeschichte besitzt, die sich durch Akteur_innen wie Alvar Aalto und das Unternehmen Iittala tradiert und sich in jüngster Zeit gleich mit zwei Designlabels dekoriert hat. Sie ist nicht nur „World Design Capital“, sondern auch in der Folge im Designcitynetzwerk der UNESCO aufgenommen worden. Design wurde auf politischer Ebene als der Bereich benannt, der als zukünftiger Fokus die ganzheitliche Stadtentwicklung von Helsinki durchziehen soll. Designbasiertes Handeln wurde als Querschnittsthema verankert, das zum transdisziplinären Austausch über Zukunftsthemen einladen soll. Hochschulen werden beispielsweise innerhalb dieser Fokussierung neu formiert, und die lokale Designgeschichte wird weiter geschrieben. Verwaltungsbereiche, die noch keinen Bezug zu Designarbeiten hatten, entwickeln dabei Mehrwerte innerhalb einer interdisziplinären Zusammenarbeit zur Verbesserung des urbanen Zusammenlebens. Design distanziert sich von einer bloßen Formschönheit und begreift sich als ein pragmatischer Prozess, der Etabliertes hinterfragt und durch interdisziplinäre Zusammenarbeit heterogene Wissensressourcen vernetzt, um Entwicklungen zu begünstigen, die innovative Formen sozialer, kultureller und ökonomischer Stadtentwicklung fördern.

Design als widerständige Praktik

Die empirischen Befunde zeigen Praktiken, die mit der Inwertsetzung brechen und widerständige Praktiken auslösen, die in Nischen von den Ökonomisierungslogiken entkoppelt sind. Akteur_innen aus dem Design lehnen bewusst ein elitäres Verständnis von Design ab und skizzieren damit Ansätze zukünftiger Entwicklung.

Mit den drei Städten werden verschiedene Qualitäten alternativer Designpraktiken gezeigt, die den Wesensgehalt von Design verändern. Sie beziehen eine widerständige Position und handeln gegen ihre eigene inhärente ökonomische Dynamik. Dieser Bruch führt zu innovativen Momenten und zu ganzheitlichen Antworten auf urbane Herausforderungen und erschließt neue Handlungsfelder. Gleichzeitig lässt sich eine wachsende Verbreitung von Konzepten erkennen, da neue Aufgabenfelder ausgelotet werden und der Prozess grundlegend überdacht und reflektiert wird. Schlussendlich zeigen die Beispiele, dass in einem sehr stark von ökonomischen Logiken geprägten Bereich auch starke Gegenbewegungen zu erkennen sind. Dabei konstituieren sich designbasierte Assemblagen, in denen zukünftige Entwicklungen problematisiert werden, Akteur_innen sich neu finden und zusammenschließen, Themen ausgehandelt und neue Politiken im Entstehen sind.

Literatur

Becker, Franziska/Hubana, Sanda (2016): Platz planen – Ethnologische Kompetenzen in der Sozialen Stadtentwicklung. In: Lange Jan/Müller Jonas (Hrsg.): Wie plant die Planung – Kultur- und planungswissenschaftliche Perspektiven auf die Praxis räumlicher Planung. Münster u. a., S. 174–184.

Besmer, Christina/Dietzsch, Ina (2016): Superdiversität als Herausforderung für partizipative Stadtentwicklung In: Lange Jan/Müller Jonas (Hrsg.): Wie plant die Planung – Kultur- und planungswissenschaftliche Perspektiven auf die Praxis räumlicher Planung. Münster u. a., S. 163–173.

Bender, Thomas/Farías, Ignacio (2011): Urban assemblages: How actor-network theory changes urban studies. London u. a.: Routledge.

Blok, Anders/Farías, Ignacio (2016): Urban cosmopolitics: Agencements, assemblies, atmospheres. London/New York: Routledge.

Borries von, Friedrich (2013): Urbane Interventionen Hamburg. Berlin.

Borries von, Friedrich (2016): Weltentwerfen – Eine politische Designtheorie. Berlin.

Fezer, Jesko (2010): Design for a Post-Neoliberal City. In: E-Flux Journal, Nr. 17, New York.

Florida, Richard (2005): Cities and the creative class. New York.

Florida, Richard (2008): Who's your city? How the creative economy is making where to you live the most important decision of your life. New York.

Gunn, Wendy/Donavan, Jared (2012): Design and Anthropology. Farnham u. a.: Ashgate.

Gunn, Wendy/Otto, Ton/Smith, Rachel Charlotte (2014): Design anthropology: Theory and practice. London u. a.: Bloomsbury.

Gyr, Ueli (2005): Festivalisierung und Eventisierung als urbane Identitätsleistungen. In: Binder, Beate/Göttsch, Silke/Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie europäischer Modernen. Münster u. a., S. 243–249.

Lang, Barbara (2000): Zur Ethnographie der Stadtplanung. Die planerische Perspektive auf die Stadt. In: Kokot, W./Hengartner, T./Wildner K. (Hrsg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung: eine Bestandsaufnahme. Berlin.

Lange, Jan/Müller, Jonas (2016): Wie plant die Planung? Zur Einführung. In: Dies. (Hrsg): Wie plant die Planung – Kultur- und planungswissenschaftliche Perspektiven auf die Praxis räumlicher Planung. Münster u. a., S. 9–24.

Lefebvre, Henri (2016): Das Recht auf Stadt. Hamburg.

Pallowski, Kathrin (2012): Design als postindustrielle Wissensarbeit. In: Koch, Gertraud/Warneken, Bernd-Jürgen (Hrsg): Wissensarbeit und Arbeitswissen: zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus. Frankfurt/M., S. 43–58.

Smith, Rachel u. a. (2016): Design anthropological futures: Exploring emergence, intervention and formation. London, New York.

Wildner, Kathrin (2013): Stadtkultur als Designkultur – Stadtethnographische Betrachtungen im Designkontext. In: Milev, Yana (Hrsg.): Design Kulturen: der erweiterte Designbegriff im Entwurfsfeld der Kulturwissenschaft. München, S. 247–258.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 435–441.

Samantha Lutz

Open Knowledge als Gegenstrategie zur Ökonomisierung von Kulturerbe?

Heritage-Politiken in der EU

Die beiden Künstler Nora Al-Badri und Jan Nikolai Nelles sorgten 2016 mit ihrer künstlerischen Intervention „The Other Nefertiti", die vielfach als digitaler Kunstraub bezeichnet wurde, für ein geteiltes mediales Echo, Bei dem „Nefertiti Hack" handelt es sich um einen 3D-Scan der Nofretete-Büste, die sich im Neuen Museum in Berlin befindet und dessen Datensatz die Künstler zur freien Verfügung online zugänglich machten. Auf ihrer Webseite stellen sie in Bezugnahme auf die seit den 1920er Jahren immer wieder formulierten Rückgabeforderungen des heute wohl bekanntesten ägyptischen Kunstwerks allerdings nicht nur den Umgang mit Kulturerbe und dessen Bezüge zu Kolonialismus, Krieg und Unterdrückung marginalisierter Gruppen in Frage, sondern hinterfragen auch angesichts zunehmender Digitalisierung und Verfügbarkeit von kulturellem Wissen, wie offen und frei der Zugang zur Nofretete-Büste gestaltet ist. Diese ist seit 2012 in der Ausstellung des Neuen Museums in Berlin öffentlich gegen eine Eintrittsgebühr zugänglich und unterliegt einem Fotografieverbot.

Mit dem Nefertiti Hack statuieren die Künstler ein Exempel für „Open Knowledge" als eine Gegenstrategie zur Ökonomisierung von Kulturerbe. Offenheit, das heißt der freie Zugang zu Kultur und die freie Zirkulation von kulturellem Wissen und kollektiver Errungenschaften im Digitalen, gilt zunehmend als Wert in europäischen *Heritage Regimes* und führt zu umfangreichen Digitalisierungsvorhaben in Gedächtnisinstitutionen (Schmidt 2017). Offenheit stellt allerdings kein neues Prinzip dar, wie bereits Michael Brown (1998) in seinem Aufsatz „Can culture be copyrighted" aufzeigt. Darin skizziert er anhand des Unmuts einer indigenen Gruppe in Australien, die es als unangemessen empfand, ihre „kollektiven" Errungenschaften in Museen öffentlich zur Schau und damit auch zur freien Verfügung zu stellen, wie dadurch auch das für uns als selbstverständlich empfundene, westlich geprägte Prinzip der freien Zirkulation von kulturellem Wissen in Frage gestellt wurde (Koch 2017).

Das Beispiel des Nefertiti Hacks verdeutlicht, wie sich mit der Digitalisierung die Modi des Tradierens und der kulturellen Produktion wandeln und sich auch die Erinnerungsarbeit sowie das Konzept „Kulturerbe" selbst Veränderungsprozessen ausge-

setzt sehen. Vor diesem Hintergrund analysiert der Beitrag Open Knowledge Aktivitäten diskursethnographisch und reflektiert die damit verbundenen Dynamiken und Aushandlungsprozesse um offene Kulturdaten aus Perspektive der *Critical Heritage Studies*.

Making heritage: Von „Kulturerbe" zu „offenen Kulturdaten"

Aus dem Impuls heraus, kulturelle Formen lebendig zu erhalten, übersetzen Kulturinstitutionen analoge Objektivationen aus ihren Beständen vermehrt ins Digitale und stellen die digitalen Kopien als offene Kulturdaten im Internet frei zur Verfügung. Digitalisierung stellt damit eine im Sinne von Barbara Kirshenblatt-Gimblett (2004) als metakulturell bezeichnete Operation dar, die zwar bereits existierende kulturelle Formen aus den Beständen aufnimmt, diese durch die Digitalität und freie Verfügbarkeit allerdings mit einer neuen Qualität versieht und als „digitales Kulturerbe" (UNESCO 2003) ausweist. Gemäß der gängigen Redewendung „If it's not online it doesn't exist" setzt die Datafizierung von kulturellen Materialien Prozesse der Kulturerbe-Werdung (*heritagization*) in Gang und treibt damit die symbolische Inwertsetzungsspirale weiter an.

Mit der stetig steigenden Anzahl an offenen Kulturdaten gilt es, diesen neuen Modus metakultureller Produktion allerdings auch kritisch zu hinterfragen: So verweist der Begriff „Heritage" bisher auf die symbolische Inwertsetzung und Ausweisung von kulturellen Traditionen als „kulturelles Erbe". Diese Prozesse finden meist dann statt, wenn Kulturinstitutionen im Zuge ihres Bildungs- und Erhaltungsauftrags solche Traditionen entsprechend gültiger Kriterien als erhaltenswert erachten und damit auch gegenüber anderen kulturellen Formen hervorheben. Dies geschieht zum Beispiel oftmals im Zuge der Prädikatisierung im Rahmen der UNESCO Übereinkommen (Bendix et al. 2007). Digitalisierungsprojekte in Gedächtnisinstitutionen erfolgen hingegen vielmehr anhand pragmatischer Gesichtspunkte, orientieren sich häufig an dem technisch, organisatorisch und finanziell Machbaren. Dabei wird häufig eine vollständige Erfassung aller Objekte angestrebt. Zudem sind diese Aktivitäten selten in strategische und systematische Überlegungen der aktiven Sammlungs- und Erinnerungspolitiken von Kulturinstitutionen eingebunden. Es fällt dabei auf, dass insbesondere vermehrt analoge Objektivationen wie Bilder und Objekte Gegenstand von Digitalisierungsprojekten in Kulturinstitutionen sind. Das Prinzip „If it's not online it doesn't exist" verdeutlicht deswegen auch, dass Praktiken der Digitalisierung und Bereitstellung teils wenig reflektiert und affirmativ erfolgen. So kritisiert Robert Willim (2017) am Beispiel des *Google Art Project* die aufkommenden Musealisierungstendenzen in Kulturinstitutionen, die zwar mithilfe digitaler Technologien kulturelle Objektivationen einem breiteren Publikum in hoher Auflösung zugänglich machen würden, dabei jedoch vielmehr traditionelle Machtverhältnisse und Modi der Visualisierung des 19. Jahrhunderts reproduzierten als einen interaktiven Umgang mit Kulturerbe zu fördern. Gertraud Koch (2015) spricht in diesem Zusammenhang von einer

Gefahr der Entstehung von wenig genutzten Datenhalden und der Herausforderung für Kulturinstitutionen, den Umgang mit Digitalisaten im Sinne eines lebendigen Wissensspeichers auszugestalten. Dieser erlaubt immer wieder aufs Neue veränderte Fragestellungen, Betrachtungsweisen sowie Modi des Tradierens und kulturellen Produzierens zu erproben. Vor diesem Hintergrund erscheint die von Sharon Macdonald 2013 erneut aufgeworfene Frage, wieviel Kulturerbe Europa vertragen könne (Macdonald 2013: 227), virulenter denn je, wenngleich sie sich nicht auf Dynamiken der Digitalisierung, sondern die Proliferation von Erinnerungskultur und die konzeptuelle Erweiterung von „Heritage" bezieht.

Offene Kulturdaten als europäisches Produkt

Aus diesem Grund stellt sich die Frage, wie sich eine Assemblage kultureller Ökonomien des *Open Knowledge* zusammensetzt und wie die metakulturellen Operationen offene Kulturdaten als alternative symbolische Inwertsetzungsstrategie im Bereich von Kulturerbe vorantreiben. Für die Betrachtung von Widerständigkeiten gegenüber der Ökonomisierung von Kulturerbe im Kontext von Digitalisierung erscheint Gisela Welz's (2015) Perspektive der europäischen Produkte fruchtbar, welche Neoliberalismus als analytische Kategorie setzt. Ähnlich wie im Beispiel der Europäischen Integration der Republik Zyperns (re-)produziert sich im Bereich von offenen Kulturdaten *Open Knowledge* als *Governance*-Ansatz verstärkt durch diskursive Mechanismen, materielle Regelwerke und Praktiken der „competitive emulation" (McCann/Ward 2011: xiv). Das heißt, offene Kulturdaten als alternative Inwertsetzungsstrategie verbreiten sich also nicht durch rein gouvernementale top-down Regierungsweisen auf europäischer und nationaler Ebene. Vielmehr treten im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung neue „policy agents" (McCann/Ward 2011) in Erscheinung, wie so genannte „open GLAMs" (*open Galleries, Libraries, Archives and Museums*) oder „Datenaggregatoren" wie *Europeana*, die digitale Kopien aus den Gedächtnisinstitutionen ansammeln und als offenen Kulturdaten miteinander vernetzten. Gemeinsam mit Kulturinstitutionen, zivilgesellschaftlichen Organisationen, Vertreter*innen der IT- und Kreativwirtschaft, Wissenschaftler*innen sowie Berater*innen und anderen „social and cultural entrepreneurs" agieren sie als so genannte „transfer agents" (McCann/Ward 2011: xix). Durch die Herausgabe von Best-Practice-Publikationen, die Vergabe von Awards, die Ausrichtung von Konferenz- und Workshop-Reihen wie „Sharing is Caring" in Dänemark und nicht zuletzt auch durch Berater*innentätigkeiten oder die freiwillige Mitarbeit in *Communities of Practice* auf europäischer Ebene, wie den *Europeana Task Forces*, treten diese Akteur*innen miteinander in den Wissensaustausch. Sie generieren dabei vielfältige neue Formen der Expertise und zirkulieren *Open Knowledge* als mobiles Politikmodell innerhalb Europas. Hierbei treten Social Media Plattformen wie beispielsweise Twitter als äußerst wirkmächtige Diskursarenen für Aushandlungsprozesse um Offenheit und freie Zugänglichkeit im Digitalen in Erscheinung.

Über Widerständigkeiten bei der Digitalisierung und Nachnutzung von Kulturerbe

Es lässt sich also festhalten, dass Offenheit und das Versprechen einer verbesserten Zugänglichkeit zu kulturellen Materialien zugkräftige Argumente für die enormen Digitalisierungsbestrebungen in europäischen Kulturinstitutionen sind. Diese sind zwar zunächst wohlmeinend und erscheinen plausibel, doch beinhalten die damit verbundenen Praktiken der Inwertsetzung auch problematische Dimensionen und vielfältige Diskontinuitäten. Wie sich für die offenen Kulturdaten beobachten lässt, realisiert sich die Idee von Offenheit und die Demokratisierung von Kulturgütern nicht ohne Weiteres.

„Re-use": Praktiken kreativer Nachnutzung

Mit der Nachnutzung von offenen Kulturdaten, dem so genannten „creative reuse", ist eine Praxis des „Pastpresencing" (Macdonald 2012) angesprochen. Alles was nützlich ist und Spaß macht, kann eine zentrale Rolle für den gegenwärtigen Umgang mit Kulturerbe im Digitalen spielen. Populäre Kultur erfährt in diesem Zusammenhang einen Bedeutungszuwachs: Im Rahmen einer Vielzahl an Kreativwettbewerben wie dem Kulturhackathon *Coding Da Vinci* entstehen basierend auf offenen Kulturdaten digitale Rekonfigurationen, so genannte „born-digital" beziehungsweise originär digitale Anwendungen, sowie vielfältige Rückübersetzungen in analoge und performative kulturelle Produktionen. Dabei gilt es, frei nach den Prinzipien des kreativen Zitierens und Remixens die Vergangenheit für die Entwicklung von *Mashups* wie Apps, Websites, Virtual Reality- oder *Augmented Reality*-Umsetzungen weiter zu verwenden. Angesprochen sind insbesondere Akteure der IT- und Kreativwirtschaft, da die Medienkonvergenz neue Optionen der kreativen Neuarrangements bietet und damit eine stärkere Orientierung von Kulturinstitutionen dorthin nach sich zieht.

Wird im Diskurs der openGLAMs ein lebendiges Bild des kulturellen Produzierens mit offenen Kulturdaten gezeichnet und die kreative Nachnutzung im Digitalen als kultureller Normalfall konstruiert, stellt die so häufig unterstellte kreative Praxis der Umarbeitung im Digitalen jedoch die Ausnahme dar (Schönholz 2017). Offensichtlich wird dabei, dass die digitalen Kopien kultureller Materialen kaum von Nutzer*innen auf ihren Endgeräten abgerufen werden.

Allerdings werden mit dem Phänomen der kreativen Nachnutzung nicht nur Fragen der Gestaltungsprozesse und des Designs von digitalen Infrastrukturen adressiert, sondern auch kulturtheoretische Fragen der Kulturerbe-Werdung, von Erinnern und Vergessen, Entsammlung sowie von demokratischer Teilhabe bei der Erhaltung von Kulturerbe aufgeworfen, wie sie derzeit in den *Critical Heritage Studies* problematisiert werden. Darüber hinaus stellen sich Fragen danach, inwieweit offene Kulturdaten die Realität der in Europa lebenden Menschen und einer Gesellschaft in Bewegung abbilden und damit auch die Bandbreite des praktizierten kulturellen

Wissens jenseits der Ausstellungshallen. Inwieweit lassen sich unterschiedliche Lebensentwürfe und Betrachtungsweisen daran anschließen? Oder anders formuliert: „Wie offen sind offene Kulturdaten" (Koch 2017: 119) und welche moralischen Aushandlungsprozesse um den „richtigen" Umgang mit Kulturerbe sind damit verbunden (Lutz/Koch 2017)?

„Impact assessment": Aufkommender Verwertungsdruck und Fragen der gesellschaftlichen Wirksamkeit

Die Versprechen der ubiquitären Zugänglichkeit zu kulturellen Objekten und der kreativen Nachnutzung sind sehr zugkräftig, doch mit Blick auf politische und ökonomische Bedingungsfaktoren erfordert die Digitalisierung auch einen enormen Ressourceneinsatz zur digitalen Erschließung der Objekte aus Archiven und Depots. Kleine Gedächtnisinstitutionen auf lokaler Ebene und ihre ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen sind mit dem organisatorischen, finanziellen und inhaltlichen Aufwand oftmals überfordert. Gedächtnisinstitutionen sind in der Regel auf die Einwerbung öffentlicher Gelder oder privater Investitionen von Dritten angewiesen. Eine langfristige Planung und eine strategischere Ausrichtung von Digitalisierungsprojekten in Kulturinstitutionen mit Blick auf Förderzeiträume sind so erschwert.

Mit der stetig wachsenden Anzahl an Digitalisaten und deren Bereitstellung als offene Kulturdaten steigt zugleich der Verwertungsdruck. Die Entstehung einer so genannten *Europeana Task Force* zu „Impact Assessment" und das Thema „Digitisation and Social Impact?" der Tagung „Sharing is Caring" in Aarhus 2017 verdeutlichen, dass die Kulturinstitutionen von Seiten ihrer Förderer und Geldgeber mit Fragen der Evaluation und Messbarkeit von Kultur als „neue" Regierungstechnologien konfrontiert sind. Fragen einer „Audit Culture", wie sie Marilyn Strathern (2000) im Kontext der Hochschulpolitik in England anregte, erscheinen im Kontext der fortschreitenden Datafizierung von Kulturerbe in einem neuen Licht und sind auch im Hinblick auf die in den *Critical Heritage Studies* geführten Diskussionen kritisch zu beleuchten.

Unmaking heritage: Praktiken der Um- und Entwertung

Für die Betrachtung von *Open Knowledge* als Gegenstrategie zur Ökonomisierung von Kulturerbe erscheinen hier auch Perspektiven zu kulturellem Eigentum von Bedeutung, denn die Vision der ubiquitären Zugänglichkeit zu kulturellen Objekten ist weiterhin durch rechtliche Aspekte wie Copyrights eingeschränkt (Klimpel/Euler 2015). Es lassen sich in diesem Bereich vielfach auch Dynamiken der Um- und Entwertung von offenen Kulturdaten beobachten, die die freie Zirkulation von Kulturerbe im Netz begrenzen oder gar vollständig unterbinden. Für die Theoretisierung von Widerständigkeiten um offene Kulturdaten erscheint die Anwendung der Überlegungen von Gisela Welz (2015) zur Kulturtechnik „unmaking heritage" ein differenzierteres Bild

der Inwertsetzungsspirale und der damit verbundenen moralischen Aushandlungsprozesse um offene Kulturdaten zu ermöglichen:

> „While it is widely recognized that the heritage status of a thing may disappear or to be taken away, the cultural operation of 'unmaking' heritage has hardly been theorized. (...) This assumption implies that things may not only circulate in and out of commodity status, but also in and out of heritage status." (Welz 2015: 157)

So lassen sich bei der Umsetzung des *Open Knowledge*-Ansatzes im Kulturbereich Diskontinuitäten in Bezug auf die Datenqualität von gemeinfreien Kulturmaterialien erkennen, indem beispielsweise durch gezieltes Verpixeln die Bildauflösung reduziert oder wenn etwa die freie Verfügbarkeit von Digitalisaten durch zusätzliche Lizenzierungen oder eine Nutzungsgebühr von Kulturinstitutionen eingeschränkt wird. Widerständigkeiten zeigen sich auch im Hinblick auf die ökonomische Verwertung offener Kulturdaten, indem für die kreative Nachnutzung von Digitalisaten teils eine Nutzungsgebühr erhoben wird, um diese in den Anwendungen der IT- und Kreativwirtschaft aufgreifen zu können. Es zeigt sich, dass mit den metakulturellen Operationen der symbolischen Inwertsetzung und Entwertung von offenen Kulturdaten auch Verteilungsdebatten um ökonomische Gewinne verbunden sind (Koch 2017). Dabei finden vielfach Aushandlungen um die Ermächtigung neuer digitaler Prinzipen statt und es gilt zu fragen, wer sich die neuen Prinzipien aneignen und darin produzieren kann.

Open Knowledge als widerständige Praxis und neoliberale Assemblage im Kontext von *Digital Heritage*

Die Offenheit und Zugänglichkeit von kulturellem Wissen gelten als Werte in Europa und finden sich verstärkt in den europäischen Förderlinien (zum Beispiel Horizon 2020). *Open Knowledge* wird somit zunehmend zu einem Schlüsselkonzept in europäischen und lokalen kulturpolitischen *Governance*-Ansätzen. Der Bereich des digitalen Kulturerbes und die damit verbundenen Inwertsetzungs- und Entwertungsstrategien stellen ein Vehikel für die Europäisierung von *Open-Knowledge* dar. Dieser Ansatz bezieht sich allerdings nicht auf ein einheitliches Verständnis von Offenheit, und es ist vielmehr der praktischen Kulturarbeit überlassen, ein solches Verständnis zu entwickeln und den *Governance*-Ansatz weiter auszubuchstabieren.

Vor diesem Hintergrund sind *Open Knowledge* Aktivitäten auch mit vielfältigen Friktionen und moralischen Aushandlungsprozessen um die Digitalisierung und Zugänglichkeit von Kulturerbe verbunden, wie die drei Beispiele einmal mehr verdeutlichen. Vielfach werfen *Open Knowledge* Aktivitäten im Kulturbereich Fragen im Hinblick auf soziale und ökonomische Bedingungsfaktoren auf und führen zu Aushandlungen um die Ermächtigung von offenen Kulturdaten. Hierbei gilt es zu fragen, welche Akteure sich diese neuen Prinzipien im Kulturerbebereich aneignen und darin letztendlich produzieren können. Schließlich steht nicht zuletzt auch damit zur Diskussion, wie Kulturerbe im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung zukünftig erinnert werden soll.

Literatur

Bendix, Regina u. a. (Hrsg.) (2007): Prädikat „Heritage“. Wertschöpfung aus kulturellen Ressourcen. Berlin.

Brown, Michael F. (1998): Can culture be copyrighted? In: Current Anthropology 39/2, S. 193–222.

Kirshenblatt-Gimblett, Barbara (2004): Intangible heritage as metacultural production. In: Museum International 56/1–2, S. 52–65.

Klimpel, Paul/Euler, Ellen (Hrsg.) (2015): Der Vergangenheit eine Zukunft. Kulturelles Erbe in der digitalen Welt. Berlin.

Koch, Gertraud (2015): Kultur digital. Tradieren und Produzieren unter neuen Vorzeichen. In: Bolenz, Eckhard u. a. (Hrsg.): Wenn das Erbe in die Wolke kommt. Digitalisierung und kulturelles Erbe. Essen, S. 15–28.

Koch, Gertraud (2017): How open are open cultural data? – Some critical remarks on an ongoing discussion. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 7, S. 113–117.

Lutz, Samantha/Koch, Gertraud (2017): Sustainability, sustainable development, and culture. Diverging concepts and practices in European heritage work. In: Albert, Marie-Theres/Bandarin, Francesco/Pereira Roders, Ana (Hrsg.): Going beyond – Perceptions of sustainability in heritage studies No. 2 (Heritage Studies, 5). Wiesbaden, S. 71–84.

Macdonald, Sharon (2012): Presencing Europe’s pasts. In: Kockel, Ullrich/Craith, Máiréad N./Frykman, Jonas (Hrsg.): A companion to the anthropology of Europe: Malden u. a., S. 233–252.

Macdonald, Sharon (2013): Memorylands: heritage and identity in Europe today. Abingdon u. a.

McCann, Eugene/Ward, Kevin (2011): Introduction – Urban assemblages: territories, relations, practices, and power. In: Dies. (Hrsg.): Mobile urbanism. Cities and policymaking in the global age. Minneapolis, S. xiii–xxxv.

Schmidt, Antje (2017): MKG Collection Online: The potential of open museum collections. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 7, S. 25–39.

Schönholz, Christian (2017): „Jede Kopie ein Original!“. Aspekte eines kulturellen Größenverhältnisses. In: Koch, Gertraud (Hrsg.): Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung. Konstanz u. a., S. 157–182.

Strathern, Marilyn (Hrsg.) (2000): Audit culture. London.

UNESCO (2003): Charter on the preservation of the digital heritage. http://portal.unesco.org/en/ev.php-URL_ID=17721&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html (23.03. 2018).

Welz, Gisela (2015): European products: Making and unmaking heritage in Cyprus. New York.

Willim, Robert (2017): Art probing and worldmaking. Exploring museum imaginaries. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 7, S. 77–97.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 442–447.*

Marion Näser-Lather

„Lasst uns ein Land für Frauen schaffen!“

Feministische Visionen eines Ausweges aus der Krise

Im Februar 2011 gründete sich in Italien im Protest gegen das sexistische Frauenbild, die Skandale und die Frauen diskriminierende Politik des damaligen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi die feministische Bewegung *Se Non Ora Quando* (SNOQ; übersetzt: „wenn nicht jetzt, wann dann“). SNOQ bestand zeitweilig aus über 150 lokalen Gruppen. Der Beitrag analysiert die Vorschläge der Bewegung für eine ideale Gesellschaft mit dem Fokus auf der Frage, wie im feministischen Ansatz von SNOQ die Bereiche Wirtschaft, Politik und Kultur und ihr Verhältnis zueinander gedacht werden und inwiefern es SNOQ gelingt, durch widerständiges Handeln ihre gesellschaftspolitische Vision umzusetzen. Die Datenbasis dieses Beitrages bildet eine zwischen 2012 und 2015 durchgeführte *multisited ethnography* (Marcus 1995), die teilnehmende Beobachtungen und eine Diskursanalyse (Jäger 2009) von themenzentrierten Interviews (Witzel 2000; Schorn 2000) und Dokumenten der Bewegung beinhaltet.

Die politische Vision von SNOQ

Die Forderungen der Bewegung lassen sich vor dem Hintergrund ihrer Gesellschaftsanalyse verstehen. Die Aktivistinnen konstatierten im Zusammenhang mit der ökonomischen Krise seit 2009 einen politischen, kulturellen und ökonomischen Niedergang Italiens, der sich unter anderem in der Destabilisierung von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen und dem Abbau von Sozialleistungen und Unterstützungsmaßnahmen im Rahmen der Finanzkrise ab 2008 manifestierte. Frauen werden im Framing von SNOQ durch Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigung, fehlende Sozialleistungen, ein korruptes politisches System und eine maskulinistische, traditionale Geschlechternormen fördernde Kultur von ökonomischer Beteiligung und politischer Macht ausgeschlossen und sind in ihrer körperlichen Autonomie durch geschlechtsbasierte Gewalt und die mangelnde Umsetzung der Abtreibungsgesetzgebung gefährdet. Zudem kritisieren die Aktivistinnen das sexualisierte und einseitige Frauenbild in den Medien und die kulturelle Marginalisierung von Frauen, die als subalterne, von der hegemonialen Gruppe der Männer benachteiligte und unsichtbar gemachte Gruppe an den Rändern der Öffentlichkeit und des Arbeitslebens betrachtet werden.

Die mannigfaltigen Diskriminierungen werden von SNOQ als intersektionale Teile eines gewaltförmigen Systems gelesen, das sich in einem kapitalistisch-patriarchalen, kulturell fundierten Dispositiv eigenständig erhält und durch den Neoliberalismus und die Krise begünstigt wird. So kritisiert Titti di Salvo vom nationalen Leitungskomitee von SNOQ das momentan vorherrschende ökonomische „Entwicklungsmodell, das zur Vermarktung der Körper, der Arbeit und der Umwelt inspiriert und die Misogynie hervorgebracht" habe (Cavallari et a. 2011). Die gesellschaftliche Analyse von SNOQ lässt sich also zum einen verstehen als Reaktion auf die von Colin Crouch (2008) als Postdemokratie beschriebenen Zustände, zum anderen als Kampf gegen das Patriarchat, das als Ursache gesellschaftlicher Problemlagen gesehen wird.

Im Gegensatz zu zahlreichen zeitgenössischen Bewegungen wie etwa den *Indignados* in Spanien oder *Occupy* leitet SNOQ von den konstatierten gesellschaftlichen Missständen konkrete Forderungen ab.[1] Im Bereich der Ökonomie scheinen die alltagspolitischen Vorstellungen von SNOQ zunächst innerhalb des bestehenden Systems verortet: Angestrebt werden die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (Betreuungs- und Pflegeleistungen) und die Abschaffung prekärer Arbeitsverhältnisse (Mindestlohn etc.). Es sollen jedoch auch patriarchale Geschlechtsrollenstereotype aufgebrochen werden, beispielsweise durch eine Ausdehnung des Vaterschaftsurlaubs.

Die Bewegung strebt zudem mit der Forderung nach einer Abwendung vom kapitalistisch-neoliberalen Modell auch weitreichendere Veränderungen an. Als Gegenbild und weiblich konnotierte Utopie wird eine nicht mehr wachstumsorientierte, sozialere Wirtschaftsordnung vorgeschlagen, die nach SNOQ eine „Feminisierung der Arbeit" impliziert, personenzentriert sei und statt auf Individualismus auf kollektive Werte ausgerichtet sei. Frauen erscheinen als Garantinnen einer „humaneren" Arbeits- und Lebenswelt, die „marktorientierte Konsumgesellschaft" wird dagegen als männlich markiert (Comitati SNOQ Toscana 2012b). Die Ausgestaltung der politischen Forderungen von SNOQ und die mit ihnen verbundene Gesellschaftsutopie basieren somit auf differenzfeministischen Vorstellungen.

Die auf den ökonomischen Sektor bezogenen Forderungen sind zu lesen als Versuch, politische und kulturelle weibliche Teilhabe zu ermöglichen, die als Voraussetzung von Unabhängigkeit und Freiheit als feministischem Kernziel verstanden wird (SNOQ 2012a). Diesem Ziel ordnen sich auch die auf den politischen und kulturellen Sektor bezogenen Forderungen unter. So verlangt SNOQ die paritätische Beteiligung von Frauen an politischen Positionen und Maßnahmen gegen geschlechtsbasierte Gewalt. Die Aktivistinnen fordern zudem unter anderem eine Gendersensibilisierung in den Schulen und eine geschlechtergerechte Sprache. Die politischen Ziele, die sich auf unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche beziehen, sind laut SNOQ eng miteinander verflochten; ihr Erreichen ist von einer umfassenden Veränderung der

1 Quelle: der nationale Appell an die Parteien vor den Anfang 2013 stattfindenden Wahlen (SNOQ 2012b).

patriarchal geprägten Kultur abhängig. Die übergeordnete Zielsetzung ist die Modifikation der symbolischen Ordnung und die Transformation der Gesellschaft in „ein Land für Frauen". Mit diesem Ziel sind übergreifende Heilserwartungen verbunden: Eine solche Gesellschaft wird als fürsorglicher, emotionaler, schöner und glücklicher imaginiert; in ihr soll zwischenmenschlichen Beziehungen ein größerer Stellenwert zukommen (Comencini C. 2014; SNOQ Factory 2013b).

Letztlich fordert SNOQ kurzfristig die gesamtgesellschaftliche Umsetzung eines Gender-Mainstreaming-Ansatzes und mittelfristig eine Humanisierung der Gesellschaft im Sinne von Friedfertigkeit, Gerechtigkeit und kollektivistischer, nicht mehr profitorientierter, sondern umwelt- und ressourcenschonender und am Gemeinwohl orientierter Ausrichtung. Die langfristige Vision der Bewegung impliziert die Schaffung einer neuen symbolischen Ordnung, basierend auf der Annahme gemeinsamer Einstellungen und Interessen, die aus der Kategorie Geschlecht emergieren. Damit ist gemeint, dass von ähnlichen alltagsweltlichen Erfahrungen von Frauen ausgegangen wird, die sowohl den Körper als auch die Beziehungen und das Verhältnis zur Welt betreffen und die zu übereinstimmenden politischen Ansichten führen.

Differenzfeministische Fundierung

Die Prämissen der gesellschaftspolitischen Überlegungen und Ziele der Bewegung orientieren sich an der Philosophie der Differenz, wie sie durch die italienische Frauenbewegung der 1970er Jahre propagiert wurde. Diese basiert auf der Zweigeschlechtlichkeit und nimmt eine teils materiell, teils kulturell und historisch bestimmbare Differenz zwischen Männern und Frauen, aber auch zwischen Frauen an und propagiert die Entwicklung einer „weiblichen" symbolischen Ordnung (siehe Bono/Kemp 1991: 17). Im Unterschied zur italienischen Frauenbewegung der 1970er Jahre, bei der eine politisch linke Einstellung die Fundierung der Kooperation darstellte, leiten die Aktivistinnen von SNOQ jedoch aus ihrem Verständnis des Differenzfeminismus die Möglichkeit von das politische Spektrum umfassenden Koalitionen auf der Basis der Kategorie Geschlecht ab, die in der politischen Konzeption von SNOQ als geschlossen und homogen konfiguriert wird. Die „Tatsache Frau zu sein", sei „an und für sich schon eine politische Tatsache, vor und jenseits der Konventionen oder politischer und religiöser Zugehörigkeit, des Alters und des Lebens einer jeden", so Lunetta Savino, Mitglied des Leitungskomitees von SNOQ (Savino 2013). Durch die Überwindung unterschiedlicher politischer Standpunkte in den Gemeinsamkeiten des alltäglichen Erlebens soll eine Übereinkunft hinsichtlich politischer Visionen hergestellt werden.

Ihre politischen Forderungen leitet die Bewegung daher nicht nur aus ihrer Gesellschaftsanalyse, sondern auch von ihrer Interpretation der Bedürfnisse „der Frauen" ab. Die Bestimmung dieser Interessen geschieht unter der Annahme geschlechtsspezifischer Einstellungen, die auch auf politische Entscheidungen bezogen werden. So nimmt Elisabetta Addis vom Leitungsgremium der Bewegung an, Frauen hätten ein pazifistisches, auf die Bedürfnisse von Familien bezogenes politisches Denken (Addis 2012).

Die Zuschreibung geschlechtsspezifischer Charakteristika garantiert nach Ansicht der Aktivistinnen eine besondere Eignung für politische Aufgaben sowie die politische Erkenntnisfähigkeit hinsichtlich der erforderlichen Maßnahmen für eine Humanisierung der Gesellschaft und eine Verbesserung der Lebensbedingungen, deren Voraussetzung die Berücksichtigung der vorausgesetzten Geschlechterdifferenzen darstellt. Der nach den SNOQ-Aktivistinnen das Land prägende „männliche Maßstab" soll durch einen „weiblichen" abgelöst werden, da „ein Land, das dem Maßstab der Frauen folgt, ein besseres Land für alle [w] und alle [m] ist" (Comitati SNOQ Toscana 2012a). Bezüglich der Verknüpfung differenzfeministischer Zuschreibungen „weiblicher" Eigenschaften und einer daraus erfolgenden Ableitung gemeinsamer politischer Überzeugungen existierten jedoch auch abweichende Meinungen innerhalb der Bewegung, die bei der Beurteilung der Eignung für politisches Handeln stattdessen das Vertreten bestimmter politische Inhalte als Relevanzkriterium betrachten.

Widerständiges Handeln und das Eröffnen von Veränderungspotentialen

Inwiefern zeigt sich im Aktivismus von SNOQ widerständiges Handeln? Widerstand ist gekennzeichnet durch die Aspekte der Opposition und des Handelns, das darauf abzielt, Veränderungen zu bewirken (Hollander/Einwohner 2004: 538). SNOQ strebt zwar keine Abschaffung des kapitalistischen Systems an, intendiert jedoch die Bekämpfung seiner neoliberalen Auswüchse im Sinne einer sozialen Marktwirtschaft, indem die Gesellschaft den angenommenen Bedürfnissen von Männern und Frauen entsprechend verändert wird. Der Widerstand von SNOQ positioniert sich vor allem gegen das Patriarchat, das als Ursache gesellschaftlicher Missstände gesehen wird. In der Stereotype übernehmenden Zuschreibung spezifischer Geschlechtsunterschiede im differenzfeministisch fundierten Gesellschaftsentwurf von SNOQ ist der Blick einiger Bewegungsmitglieder jedoch selbst teilweise von patriarchalischen Herrschaftsstrukturen geprägt. Auf die Gefahr einer solchen impliziten Vereinnahmung beziehungsweise Einhegung macht auch die Philosophin Linda Zerilli aufmerksam: „Die Norm und die besondere Vorstellung von Frauen, die sie zum Ausdruck bringt, fließen immer schon in jeden möglichen Zweifel und in jede alternative Konzeption von politischer Gemeinschaft, die wir entwickeln, ein." (Zerilli 2010: 239). Die auch bei SNOQ vorfindbare Konstruktion des Selbstbildes mittels der Übernahme von Fremdzuschreibungen erinnert an Vorgänge der kognitiven Assimilation, wie sie Homi K. Bhabha (1994) für den kolonialen Diskurs beschrieb. Die Methode, politische Forderungen aus gesellschaftlichen Defiziten und verfassungsmäßig garantierten, aber nicht durchgesetzten Rechten abzuleiten, lenkt den Fokus der politischen Vision zudem auf das gesellschaftlich Bestehende beziehungsweise historisch Gewesene. Zwar ermöglicht die gleichzeitige Orientierung an den Bedürfnissen von Frauen prospektives Denken, die Diskursivierung dieser Bedürfnisse speist sich jedoch aus kulturellen Situiertheiten. Eine Beeinflussung durch den kognitiven, emotionalen, kulturellen und epistemischen Horizont der Herkunftsgesellschaft ist bei allen Bewegungen

in unterschiedlichen Abstufungen feststellbar (siehe Ullrich/Keller 2014). Die Tatsache, dass SNOQ keine sich radikal von der Mehrheitsgesellschaft unterscheidende politische Vision entwickelte, ist auch auf die Zusammensetzung der Bewegung zurückzuführen: Sie bestand aus zumeist politisch links orientierten Frauen der bürgerlichen Mittelschicht und war damit keine Bewegung von den Rändern der Gesellschaft aus. Als gegenkulturelle Bewegung kann SNOQ vor allem in Hinblick auf ihren Kampf gegen die hegemoniale patriarchale Kultur begriffen werden.

Inwiefern zeitigte das widerständige Handeln von SNOQ nun Erfolge? Die Bewegung griff unter anderem auf klassische Protestrepertoires wie Demonstrationen, Happenings und Videoaktivismus zurück, um das öffentliche Bewusstsein zu beeinflussen. Daneben versuchte sie, die gesellschaftlichen Bedingungen durch Interventionen in Form von Lobbyarbeit und der punktuellen Zusammenarbeit mit Politiker*innen zu verändern. Die Kampagnen von SNOQ trugen dazu bei, ein Bewusstsein für das Problem der geschlechtsbasierten Gewalt zu schaffen und die Öffentlichkeit im Hinblick auf das medial und kulturell vermittelte Frauenbild zu sensibilisieren. Auch die politischen Parteien berücksichtigten einige der von SNOQ adressierten Probleme in ihren Programmen für die Parlamentswahlen Anfang 2013 und demonstrierten ihre Bereitschaft zur Förderung der politischen Teilhabe von Frauen durch die Aufstellung einer höheren Anzahl von Kandidatinnen. Auf der nationalen Ebene gelang die Umsetzung der politischen Vision von SNOQ durch eine dauerhafte aktivistische Zusammenarbeit freilich aufgrund interner Konflikte nicht, da dem Ideal einer geschlechtsbasierten politischen Übereinstimmung und der Inklusion von Frauen aller politischen und weltanschaulichen Zugehörigkeiten die faktische Heterogenität politischer Ansichten und Ziele gegenüberstand. 2018 waren nur noch circa 20 lokale Gruppen aktiv und führten auch keine national koordinierten Aktionen mehr durch. In den Aktivitäten vor allem der langfristig aktiven lokalen Komitees von SNOQ lassen sich jedoch Ansätze von Veränderungen erkennen, die sich nahräumlich und mikropolitisch manifestieren. So gelang es einigen SNOQ-Gruppen, dauerhafte Kooperationen mit lokalen Institutionen aufzubauen. SNOQ Florenz beispielsweise engagierte sich vor allem für Geschlechtersensibilisierung und die Durchsetzung der Abtreibungsgesetzgebung und arbeitete mit kommunalen Gremien und Schulen zusammen. Andere SNOQ-Komitees erlangten durch ihre Aktionen einen gewissen Bekanntheitsgrad in der Bevölkerung, wie die Aktivistinnen aus Reggio di Calabria, die sich auf die Themen Gewalt und Unterwanderung der Politik durch die kalabrische Mafia konzentrierten und neben der symbolischen Wiederaneignung des Stadtraumes durch Demonstrationen auch karitative Aktionen durchführten. Dadurch war es einigen SNOQ-Gruppen möglich, die Berücksichtigung frauenbezogener Themen im lokalpolitischen Alltagsdenken und teilweise auch -handeln zu verankern. Lokale Nischen widerständigen Handelns und Chancen für graduelle Veränderungen öffentlichen Bewusstseins zeigen sich hier im Aufbau von Beziehungsstrukturen und der performativen Wiederholung diskursiver Positionen.

Literatur

Addis, Elisabetta (2012): La rivoluzione lenta. Lettera alle donne di Paestum, https://primaditutto-libere.wordpress.com/2012/10/08/la-rivoluzione-lenta/#more-451 (11.06. 2017).

Bhabha, Homi K. (1994): Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse. In: Ders.: The Location of Culture. London: Routledge, S. 85–92.

Bono, Paola/Kemp, Sandra (Hrsg.) (1991): Italian feminist thought: a reader. Oxford u. a.: Blackwell.

Cavallari et al. (2011): Report 10 luglio a Siena, https://docs.google.com/viewer?a=v&pid=explorer&chrome=true&srcid=0B0osoLKxz3CG0DM0YjhhZDgtYWZjZi00NGMxLWI1Y2ItZDM5NzI3NmM3MzYz&hl=en_US (10.06.2017).

Comitati SNOQ Toscana (2012a): Documento dei comitati SNOQ Toscana per il 15-12-2012. Documento SNOQ toscana-rev1.doc [verschickt über die Mailingliste von SNOQ Florenz, im Besitz der Autorin].

Comitati SNOQ Toscana 2012b: Terza riunione della Rete dei Comitati toscani SNOQ: il report integrale 05-03-2012, Articoli dai territori snoq, http://www.senonoraquando.eu/wp-content/uploads/2012/03/Report-Riunione-Rete-Regionale-SNOQ-19-febbraio_finale.doc (07.03. 2013[2]).

Comencini, Cristina (2014): Il Nostro Editoriale: Libere. Un nuovo cammino con gli uomini. www.snoqlibere.it/app/download/7764310/Editoriale.pdf (10.06.2017).

Crouch, Colin (2008): Postdemokratie. Berlin.

Hollander, Jocelyn A./Einwohner, Rachel L. (2004): Conceptualizing Resistance. Sociological Forum 19: 4, 533–554.

Jäger, Siegfried (2009): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster.

Marcus, George E. (1995): Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24/1995, S. 95–117.

Savino, Lunetta (2013): Contributo di Lunetta Savino: trasversalità e larghe intese 15-05-2013 18:08:23 Articoli nazionalisnoq 13488, http://www.senonoraquando.eu/?p=13488 (12.07. 2014).

Schorn, Ariane (2000): Das „themenzentrierte Interview". Ein Verfahren zur Entschlüsselung manifester und latenter Aspekte subjektiver Wirklichkeit. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 1(2), Art. 23. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002236 (05.02.2011).

SNOQ (2012a): Carta d'identità SNOQ: un anno dopo, http://www.cheliberta.it/wp-content/uploads/2016/07/documento.pdf (09.03.2017).

SNOQ (2012b): Elezioni politiche 2013: vogliamo un paese per donne, http://www.senonoraquando.eu/?p=12719 (01.09.2013).

SNOQ Factory (2013b): Un movimento che bruci al fuoco della realtà, http://www.senonoraquando.eu/?p=13560 (12.07.2014).

Ullrich, Peter/Keller, Reiner (2014): Comparing discourse between cultures. A discursive approach to movement knowledge. In: Baumgarten, Britta/Daphi, Priska/Ullrich, Peter (Hrsg.): Conceptualising culture in social movement research. Houndsmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 113–139.

Witzel, Andreas (2000): Das Problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1 (1), http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm (06.02.2011).

Zerilli, Linda M. G. (2010): Feminismus und der Abgrund der Freiheit. Wien u. a.

2 Leider existiert die Seite nicht mehr. Die Dateien befinden sich im Archiv der Autorin.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 448–449.*

Markus Tauschek und Eberhard Wolff

Die Ökonomisierung des Selbst – einleitende Bemerkungen

Ulrich Bröcklings soziologische Habilitationsschrift „Das unternehmerische Selbst. Zur Soziologie einer Subjektivierungsform" (2007) hat eine Welle interdisziplinärer Forschungen ausgelöst, die bis heute noch nicht abgeebbt ist. Wie weit ist das zeitgenössische Individuum in seinem Selbstverständnis von ökonomischem Denken durchsetzt? Wie werden vordergründig ökonomiefreie Lebensbereiche vom ökonomischen Denken kolonisiert? Elf Jahre nach dem Erscheinen greifen die Beiträge zum Panel das genuin soziologische Konzept theoretisch-kritisch auf und erweitern es um eine kulturwissenschaftliche Dimension, die den lebensweltlichen Herausforderungen einer Leistungs- oder Wettbewerbsgesellschaft Rechnung trägt.

Dies scheint umso dringlicher zu sein, als Bröcklings Arbeit, die für die interdisziplinäre Forschung ohne jeden Zweifel wichtige Impulse gesetzt und die Diskussionen um die Ökonomisierung der Subjekte ganz wesentlich beeinflusst hat, sich diskursanalytisch überwiegend mit Managementliteratur auseinandergesetzt hat. Zu wenig wissen wir aber aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive darüber, ob und wie, in welchen kulturellen und sozialen Rahmen sich Menschen tatsächlich als ein unternehmerisches Selbst konzipieren oder nach den Grundsätzen dieser Figur agieren (vgl. exemplarisch Sutter 2013; Meyer 2017). Aus einer dezidiert kulturwissenschaftlichen Perspektive wurde konsequenterweise inzwischen auch gefordert, die Figur des unternehmerischen Selbst kritisch zu hinterfragen. So argumentiert etwa die Ethnologin Laura Glauser in ihrer ethnographisch angelegten Studie zum Coaching, es gebe noch zu wenige Studien zur Ökonomisierung des Sozialen und der Diskurs um das unternehmerische Selbst sei zu problematisieren:

> „Die Ökonomisierung des Sozialen wird durch den Diskurs des unternehmerischen Selbst naturalisiert und verdeckt, weil er scheinbar neue Arbeitsanforderungen aus einem als gesetzt angenommenen Wandel der Arbeitswelt ableitet. Zum anderen bedeutet aber eine Ökonomisierung des Sozialen nicht, dass Diskurse total wirken. (…) [Subjekte] nehmen den Diskurs auf, führen ihn fort, verändern und konterkarieren die Rede aber auch, was zu Brüchen, Widersprüchen und Ambivalenzen führt. Beides wurde bislang weder ausreichend ethnografisch dargestellt noch analytisch für eine Kulturkritik des Sozialen genügend berücksichtigt" (Glauser 2016: 14).

Hier setzt das Panel an, indem es in vier exemplarischen Fallstudien nach den Formen und Logiken der Ökonomisierung des Selbst fragt. Ziel ist es dabei, auf der Basis empirischen Materials Impulse für eine kulturwissenschaftliche Forschung zu formulieren, die den komplexen kulturellen Mechanismen, die dabei zum Einsatz kommen, Rechnung trägt und die die handelnden Akteure nicht nur als Marionetten in übermächtigen und vermeintlich unhintergehbaren Strukturen denkt.

Literatur

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.

Glauser, Laura (2016): Das Projekt des unternehmerischen Selbst. Eine Feldforschung in der Coachingzone. Bielefeld 2016.

Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt/M.

Sutter, Ove (2013): Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus (Arbeit und Alltag, Bd. 7). Frankfurt/New York.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 450–460.*

Christoph Bareither

Mehr Profil!? Digitale Affordanzen der akademischen Social Networking Sites *Academia.edu* und *Researchgate*

„Someone searched for you on Google and found your page on Academia.edu"[1] – diese E-Mail-Nachricht dürfte vielen akademisch Forschenden inzwischen bekannt vorkommen.[2] Sie ist Teil eines Geflechts an digitalen Technologien, das den Arbeitsalltag von vielen Akademiker*innen prägt und zunehmend an Relevanz gewinnt. Konkret setzt sich der vorliegende Beitrag mit den Seiten *Academia.edu*[3] und *Researchgate*[4] auseinander, auf denen Akademiker*innen ihre Arbeiten, Texte, Veröffentlichungen und Aktivitäten präsentieren und sich und ihre Leistungen selbst darstellen können. Diese Seiten sind einerseits Verteilernetzwerke für (frei zugängliche) Literatur beziehungsweise Textmanuskripte und werden von vielen Wissenschaftler*innen auch primär als solche genutzt, doch zugleich sind sie spezifische Varianten berufsorientierter *Social Networking Sites* (SNS), wie beispielsweise die wesentlich breiter angelegten Netzwerke *LinkedIn*[5] oder *Xing*[6]. Ich unterscheide im Folgenden zwischen berufsorientierten SNS im Allgemeinen (*LinkedIn*, *Xing*, *Researchgate* und *Academia.edu*) und akademischen SNS im Besonderen (nur *Researchgate* und *Academia.edu*). Beide Varianten werden von zahlreichen Menschen genutzt. *LinkedIn*, das größte und umfassendste dieser Netzwerke, hat nach eigenen Angaben über 546 Millionen Nutzer*innen in mehr als 200 Ländern,[7] *Xing* nach eigenen Angaben 13 Millionen im deutschsprachigen Raum.[8] Die akademische SNS *Academia.edu* hat nach eigenen An-

1 Ich danke Eberhard Wolff und Markus Tauschek für die Aufnahme des Beitrags in das Kongress-Panel „Die Ökonomisierung des Selbst", den Studierenden des MA-Seminars „klicken.zeigen.messen" an der HU-Berlin für anregende Diskussionen, und Jonas Tinius für die kritische Durchsicht des Manuskripts.
2 Zitiert nach regelmäßig versendeter Informations-Email des Unternehmens *Academia.edu*.
3 https://www.academia.edu/ (08.03.2018).
4 https://www.researchgate.net/ (08.03.2018).
5 https://de.linkedin.com/ (08.03.2018).
6 https://www.xing.com/ (08.03.2018).
7 https://press.linkedin.com/de-de/about-linkedin (08.03.2018).
8 https://corporate.xing.com/de/unternehmen/daten-und-fakten/ (08.03. 2018).

gaben über 60 Millionen[9] und *Researchgate* nach eigenen Angaben über 14 Millionen Nutzer*innen[10].

Grundsätzlich haben die Nutzer*innen von berufsorientierten SNS die Möglichkeit, sich ein eigenes Profil zu erstellen und sich dann – ähnlich eines klassischen Lebenslaufs – mit Profilbild, Angaben zur Person und zur Ausbildung, oder durch die Darstellung der von ihnen hergestellten Produkte zu präsentieren. Bei akademischen SNS sind letztere vor allem die eigenen Publikationen, die auf unterschiedliche Weise präsentiert und kostenlos verbreitet werden und deren Nutzung zugleich nachverfolgt werden kann. Hinzu kommt – bei akademischen SNS wie bei berufsorientierten SNS – eine Fülle an Funktionen zur Vernetzung, Quantifizierung, Sichtbarmachung, Verschlagwortung und gegenseitigen Empfehlung, die alle auch die Prozesse der beruflichen Selbstdarstellung im Internet prägen.

Barbara Frischling (2014) und Carolin Wiedemann (2011) haben bereits *facebook* in Hinblick auf das Leitbild des „unternehmerischen Selbst" (Bröckling 2016) diskutiert und auf unterschiedliche Weise mit Foucaults gouvernementalitätstheoretischem Denken in Verbindung gebracht, um Macht- und Kontrollverhältnisse innerhalb von SNS offenzulegen und kritisch zu hinterfragen. In Anschluss an solche Ansätze (allerdings ohne Bezugnahme auf das Theorieangebot Foucaults) argumentiert der vorliegende Beitrag, dass sich die Aufforderung zur digitalen Selbstwertschöpfung – wenn man so will: zum digitalen Management des unternehmerischen Selbst – ebenfalls in die Strukturen der akademischen SNS *Academia.edu* und *Researchgate* eingeschrieben hat und diese maßgeblich prägt.

Eine ähnliche Beobachtung machen die Kommunikationswissenschaftler*innen Brooke Erin Duffy und Jefferson D. Pooley in einer der wenigen aktuellen Studien zu einer dieser SNS, wenn sie schreiben: „Academia.edu's marketing, its design and user experience, and its venture-capital (VC) business model, taken together, both *amplify* and *accelerate* the logic of self-branding among scholars." (Duffy/Pooley 2017: 2) Aus medien- und digitalanthropologischer Perspektive ließe sich das Verständnis für diesen Prozess einerseits durch eine ethnografische Analyse der Praktiken und Erfahrungen der die SNS nutzenden Akteur*innen erreichen, was die Anthropologin Ilana Gershon bereits zum Teil in ihrer breit angelegten Studie „Down and Out in the New Economy" (Gershon 2017) getan hat. Sie widmet sich hier mit ethnografischen Zugängen der Arbeitssuche in der „New Economy" und befasst sich unter anderem mit der zunehmenden Bedeutung von Internetplattformen in diesem Kontext. Auch Daniel Miller et al. setzen sich als Teilbereich einer großangelegten und transnational vergleichenden Studie zu Social Media mit der Jobsuche über das Internet auseinander (Miller et al. 2016: 87–89).

Der vorliegende Beitrag schlägt allerdings einen anderen Weg ein und setzt bei den Grundlagen an, die dem Interesse an den konkreten Nutzungspraktiken voraus-

9 https://www.academia.edu/about (08.03.2018).
10 https://www.researchgate.net/about (08.03.2018).

gehen und das ethnografische Bild dadurch verdichten können, und die beispielsweise die eingangs zitierte E-Mail aufwirft. Sie lauten: Zu welchen Praktiken fordern uns berufsorientierte SNS überhaupt auf? Welche Handlungsmöglichkeiten bieten sie an? Und inwiefern legen sie uns dabei nahe, die Aufforderung zur permanenten beruflichen und (im Sinne Bröcklings) unternehmerischen Selbstwertschöpfung in unsere eigenen Praktiken digitaler Selbstdarstellung zu integrieren?

Digitale Affordanzen

Bei der Beantwortung dieser Fragen hilft das in der medien- und digitalanthropologischen Forschung bereits etablierte Konzept der Affordanzen. Ursprünglich wurde der Begriff vom Evolutionspsychologen James Gibson (1986) entwickelt, der damit die These konkretisierte, dass verschiedene Umgebungen oder materielle Objekte für spezifische Tiere in diesen Umgebungen spezifische Handlungsmöglichkeiten bieten. Gibsons Überlegungen lassen sich in (mindestens) zwei Argumente trennen: erstens, dass die Handlungen lebender Wesen eben nicht einfach durch materielle Umgebungen oder Artefakte determiniert, sondern innerhalb eines spezifischen Spielraums ermöglicht werden; zweitens, dass diese Handlungsmöglichkeiten nicht statisch, sondern relational zu den Fähigkeiten und Eigenschaften des jeweiligen Lebewesens zu verstehen sind. Dieses Konzept wurde in der Psychologie, in den Design Studies, aber eben auch in der sozialwissenschaftlichen Technikforschung aufgegriffen. In letzterer dient es dazu, „to account for the ways that technological artefacts or platforms privilege, open up, or constrain particular actions and social practices." (McVeigh-Schultz/Baym 2015: 2)

Auch in aktuellen Studien zu digitalen Medien wird das Konzept der Affordanzen gewinnbringend angewendet.[11] Auch Duffy und Pooley (2017) greifen in ihrer Analyse von *Academia.edu* auf das Konzept der Affordanzen zurück. Sie konkretisieren allerdings nicht, was genau das Konzept im Kontext ihrer Analyse meint, weshalb eine zentrale Stärke des Begriffs hier ungenutzt bleibt. Aus Perspektive der Europäischen Ethnologie ist diese entscheidende Stärke des Konzepts, dass es eben nicht einfach eine Beschreibung des Designs einer Technologie (wie beispielsweise einer SNS) und der in dieses Design eingeschriebenen Vorstellungen der Entwickler*innen erlaubt, sondern dass es die technischen Potenziale immer in Verflechtung mit den sozialisierten Körpern der Akteur*innen betrachtet.[12]

Affordanzen können eben nicht auf ihre materielle beziehungsweise technische Dimension beschränkt und auch nicht allein auf die rein physische Relation zu den Akteur*innen reduziert werden. Sie werden erst von Akteur*innen – die ihr inkorporiertes Wissen um die angemessenen Nutzungsweisen einer Technik mit einbrin-

11 Vgl. exemplarisch boyd 2011; Hutchby 2014; Kaun/Stiernstedt 2014; Madianou/Miller 2012; Marwick/Ellison 2012; Schrock 2015.

12 Vgl. dazu insbesondere Beck 1997: 242–246.

gen – in die Tat umgesetzt. Die Arbeitsdefinition für den vorliegenden Beitrag lautet deshalb: Digitale Affordanzen sind die in digitale Medien eingeschriebenen Praxispotenziale, Praxisaufforderungen und Praxisbeschränkungen, die sich relational zu den auf diese Medien bezogenen soziokulturellen Wissensbeständen – mit praxistheoretischem Vokabular gesprochen: relational zum praktischen Sinn der Akteure (Bourdieu 1987) – verhalten.[13]

Um die digitalen Affordanzen akademischer SNS in Relation zu berufsorientierten SNS freizulegen, wurde für den vorliegenden Beitrag das Verfahren einer computergestützten affordanzanalytischen Codierung erprobt. Zunächst wurden die Webseiten *Linkedin* und *Xing* sowie dann *Researchgate* und *Academia.edu* in ihre Unterseiten aufgeschlüsselt und PDF-Kopien dieser Seiten angefertigt, um im Anschluss eine Auswahl dieser Seiten (insgesamt circa 150 Einzelseiten) im Hinblick auf digitale Affordanzen softwaregestützt zu codieren.[14]

Grundsätzlich orientiert sich das hier entwickelte Vorgehen an gängigen induktiven Verfahren der *Grounded Theory Methodology* (Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1998), hat aber eine eigene Spezifik. Bei der Analyse der Seiten fokussiert es darauf, welche Umgangsweisen einzelne Elemente von den akademischen Akteur*innen einfordern und zu welchen sie auffordern. Um das schwer übersetzbare Verb „to afford" pragmatisch ins Deutsche zu wenden: Leitend für die Codierung war die Frage, welche Praktiken durch einzelne Elemente der Webseiten *affordiert* werden.

Im Unterschied zu solchen Studien, die bei der Analyse der Affordanzen von digitalen Medien den Blick eher auf das Design der technischen Funktionen richten, wird hier im Sinne einer dezidiert ethnografischen Affordanzanalyse deren Aufforderungscharakter in Hinblick auf die Akteur*innen ins Zentrum gerückt. Diese Codierung ist – wie jede Form der ethnografischen Codierung – keine ‚objektive' Beschreibung beziehungsweise Kategorisierung, sondern ein Interpretationsprozess. In diesem Prozess sind spezifische Bestände an inkorporiertem Wissen (das für die jeweilige Lebenswelt gängig ist) die Grundlage einer fundierten Analyse. Solche Wissensbestände können im Regelfall durch teilnehmende Beobachtung in einem Feld erworben und beispielsweise durch Interviews kontextualisiert werden; oder sie sind bereits vorhanden, wenn – wie bei der folgenden Analyse – die oder der Forschende selbst Teil dieses Feldes ist.[15]

13 Eine Diskussion der Spezifik von digitalen Affordanzen im Unterschied zu nicht-digitalen Affordanzen muss hier leider aus Platzgründen ausgespart werden, deshalb sei stellvertretend auf einschlägige Debatten zum Begriff des Digitalen in der Medien- und Digitalanthropologie verwiesen, u. a. in Horst/Miller 2012 und Koch 2016.

14 Genutzt wurde die Qualitative Datenanalyse-Software MAXQDA. Ausgewählt wurden die für die Nutzung der Hauptfunktionen wichtigen Seiten; ausgeklammert wurden dagegen für die Nutzung optionale Seiten, wie bspw. Nutzungsbedingungen, Copyright-Informationen, etc.

15 Die hier angewendete affordanzanalytische Codierung impliziert demnach Elemente der ethnografischen Selbstbeobachtung, die in letzter Zeit verstärkt unter dem Stichwort „Autoethnografie" diskutiert werden.

Digitale Affordanzen akademischer *Social Networking Sites*

Im Folgenden werden die Ergebnisse dieses Vorgehens strukturiert vorgestellt. Der Fokus liegt auf den akademisch orientierten SNS (*Academia.edu* und *Researchgate*), doch die breiter angelegten berufsorientierten SNS *(Linkedin* und *Xing*) werden ebenfalls mit einbezogen.

Grundsätzlich – und wenig überraschend – fordern diese Seiten die Akteure erstens dazu auf, sich selbst zu präsentieren. Während die „Strategien der Sichtbarmachung" (Benkel 2012) schon bei *facebook*, *Instagram* und ähnlichen Social Media nicht mehr nur auf als privat markierte Alltagsbereiche zielen, sondern immer häufiger auch berufliche Selbstdarstellungspraktiken zu beobachten sind (Duffy/Hund 2015; Miller et al. 2016: 92–97; Scolere/Humphreys 2016), orientieren sich berufsorientierte SNS meist von vornherein an konventionellen beruflichen Selbstdarstellungsformaten.[16] Als Nutzer*in werde ich dazu aufgefordert, ein Profilbild hochzuladen, Daten über meinen Arbeitgeber und meinen Lebenslauf einzutragen, mich selbst und meine Arbeit durch einen kurzen, frei gestaltbaren Text zu beschreiben und mich schließlich selbst durch die eigenen ‚Produkte' darzustellen – eine Möglichkeit, die auf akademischen SNS zentral wird, denn hier stehen im Mittelpunkt der Selbstpräsentation vor allem die eigenen Publikationen.

Einerseits wirken diese Affordanzen konventionell (Lebensläufe, Profilbilder, Publikationslisten sind nichts Neues), sie haben aber zugleich eine spezifische Funktion innerhalb der hochgradig algorithmisierten Netzwerke. Denn die ausgewählten Elemente dieser digitalen Selbstrepräsentationen werden wiederum in die automatisierten Kommunikations- und Informationsprozesse der Seiten eingebunden: Das gewählte Profilbild beispielsweise wird einer Fülle an Menschen in verschiedenen Popups- und Seitenleisten angezeigt; die Angabe des Arbeitgebers führt zum automatischen Erkennen weiterer Beziehungen und auf akademischen Netzwerken werden die eigenen Publikationen beispielsweise auf möglicherweise verlinkbare Zitationen hin geprüft und stellen automatisch Verknüpfungen her. Die Akteur*innen sind außerdem dazu aufgefordert, die eigenen Kenntnisse, Fähigkeiten beziehungsweise akademischen Interessen oder auch die Themen ihrer Texte mit Hilfe von „Tags" – also Schlagworten – verlinkbar und für andere identifizierbar zu machen. Das heißt, die Aufforderung *sich zu präsentieren* wird durch die vernetzenden Funktionen der Seiten zugleich zur Aufforderung, *sich innerhalb eines digitalen Verweisungszusammenhangs zu verorten*.

Die zweite zentrale Aufforderung der untersuchten SNS lautet, *sich sozial zu vernetzen*. Mit regelmäßigem Nachdruck fordern die Seiten *LinkedIn* und *Xing* ihre Nutzer*innen dazu auf, mögliche berufliche Kontakte mit ihrem eigenen Profil zu verbinden, diese Vernetzungen öffentlich sichtbar zu machen und dadurch das eigene Profil *aufzuwerten*.

16 Vergleichend dazu van Dijck 2013.

Was auf *LinkedIn* und *Xing* das Vernetzen ist, ist auf akademischen SNS das sogenannte *following*, das sich an Funktionen von Seiten wie *YouTube*, *Instagram* oder *facebook* anlehnt. Die Funktion fordert mich als Nutzer*in (durch die wiederholte Sichtbarmachung entsprechender Schaltflächen) auf, das Profil einer anderen Person mit meinem zu vernetzen und Neuigkeiten über deren Aktivitäten, vor allem über neue Publikationen, zu erhalten. Diese Funktion bietet also die Möglichkeit, regelmäßig über Neuigkeiten in den eigenen akademischen Interessengebieten informiert zu werden – damit hat sie durchaus auch einen expliziten wissenschaftlichen Zweck, der sich in ihren Aufforderungscharakter einschreibt. Genauso birgt die Funktion aber auch weniger explizite Affordanzen, die noch stärker von meinem soziokulturellen Wissen abhängig sind. So weiß ich als versierte akademische Nutzer*in einer SNS beispielsweise, dass der Klick auf „follow" der jeweiligen Person angezeigt wird und auch für andere Nutzer*innen sichtbar gemacht wird – ich weiß also, dass mich *Academia.edu* dadurch auch zu einem Akt der öffentlichen Sichtbarmachung meines Interesses für diese Person auffordert, die wiederum eigene soziale und berufliche Implikationen mit sich bringen kann. Die Schaltfläche fordert dementsprechend nicht nur zum Informationsaustausch und zur Vernetzung auf, sondern auch dazu, mein *soziales Kapital* (Bourdieu 1983) *sichtbar zu machen*.[17]

Hand in Hand damit geht die Aufforderung, möglichst regelmäßig mit anderen Akteur*innen *zu kommunizieren und mit ihren Profilen sowie ihren Produkten zu interagieren*: das bedeutet beispielsweise, man soll sich die Profile anderer ansehen, ihre Beiträge oder eben Publikationen lesen, diese Beiträge *liken*, kommentieren oder teilen, anderen Nutzer*innen zu bestimmten Errungenschaften gratulieren, ihre Kenntnisse bestätigen, oder gleich Gruppen innerhalb des Netzwerks aufbauen und moderieren, die sich mit bestimmten Themen beschäftigen. Die Seiten artikulieren dadurch deutlich ein Paradigma, das lautet: Bleib immer auf dem Laufenden, sei möglichst *live* dabei, sei aktiv und zeige diese Aktivität auch anderen!

Diese Praxisaufforderungen sind bereits mit einem dritten und besonders stark hervortretenden Bündel an Affordanzen dieser Seiten verknüpft. Sie alle fordern implizit dazu auf, dafür zu sorgen, dass dem eigenen Profil noch mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, sie fordern – kurz gesagt – *mehr* Profil.

Die Grundlage dafür ist, dass die dem eigenen Profil und auch anderen Profilen entgegengebrachte Aufmerksamkeit sichtbar gemacht wird, beispielsweise durch die erwähnte Sichtbarmachung neuer Follower oder Kontakte, aber auch durch eingeblendete Hinweise darauf, wer zuletzt das eigene Profil angesehen hat. Während diese Funktion bei *LinkedIn* zum Standard gehört, kann sie auf *Xing* und *Academia.edu* durch einen kostenpflichtigen Premium-Account erworben (und auf *LinkedIn* durch diesen Premium-Account erweitert) werden. *Academia.edu* zeigt mir dann beispiels-

17 Bourdieus Theorie des sozialen Kapitals wurde bereits von verschiedenen Autor*innen in Bezug zu Social Media gesetzt, für qualitative Zugänge vgl. exemplarisch Gandini 2016; Lambert 2016; Schwarz 2010.

weise namentlich an, welche der registrierten Nutzer*innen welche meiner Texte wann angesehen und aufgerufen haben – und wenn die Online-Lesefunktion verwendet wurde, sogar, wie viele Seiten im jeweiligen Text gelesen wurden.

Hier wird deutlich, dass die Algorithmen mancher der Seiten auch das bloße Anklicken eines Profils oder das Lesen eines Texts als eine Handlung werten, die Aufmerksamkeit und damit einen Akt der Wertschöpfung konstituiert, der sich für die Seitenbetreiber*innen monetarisieren lässt. Indem diese Algorithmen als „coded quantifications of sociality" (Van Dijck 2013: 202) die Sichtbarkeit des Wer, Wann und Wie der zugeteilten Aufmerksamkeit an die Nutzer*innen zurückverkaufen, bieten sie ihnen die Möglichkeit, ihre Selbstdarstellung zu optimieren und noch mehr Aufmerksamkeit zu erzeugen.

Noch wesentlich dominanter wird dieses Leitprinzip einer zu erhöhenden Aufmerksamkeit dort, wo es nicht um die individuelle Aufmerksamkeit Einzelner geht, sondern wo diese Aufmerksamkeit durch Algorithmen erstens quantifiziert und zweitens diese quantifizierten Daten in verschiedenen Analyseansichten angezeigt werden. Diese Entwicklung weist starke Parallelen zu Praktiken des *quantified self* (wie beispielsweise beim *fitness tracking*) auf, insofern auch hier eine „doppelte Plausibilisierungstrategie" wirksam wird, die eine wissenschaftliche Plausibilisierung der Ergebnisse und zugleich durch ihre Anschaulichkeit unmittelbare Evidenz suggeriert (Duttweiler et al. 2016: 13).

Während *LinkedIn* und *Xing* in dieser Hinsicht noch verhältnismäßig zurückhaltend agieren, bieten gerade die akademischen SNS hier besonders ausgefeilte Techniken an. *Academia.edu* führt mir beispielsweise offensiv vor Augen, wie viele Aufrufe mein Profil allgemein und wie viele Ansichten jeder einzelne meiner Texte hat. Die Rubrik „Analytics" zeigt mir Detaildiagramme für diese Aufrufe oder den quantitativ messbaren „Impact" meines Profils an und bildet so – in der Eigenlogik der SNS – visuell anschaulich den statistischen Erfolg meiner Selbstwertschöpfungsbemühungen ab.

Researchgate geht sogar noch einen Schritt weiter. Jeder Nutzer*in wird gleich neben dem eigenen Profilbild der sogenannte „RG-Score" angezeigt. Über die exakte Zusammensetzung des Scores gibt das Unternehmen keine Auskunft, umreißt aber das Prinzip mit den Worten: „The RG Score takes all your research and turns it into a source of reputation. It is calculated based on the research in your profile and how other researchers interact with your content."[18] Dabei gibt mir die Seite zugleich die Information, wie hoch mein numerischer Wert im Vergleich zu allen anderen *Researchgate*-Nutzer*innen ist, verbunden mit der Aufforderung: „Boost your scores!"

18 Das Zitat wird bei einem eingeloggten Account auf der Webseite www.researchgate.net bei einem Klick auf das Informationssymbol neben dem „RG-Score" auf der Unterseite „Scores" angezeigt. Das folgende Zitat in diesem Absatz bezieht sich ebenfalls auf die Seite „Scores". Vgl. (bei entsprechendem Nutzer*innennamen): https://www.researchgate.net/profile/Christoph_Bareither/reputation (08.03.2018).

Hier wird ganz konkret, was der Präsentation statistisch gemessener Aufmerksamkeiten an vielen Punkten der Netzwerke bereits implizit ist: nämlich die hier spezifische Aufforderung, *sich mit anderen Personen des Netzwerks zu vergleichen*. Wenn ich mich klickend durch eines der Netzwerke bewege, begegnen mir ständig Angaben dazu, wie viele Klicks die Profile meiner Kolleg*innen oder wie viele Downloads ihre Texte haben, oder wie hoch und einflussreich ihr „RG-Score" ist. Dadurch werde ich als Nutzer*in unweigerlich Teil einer „Kultur des Wettbewerbs" (Tauschek 2013), also eingebunden in komplexe soziokulturelle Prozesse des Hierarchisierens und Vergleichens von Leistung. Natürlich ist es keine Neuigkeit, dass akademische Karrieren (insbesondere von Nachwuchsforschenden) allein durch ihre Prekarität in hochgradig kompetitive Prozesse eingebunden werden, und auch Rankings beziehungsweise numerische Vergleiche sind in vielen akademischen Feldern längst gängig. Doch ein Vergleich, der – und das ist das ‚Neue' – anhand digital vermittelter, automatisch quantifizierter und unmittelbar sichtbar gemachter Aufmerksamkeit stattfindet, begünstigt hier vor allem diejenigen, die gewillt sind, nach den Regeln der Netzwerke zu spielen. Er begünstigt diejenigen, die sich – wie es die Affordanzen berufsorientierter SNS nahelegen – gut präsentieren und verorten, sich im Internet intensiv vernetzen, die online sehr aktiv und kommunikativ sind und schließlich auch die vielfältigen und teils kostenpflichtigen Funktionen zur Selbstanalyse und Selbstoptimierung nutzen.

Auch eine wissenschaftspolitische Frage

In der Zusammenfassung dieser Aspekte entsteht ein mehrschichtiges Bild. Berufsorientierte SNS im Allgemeinen und akademische SNS im Besonderen fordern dazu auf, 1) sich zu präsentieren und sich innerhalb eines digitalen Verweisungszusammenhangs zu verorten; 2) sich sozial zu vernetzen, auf dem Laufenden zu bleiben und zugleich das eigene soziale Kapital durch möglichst regelmäßige und aktive Kommunikation sichtbar zu machen und 3) die dem eigenen Profil entgegengebrachte Aufmerksamkeit kontinuierlich zu prüfen und nach Möglichkeit zu erhöhen, auch und gerade indem man den anderen genannten Affordanzen Folge leistet.

Abzuschließen ist dieser Überblick zunächst mit einer Einschränkung. Denn natürlich *zwingen* die Affordanzen – verstanden als relationale Praxisaufforderungen und Praxisbeschränkungen – die Akteur*innen nicht, auf bestimmte Art und Weise zu denken und zu handeln. Wie die Akteur*innen tatsächlich mit diesen Affordanzen umgehen, ist eine Frage, die mit den methodischen Zugängen dieses Beitrags nicht beantwortet wird. Dennoch ist diese Frage relevant für eine abschließende Diskussion, denn sie kann nicht nur empirisch beantwortet, sondern auch wissenschaftspolitisch diskutiert werden.

Diese wissenschaftspolitische Diskussion ist umfassend und muss beispielsweise Fragen nach dem problematischen Umgang mit Urheberrechten und nach den privatwirtschaftlichen Interessen beziehungsweise Monetarisierungsbestrebungen der

Seitenbetreiber*innen einschließen. Ohne diese Diskussion hier in vollem Umfang leisten zu können, beschränke ich mich auf einen spezifischen, mit der oben angestellten Analyse eng verflochtenen Punkt.

Wichtig ist dabei zunächst: Der Vergleich der angesprochenen SNS in Hinblick auf die Aufforderung zur unternehmerischen Selbstwertschöpfung ist ein spezifischer Blickwinkel, der sich auch umkehren lässt. Wenn man diese Netzwerke beispielsweise daraufhin befragt, inwiefern sie die freie Verfügbarkeit von wissenschaftlicher Literatur und ihre wesentlich schnellere Zirkulation befördern; wenn man fragt, inwiefern in ihnen tatsächlich Neues entdeckt werden kann; inwiefern hier auch jüngere und weniger etablierte Forschende Aufmerksamkeit erreichen können; inwiefern hier ein tatsächlich inhaltlich produktiver Austausch stattfinden kann zwischen Forschenden, die sich sonst vermutlich niemals begegnet wären – dann treten andere Affordanzen und mit ihnen andere soziokulturelle Aufforderungen in den Vordergrund, und es entsteht ein anderes Bild von den wissenschaftlichen Potenzialen akademischer SNS.

Diesen wissenschaftspolitisch progressiven Potenzialen stehen allerdings diejenigen digitalen Affordanzen gegenüber, die auf unternehmerische Selbstwertschöpfung und Selbstvermarktung in akademischen Arbeitsfeldern hinwirken. Während diese Tendenzen zugegebenermaßen nicht nur auf berufsorientierten SNS wirksam sind, sondern auch alltägliche akademische Arbeitswelten jenseits des Internets prägen, bringen diese SNS jedoch einen spezifischen und wissenschaftspolitisch brisanten Aspekt ins Spiel: Sie etablieren – im Zuge der Implementierung von Affordanzen zur unternehmerischen Selbstwertschöpfung – automatisierte und nach einer privatwirtschaftlichen Logik strukturierte Messverfahren, deren Ergebnisse explizit oder implizit als Indikatoren für wissenschaftliche Qualität inszeniert werden.

Dieses Argument kann man mit einem schulterzuckenden Hinweis auf die Bedeutungslosigkeit von *Academia.edu*-Statistiken oder dem „RG-Score" für offizielle akademische Auswahlverfahren abtun. Doch zu fragen wäre, wie sich entsprechende Affordanzen auch in die impliziten kompetitiven Vergleiche des akademischen Arbeitsalltags einschalten. Wer heute einen wissenschaftlichen Text über die Suchmaschine *Google* sucht, landet schnell auf einer der diskutierten SNS. Und ob die dort automatisch angezeigten Klickzahlen nun bei 100 oder 10.000, ob die „RG-Scores" bei 1,71 oder 11,21 liegen, das kann durchaus den Eindruck der Relevanz des jeweiligen Textes oder ihrer Autor*innen prägen und dieser Eindruck kann weiter in die Bedeutungsgeflechte akademischer Arbeitsfelder diffundieren.

Ob man deshalb alle eigenen Accounts auf akademischen SNS löschen sollte, wie es an verschiedener Stelle gefordert wird,[19] sei dahingestellt. In Anbetracht ihrer Popularität ist ohnehin fraglich, ob sich die Entwicklung aufhalten oder umlenken lässt. Was bleibt, ist dann die vieldiskutierte „Medienkompetenz" auch für akademi-

19 Vgl. exemplarisch https://www.forbes.com/sites/drsarahbond/2017/01/23/dear-scholars-delete-your-account-at-academia-edu/#554f7c852d62 (08.03.2018)

sche SNS einzufordern, das heißt ein kritisches Bewusstsein dafür, zu welchen Umgangsweisen diese Seiten auffordern und welche wissenschaftspolitischen Implikationen mit ihren Affordanzen verbunden sind.

Literatur

Beck, Stefan (1997): Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin.

Benkel, Thorsten (2012): Die Strategie der Sichtbarmachung. Zur Selbstdarstellungslogik bei Facebook. In: Zurawski, Nils/Schmidt, Jan-Hinrik/Stegbauer, Christian (Hrsg.): Phänomen „Facebook". Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft 13, o. P.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Soziale Welt/Sonderband 2: Soziale Ungleichheiten, S. 183–198.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M.

boyd, danah (2011): Social Network Sites as Networked Publics. Affordances, Dynamics, and Implications. In: Papacharissi, Zizi (Hrsg.): A Networked Self. Identity, Community and Culture on Social Network Sites. New York: Routledge, S. 39–58.

Bröckling, Ulrich (2016): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.

Duffy, Brooke Erin/Hund, Emily (2015): „Having it All on Social Media". Entrepreneurial Femininity and Self-Branding Among Fashion Bloggers. In: Social Media + Society 1/2, S. 1–11.

Duffy, Brooke Erin/Pooley, Jefferson D. (2017): „Facebook for Academics". The Convergence of Self-Branding and Social Media Logic on Academia.edu. In: Social Media + Society 3/1, S. 1–11.

Duttweiler, Stefanie et al. (Hrsg.) (2016): Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld.

Frischling, Barbara (2014): Alltag im digitalen Panopticon. Facebook-Praktiken zwischen Gestaltung und Kontrolle. Marburg.

Gandini, Alessandro (2016): Digital Work. In: Marketing Theory 16/1, S. 123–141.

Gershon, Ilana (2017): Down and out in the new economy. How people find (or don't find) work today. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Gibson, James J. (1986): The ecological approach to visual perception. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, Publishers.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies of Qualitative Research. New Brunswick, London.

Horst, Heather A./Miller, Daniel (Hrsg.) (2012): Digital Anthropology. London, New York: Berg.

Hutchby, Ian (2014): Communicative Affordances and Participation Frameworks in Mediated Interaction. In: Journal of Pragmatics 72/, S. 86–89.

Kaun, Anne/Stiernstedt, Fredrik (2014): Facebook time. Technological and institutional affordances for media memories. In: New Media & Society 16/7, S. 1154–1168.

Koch, Gertraud (Hrsg.) (2016): Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung. Köln.

Lambert, Alex (2016): Intimacy and Social Capital on Facebook. Beyond the Psychological Perspective. In: New Media & Society 18/11, S. 2559–2575.

Madianou, Mirca/Miller, Daniel (2012): Polymedia. Towards a new theory of digital media in interpersonal communication. In: International Journal of Cultural Studies 16/2, S. 169–187.

Marwick, Alice/Ellison, Nicole B. (2012): „There Isn't Wifi in Heaven!" Negotiating Visibility on Facebook Memorial Pages. In: Journal of Broadcasting & Electronic Media 56/3, S. 378–400.

McVeigh-Schultz, Joshua/Baym, Nancy K. (2015): Thinking of You. Vernacular Affordance in the Context of the Microsocial Relationship App, Couple. In: Social Media + Society 1/2, S. 1–13.

Miller, Daniel et al. (2016): How the World Changed Social Media. London: UCL Press.

Schrock, Andrew Richard (2015): Communicative Affordances of Mobile Media. Portability, Availability, Locatability, and Multimediality. In: International Journal of Communication 9, S. 1229–1246.

Schwarz, Ori (2010): On Friendship, Boobs and the Logic of the Catalogue. Online Self-Portraits as a Means for the Exchange of Capital. In: Convergence: The International Journal of Research into New Media Technologies 16/2, S. 163–183.

Scolere, Leah/Humphreys, Lee (2016): Pinning Design. The Curatorial Labor of Creative Professionals. In: Social Media + Society 2/1, S. 1–13.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1998): Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.

Tauschek, Markus (2013): Zur Kultur des Wettbewerbs. Eine Einführung. In: Ders. (Hrsg.): Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken. Münster, S. 7–36.

Van Dijck, José (2013): ‚You have one identity'. Performing the self on Facebook and LinkedIn. In: Media, Culture & Society 35/2, S. 199–215.

Wiedemann, Carolin (2011): Facebook: Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hrsg.): Generation Facebook. Über das Leben im Social Net. Bielefeld, S. 161–181.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 461–468.*

Sabine Eggmann

Unternehmen Laienchor – zur Ökonomisierung des Singens?

„Und was würdest du sagen, was ist generell die Motivation von Leuten, in einem Chor mitzusingen?" Mit dieser Frage begann unsere wissenschaftliche Mitarbeiterin Annatina Kull regelmäßig ihr Interview, das sie im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Thema „Immaterielles Kulturerbe und demographischer Wandel"[1] mit Sängerinnen und Sängern sowie mit den Chorleitungen von Laienchören in der Schweiz geführt hat. Fast schon paradigmatisch für die verschiedenen Repliken antwortete ihr einer der Sänger: „Ich glaube die Freude an der Musik, die Freude an der Gemeinschaft, die Freude, etwas selber zu machen, auch aufzutreten in diesen Projekten. Ja, ich glaube, das sind schon die wichtigsten Elemente."[2] Viele der Frauen und Männer unterschiedlichen Alters, die sich zu einem Gespräch mit uns zur Verfügung gestellt haben, beschreiben ihre Motivation zum (Mit-)Singen in einem Laienchor in ähnlichen Worten. Alle investieren viel Zeit und Energie in ihr Hobby in einem (meist klein-)städtischen, schweizerischen Laienchor. Zusammengesetzt sind die Chöre in der Regel – entgegen oder trotz dem eigenen Credo, dass jede/r mitmachen kann und willkommen ist – aus dem sozialen Umfeld einer gebildeten Mittel- und Oberschicht (Kull 2017: 7f.). Schweizweit beleben aktuell zahlreiche Chorneugründungen das Feld (Cajöri 2009; Kull 2017: 14f.),[3] während dem Freizeitchorwesen auch immer wieder das drohende Aussterben nach- beziehungsweise vorausgesagt wird.[4] Begründet und kontextualisiert wird das eine wie das andere – Neugründung und Aussterben – im umfassenden gesellschaftlichen Wandel westlichen beziehungsweise

1 Vgl. „(Dis-)Kontinuitäten im Chorwesen. Das Chorsingen als immaterielles Kulturerbe im Kontext des demografischen und gesellschaftlichen Wandels". Forschungsprojekt an der Hochschule Luzern – Musik, in Kooperation mit der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Laufzeit 2015–2017. Forschungsleitung: Prof. Dr. Marc-Antoine Camp. Projektmitarbeitende: Annatina Kull, Reto Stäheli, Sabine Eggmann. Das Forschungsprojekt wurde mit Unterstützung des Bundesamtes für Kultur realisiert.

2 Interview mit B. P., 04.05.2016. Alle InterviewpartnerInnen wurden innerhalb der Forschungspräsentation anonymisiert.

3 Interview mit F. L., 25.11.2015.

4 Interview mit C. D., 27.11.2015.

schweizerischen Zuschnitts. Genannt werden dabei Phänomene wie demografischer Wandel, gesteigerte Mobilität, Veränderung der Arbeit, veränderte Geschlechterrollen und ähnliches, die sich fördernd oder hemmend auf das nicht-professionelle Singen in der Freizeit auswirken könnten (Kull 2017: 8f.). Weder der gesellschaftliche noch der historische Wandel des Chorwesens sind allerdings neu. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts – etwa eine Generation nach den ersten Gründungen von Männerchören in der Schweiz – formierten sich gemischte Chöre, die die Einseitigkeit des Männerchorrepertoires beklagten und neue Wege und Formen des gemeinsamen Singens suchten (Cajöri 2009). Waren eine nationale Gesinnung und patriotische Ausrichtung die politischen Grundfesten zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Ehrismann 2018), wandelten sich im Verlauf der inzwischen 200 Jahre modernen schweizerischen Laienchorwesens deren Motivationen und Ziele. Heute liegt die Betonung auf der beglückenden und gesundheitsfördernden Qualität von Musik und Singen: „Was könnte noch die Motivation sein? Also ich denke schon dieses Glücksgefühl. Es werden wahrscheinlich Pheromone ausgelöst – denke ich – beim Singen. Und das macht viel aus."[5] Neben den Aspekten der Gemeinsamkeit von Interessen und der dadurch entstehenden Gemeinschaft, die in dem eingangs zitierten Gespräch formuliert wurden, wird das Glück und die Lust zu singen betont. Gleichzeitig werden diese Charakteristika des Singens naturalisiert und zu einem Bild vom glücklichen und gesunden Menschen im gemeinsamen Kreativsein verdichtet[6]. Rechtlich untermauert durch die vereinsmäßige Organisationsform[7] wird das Laienchorsingen in den Motivationsäußerungen konsequent weder als Arbeit verstanden noch im Hinblick auf wirtschaftliche Verwertbarkeit interpretiert. Es gilt ausdrücklich – ich zitiere eine Schweizer Webseite für „Startups":

> „Der Verein ist im Zivilgesetzbuch (ZGB) ab Art. 60 geregelt. Ein Verein ist ein Zusammenschluss von Personen und/oder Gesellschaften, welche gemeinsam einen nichtwirtschaftlichen Zweck verfolgen wollen. Das heißt, der Vereinszweck ‚für seine Mitglieder finanzielle Vorteile zu erwirtschaften' o. ä. ist nicht erlaubt. Grundsätzlich zulässig sind gesellige, politische, wissenschaftliche oder wohltätige Zwecke. Ein Verein kann aber ein sogenanntes ‚nach kaufmännischer Art geführtes Gewerbe' betreiben. Dies jedoch nur als Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, welcher wie erwähnt nicht wirtschaftlich sein darf."[8]

Diesem naturalisierten, gesetzlich sekundierten Menschenbild steht das – in westlichen Gesellschaften aktuell dominierende, historisch verfestigte, wirtschaftswissenschaftlich konzipierte – Modell des *homo oeconomicus* entgegen. Demgemäß

5 Interview mit A. L., 19.04.2016.

6 „Für die Wiederbelebung des Chorgesangs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist – neben der unverwüstlichen Urlust des Menschen zu singen – die Internationalisierung der Chorliteratur von erheblicher Bedeutung." (Lutschewitz 2012: 20); vgl. Interview mit C. D., 27.11.2015; Interview mit S. P., 11.03.2016.

7 Vgl. Webseite „Startups.ch", https://www.startups.ch/de/blog/verein-zweck-haftung-musterstatuten/ (24.8.2017).

8 https://www.startups.ch/de/blog/verein-zweck-haftung-musterstatuten/ (24.8.2017).

schließen sich in einer grundsätzlich ökonomisch fundierten und organisierten Gesellschaft Menschen, die individualistisch und zweckrational ihren Eigennutz maximieren, um des Tausches willen zu einem größeren Verbund zusammen (Scholl 2015: 114). An dieses Gesellschafts- und Menschenbild knüpft das soziologische Konzept des *unternehmerischen Selbst* an, das Dominik Scholl in seiner Dissertation zu ethnografischen Aspekten und Narrativen der Arbeit auch konsequent als „Abkömmling des *homo oeconomicus*" qualifiziert (Scholl 2015: 117). Ulrich Bröckling hat die Figur des *unternehmerischen Selbst* in seinem gleichnamigen Buch entworfen und in Form der „Soziologie einer Subjektivierungsform" unter der aktuell „postulierte[n] Allgegenwart des Marktes" analytisch nachvollzogen (Bröckling 2007: 72). Die Vorgaben, unternehmerisch zu handeln, dringen gemäß Bröckling in alle Felder sozialen Seins ein, verbreiten ihre Logik und imprägnieren jegliche Selbst- und Fremdverhältnisse.

Diese Konzeption gesellschaftlicher Verhältnisse, die durch ein allgemeines Überhandnehmen des ökonomischen Denkens charakterisiert sind, tritt in ein Spannungsverhältnis zu dem eingangs formulierten Verständnis von Laienchören als vordergründig ökonomiefreiem Lebensbereich. Diese Spannung möchte ich als produktiven Ausgangspunkt nehmen, um danach zu fragen, welche alltäglichen Konkretisierungen von ökonomischer Praxis, von marktwirtschaftlicher Strukturlogik und deren subjektivierender Überformungskraft sich am Beispiel schweizerischer Laienchöre nachvollziehen lassen. Meinen anschließenden Ausführungen stehen dementsprechend die beiden folgenden Fragen voran: Wie, wo und mit welchen Effekten wirkt das ökonomische Denken subjektivierend auf LaienchorsängerInnen? Wird der Laienchor unter dem Diktat des allgegenwärtigen Marktes zum *Unternehmen* und das Singen zur *wirtschaftlichen* Praxis?

Eine Chorsängerin aus Basel statuiert ganz in diesem Sinn:

> „(…) es ist ja auch so gedacht / Nicht nur, dass es sozusagen Leute beschäftigt hält, also, dass es ein Hobby ist für jemanden, sondern es ist ja auch gleichzeitig dann noch ein Geschenk an die Öffentlichkeit, oder? Und es kommen Leute dahin, die sich dann daran erfreuen und denen es etwas gibt. Von dem her ist es jetzt auch etwas Anderes als jetzt zum Beispiel Badminton spielen. Weil wir ja da auch noch was / Das ist ja auch was Produktives. Wir schaffen etwas, etwas Kreatives (…). Wir schaffen etwas und bringen es dann irgendwann unter die Leute. Und das ist so eine Wechselwirkung, (…) die finde ich jetzt halt an Chören oder Orchestern nochmal sehr speziell, ja, (…) was ich toll finde."[9]

Andreas Reckwitz, der sich – prominent und ausführlich – aus einer soziologischen Perspektive mit Kreativität als gesellschaftlichem Phänomen beschäftigt hat, fasst diese Kombination von Markt und Kreation als Typik und grundlegende Bedingung sozialen Handelns in den zeitgenössischen westlichen Gesellschaften (Reckwitz 2006: 517). Er sieht „[d]as Subjekt der Postmoderne als ästhetischökonomische Doublette" (Reckwitz 2006: 500), das sich seit den 1980er Jahren entwickelt hat und sich im Folgenden in den westlichen Gesellschaften zunehmend als Sozialfigur durch-

9 Interview mit S. F., 20.4.2016.

setzt. Das Subjekt ist demzufolge – nach der „Ablösung des zweckrationalen und regelorientierten Handlungstypus durch einen expressiven und symbolinnovativen Typ des Handelns" (Reckwitz 2016: 190) – bedingt und in seinen Praktiken geprägt von den beiden, miteinander verschmolzenen Sphären der Kreativität und des Marktes: „Kennzeichnend ist vielmehr, dass er [*der Kreative*; SE] auf zwei Klaviaturen zugleich spielt: der ästhetisch-expressiven der Kreation und der ökonomischen des Marktes." (Reckwitz 2016: 190) Das heisst: „Diese post-bürokratische, projektförmige Arbeitskultur produziert und präjudiziert ein Arbeitssubjekt, das sich als hybride Doppelkonstruktion von ‚Kreativsubjekt' und ‚unternehmerischem Subjekt' darstellt (…)" (Reckwitz 2006: 500). Aus dieser Doppelkonstruktion folgt, dass sich der „ästhetische und der ökonomische Code (…) nicht als einander widersprechend dar[stellen] (…), sondern als komplementär, einander ergänzend und sich gegenseitig verstärkend." (Reckwitz 2006: 599) Damit verbunden ist die Herstellung von Produkten für einen Aufmerksamkeitsmarkt, der gleichzeitig das Selbstverhältnis der Subjekte spezifisch formt:

> „Bereits die Tätigkeit der Artefaktkreation im Projektteam ist auf spezifische Weise konsumentenorientiert und verlangt nach einem unternehmerischen Sinn in Form einer sensibilisierten Beobachtung der organisationellen Umwelt, insbesondere der Perspektive der potentiellen Konsumenten" (Reckwitz 2006: 517).

Der Laienchor als „Unternehmen"

Die Verbindung von Chor und Publikum, wie sie aus Sicht der bereits zitierten Basler Chorsängerin definitorisch angelegt ist, kann aus der Reckwitz'schen Perspektive als Konsumentenorientierung verstanden werden, die eine unternehmerische Praxis gleichzeitig verlangt und hervorbringt. Die „sensibilisierte Beobachtung der organisationellen Umwelt" bezieht sich dann sowohl auf die eigene Vereinsstruktur als auch auf das anzusprechende Publikum, die beide in ökonomischem Sinn adressiert und geformt werden müssen, wie es ein Chorsänger aus Zug pointiert beschreibt:

> „Also wir definieren uns als einen Laienchor mit professionellen Ansprüchen, professionellen Ansprüchen an die Musik selber, an die Werke, die wir aufführen, dann aber auch an die Veranstaltungen, die wir machen, also wie [betont] wir diese Veranstaltungen publizieren, wie wir die managen. Ich meine, wir machen einen Umsatz von etwa einer Viertelmillion im Jahr. Also wir sind eigentlich ein kleines KMU[10]. Professionell auch einigermaßen von der Organisation her. Wir sind relativ straff organisiert und haben einen leistungsfähigen Vorstand. Das ist sicher das, was uns auszeichnet. Ich glaube, wir haben einen recht guten Ruf hier in der Region. Man kennt uns. Ist eine Marke, ein Referenzpunkt. Und wir haben auch gute Ansprechpersonen, sagen wir jetzt, bei öffentlichen oder privaten Kulturveranstaltern, Kulturdienstleistern, Gönnern, Stiftungen und so weiter. Da pflegen wir ein recht gutes Verhältnis."[11]

10 Abkürzung für „Klein- und mittelständiges Unternehmen".

11 Interview mit B. P., 04.05.2016; vgl. Webseite des Chors: „6. Mittel: Wir finanzieren uns durch Mitgliederbeiträge, Konzerteinnahmen, Beiträge von Gönnern und kulturorientierten Stiftungen, Gastengagements, Legate, Projektbeiträge und zielorientierte Leistungsvereinbarungen mit der

Der hier zitierte Chor aus der Zentralschweiz schafft es, die Lücke im aktuellen Unterhaltungsangebot zu finden, in der ihr Produkt – die „repräsentative und stilsichere Aufführung chorsinfonischer Werke und anspruchsvoller a-cappella-Literatur von der Renaissance bis in die Gegenwart“[12] – das „Begehren der Konsumenten erregt, und (…) über dauerhafte Kundenpflege eine emotionale Bindung gegenüber Marken“ erreicht (Reckwitz 2006: 517). Dafür setzen sie gezielt auf professionelle Öffentlichkeitsarbeit, funktional differenzierte Aufgabenverteilung, systematisches Marketing und ein für sie entwickeltes Corporate Design:

> „Aber wir haben – das ist ganz wichtig – wir haben eine – wie sagt man? – wie so ein eigenes Design. Also man erkennt schon an dem Plakat selbst, das ist von uns. Das ist also nicht jedes Mal etwas Anderes. Und das ist auch nicht ‚handgelismet‘ [*handgestrickt*; SE]. Das macht also dann (…) eine Agentur, wie die heissen, also Grafikagentur. Die machen das.“[13]

Marktförmige Subjektivierungen

Was bedeutet diese wirtschaftlich orientierte Ausrichtung des Chors für die „AnbieterInnen“, in unserem Fall die SängerInnen und Chorleitungen? Wird auch hier das Verhältnis zu sich selbst beim Singen marktförmig gestaltet, „so dass das unternehmerische Selbst als Subjektivierungsform in alltägliches Handeln hineinwirkt“, wie Dominik Scholl die Konsequenz der Bröckling'schen Perspektivierung formuliert hat (Scholl 2015: 193)?

Mit dem theoretischen Zugriff und der analytischen Hilfe des relationierenden Kulturbegriffs, auf dem die ethnografische Zugangsweise der Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie basiert (Eggmann 2014), lässt sich die Frage in einer produktiven Umformulierung neu ausrichten. Entscheidend ist nicht die Tatsache, *ob* beziehungsweise *dass* das unternehmerische Selbst als Subjektivierungsform in alltägliches Handeln hineinwirkt, sondern *wie* unternehmerisches Handeln auf die Menschen (als Subjekte) wirkt. Damit öffnet sich der Blick auf das Subjekt in seiner je spezifischen Formierung, das als multipler Effekt gesellschaftlicher Praxen und Verhältnisse verstanden wird. Aufgebrochen wird damit auch die Konzeption des unternehmerischen Selbst als *ganzes Subjekt* zugunsten verschiedener, historisch und gesellschaftlich spezifischer Subjektivierungen eines Menschen. Anhaltspunkte für die

öffentlichen Hand.“, https://www.auditenova.ch/uber-uns/leitbild/ (24.8.2017) bzw. „Über uns: Leitbild: 2. Profil: Wir sind ein gemischter Konzertchor unter professioneller und international anerkannter Leitung. Wir setzen uns zusammen aus einer grossen Zahl qualifizierter Laiensängerinnen und -sängern, die sich gleichmäßig über alle Stimmlagen und Altersgruppen zwischen 20 und 60 verteilen. Wir arbeiten zusammen mit qualifizierten Orchestern und Solisten.“ https://www.auditenova.ch/uber-uns/leitbild/ (24.8.2017) bzw. „Wenn du das nötige Rüstzeug hast und den Chor *Audite Nova* Zug näher kennenlernen willst, dann melde dich bis am 31. Juli 2017 bei unserem Personalverantwortlichen, Tiziano Cautero, tiziano.cautero@auditenova.ch, für eine Schnupperprobe an.“ https://www.auditenova.ch/deine-stimme-zaehlt/ (24.8. 2017).

12 https://www.auditenova.ch/uber-uns/leitbild/ (24.8.2017).

13 Interview mit C. D., 27.11.2015.

Analyse solcher Formierungen bieten die komplex gestalteten Relationalitäten, die der kulturwissenschaftlich-kulturanthropologische Kulturbegriff sozusagen als analytisches „Netz" aufzieht (Eggmann 2014: 275f.). Vielfältige Praktiken, Strukturierungen und Materialitäten werden in ihrer Verbindung untersucht und hinsichtlich ihrer Formierungskraft befragt.

Im Fall der LaienchorsängerInnen werden damit wesentliche Aspekte ihrer konkreten Praxis bestimm- und interpretierbar: Die Noten der Werke, die gemeinsam gesungen werden, müssen unter den SängerInnen verteilt, kopiert, gekauft oder per E-Mail verschickt und dann heruntergeladen werden; die Probetermine müssen fixiert und eingehalten werden; im Optimalfall wird die eigene Stimme zuhause studiert und eingeübt; beim Eintritt in einen Chor [und ab 60] muss in der Regel der Chorleitung vorgesungen werden. Die eigene Stimme und das eigene Ohr müssen zuhause und in den Chorproben geschult, das Repertoire muss aufgebaut und ständig erweitert, das Einschätzen der musikalischen Qualität des eigenen stimmlichen Vortrags muss gelernt werden. Weiterhin müssen allfällige Konflikte bewältigt werden; die Zusammenarbeit mit der Chorleitung sowie mit anderen Chören muss angestrebt und angeeignet, Konzertauftritte müssen vorbereitet, organisiert und durchgeführt werden.

Diese vielfältigen Praktiken formen das jeweilige Selbstverhältnis im Sinne der Selbstorganisation, der Selbstbeobachtung, der Selbstkontrolle und Selbsteinschätzung, der Selbstoptimierung und Neukonfiguration – qualifiziert als „personal growth" (Reckwitz 2016: 506) – der (musikalischen) Geschmackserziehung und der Netzwerkfähigkeit aufgrund und zugunsten der Marktfähigkeit des Chors. Die Subjektformierung als unternehmerisch ausgerichtete LaienchorsängerInnen, die dazu aufgerufen sind, ein veräußerbares Produkt – in Form eines Konzerts – auf einem öffentlichen Unterhaltungsmarkt anzubieten, wird dabei unterstützt und angeleitet von – heute in der Regel – professionellen, das heißt bezahlten ChorleiterInnen. Unterschiedliche Materialitäten wie Probe- und Konzerträume, Bühne, Publikumsgröße und adäquate Kleidung formen die Körpererfahrung und das damit verbundene Selbstverhältnis der SängerInnen und fungieren als Bedingungen der erfolgreichen Vermarktung.

Destabilisierungen, Konterkarierungen und Mischungsverhältnisse

Destabilisiert und problematisch wird die Marktfähigkeit der Chöre allerdings durch die Herausforderungen der am Anfang meines Vortrags eingeführten gesellschaftlichen und vor allem demografischen Veränderungen, die sich auf die einzelnen SängerInnen und damit auch auf die verschiedenen Chöre auswirken. Im Wandel sind demgemäß die Bevölkerungsstruktur, die Beschaffenheit und Bewertungen von Arbeit, deren zeitlicher Umfang und flexibilisierte Verteilung, die individuelle und kollektive Mobilität, die Geschlechts- und Altersdurchmischung sowie die Form der Haushalts- und Familienzusammensetzungen (Kull 2017: 8f.). Die Forderung nach

und der Versuch einer multiplen Vereinbarkeit unterschiedlicher Projekte – wie Arbeit, Familie und Freizeit – führt zu Diskontinuitäten des Chorsingens; sei es im Verlauf einer Biographie oder in Bezug auf einen Chor, der sich in Ermangelung an SängerInnen auflöst. Die zunehmende Alterung – durch ein potentiell höheres erreichbares Alter und durch quantitativ mehr Menschen in höherem Alter – stellt die Chöre sowie die SängerInnen vor das Problem der (abnehmenden) Stimmqualität. Und nicht zuletzt die Geschlechterverteilung manifestiert sich im Chorwesen in Form von fehlenden (Männer-)Stimmen, die nötig wären, um alle Register (gleichmäßig) besetzen zu können.[14]

Konterkariert wird das unternehmerische Selbst in seiner rational gesteuerten und auf wirtschaftlichen Erfolg ausgerichteten Logik durch die mit dem Singen verbundenen Motivationen: Freude, Glück, interessenbedingte Gemeinsamkeit und Gemeinschaft als intrinsische Qualitäten des Chorsingens entziehen sich der quantifizierenden Steigerungslogik eines kapitalistischen Marktes. Das gemeinsame Singen im Chor macht nicht glücklicher, das gemeinsame Interesse nicht stärker und die soziale Gemeinschaft nicht stabiler durch eine höhere Anzahl an verkauften Konzerttickets.

Diese Destabilisierungen und Konterkarierungen lassen sich mit dem Wirtschaftsanthropologen Stephen Gudeman auch als eine komplexe, oft widersprüchlich verfasste Ordnung denken, die durch Mischungsverhältnisse von wirtschaftlichen sowie *community*-orientierten Praktiken und Strukturen gekennzeichnet ist (Gudeman 2016). Angeleitet von der Selbstdefinition des in der Zentralschweiz arbeitenden Chorleiters, den ich zum Abschluss zitieren möchte, könnte so ein empirisch, ethnografisch und qualitativ bestimmter Begriff der „Erlebnisökonomie" an die Stelle der wirtschaftswissenschaftlich definierten Marktwirtschaft und dem daraus abgeleiteten soziologisch verfassten „Leitbild des unternehmerischen Selbst" (Bröckling 2007: 50) gesetzt beziehungsweise in die Diskussion eingebracht werden:

> „Mit Laien, im Gegensatz zu Profis, spielt auch dieser (…) Aspekt eine ganz grosse Rolle. Die Menschen kommen ja freiwillig und die kommen auch, weil sie – die kriegen ja kein Geld dafür, dass sie da singen. Die wollen also etwas Anderes. Die haben ein Erlebnis (…). Und dieses Erlebnis muss ich ihnen ermöglichen. Das ist mein Anspruch und Ziel."[15]

14 Vgl. https://www.auditenova.ch/deine-stimme-zaehlt/ (28.03.2018).
15 Interview mit C. D., 27.11.2015.

Literatur

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Berlin.

Cajöri, Christoph (2009): Chormusik: Und sie singt doch, die Jugend. Interview mit Kathrin Renggli. In: Merki, Christoph (Hrsg.): Musikszene Schweiz. Begegnungen mit Menschen und Orten. Zürich, S. 368–377.

Eggmann, Sabine (2014): Forschen mit „Kultur" – Revisionen und Potentiale. In: Zeitschrift für Volkskunde 110, H. 2, S. 269–289.

Ehrismann, Sibylle (2018): Chorwesen. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11883.php.

Gudeman, Stephen (2016): Anthropology and Economy. Cambridge.

Kull, Annatina (2017): (Dis-)Kontinuitäten im Chorwesen – Das Chorsingen als immaterielles Kulturerbe im Kontext des demografischen und gesellschaftlichen Wandels. Forschungsbericht der Hochschule Luzern – Musik 16, Luzern.

Lutschewitz, Hartmut (2012): Chorgesang in Deutschland. Historische Entwicklung und aktuelle Lage des deutschen Laienchorgesangs. Eine kritische Bestandsaufnahme zum deutschen Kulturgut Chorgesang im Jahr 2012. Heidelberg.

Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist.

Reckwitz, Andreas (2016): Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie. Bielefeld.

Scholl, Dominik (2015): Arbeit anders denken. Ethnografische Perspektiven auf Narrative der Arbeit. Berlin.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 469–478.*

Eberhard Wolff

Kulturelle Ökonomien von Selbsttests

Eine Erkundung diesseits und jenseits des „Unternehmerischen Selbst“[1]

Für Bernd-Jürgen Warneken (Tübingen/Berlin), der mir bereits während des Studiums den Tipp gegeben hat, einfach einmal das komplette Gegenteil der gängigen Interpretationsweise eines Phänomens gedanklich durchzuspielen, um ein tieferes Verständnis für dieses Phänomen zu entwickeln.

Im Januar 2017 erhielt ich wieder einmal eine Werbe-E-Mail von der Selbsttest-Website „mein-wahres-ich.de“[2]. Der diesmal beworbene Test lautete nicht, wie bei der vorangegangenen E-Mail „Welche Rolle hast Du in Deiner Familie?“ und auch nicht, wie bei der nachfolgenden E-Mail „Welche Märchenfigur bist Du?“. Er lautete: „Wie hoch ist Dein persönlicher Marktwert?“, und er war kurz zuvor online gestellt worden.[3]

Dies war für mich eine Steilvorlage für das Kongress-Panel „Die Ökonomisierung des Selbst“, innerhalb dessen dieser Text erscheint: Ist das *Unternehmerische Selbst*, also die Durchdringung unseres Alltagsverhaltens mit *unternehmerischem Denken* und die Orientierung unseres Alltagsverhaltens an ökonomischen Leistungsstandards schon so weit fortgeschritten, dass es sich bereits hier, in einer eher harmlosen, spielerischen, freizeitbezogenen Ecke der digitalen Alltagswelt breit macht und diese dominiert? Werden Menschen jetzt sogar hier gedrängt oder gezwungen, sich nach ihrem ökonomischen Marktwert einzuschätzen, miteinander zu vergleichen oder sich konkurrenzartig aufeinander zu hetzen? Ganz in dem Sinne, in dem Ulrich Bröckling dies in seiner durchschlagend erfolgreichen Habilitationsschrift von 2007 mit dem Titel „Das Unternehmerische Selbst. Zur Soziologie einer Subjektivierungsform“ mit seiner Theorie von der zunehmenden Unterwerfung unseres Alltags unter die Logik des (neoliberalen) Marktes postuliert hat (Bröckling 2007)? Sind Selbsttests also ein Ort, an dem der von Bröckling heraufbeschworene und ihm zufolge im-

1 Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten. Der Beitrag ist Teil eines Netzes von Einzelprojekten, welche die Engführung heute sehr dominanter kulturwissenschaftlicher Interpretationsweisen alltagskultureller Phänomene mittels einer selektiven Anwendung foucaultscher Deutungsangebote aufzeigt, kritisiert und über sie hinaus gehende Deutungen liefert; siehe meine entsprechenden Veröffentlichungen im Literaturverzeichnis.

2 Im Folgenden werden die genauen Links der Site www.mein-wahres-ich.de der Einfachheit halber nicht mehr durchgängig angegeben, wenn sie dort einfach auffindbar sind.

3 https://www.mein-wahres-ich.de/wie-hoch-ist-dein-persoenlicher-marktwert.html

mer stärker werdende Zwang zur Selbstoptimierung zum Ausdruck kommt? Der Titel des Selbsttests „Wie hoch ist Dein persönlicher Marktwert?" lässt dies vermuten. Das Panel hatte es sich jedoch zur Aufgabe gestellt, zum zehnten Jahrestag von Bröcklings Publikation zu fragen, wie wir diese These weiterdenken können. Dafür soll im Folgenden ein Beispiel vorgelegt werden.

Selbsttests sind in den letzten Jahren eindeutig im Trend.[4] Das Internet ist mit seiner Interaktivität technisch gesehen ein idealer Ort dafür. Zu den populärsten Selbsttests zählen etwa diejenigen, die vorgeben, die persönliche Lebenserwartung zu errechnen. Die thematische Breite von Selbsttests ist jedoch immens. Ein plakatives Beispiel sind etwa Tageszeitungen, auch und gerade ganz seriöse, die in ihren Web-Versionen in der letzten Zeit immer mehr Artikel mit interaktiven Applikationen garnieren, in denen die Lesenden anhand von Fragen ihr Wissen zum Thema eines Artikels testen können: Was wissen sie über Kamerun, den Brexit oder die Neuerungen des Arbeitsrechts?[5] Mehr noch: Seit das Internet interaktiv geworden ist, können Menschen immer mehr körperliche, psychische, gesundheitliche und viele andere Zustände durch das Ausführen von Selbsttests überprüfen: Auf welche Art bin ich farbenblind? Bin ich bereits Alkoholiker? Welche Partei passt am besten zu meinen politischen Vorstellungen? Auch die freien Gentests jenseits einer ärztlichen Behandlung können als Selbsttests verstanden werden.[6]

Digitale Selbsttests haben natürlich eine analoge Vorgeschichte, etwa in populären Zeitschriften wie der „Bravo" mit ihren – allgemein bekannten – psychologischen Selbsterkenntnis-Tests à la: „Was für ein Kuss-Typ bin ich?" Mit Selbsttests konnte und kann darüber hinaus genauso die theoretische Führerscheinprüfung vorbereitet werden wie der Einbürgerungstest. Auch Horoskope könnten wir als Randbereich von Selbsttests betrachten.

Selbsttests sind aus allgemeinen Testverfahren entstanden, die ein typisches Phänomen der industrialisierten Moderne darstellen. Der IQ-Test wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt, um begabte und weniger begabte Schüler effizient auf die richtigen Schulniveaus zu verteilen. Im frühen 20. Jahrhundert wurden von der Psychologie verschiedenste frühe Berufseignungstests entwickelt. Die damals Bekanntesten waren für Straßenbahnfahrer oder Telefonistinnen und testeten unter anderem das Reaktions- und Konzentrationsvermögen.[7] Selbsttests können in einerseits Zustands- und Zuordnungstests (zum Beispiel „Welcher Simpsons-Typ bin ich?") und andererseits Fähigkeits- oder Leistungstests (zum Beispiel „Wie viel weiß ich über

4 Krogerus/Tschäppeler 2014 ist in seiner halb ernst, halb ironisch gemeinten Überzeichnung ein Indiz hierfür. In der Folge hat der Verlag darauf hingearbeitet, dass ein als Bildband gedachtes Buch mit Fotos von Büroklammern, die in psychiatrischen Konsultationen verbogen wurden, als Selbsttest-Buch aufgezogen wurde (Gmür 2015; Wolff 2015).

5 Die Beispiele sind fiktiv, aber typisch. Insbesondere die Süddeutsche Zeitung zeichnet sich durch zahlreiche Online-Selbsttests aus.

6 Zur Abgrenzung siehe Wolff 2018a.

7 Z. B. Horn 2002; Lamberti 2006; Kaminski 2011; Gelhard 2012.

Homer Simpson?") unterteilt werden. Für unsere Fragestellung interessieren uns hier besonders diese Fähigkeits- oder Leistungstests. Den Tests und Selbsttests verwandte alltagskulturelle Phänomene sind etwa Wettbewerbe (Tauschek 2011–13), Prüfungen (Kaminski 2011, Gelhard 2012), Quizzes, Checks, aber auch Messungen, Evaluationen und Selbstdokumentationstechniken vom Schreibkalender bis zum *Quantified Self*[8]. Selbst Ratgeber haben den Tests verwandte Eigenschaften. Selbsttests sind komplexe Phänomene, die sehr unterschiedlich interpretiert werden können. Sie sind von der einschlägigen Forschung (anders als beispielsweise Tests, Prüfungen oder Wettbewerbe) allerdings noch kaum untersucht worden. Soziologisch gesehen werden die oben genannten Verwandten von Selbsttests als Technologien des Selbst und damit als klassische Orte für moderne Subjektivierungsprozesse betrachtet. In der neueren Forschungsliteratur werden sie meist aus der Perspektive der Gouvernementalitätstheorie als eines von vielen Mitteln zunehmender, von außen gesteuerter Selbstkontrolle des Menschen, also eine Form von Fremdführung interpretiert. Aus der Perspektive des *Unternehmerischen Selbst* beziehungsweise einer Ökonomisierung des Selbst wären damit vor allem leistungsbezogene Selbsttests Katalysatoren einer Wettbewerbs-, Ranking- oder Evaluationsgesellschaft, bei denen Menschen sich selbst oder anderen ihre gesellschaftliche Leistungs- oder Anpassungsfähigkeit unter Beweis stellen.[9]

Untersuchen wir also das herausgegriffene Beispiel unter der formulierten Fragestellung nach dem *Unternehmerischen Selbst*. Genau genommen hat die Selbsttest-Website *Mein-wahres-ich.de* gleich zwei solche Marktwert-Tests online geschaltet. Einen bereits im Oktober 2015 unter dem Titel „Wie hoch ist dein Marktwert?"[10] (im Folgenden: Test 1), den anderen, bereits erwähnten, im Januar 2017 (im Folgenden: Test 2).

Der erste „Marktwert"-Test

Der Marktwert-Test 1 aus dem Jahr 2015 umfasst folgende zehn Fragen:

— Was denkst Du, wenn Du Dich im Spiegel siehst?
— Glaubst Du, dass sich Dein Selbstbild mit dem Bild, das andere von Dir haben, deckt?
— Wie würdest Du Deinen Kleidungsstil beschreiben?
— Wenn Du einen Raum betrittst, wie fallen zumeist die Reaktionen aus?
— Stehst Du oft im Mittelpunkt, ohne großartig etwas dafür zu tun?
— Würdest Du sagen, du weißt dich generell gut zu verkaufen?
— Kommst Du schnell mit fremden Menschen ins Gespräch?
— Wirst Du häufig nach Deiner Telefonnummer gefragt?
— Kannst Du Dich gut durchsetzen und gegen andere behaupten?
— Und würdest Du sagen, du kannst andere spielend um den Finger wickeln?

8 Siehe meine Auseinandersetzung damit in Wolff 2019a/b.
9 Als Beispiel für diese Perspektiven siehe z. B. Horn 2002; Lemke 2004; Schlünder 2005; Kaminski 2011; Zeh 2012; Frommeld 2013; Frischling 2016; teilweise Duttweiler 2016.
10 https://www.mein-wahres-ich.de/wie-hoch-ist-dein-marktwert.html.

Das heißt, es geht um Selbstbewusstsein, soziale Attraktivität, soziale Kompetitivität. Hier geht es also durchaus um das, was als *Unternehmerisches Selbst* bezeichnet wird. Nicht zuletzt mit der Frage, ob man sich gut *verkaufen* kann. Hat man die zehn Testfragen im Multiple-Choice-Verfahren beantwortet (die möglichen Antworten sprengen den Rahmen dieses Beitrags), wirft der Test das Ergebnis eines bestimmten Marktwerts aus. Jedem Marktwert folgen ein paar erklärende Sätze (siehe Fußnoten). Der höchste Marktwert ist eine ganze „Schatzkammer voll Juwelen"[11], darunter firmiert eine „Schatzkiste voll Juwelen"[12], noch darunter eine „Handvoll Juwelen"[13]. Im „schlechtesten" Fall sind die Selbsttestenden „lediglich" „ein Juwel" wert[14]. Auch wenn es noch so poetisch formuliert ist, muss hier festgehalten werden: Als Ergebnis wird den Selbsttestenden ein jeweils unterschiedlicher materieller Wert zugespro-

11 Der Kommentar auf der Website dazu: „Du weißt definitiv, wie du dich gut verkaufen kannst. Deine Talente weißt du stets gewinnbringend einzusetzen und nimmst andere scheinbar mühelos für dich ein. Daher stehst du bei deinen Mitmenschen eben auch hoch im Kurs. Zwar bringt dir das sicherlich auch ein paar Neider ein, die Anzahl derjenigen, die dir mit Respekt begegnen, überwiegt jedoch eindeutig. Ein klein wenig solltest du jedoch aufpassen, dass du es mit deinem Selbstbewusstsein nicht übertreibst und deine Bescheidenheit nicht gänzlich verlierst – vor allem, wenn wir dir nun mitteilen, dass dein Marktwert einer Schatzkammer voller Juwelen entspricht. Ein wirklich hervorragendes Ergebnis, aber kein Grund abzuheben."

12 Kommentar: „Du weißt, was du kannst und wie du dich und deine Talente gewinnbringend verkaufst. Du zeigst eben durchaus gerne, was du kannst und genießt die Aufmerksamkeit deiner Mitmenschen, wirkst dabei jedoch niemals angeberisch oder aufgesetzt. Vielmehr gelingt es dir aufgrund deiner natürlichen, charmanten Ausstrahlung scheinbar mühelos alle Blicke auf dich zu ziehen, ohne großartig etwas dafür zu tun. Du weißt eben, wie du dich geschickt in Szene setzt, ohne dass dein Auftritt irgendwie inszeniert oder gekünstelt wirkt. Und daher gönnt man dir die Aufmerksamkeit auch. Dein Marktwert entspricht daher einer Schatzkiste voller Juwelen."

13 Kommentar: „Du verfügst zweifelsohne über Talente, die dir eigentlich einen hohen Marktwert bescheren müssten. Allerdings übst du dich derart in vornehmer Zurückhaltung, dass diese Talente deinen Mitmenschen oftmals verborgen bleiben. Du lechzt eben nicht nach Anerkennung, du brauchst kein Lob. Es reicht, wenn du selbst weißt, was du kannst. Und so sympathisch dich diese bescheidene Einstellung auch macht, so sehr mindert sie leider deinen Marktwert. Woher sollen andere schließlich wissen, welche Talente wirklich in dir schlummern!? Hin und wieder, da solltest du also durchaus auch mal selbstbewusst zeigen, was du kannst. Dann würde dein Marktwert sicherlich ganz schnell in ungeahnte Höhen schießen. Derzeit liegt dein Marktwert jedoch lediglich bei einer Handvoll Juwelen. Und dabei wäre doch so viel mehr drin..."

14 Kommentar: „Du bist ein recht zurückhaltender Mensch und hältst dich eher dezent im Hintergrund, statt mit Pauken und Trompeten auf dich aufmerksam zu machen. Und natürlich ist dieses Understatement überaus sympathisch. Zumal du durchaus Grund hättest, in den Vordergrund zu preschen und deine zahlreichen Talente zu zeigen. Da du jedoch nicht nach Anerkennung lechzt und dementsprechend nicht viele Worte um dich und deine Talente machst, bleiben sie eben auch den meisten Menschen verborgen. Und daher liegt dein Marktwert leider ein wenig am Boden – und bei lediglich einem Juwel. Denn leider werden Zurückhaltung und Bescheidenheit in unserer Gesellschaft eben nicht immer gebührend belohnt. Hin und wieder, da solltest du daher vielleicht doch mal ein wenig mehr aus dir herausgehen – und deine vornehme, zweifelsohne sympathische, aber eben oftmals hinderliche Zurückhaltung ablegen. Du wirst sehen, dein Marktwert wird direkt in die Höhe schießen :)."

chen. Das ist dann aber auch schon fast alles an *Unternehmerischem Selbst*. An dieser Stelle scheinen die Testmacher nämlich bereits die *Notbremse* bei der Ökonomisierung des Sozialen gezogen zu haben.

Jedes Ergebnis wird so positiv wie möglich formuliert. Alle sich Testenden sind für sich wertvoll, mindestens einen Juwel wert. Ein Juwel zu sein bedeutet mehr als einen materiellen Wert. „Du bist ein Juwel", ist eine Metapher im Sinne von „Du bist ein Schatz". Und das meint auch sozial-moralische Qualitäten, die das Gegenteil unternehmerischer Kompetitivität und Marktlogik ausdrücken.

Der Text für diejenigen, die mit dem schlechtesten *Marktwert* abgeschlossen haben, ist voller Verständnis. Sie werden als „überaus sympathisch" bezeichnet. Kritisiert wird die Gesellschaft, welche die Bescheidenheit „eben nicht immer gebührend belohnt". Kein Druck, sich zu verbessern, wird ausgeübt. Allenfalls ein ganz vorsichtiges: „Hin und wieder, da solltest du daher vielleicht doch mal ein wenig mehr aus dir herausgehen (…)." Als Zwang zur Selbstoptimierung kann man das nicht bezeichnen. Eher als das Gegenteil. Kein Vergleich, kein Wettbewerb mit dem anderen wird erwähnt. Und am anderen Ende: Die mit dem höchsten Marktwert werden gleichzeitig gelobt *und* gewarnt: „Ein klein wenig solltest du jedoch aufpassen, dass du es mit deinem Selbstbewusstsein nicht übertreibst und deine Bescheidenheit nicht gänzlich verlierst." Das heißt: Der Selbsttest, der zunächst mit voller Fahrt in Richtung *Unternehmerisches Selbst* gestartet ist, kehrt seine Richtung um. Als finale Moral des Tests scheint mir ein bieder-bürgerlicher Tugendkatalog der ausgleichenden Gerechtigkeit und der Mäßigung zum Vorbild gestanden zu haben. Die kulturelle Botschaft des Selbsttests ist eher die moralische Kontemplation als die unternehmerische Selbstoptimierung. Bestenfalls wird einer vorsichtigen Moralökonomie das Wort geredet.

Der zweite „Marktwert"-Test

Suchen wir also weiter nach dem *Unternehmerischen Selbst* im zweiten Selbsttest von 2017. Unter dem Titel „Wie hoch ist Dein persönlicher Marktwert" umfasst dieser zehn Fragen. Er möchte das Alter, die Haarfarbe, die Häufigkeit des Sport-Treibens, den Schulabschluss, die Augenfarbe, die besonderen Fähigkeiten, die Zahl der bereits bereisten Länder, die Körpergröße, den gesundheitsbezogenen Ernährungsstil und schließlich die Selbst-Einschätzung des eigenen Marktwerts wissen. Anders als beim ersten Test erschließt sich daraus – mit Ausnahme der letzten Frage – kaum eine Logik des Zugangs zu einem wie immer gearteten Marktwert. Das gleiche gilt für die möglichen Antworten. Der Grund dafür wird klar, wenn das Ergebnis des Selbsttests erscheint. Dies ist nämlich immer das gleiche. Egal, welche Antworten man gewählt hat, wird unter dem Titel „Wen interessiert dein Marktwert?" der folgende Text ausgeworfen:

> „Jetzt mal ernsthaft – hast du etwa mit einer Zahl gerechnet? Da müssen wir dich leider enttäuschen, denn jeder einzelne von uns ist ein Unikat und somit unbezahlbar! Wir hoffen, dass du deinen eigenen Wert bei der letzten Frage mit ‚maximal' bewertet hast, denn das Wichtigste ist es, sich selbst zu lieben und sich genau so anzunehmen, wie man ist. Wen juckt es, ob

man den aktuellen Schönheitsstandards entspricht, in die Norm passt, die ideale Figur oder die perfekten Maße hat? Perfektion ist eine Illusion, denn Schönheit liegt im Auge des Betrachters und wahre Schönheit kommt sowieso von Innen! Also starte am besten von heute an in jeden Tag mit der Gewissheit, dass du von unschätzbarem Wert bist und es völlig irrelevant ist, was die breite Masse sagt – solange du dich selbst liebst, hast du gewonnen. Und wir sind uns ganz sicher, dass du zudem für irgendjemanden das aller Wertvollste auf der Welt bist ;-)."

Das bedeutet, der Selbsttest, bei dem wir am selbstverständlichsten eine Feier des *Unternehmerischen Selbst* erwarten konnten, verweigert sich der Ökonomisierung und der Marktlogik auf das Absoluteste! Er proklamiert stattdessen das Gegenteil: Die völlige anti-ökonomistische, ebenso bieder-moralisch harmonisierende Innerlichkeit, wie sie in der ersten Variante des Tests bereits angelegt ist.

Kommentare

Wechseln wir die Perspektive von der Produktions- zur Rezeptionsseite. Die Selbsttests können nämlich von den Nutzern entweder direkt auf der Website oder auf *facebook*[15] kommentiert werden. Insgesamt lagen zum Abschluss der Erhebung auf der Website im September 2017 circa 70 beziehungsweise 28 Nutzerkommentare auf die beiden Tests vor.[16] Internet-Userkommentare allgemein sind als Quelle nicht einfach zu analysieren. Sie sind in der Regel spontan formuliert und deshalb nicht immer klar bestimmten Ansichten zuzuordnen. Sie arbeiten auf dieser Seite oft mit Witz oder Ironie. Es kann deshalb nur ein allgemeiner Eindruck wiedergegeben werden. Die häufigste Form des Kommentars im ersten Test ist eine Bestätigung des persönlichen Testergebnisses, das ja zunächst eine einfache psychologische Charakterbeschreibung enthält und keinen unmittelbaren *Marktwert*. Ein Beispiel-Kommentar: „Man hat mich erkannt". Diese Kommentare gehen fließend in eine Bestätigung der anti-ökonomistischen, moralischen Ausführungen des Tests über. Beispiel: „Stimmt schon weniger ist mehr." Eine überwältigende Mehrheit der Kommentierenden geht distanziert bis kritisch mit dem Gedanken des „Marktwertes" einer Person um. In einem Kommentar ist dies etwa explizit formuliert: „ (…) wie hoch oder niedrig mein ‚Marktwert' ist, ist mir schnuppe." In einem anderen: „Ist eine Person aber nicht für einige Leute unbezahlbar?" In vielen anderen wird der Gedanke eines materiellen Werts des Menschen ironisch gebrochen. Etwa mit einem „Zwinkeremoji": „Bin teuer. ;-)". Andere Ironisierungen dieser Art lauten: „Habs gewusst, dass ich teuer bin ;-)"; „5 Säcke voll Juwelen. Da würd ich einen ausgeben. Lach."; „Ah … ok … aber eigentlich bin ich eh unbezahlbar." „Wo sind die fünf Säcke Diamanten??"; „Modeschmuck oder echte Juwelen?"; „Hoho, Altgoldpreis wäre ich also noch wert." Das ist keine explizite Kritik an dem ohnehin schon überaus vorsichtigen Umgang mit dem Thema

15 https://www.facebook.com/meinwahresich.de?hc_location=timeline.

16 Bei Manuskriptabschluss (März 2018) waren die Kommentare weder auf der Website noch auf *facebook* mehr online, die Website-Kommentare liegen jedoch gespeichert vor. Die Schreibweise des Originals wurde beibehalten.

Marktwert im Test. Aber es ist ein spielerisch-distanzierendes Herausgehen aus der Ersthaftigkeit im Umgang mit dem materiellen Wert von Menschen.

Der zweite Marktwert-Selbsttest macht diese Kritik an der Ökonomisierung des Menschen dann selbst spielerisch zum Programm und zum expliziten Test-Ergebnis. Entsprechend sind die Kommentare dort auch anders. Die meisten sind positiv und unterstützen die Botschaft. Lediglich ein Jugendlicher schreibt (offenbar ohne Ironie): „Was für ein Schwachsinn. Ich dachte, ich hätte jetzt einen vernünftigen Marktwert (…).“ Gerade die marktwert-kritische Aussage, dass jeder Mensch ein Unikat sei, wird in den Kommentaren jedoch mehrfach aufgegriffen und bestätigt. Auch jenseits der Ökonomisierung finden sich die klassischen Merkmale eines *Unternehmerischen Selbst* in den Kommentaren gerade NICHT.

— Erfolg und Leistung sind zweitrangig. Typischerweise wird die positive Bewertung auch des *schlechtesten* Ergebnisses dankbar aufgegriffen: Ein Beispiel: „Ich bin ein Juwel. Schön.“
— Es gibt praktisch keinen Wettbewerb und keine Leistungsvergleiche der Selbsttestenden untereinander.
— Die Kommentierenden schließen aus einem suboptimalen Ergebnis NICHT, dass sie sich verbessern, geschweige denn optimieren müssen. Beispielzitat: „Eine Handvoll Juwelen – fantastisch – mehr wäre viel zu schwer ……“.
— Typischerweise sagt ein Kommentar, dass das Ergebnis des Tests so, wie es ist, gut ist. Zitat: „So bin ich nunmal“.

Zusammenfassung und generalisierende Schlussfolgerungen

An einem sehr punktuellen Ort, an dem das Phänomen des *Unternehmerischen Selbst* im Sinne von Bröckling in voller Blüte hätte erwartet werden können, konnten bei genauerer Analyse allenfalls Ansätze davon gefunden werden, die sich schnell, deutlich und ausgiebig genau in das Gegenteil eines Trends zum *Unternehmerischen Selbst* verwandelten. Das Angebot eines Denkens in Kategorien des *Unternehmerischen Selbst* kippt im untersuchten Beispiel in eine klare anti-ökonomistische, nicht-kompetitive, leistungsskeptische und optimierungsfeindliche Moralität. Das Beispiel ist natürlich nicht repräsentativ für Selbsttests. Es ist als Extrembeispiel bewusst gewählt, um der fast absoluten Dominanz einer von Bröckling und vielen anderen Forschenden verfolgten Perspektive auf und Interpretationsweise von Subjektivierungsformen wie Tests, Prüfungen, Wettbewerbe bis zum heutigen *Quantified Self*, zu denen auch Selbsttests gehören, ein einzelnes, aber überdeutliches Gegenbeispiel entgegenzusetzen. Selbsttests sind zweifellos Orte der Subjektivierung und des Selbstmanagements. Sie sind damit aber sicherlich nicht einfach nur Orte, an denen der gouvernementale Zwang zu einer wie auch immer verstandenen Selbstoptimierung und zu einem *Unternehmerischen Selbst* ausgeübt wird. Sie sind nicht einfach nur Katalysatoren einer Wettbewerbs-, Ranking-, Konkurrenz- oder Leistungsgesellschaft (Wolff 2019a).

Dass Untersuchungen über das *Unternehmerische Selbst* in der Regel zu dem Ergebnis kommen, diese Subjektivierungsform würde sich in unserer Gesellschaft rasant ausbreiten, ist, vereinfacht formuliert, für mich Ausdruck eines im Grunde deduktiven Zugangs, der von der Existenz des postulierten Phänomens apriorisch ausgeht und entsprechende empirische Felder sucht, die diese These bestätigen oder sie so deutet, dass sie sie bestätigen. Sie sind für mich das Ergebnis einer systematischen Verengung des Blickwinkels auf das erwartete Ergebnis hin.

Christoph Bareither ermöglicht es in seinem parallelen Beitrag für dieses Panel, diese Verengung am Beispiel der *Affordanzen* akademischer sozialer Netzwerke plastisch nachvollziehbar zu machen. *Affordanzen* werden zunächst breit definiert als Möglichkeiten, Aufforderungen und Beschränkungen der Praxis[17] durch digitale Angebote. Im nächsten Schritt findet dann eine Verengung auf den *Aufforderungscharakter* digitaler Technologien statt, welche die eigentliche Aufmerksamkeit der Forschung erhält. Während Bareither diese Perspektivierung bewusst reflektiert und neben der für ihn zentralen (und problematischen) Herstellung von wissenschaftlicher Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit andere Affordanzen wie die Ermöglichung wissenschaftlichen Austauschs erwähnt, ist der Mainstream der entsprechenden Forschung eindimensionaler. In gängigen, in der Regel deduktiv angelegten Forschungen, sei es zum *Unternehmerischen Selbst* oder im Umfeld des Begriffes der *Selbstoptimierung*, wird die Deutung der Interaktion zwischen Menschen und subjektivierenden Technologien letztlich radikalisiert und reduziert auf die Fremdsteuerung und Fremdkontrolle des Menschen durch diese Technologien, auf Einschränkung ohne Ermöglichung, auf die Durchsetzung externer Interessen statt der eigenen, auf letztlichen Zwang statt eigenem Willen. Dass es eine Ermöglichung geben könnte, wird von den meisten Autoren gar nicht mehr angenommen. Nutzer/innen solcher Technologien erscheinen mit dieser Verengung – implizit, aber wirkmächtig – als eine Art willenlose Opfer.

Ein induktiver und von den Nutzer/innen ausgehender Ansatz eröffnet hingegen die Chance, die Grenzen eines Konzepts wie das des *Unternehmerischen Selbst* in der Praxis auszuloten und komplexere Bilder zu zeichnen. Sie nähern sich dem Thema nicht mit der Methode des *Zeigen, dass*, sondern mit dem *Fragen, ob und wie*. Ein der Hypothese gegenteiliges Ergebnis bleibt denkbar und wird durchgespielt. Im vorliegenden Fall konnte damit erkannt werden, dass Selbsttests nicht nur ein *Unternehmerisches Selbst* hervorbringen können, sondern auch das Gegenteil, eine antiökonomistische Moralisierung. Der Ansatz hat offensichtlich gemacht, dass es neben Fremdführungstendenzen auch entgegengesetzte, kreative Nutzungspotenziale sol-

17 „(…) technological artefacts or platforms privilege, open up or constrain particular actions and social practices“.

cher digitaler Techniken gibt. Ein ironischer Umgang[18] mit dem Phänomen ist ein Beispiel hierfür, der spielerische Umgang ein anderer, die Umnutzung ein dritter.

Ein anderes Beispiel einer induktiven und an den handelnden Individuen orientierten Analyse des *Unternehmerischen Selbst* lieferte Laura Glauser (2016) anhand von Coaching-Angeboten für Studierende. Dabei findet sie dieses Phänomen partiell durchaus (Glauser 2016: 240). Ausgehend von der Annahme, dass Individuen die Diskurse der Makroebene „nicht einfach reproduzieren", kommt sie aber zum Ergebnis, dass hier die Ökonomisierung des Sozialen nicht total und bruchlos stattfinde sowie auf alternative Werte wie Solidarität, auf Hinterfragungen und Widerstände treffe (Glauser 2016: 14–16, 68, 240, 246).

Auch für das untersuchte Phänomen des *Selbsttests* tun sich so, bezogen auf das Thema des hier dokumentierten Kongresses, neue Dimensionen des Verstehens auf. Es können andere kulturelle Ökonomien ablaufen als die des *Unternehmerischen Selbst*. Hierzu abschließend drei knappe Beispiele:

1. Anstatt Orte der Leistung und des Wettbewerbs zu sein, sind die untersuchten Selbsttests eher Orte, an dem kulturelle Werte ausgehandelt werden. Und Aushandeln ist auch ein Akt kulturellen Wirtschaftens.
2. Selbsttests sind für die Testenden Orte, an denen ein Gefühlsmanagement betrieben wird. Und Management ist ebenfalls ein Teil Begriff aus der Ökonomie.
3. Selbsttests dienen vor allem der Selbstverortung, der Selbstbestätigung und Selbstversicherung. Sie haben eher stabilisierende als dynamisierende Eigenschaften und Funktionen. Auch dies kann man im weitesten Sinn als eine Form von Ökonomie des Selbst bezeichnen.[19] Wir könnten deshalb auch andersherum sagen: Natürlich sind wir alle Unternehmer unserer Selbst, nur dürfen wir dabei kein zur Karikatur reduziertes Bild des *Unternehmers* als monomanem Profitmaximierer eines Manchester-Kapitalismus anwenden. Die kulturwissenschaftliche Perspektive kann dabei helfen.

Literatur

Bareither, Christoph (2018): Mehr Profil!? Digitale Affordanzen der akademischen Social Networking Sites *Academia.edu* und *Researchgate*. Erscheint in der vorliegenden Publikation.

Bröckling, Ulrich (2007). Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.

Duttweiler, Stefanie u. a. (Hrsg.) (2016): Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld.

Frischling, Barbara (2016): Vertrau mir und beweg dich! Notizen zu Fitness-Tracking, Ordnungen und Misstrauen. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 31, S. 12–17.

18 Wolff 2015: Ein weiterer ironischer Selbsttest der untersuchten Website vom Mai 2015 ist der „Kamelrechner" mit dem Titel „Wie viele Kamele ist Dein Freund/Deine Freundin wert'?" http://kamelrechner.mein-wahres-ich.de.

19 Mehr hierzu in Wolff 2019a.

Frommeld, Debora (2013): Eine Grammatik des richtigen Gewichts. Der Body-Mass-Index (BMI) als biopolitisches Instrument. In: Fangerau, Heiner/Polianski, Igor J. (Hrsg.): Medizin im Spiegel ihrer Geschichte, Theorie und Ethik. Stuttgart, S. 183–202.

Gelhard, Andreas (2012): Das Dispositiv der Eignung. Elemente einer Geschichte der Prüfungstechniken. In: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 4, S. 44–60.

Glauser, Laura (2016): Das Projekt des unternehmerischen Selbst. Eine Feldforschung in der Coachingzone. Bielefeld.

Gmür, Mario (2015): Büroklammern verbiegen. Zürich.

Horn, Eva (2002): Test und Theater. Zur Anthropologie der Eignung im 20. Jahrhundert. In: Bröckling, Ulrich/Dies. (Hrsg.): Anthropologie der Arbeit. Tübingen, S. 109–125.

Kaminski, Andreas (2011): Prüfungen um 1900. Zur Genese einer Subjektivierungsform. In: Historische Anthropologie 19, S. 331–353.

Krogerus, Mikael/Tschäppeler, Roman (2014): Das Testbuch. Zürich.

Lamberti, Georg (Hrsg.) (2006): Intelligenz auf dem Prüfstand. 100 Jahre Psychometrie. Göttingen.

Lemke, Thomas (2004): Test. In: Bröckling, Ulrich u. a. (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt/M., S. 263–270.

Lupton, Deborah/Jutel, Annemarie (2015): „It's like having a physician in your pocket!" A critical analysis of self-diagnosis smartphone apps. In: Social Science & Medicine 133, S. 128–135.

Passig, Katrin (2013): Standardsituationen der Technologiekritik. Berlin.

Schlünder, Martina (2005): Die Herren der Regel/n? Gynäkologen und der Menstruationskalender als Regulierungsinstrument der weiblichen Natur. In: Borck, Cornelius u. a. (Hrsg.): Maß und Eigensinn. Versuche im Anschluss an Georges Canguilhem. München, S. 157–195.

Tauschek, Markus (Hrsg.) (2011): Wettbewerbe. Studentische Skizzen zur Praxis des Kompetitiven. Kieler Blätter zur Volkskunde 43.

Tauschek, Markus (2012): Wettbewerbskulturen? Eine kulturanthropologische Problemskizze. In: Zeitschrift für Volkskunde 108, S. 177–197.

Tauschek, Markus (Hrsg.) (2013): Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 10). Münster u. a.

Wolff, Eberhard (2010): Moderne Diätetik als präventive Selbsttechnologie: Zum Verhältnis von heteronomer und autonomer Selbstdisziplinierung zwischen Lebensreformbewegung und heutigem Gesundheitsboom. In: Lengwiler, Martin/Madarasz, Jeannette (Hrsg.): Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik. Bielefeld, S. 169–201.

Wolff, Eberhard (2015): Über Psychoparodiologie und Büroklammern. Schweizerische Ärztezeitung 96, S. 896.

Wolff, Eberhard (2016): Über das Optimieren. In: Schweizerische Ärztezeitung 97, S. 1300.

Wolff, Eberhard (2018): Das „Quantified Self" als historischer Prozess. Die Blutdruck-Selbstmessung seit dem frühen 20. Jahrhundert zwischen Fremdführung und Selbstverortung. In: Medizin, Gesellschaft und Geschichte 36, S. 43–83.

Woff, Eberhard (2019a): Selbsttests: Selbstverortung und Normaushandlung statt Selbstoptimierung an den Grenzen der Wettbewerblichkeit. In: Bürkert, Karin u. a. (Hrsg.): Auf den Spuren der Konkurrenz. Kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie 2). Münster u. a., S. 161–178.

Wolff, Eberhard (2019b): Bräker mit der GoPro oder: „Self-Tracking" und „Quantified Self" als kleine Autobiographik. Überlegungen zu einem Verständnis von digitaler Selbstdokumentation aus der Tradition der Selbstzeugnis-Forschung. Erscheint in: Hengartner, Thomas/Büttner, Peter O. (Hrsg.): Beiträge zur Europäischen Volkskunde, Sozialanthropologie und Literaturwissenschaft. Festschrift für Alfred Messerli. Hannover.

Zeh, Juli (2012): Der vermessene Mann. In: Der Tagesanzeiger (Zürich) vom 11. Juli 2012. https://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Der-vermessene-mann/story/14508375 (9/2017).

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 479–487.*

Stefan Groth

Zwischen Ermöglichung und Begrenzung

Zur subjektiven Plausibilisierung des Mittelmaßes als normative Orientierung

„Die Welt ist doch nicht für unnormale Menschen da!
Das würde die Sache doch auf den Kopf stellen!
Die Welt ist für das Mittelmaß da!"

J. J. Voskuil, Das Büro

Mittelmaß ist, trotz der semantischen Nähe zur Mitte, *nur* Mittelmaß, häufig also in Verbindung mit dem Fokuspartikel *nur* zu finden – eine Leistung oder ein Fußballverein sind dann eben *nur Mittelmaß* und nicht mehr. Diese Gradierung ist negativ, in ihr schwingt kein Klang von Erfolg oder Optimismus, sondern von Nüchternheit und Abgeschlagenheit mit. Als Relation verstanden ist das Mittelmaß ein Ausblick auf etwas Höheres: auf die Spitze, auf Vorreiter und generell auf Erfolg. Im Vergleich zum Mittelmaß, so Hans Magnus Enzensberger über diese negative Sicht, „wirken Prädikate wie *abscheulich, verheerend, grauenvoll* fast wie eine Auszeichnung. Die Mediokrität ist das Allerletzte. Verächtlicher kann ein Urteil nicht ausfallen" (Enzensberger 1992: 196f.).

Im Gegensatz dazu ist der Begriff der Mitte selbst durchaus positiv besetzt, wie unter anderem Stine Marg ausführt: Die *räumliche Mitte* werde häufig als Zentrum und Ausgangspunkt konzipiert, während die *gesellschaftliche Mitte* den Garanten für Stabilität darstelle und die *politische Mitte* das Erstarken radikaler Positionen verhindere (Marg 2014). Beispielhaft sei hier auf das TV-Duell im September 2017 zwischen Angela Merkel und Martin Schulz verwiesen, in dem die Bundeskanzlerin gleich in ihrem zweiten Satz erläuterte, sie sei ‚Vorsitzende einer Partei, die für Maß und Mitte steht' – wohlgemerkt aber nicht für das Mittelmaß.

Historisch betrachtet ist allerdings auch das Mittelmaß durchaus positiv konnotiert gewesen, wie Daniela Döring in ihrer Arbeit zu künstlerischen Idealen, statistischen Mittelmaßen und Konfektionsgrößen im 19. Jahrhundert ausführt (Döring 2011). Das Mittelmaß ist in diesen Fällen anzustrebendes Ideal, und die Normalisierung des Mittelmaßes geht mit einer Herabsetzung von Abweichungen einher. Als wesentliches Element einer Tugendlehre taucht das Mittelmaß überdies in der nikomachischen Ethik auf – Tugend *muss* demnach das Mittelmaß anstreben, Abweichungen nach oben und

nach unten werden negativ gesehen (Aristoteles 2017). In einer Rezension der Wiener Bruegel-Ausstellung in der FAZ vom 21.09.2017 schreibt Jürgen Müller über die Tugendserie, dass sie „eine Welt des Entweder-Oder, des Zuviel oder Zuwenig" zeigt (Müller 2017) – ohne Mitte und Maß, die zwischen diesen Polen vermitteln könnten. Diese positive Referenz auf das Mittelmaß findet sich *ex positivo* bei Herder, der dessen Nutzen für Gemeinschaft herausstellt: „‚Was ist denn aber an Genies gelegen?' Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfordert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket: eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft" (Herder 1813: 174). In seinen Ausführungen über das Alter nimmt ebenso Jacob Grimm positiven Bezug auf Mittelmaß als Voraussetzung für Balance und Ausgeglichenheit (Zimmermann 2017) – die ideengeschichtliche Referenz auf den Topos ließe sich fortsetzen.

Aus einem zunächst überraschendem Bereich gewinnt das Mittelmaß jedoch auch gegenwärtig an Prestige, wenn zum Beispiel Karriere-Coaches, Unternehmensberater und Ökonomen in einem „Lob des Mittelmaßes" (Reiter 2011) vom „unterschätzten Mittelmaß" (Hofert 2014) schreiben und davon, dass Mittelmaß „nicht Stillstand" heißt, da „auch das Mittelmaß steter Anstrengung und eines gewissen Eifers" (Reiter 2011) bedarf und generell wichtig sei für funktionierende und innovationsfähige Organisationen. Der zunächst negativ begrenzte Ausblick auf etwas Höheres wird hier zu einer positiven und gewollten Abgrenzung nach oben; zu ihr kommt zudem eine weitere Abgrenzung, die ein positiv konnotiertes Mittelmaß nach unten, also gegenüber einer defizitären Position abgrenzt.

Das Mittelmaß ist zunehmend positiver Orientierungspunkt in unterschiedlichen Praxisfeldern. Ein Mithalten mit dem Mittelfeld, die Erzielung eines mittleren Einkommens oder das zur Mittelklasse-Gehören sind wirkmächtige Modelle für sozioökonomisches Verhalten und lebensweltliche Interpretationen. An diese Beobachtungen schließen Fragen an, wie lebensweltliche Vorstellungen von Mitte und Mittelmaß in unterschiedlichen Praxisfeldern referenziert werden und wie der üblicherweise negativ konnotierte Begriff des Mittelmaßes eine Reinterpretation erfährt hin zu positiveren Bildern von Balance, Mäßigung und Maßhalten im Kontext von Debatten um eine Postwachstumsgesellschaft, Nachhaltigkeit, Entschleunigung, Work-Life-Balance etc. Mein Beitrag bezieht sich dabei auf laufende Forschungen zum Mittelmaß in drei Praxisfeldern: Erstens sind dies Orientierungen am Mittelfeld im Freizeitsport, vor allem beim Rennradfahren; zweitens Modalitäten des Wohnens im Kölner Rathenauviertel, bei denen Begrenzungen der Wohnungsgröße auf ein mittleres Maß zugunsten des Wohnorts plausibilisiert werden; und drittens der Bereich der Erwerbsarbeit und Orientierungen an einem mittleren Einkommen.[1]

1 Diese drei Bereiche stehen exemplarisch für weitere Felder, in denen positive Bezüge auf das Mittelmaß beobachtbar sind. Sie dienen in diesem Beitrag als Beispiele, um die unterschiedliche Konstruktion dieser Bezüge deutlich zu machen.

Auch aus subjektiver Perspektive kommt dem Mittelmaß, so haben meine bisherigen Forschungen in diesen Feldern gezeigt,[2] eine positive Interpretation zu. Bezüge auf ein subjektiviertes Mittelmaß dienen dazu, die Abgrenzung nach oben, also zu erfolgreicheren Freizeitsportlern, Bewohnern von innerstädtischen Großwohnungen und Spitzenverdienern, nicht als negative Begrenzung zu begreifen, sondern als positive und freiwillige Abgrenzung – damit ist entsprechend das Element der Ermöglichung im Titel meines Beitrages gemeint.

Dass es in dieser Dynamik zwischen Ermöglichung und Begrenzung sehr konkrete und unumgehbare Faktoren gibt, die dieser Freiwilligkeit harte Grenzen setzen, steht außer Frage. Bezüge auf ein Mittelmaß erwachsen entsprechend häufig aus der Not, weil im Sport keine bessere Leistung erzielbar ist, sich schlicht keine großen innenstädtischen Wohnungen finden und bezahlen lassen oder der Erfolg im Beruf ausbleibt. Bezüge auf das Mittelmaß dienen als Deutungsrahmen, der einen situativen Umgang und eine Vermittlung zwischen diesen beiden Faktoren von Ermöglichung und Begrenzung zulässt, beispielsweise in Form der Rechtfertigung für die eigene Position, aber auch als Plausibilisierung von Handlungsstrategien. Diese Handlungsorientierungen sind sozialkomparativ in dem Sinne, dass sie relational und subjektiviert sind. Es geht entsprechend nicht um fixe sozialdemografische Merkmale oder politische Selbstverortungen, sondern um subjektive und situative Deutungen *und Interaktionen*, die einen wechselnden Grad an Stabilität aufweisen können und verknüpft sind mit ästhetischen Dimensionen und Materialisierungen.

Dabei handelt es sich nicht um idiosynkratische Bezüge, also auf individueller Ebene verortete Bezüge auf ein Mittelmaß, sondern um in unterschiedlichen Praxisfeldern pervasive und damit sozial geteilte Bezüge. Zwar sind Mitte und Mittelmaß äußerst wirkmächtige Konzepte in unterschiedlichen Praxisfeldern mit divergenten Logiken der Praxis, Interpretationen und strukturellen Besonderheiten. Sie stützen sich auf sehr diverse politische, ökonomische, normative und ästhetische Debatten, die Mitte und Mittelmaß in einigen Fällen als erstrebenswert, in anderen Fällen als zu vermeidend erscheinen lassen. Implizite und explizite Bezüge auf das Mittelmaß in unterschiedlichen Praxisfeldern sind jedoch keine Koinzidenz, sondern weisen trotz der unterschiedlichen Konfigurationen und Semantisierungen von Mittelmaß Gemeinsamkeiten auf, zum Beispiel die Art und Weise der subjektivierten Plausibilisierung von Handlungsorientierungen, von Interaktion und Interpretation, die sich empirisch-kulturwissenschaftlich fassen lassen und von unterschiedlichen Akteuren und Gruppen geteilt werden.

Nota bene gehen weder dieser Beitrag noch das dazugehörige Projekt davon aus, dass es sich beim Mittelmaß um exklusive oder hegemoniale Orientierungen handelt. Punktuell sind Bezüge auf Mitte und Mittelmaß wirkmächtig – jedoch nicht immer

2 Methodisch arbeitet das Projekt, auf das dieser Beitrag aufbaut, insbesondere mit qualitativen Interviews, zieht zudem aber auch teilnehmende Beobachtungen und diskursanalytische Ansätze heran.

und nicht in allen Feldern. Entsprechend argumentiert der Beitrag nicht mit einer Ausschließlichkeit, sondern damit, dass Orientierungen am Mittelmaß neben anderen Orientierungen eine wichtiger werdende Rolle spielen. Das Interesse dieses Beitrages gilt entsprechend Fragen, wie sich Bezüge auf ein Mittelmaß in unterschiedlichen Feldern konstituieren, welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede sie aufweisen, auf welche Debatten sie sich beziehen (zum Beispiel über Entgrenzung, Ästhetisierung oder das unternehmerische Selbst), ob Bezüge auf das Mittelmaß implizit oder explizit geäußert werden oder auch wie stabil diese Bezüge sind, wie einfach also ein Wechsel zwischen unterschiedlichen Bezügen auf Mittelmaß oder Spitze sind und wie dabei zwischen Motiven des Scheiterns und des Erfolges vermittelt wird.

Sport

Das erste Praxisfeld, um das es hier gehen soll, ist das breitensportliche Rennradfahren. In diesem Bereich lässt sich – im Rahmen sogenannter *Jedermannrennen* – eine sozialkomparative Orientierung konstatieren, die sich Platzierungen im Mittelfeld zum Ziel setzt. Es gibt zwar eine große Leistungsbereitschaft und einen hohen Trainingsaufwand unter den Freizeitsportlern, die an solchen Rennen teilnehmen, aber zugleich eine Wettbewerbsorientierung, die sich entweder *nur* an der eigenen Leistungsentwicklung (also an der Steigerung der eigenen Leistung von Saison zu Saison) oder an vergleichbaren Gruppen im Nahbereich orientiert – die eigene Altersklasse, Sportler, die eine ähnliche Erfahrung haben oder die eigene Trainingsgruppe.

Orientierungen zur Spitze hingegen sind selten (Groth 2014), womit man es in diesem Bereich mit einem Wettbewerb ums Mittelmaß zu tun hat, der sich positiv nach oben und unten abgrenzt – zur Spitze mittels einer Stratifizierung von Motiven, die den Wettbewerb eher im Hintergrund verortet und Aspekte wie den Ausgleich vom Berufsleben oder gesundheitliche Gründe in den Vordergrund stellt. Stattdessen lassen sich relative Vergleichsdimensionen feststellen, wie eben die Verbesserung der eigenen Zeit oder das in Beziehung Setzen zu Leistungs- und Sozialgruppen, die *realistische* Vergleichsgrößen darstellen. Ein Erreichen dieser relativen Ziele – der Zugehörigkeit zum sportlichen Mittelfeld – ist nichtsdestotrotz hochgradig voraussetzungsvoll und beinhaltet eine Abgrenzung nach unten, also gegenüber schlechteren Sportlern. Eine Verfolgung von absoluten Zielen der Spitze hingegen wäre nicht effizient, da sie mit zu hohen Risiken, zu hohem Aufwand oder mitunter auch der Einsicht, dass man die Spitze in diesem sportlichen Feld einfach nicht erreichen kann, verbunden wäre – Elemente der Begrenzung also. Diese Konkurrenz des Mittelmaßes im Freizeitsport geht einher mit einer Selbstbeschränkung auf mittlere Ziele. Es werden keine absoluten Ziele gesetzt, die in Konkurrenz zu anderen Akteuren erreicht werden sollen, sondern es findet eine Relativierung von Zielen in Beziehung zu anderen Akteuren statt, die gleiches oder ähnliches zu leisten vermögen – die damit realistischer gewordene Zielerreichung als Element der Ermöglichung. Das Mittelmaß

ist hier entsprechend relational zu verstehen und es ist zudem dynamisch: Verbessert sich die eigene Leistung oder nimmt der Trainingsaufwand ab, kann damit einhergehend auch eine Steigerung oder Senkung des mittleren Maßes vorgenommen werden.

Wohnen

Für den zweiten Bereich, den Bereich des Wohnens am Beispiel eines Kölner Stadtviertels, lassen sich folgende Entwicklungen mit Bezug auf das Mittelmaß feststellen: Als attraktives innerstädtisches Wohnquartier ist das Rathenauviertel typisches Trendviertel, das trotz überdurchschnittlicher und steigender Mieten vor allem junge Familien, Paare und relativ gutverdienende Alleinstehende anzieht. Infrastrukturell besteht das Viertel mit einem hohen Altbaubestand mittlerweile vor allem aus kleinen Wohnungen, eine Entwicklung, die sich durch neue Bauvorhaben – Nachverdichtungen und Sanierungen – noch verstärkt. Im Rathenauviertel, aber auch in vergleichbaren Vierteln in Köln und anderen Großstädten, lassen sich dabei eine freiwillige Begrenzung auf kleinere Wohnungen und damit einhergehend auch positive Bezüge auf kleines Wohnen beobachten, und zwar zugunsten der Wohnlage. Auch hier wird nach oben positiv abgegrenzt: *Zu* große Wohnungen brauche man nicht, die Mäßigung wird entsprechend positiv gewertet, sofern sie auch mit einer Abgrenzung nach unten, also gegenüber *zu* kleinen und schlecht ausgestatteten Wohnungen, verbunden ist. Auch Bezüge auf ein Mittelmaß im Wohnen bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Ermöglichung und Begrenzung, vermitteln zwischen Wünschen nach Wohnen in innerstädtischen Trendvierteln und praktischen Begrenzungen von Miethöhe und Wohnungsgröße.

Verbunden sind diese Bezüge mit ästhetischen Entwicklungen, die sich beispielsweise in Einrichtungstrends widerspiegeln, die Minimalismus, Reduktion und Multifunktionalität betonen und weitergehend im Rahmen von Möbelmessen, in Designzeitschriften, im Angebot lokaler Einrichtungsläden und schließlich in den Wohnungen meiner Interviewpartner auftauchen. Greifbar werden solche Trends auch ganz konkret im Möbelbau, wenn beispielsweise der *Verband der Deutschen Möbelindustrie* eine Verkleinerung der Grundfläche von hochpreisigen Sofas um 30 Prozent über die letzten fünf Jahre feststellt. Das Diktum „It's all about consuming less but better", das auf der internationalen Möbelmesse 2017 als einer der Haupttrends präsentiert worden ist, fügt sich in solche Entwicklungen ein – wohlgemerkt nur in Bezug auf die Größe und Anzahl von Möbeln, nicht aber auf deren Preis oder Qualität. Orientierungen an einem Mittelmaß haben Einfluss auf Ästhetiken und deren Materialisierungen, und umgekehrt haben gegenwärtige ästhetische Trends zu Minimalismus und Maßhalten auch Einfluss auf Orientierungen am Mittelmaß. Diese Bezüge werden im Übrigen, als weitere Art der Materialisierung, von Immobilienentwicklern aufgegriffen, die mit flexiblen Lebensweisen, Nachhaltigkeit und Trends zu Minimalismus und Maßhalten arbeiten, um den Bau von kleineren Wohneinheiten zu argumentieren – die Wohnküche entsprechend als positive Abgrenzung, und nicht als De-

fizit aufgrund von Platzmangel. Beobachten lässt sich damit eine Dynamik zwischen Ermöglichung und Begrenzung, bei der auf der einen Seite ein *Schönreden* oder eine Rechtfertigung von hohen Mieten und kleinen Wohnungen, auf der anderen Seite positive Bezüge auf neue Ästhetiken, neue Orientierungen hin zum Maßhalten mit Bezug auf Debatten um Postwachstum, Nachhaltigkeit oder Minimalismus zu beobachten sind.

Arbeit

Im dritten Komplex der Erwerbsarbeit lässt sich konstatieren, dass die Häufigkeit von Sabbaticals, Teilzeitarbeit und Home-Office-Vereinbarungen steigt und dass dabei eine steile Karriere oftmals als weniger wichtig als ein glückliches und ausgeglichenes Leben gesehen wird. Das spiegelt sich in neueren soziologischen Studien wieder, die eine signifikant höhere Zustimmung zur „bürgerlichen Normalbiografie" (Calmbach et al. 2016) und zur Konformität mit der Mittelklasse (Koppetsch 2013) als beispielsweise zu exzessivem Luxus oder übermäßigem Reichtum diagnostizieren. Ebenso wird dies deutlich in den Interviews aus dem Projekt,[3] das die Grundlage für diesen Beitrag bildet: Die Karriere wird oftmals als weniger wichtig erachtet als ein glückliches und ausgeglichenes Leben. Als freiwillige Begrenzung ermöglicht der Verzicht auf mehr Einkommen und größere Karrierechancen – so die Argumentation – ein erfüllteres Leben und weniger beruflichen Druck. Solche Bezüge sind in dem Sinne mit Orientierungen auf ein Mittelmaß verknüpft, dass sie Vorstellungen eines übermäßigen Karrierestrebens ebenso ablehnen wie ein zu geringes Einkommen oder ein zu geringes Ansehen der beruflichen Position.

In Beziehung gesetzt müssen diese zunächst freiwilligen Orientierungen am Mittelmaß jedoch mit verschiedenen Formen der externalen Begrenzung, die im beruflichen Konkurrenzkampf, der prinzipiell begrenzten Aufstiegschancen oder in hohen Anforderungen an Karrieresprünge und bessere Positionen liegen können. Auch hier ist von einem wechselseitigen Beeinflussungsverhältnis von Ermöglichung und Begrenzung auszugehen, das verknüpft ist mit Entwicklungen der Entgrenzung (Herlyn u. a. 2009), der Prekarisierung (Götz/Lemberger 2009) oder Flexibilisierung (Vobruba 2008) von Arbeit – Entwicklungen, die zwar größere Freiheiten und Gestaltungsspielräume versprechen, jedoch ebenso in verstärkter Selbstdisziplinierung (Bröck-

3 Die im Rahmen des Projektes geführten und weiterhin zu führenden qualitativen Interviews decken, sofern möglich, unterschiedliche Praxisfelder wie den Breitensport, das Wohnen und die Erwerbsarbeit ab, um so Verknüpfungen zwischen Orientierungen am Mittelmaß in unterschiedlichen Bereichen in den Blick nehmen zu können. Entsprechend handelt es sich bei den InterviewpartnerInnen vorwiegend um breitensportliche RennradfahrerInnen oder BewohnerInnen des Rathenauviertels in Köln. Vertiefende Forschungen mit Akteuren aus unterschiedlichen Berufen und in unterschiedlichen Positionen sind hier jedoch noch zu leisten, um zu zeigen, wie spezifisch und divers Bezüge auf das Mittelmaß im Kontext der Erwerbsarbeit konfiguriert sind.

ling 2007) oder der Ausweitung beruflichen Drucks in private Sphären resultieren können. Auch Faktoren wie die Besteuerung von Einkommen spielen in diesem Zusammenhang eine Rolle, wenn beispielsweise eine höhere Position nicht zu einem subjektiv signifikanten Anstieg des Verdienstes führt. Bezüge auf ein Mittelmaß im Bereich der Arbeit sind in diesem Sinne Resultat komplexer Aushandlungsprozesse, in die eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren auf unterschiedlichen Ebenen einfließen.

Fazit

Bezüge auf ein Mittelmaß in unterschiedlichen Praxisfeldern vermitteln zwischen Ermöglichung und Begrenzung. Als Ermöglichung rahmen sie Mittelmaß positiv nach oben und deuten ein *Weniger* als freiwillige, teils auch tugendhafte Abgrenzung; als Begrenzung dienen solche subjektivierten Bezüge zur Rationalisierung und Rechtfertigung angesichts von ökonomischen Druck, Wohnungsknappheit oder Leistungsgrenzen.

Als, wie Frank Nullmeier es formuliert, sozialkomparative Orientierung (Nullmeier 2016: 57) sind Bezüge auf das Mittelmaß subjektivierte Vergleiche, bei denen es *nicht* in erster Linie um die Herstellung von Differenz geht, sondern um subjektivierte, relationale, situative und unterschiedlich semantisierte Handlungsorientierungen, die sich vor allem auf den sozialen Nahraum – Familie, Kollegen, Trainingspartner, Nachbarn – beziehen. Was mit dieser Herangehensweise vermieden wird, ist eine Festschreibung von Mittelmaß als Teil von objektiven Strukturen. Mittelmaß ist damit nicht in bestimmten Milieus oder Schichten verortet und auch nicht durch soziodemografische Merkmale, zuvorderst von Einkommen, Vermögen und Wohnsituation definiert. Mit dieser Entdifferenzierung, die Mittelmaß nicht als an bestimmte Merkmale gebunden konzipiert, sondern sie als pervasive und ambivalente Referenz, also als Interaktion und Deutung, versteht, die in unterschiedlichen Praxisfeldern und Situationen empirisch fassbar ist, ergeben sich zwei maßgebliche Möglichkeiten zur Spezifizierung: Als sozialkomparative Handlungsorientierung und Interpretationsmöglichkeit ist Mittelmaß erstens relational zu verstehen in dem Sinne, dass keine fixen und statischen Bezugspunkte für ein Mittelmaß festgelegt werden, sondern implizite Abgrenzungen nach unten und nach oben ausgehandelt werden. Nach unten gegen die letzten im sportlichen Wettbewerb, gegen prekäre Wohnverhältnisse und einkommensschwache Gruppen, und nach oben gegen übereifrige Hobbysportler, übergroße Wohnungen und Karrieristen. Diese Abgrenzungsprozesse sind dynamisch und skalierbar; sie verfestigen sich zwar in bestimmten Skalen oder Maßstäben, also beispielsweise in Übersichten über Durchschnittsgehältern, -leistungen oder -wohnungsgrößen. Sie unterliegen jedoch der ständigen subjektiven Interpretation, die sich mit Änderungen unterschiedlicher biografischer wie auch externer

Faktoren verschieben kann und sich zunächst am sozialen Nahraum orientiert, also plausible Vergleichsmaßstäbe im lebensweltlichen Umfeld sucht.[4]

Bezüge auf ein Mittelmaß sind kein neues Phänomen. Es gibt zahlreiche Debatten und Konzepte, an die sie anschließen können, wie entsprechende Referenzen bei Aristoteles, Herder, Grimm oder Eco (2000) zeigen. Die spezifischen Konstellationen dieser sozialkomparativen Handlungsorientierungen jedoch verändern sich. Bezüge auf ein Mittelmaß sind damit zweitens situativ in dem Sinne, dass sie beispielsweise sowohl in wertkonservativen Milieus wie auch bei jungen Kreativen in Großstädten anzutreffen sind, sich auf Postwachstumsdebatten ebenso wie auf Besitzstandswahrung beziehen können. Referenzen auf ein Mittelmaß sind nicht beschränkt auf bestimmte Akteursgruppen, sondern sind als sozialkomparative Orientierungen viel grundsätzlicher anzutreffen. Auch wenn sie unterschiedlich semantisiert sind, also beispielsweise von Durchschnitt, Normalität, von Anschluss oder Maßhalten die Rede ist, weisen Referenzen auf ein Mittelmaß in unterschiedlichen Praxisfeldern Gemeinsamkeiten auf.

Empirisch-kulturwissenschaftlich lassen sich solche unterschiedlichen Semantisierungen ebenso wie alltagskulturelle Dimensionen, historische Entwicklungen und Referenzpunkte in den Blick nehmen. Ganz grundsätzlich jedoch steht die Frage im Raum, wie Mittelmaß als sozialkomparative Orientierung, als *Vergleich im sozialen Nahraum*, also in Alltagshandlungen und subjektiven Deutungen zum Tragen kommt, und wie zum Beispiel Vergleichsmaßstäbe situativ und relational gerechtfertigt werden. Das sind Fragen, die sich freilich nicht nur in genuin ökonomischen Aspekten wie der Erwerbsarbeit, sondern darüber hinaus auch mit Blick auf den Freizeitsport oder ästhetische Dimensionen des Wohnens stellen.

4 Auch in Jacob Grimms Schrift über das Altern ist diese Möglichkeit zur situativen Anpassung von Mitte angelegt: „Die Mitte liegt nicht ein für alle Mal fest, sondern sie ist immer wieder neu auszutarieren, zumal bei zunehmenden Verlusten und fortschreitender Hinfälligkeit“ (Zimmermann 2017: 21).

Literatur

Aristoteles (2017): Nikomachische Ethik. Stuttgart.

Calmbach, Marc u. a. (Hrsg.) (2016): Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Wiesbaden.

Döring, Daniela (2011): Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion des 19. Jahrhunderts. Berlin.

Eco, Umberto (2000): Derrick oder die Leidenschaft für das Mittelmaß. München.

Enzensberger, Hans Magnus (1992): Mittelmaß und Wahn. Ein Vorschlag zur Güte. In: Guggenheimer, Bernd/Hansen, Klaus (Hrsg.): Die Mitte. Vermessungen in Politik und Kultur. Wiesbaden, S. 189–207.

Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hrsg.) (2009): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/M.

Groth, Stefan (2014): Quantified Cyclists and Stratified Motives: Explorations into Age-Group Road Cycling as Cultural Performance. In: Ethnologia Europaea 44 (1), S. 38–56.

Guggenheimer, Bernd/Hansen, Klaus (Hrsg.) (1992): Die Mitte. Vermessungen in Politik und Kultur. Wiesbaden.

Herder, Johann Gottfried (1813 [1767]): Fragmente zur Deutschen Literatur. Zweyte und dritte Sammlung. Wien.

Herlyn, Gerrit u. a. (Hrsg.) (2009): Arbeit und Nicht-Arbeit: Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München.

Hofert, Svenja (2014): Die verlorene Mitte: Warum wir das Mittelmaß hoffnungslos unterschätzen. In: Karriereblog, 20.11.2014, https://karriereblog.svenja-hofert.de/2014/11/lieber-einer-von-vielen-das-unterschaetzte-mittelmass.

Koppetsch, Cornelia (2013): Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt/M.

Marg, Stine (2014): Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes. Bielefeld.

Müller, Jürgen (2017): Eine Welt ohne Mitte und Maß. Brueghels Zeichnungen in Wien. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.09.2017, http://www.faz.net/-gsa-91ym3.

Nullmeier, Frank (2016): Politische Theorie des Komparativs. Soziale Vergleiche und gerechte Gesellschaft. In: Mittelweg 36 2, S. 56–73.

Reiter, Markus (2011): Lob des Mittelmaßes: Warum wir nicht alle Elite sein müssen. München.

Vobruba, Georg (2008): Die Flexibilität der Arbeit und das garantierte Grundeinkommen. In: Füllsack, Manfred (Hrsg.): Verwerfungen moderner Arbeit. Zum Formwandel des Produktiven. Bielefeld, S. 115–131.

Voskuil, Johannes J. (2012): Das Büro. Direktor Beerta. München.

Zimmermann, Harm-Peer (2017): Demokratisch Altern. Ein Vorschlag der Brüder Grimm. In: Loureda, Óscar (Hrsg.): Anders altern. Heidelberg, S. 9–30.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 488–500.*

Ulrike Langbein

Wäschewirtschaft

Zur kulturellen Ökonomie des Darunter

Kleider und Körper: Zugang und Perspektive

Kapital und Klamotten sind Komplizen. Kaum eine Produktion war so früh industrialisiert und globalisiert wie die von Kleidung. Ihre Märkte sind hart umkämpft. Kleidung repräsentiert die Verheißungen des Konsums ebenso wie die Abgründe des Kapitalismus. Deshalb tönt in der Arena kapitalistischer Kritik kaum ein Thema so laut wie Kleidung. Diese angedeuteten makroökonomischen Verflechtungen grundieren meinen Beitrag, der zwei wichtige Alltagspraktiken aufeinander bezieht: Wirtschaften und Unterkleidung. Dies geschieht ausgehend von meiner laufenden empirischen Studie, die Wäsche als Körpertechnik zur kulturellen Konstruktion von Intimität konzeptualisiert.[1] Zunächst sind einige begrifflich-theoretische Klärungen notwendig: Die Kulturanthropologie versteht Kleidung als vestimentäre Praxis des Sich-Kleidens, die Herstellung, Konsum und Gebrauch umfasst. Kleidung ist nicht nur Oberfläche oder Begleiterscheinung, sondern eine grundlegende „Ausdrucks- und Vollzugsform" gesellschaftlichen Lebens, die korporale Prozesse einbindet und sich materiell, visuell und schriftlich zu artikulieren vermag (König et al. 2015: 19). Kleidung meint ein komplexes Handlungsfeld, eine Welt symbolischer Praktiken, im Zuge derer Menschen Bedeutungen reflektieren und produzieren, ihren Körper und ihre Existenz mit und durch Kleidung gestalten und für andere sichtbar kommunizieren (Langbein 2016: 8f.). Um diese Praxis des Sich-Kleidens in all ihren Formen und Figurationen geht es, wenn im Folgenden – nur sprachlich verkürzend – von Klei-

1 Das Projekt „Der modellierte Mensch. Kleidung als kulturelle Praxis. Dargestellt am Beispiel der Sammlung der Hanro AG (1884–2012)" leiten Walter Leimgruber (Universität Basel) und Claudia Mareis (Fachhochschule Nordwestschweiz). Der Schweizerische Nationalfonds fördert das Forschungsprojekt, das in Zusammenarbeit mit dem Museum Baselland in Liestal realisiert wird. Für Einblicke in die Welt der Wäsche danke ich allen, die sich von mir und anderen haben ausfragen lassen. Ich danke all denen, die Türen geöffnet haben, die sonst verschlossen geblieben wären. Ein großes Dankeschön geht an Studierende der Universität Basel, die an der Feldforschung beteiligt waren, vor allem an: Rebecca Bütler, Simone Crevoisier, Marius Lechtenböhmer, Salvatore Mazzotta, Julia Planzer und Laura Wilde.

dung die Rede ist. Unter Wirtschaften sind im engeren Sinne Prozesse der wertschöpfend-gewinnorientierten Entwicklung, Produktion und Vermarktung von Kleidung zu fassen, im weiteren Sinne aber auch jene Prozesse, im Zuge derer Akteure – also Individuen, Gruppen oder Gesellschaften, aber auch Gesetze und Patente, Industrien und Institutionen – Werte und Grenzwerte definieren oder übernehmen, aushandeln oder verwerfen. Dazu gehören auch die konkreten Praktiken, wenn sich Werte im Handeln realisieren und materialisieren. Eine dieser Praktiken ist Kleidung. Sie zieht Grenzen und definiert Standards. Sie symbolisiert und kommuniziert Wertvorstellungen, die sich auf den menschlichen Körper und seine Existenz im sozialen Raum beziehen: Schönheitsideale und Reinheitsgebote, Gefühle zwischen Scham und Stolz, Tabu und Tabubruch, Vorstellungen von Alter, Status und Geschlecht.

Die australische Modetheoretikerin Jennifer Craik charakterisiert Kleidung als „body technique" und lässt, wie die meisten ModeforscherInnen, die epistemologisch auf das Sichtbare konditioniert sind, Unterwäsche außer Acht. Kleidung hingegen fasst sie als Modus, mit dem sich der Körper innerhalb eines Regelwerkes zur Darstellung bringt (Craik 2003, 2005). Kleidung ist also ein performativer Akt, der den Körper herstellt und artikuliert. Im Europa der Renaissance produzierte die Schamkapsel die imposante männliche Mitte, die viele Herrscherporträts ziert, weil sie Potenz, Männlichkeit und Macht amalgamiert. Rosshaarpolster stellten im 19. Jahrhundert die stolze Brust des Frackträgers her und verschafften den Damen das erstrebte voluminöse Hinterteil: den *Cul de Paris*. Kleidung modelliert Körper. Und sie ist niemals nur zweite Haut, denn sie geht unter die Haut: Die Aufgaben der Diät oder des Korsetts, das den Körper temporär formt, ergänzen oder übernehmen das Sportstudio und das Skalpell, das mit schnellem Schnitt dauerhafte Wirkung zeitigt.

Als ich einen plastischen Chirurgen (*1979) frage, wer sich zu einer ästhetisch motivierten Operation entscheide, erfahre ich, dass es mehrheitlich „sehr attraktive und sportliche Frauen" seien.[2] Sie stünden erfolgreich im Beruf und wollten den letzten Schliff da, wo die eigene Körperarbeit nicht hinreiche, wo „Reiterhosen" oder das „Bäuchlein" das Tragen körperbetonter Kleidung einschränkten. Die Medizin setzt da an, wo Sport und Ernährung nicht genügen, um die „Versportung" des Frauenkörpers zu realisieren – so nennt die Soziologin Lotte Rose den Prozess der Übernahme des männlich-muskulösen Körperideals in der Risikogesellschaft, das dem Wagnis der Mutterschaft symbolisch begegnet (Rose 1997).[3] Es ist ein Ideal, das Kraft, Leistung und Erfolg korporal repräsentiert. Es stigmatisiert Leibesfülle und gilt für beide Geschlechter gleichermaßen (Brewis et al. 2011). Deshalb lassen sich auch Männer immer öfter optimieren. Der Chirurg erzählt, dass es dann vor allem um den Bauch ginge, der, wenn nicht flach, Trägheit und fehlende Selbstdisziplin signalisiere. Ein

2 Alle InterviewpartnerInnen und diejenigen, von denen ich in den Interviews hörte, wurden anonymisiert.

3 Vor diesem Hintergrund ist der seit einigen Jahren laufende Wettbewerb um den schönsten und am schnellsten erreichten *After-Baby-Body* aufschlussreich.

Thema sei auch der „wache Blick", Lidkorrekturen also, die aus dem optisch müden, erschlafften Zeitgenossen einen wachen machen. Es wird Maß genommen, abgewogen, ökonomisch gedacht. Es wird Kapital investiert und modelliert. *In-Shape*-Sein ist das Gebot der Stunde. Der Körper ist ein Rohstoff, der bearbeitet wird. Und er ist selbst Kapital, symbolisches nämlich, eine harte Währung im Kampf um soziale Positionen in der Leistungsgesellschaft (Koppetsch 2000). Medizin und Mode sind Kulturtechniken, die die Körperideale formulieren und realisieren.

Das tut auch Unterwäsche. Das Darunter arbeitet für das Darüber. Die Silhouetten der Oberbekleidung geben vor, was Unterwäsche diskret herstellt oder optimiert. Mehr oder weniger Oberweite produzieren Push-Up- oder Minimizer-BH. *Shapewear-Bodys* sorgen für die schmale Taille. Formgebende Unter- oder Miederhosen drücken den Bauch flach, können aber auch zulegen, indem sie das weibliche Gesäß oder das männliche Genital optisch vergrößern und gute Durchlüftung versprechen.[4] Damit kommt die Aufgabe ins Spiel, für die Unterkleidung kulturhistorisch ‚erfunden' wurde. In Zeiten ohne fließendes Wasser für Körper- und Kleiderpflege, ohne Dampf und Elektrizität, die Webstuhl, Strick- und Waschmaschine hätten antreiben können, trat die Wäsche an, um die kostbaren Gewänder der Oberschichten vor Verunreinigungen durch den Körper zu schützen. In der Folge entstanden vestimentäre Unterscheidungen in darüber und darunter, Tag und Nacht, privat und öffentlich, formell und informell. Die Biologie sieht in der Differenzierung von Organen ein Merkmal der Höherentwicklung. Die Ausdifferenzierung des Systems Kleidung verweist ebenfalls auf Höheres, hier nun auf die Position im sozialen Raum.

Damals wie heute nimmt Wäsche Reste von Ausscheidungen ebenso auf wie Ausdünstungen. Sie verschafft Kontrolle dort, wo das Leben gefährlich wird, weil es sich unserer Einflussnahme entzieht, wo der Mensch dem Tier zu ähnlich ist. Wäsche diszipliniert und zivilisiert (Elias 1989): Sie modelliert den Körper nicht nur, weil sie sein Äußeres formt, sondern auch, weil sie sein Inneres domestiziert, indem sie Exkrete, Sekrete und andere Säfte aufnimmt und fixiert. Wäsche macht Werte sichtbar: Was stört, wird tabuisiert und intimisiert, was nutzt, wird exponiert und inszeniert. Drei Schlaglichter werden nun die kulturelle Ökonomie des Darunter ausleuchten.

Maß und Vermessung: Standardisierung

Standardisierungen bestimmen die Produktion von Kleidung. Standards setzt zunächst die Mode selbst, welche den Zeitgeist spiegelt und herstellt, Farben und Formen, Texturen und Strukturen vorgibt. Eine weitere Standardisierung war die Entwicklung von Größen, die notwendig wurde, als der Zuschnitt auf das Maßnehmen

4 https://www.amazon.de/dp/B078S6N3G3/ref=sspa_dk_detail_2?psc=1 (14.03.2018). http://mark7gear.com/epages/172fc33d-1340-4422-87fe-0d3e47647626.sf/de_DE/?ObjectPath=/Shops/172fc33d-1340-4422-87fe-0d3e47647626/Categories/mit_BOOST_ENGENEERING (14.03.2018).

verzichten und damit vom konkreten Körper abstrahieren musste. Das geschah zuerst beim Militär. Kostengünstig und massenhaft waren Männer zu uniformieren, damit auf dem Schlachtfeld Freund von Feind zu unterscheiden war. Einen kräftigen Standardisierungsschub brachte die Industrialisierung. Schrittweise wird die Maß- von der Massenkonfektion abgelöst. Mit der großen Globalisierungswelle der Textilwirtschaft seit den 1970er Jahren und mit dem Onlinegeschäft werden die Körper weiter standardisiert: Die Unterhose aus der Schweiz soll in Schweden und Brasilien gleichermaßen sitzen. Dafür sorgt neben der Elastizität der Materialien, an der die Hersteller intensiv arbeiten, auch die Vergröberung der Konfektionsgrößen. Bei Frauen werden aus 34, 36, 38, 40 die Größen XS, S, M, L oder *friendly sizes*, das sind Doppelgrößen wie 36/38, 40/42. *Friendly* taufte sie das Marketing, um Probleme vergessen zu machen. Die Rechnung geht auf: Die Kundin projiziert sich in die kleinere Größe, erschlankt symbolisch. Das gibt ein gutes Gefühl. Freundlich sind die Größen vor allem für die Hersteller, weil die derart beglückte Kundin ordentlich zugreift und die Produktion billiger wird: Aus zwei Größen wird eine. Differenzierungen kosten Zeit und Geld, Standardisierungen sparen. Und sie wirken zurück auf Körperwahrnehmung, Konsum und Gebrauch.

Ein Chirurg (*1970) erzählt: Nach einer beidseitigen Brustamputation, die eine Krebserkrankung erforderte, habe er einer Patientin im Wiederaufbau ein „schönes, straffes 75C-Cup" gemacht. „Das hatte sie sich so gewünscht." Der individuelle Körper wird in Kleidergrößen gedacht und produziert. Ein 40-jähriger Mann erläutert: „Ich kaufe die schmalen Boxer von Boss. Größe S passt immer, muss ich nicht probieren. Ich hole die günstigen 5er-Packs immer im selben Kaufhaus." Der individuelle Körper wird zum Markenkörper. Die Standardisierung der Produktion bewirkt eine Rationalisierung des Konsums: Man spart die Wege, Zeit und Geld. Aber es gibt nicht nur die Pragmatiker des Darunter. In der Frauenabteilung wartet Wäsche in den wechselnden Farben der Mode. Gewechselt wird auch anlassbezogen: Unsichtbar und konturlos für den Job – *seamless* heißt die Norm, die Mikrofasern und High-Tech-Laser realisieren. Auf Sichtbarkeit bedacht sind andere Modelle: knappe, farbige und transparente Ausführungen mit Dekor für beide Geschlechter, die auf private Anlässe warten und erotische Absichten nicht leugnen. Eine 45-jährige Frau aus Basel erzählt:

> „Im Alltag muss Wäsche praktisch sein, möglichst unsichtbar und bequem, mit Beruf und Familie und auf dem Velo. Ich habe viel schwarz, weiß und Hauttöne. Wenn ich mit meinem Mann im Ausgang bin, kleide ich mich anders. Dann trage ich hohe Schuhe und Kleider, drunter BH, Slip und Strumpfhalter, die schöne Spitzen haben und farbig sein dürfen."

Wäsche referenziert und produziert Geschlechterkörper. Sie wirkt auch anderweitig differenzierend. Farben verkünden den Wechsel der Jahreszeiten. Zu Weihnachten lassen es die Hersteller richtig krachen: Schwarz oder nikolausrot funkelt Wäsche aus dem Geschenkkarton. Mütter schenken Schlafanzüge, damit der 40-jährige Bub nicht immer im alten T-Shirt schläft, das ins Bett ‚entsorgt' wird. Dinge wechseln

Räume: Downcycling vom Öffentlichen ins Private, vom Tag in die Nacht. Jenseits des Saisonalen sorgt eine wachsende Zielgruppe für Umsatz: körperbewusste, hedonistische Männer. Ein Student, 20 Jahre:

> „Ich kaufe online, das Angebot ist größer, nicht nur Mainstream. Für den Alltag die 3er-Boxer-Packs von Diesel, die sitzen gut. Ich habe aber auch Einzelstücke von Marken, die ich bei Mode gut finde, Dsquared oder Moschino. Die trage ich, wenn ich mich gut anziehe. Dann stimmt alles, da fühle ich mich gut."

In seinen Absichten und Aussagen folgt das Darunter dem Darüber. Es werden vestimentär Gefühle gespiegelt und erzeugt. Kleidung gehört zu den „Emotionspraktiken" (Scheer 2016: 29).

Dass Standardisierungen das Leben nicht nur erleichtern, wissen die, die jenseits der Normkurven liegen, egal in welche Richtung. Sehr deutlich zeigt das ein Wäschestück, das am stärksten individualisiert sein muss und zugleich am aufwendigsten zu produzieren ist: der BH, der Teil der Unterwäsche, für den das meiste Geld ausgeben wird. Die Mehrheit der Frauen, die ich befragt habe, schätzt seine dekorative Wirkung nach innen und außen. Vor allem aber muss er stützen, formen und fixieren. Da ist mit Elastizität und freundlichen Größen nichts zu wollen. Der Größenkorridor im gut sortierten Handel entspricht der Masse, ist aber für viele dennoch zu schmal.[5] Bei Breuninger-Online finden sich BHs der Größe 65D mit nur sechs Modellen.[6] Hingegen trumpfen 70D und 80D mit 109 beziehungsweise 165 Modellen auf. In Größe 95D gibt es noch 20, in Größe 100D noch ein Modell. Was größer ist, wird nicht mehr bedient. Das gibt es im teuren Fachgeschäft oder landet neben Krücken und Prothesen im Orthopädiefachhandel, wird also symbolisch pathologisiert. Die Textilwirtschaft rekurriert auf die Größen, die sich am meisten verkaufen. Sie werden durch Präsenz, Vielfalt und unterschiedliche Preisniveaus belohnt und reproduziert. Im Ergebnis kauft frau das, was im Kaufhaus hängt. Das heißt: Es gibt nur das, ich muss da hineinpassen. Eine Gynäkologin (*1960) berichtet von Brustentzündungen, Schürfwunden und Rückenschmerzen wegen schlecht sitzender BHs. Der Fachhandel mit seinen Vermessungstechnikerinnen liefert zwar die passenden Teile, aber nicht für alle: 90 bis 100 Euro zahlt die obenherum stattliche Kundin für einen BH der Hersteller, die Sondergrößen produzieren – doppelt so viel wie bei den Standardmaßen. Eine Dermatologin (*1958) berichtet, dass adipöse Patientinnen aus sozial schwachen Milieus oft keine BHs trügen, was Pilzbefall begünstige und auf einen „aufgegebenen Körper" verweise. Die medizinische Indikation ist eine soziale. Immer auf den Körper bezogen, bemüht sich die zierliche Medizinerin um eine Erklärung: „Da stützt dann von unten her ein Wulst den anderen." Das mag in der Konsequenz so sein, reicht aber nicht als Begründung. Zum einen schränkt starkes Übergewicht die Beweglichkeit

5 BH-Größen sind relational angelegt: Ein kleiner Unterbrustumfang (Zahlenangabe) wird in der Regel eher mit kleineren Cups (Buchstabe) kombiniert, ein großer mit großen.

6 https://www.breuninger.com/damen/waesche/dessous/bhs/damen_waesche_dessous_bhs/category.cmd?rm=v_shop_groesse|65d (28.03.2018).

ein. Das alternativlose Auf-und-Zu auf dem Rücken wird unmöglich. Zum anderen wird Wäschealltag durch die Produkt- und Preispolitik der Hersteller geprägt, die aus der Kleiderfrage eine soziale Frage machen.

Scham und Beschämen: Normierung

Als mich meine Feldforschung im Frühjahr 2016 in eine Pflegeeinrichtung mit Demenzschwerpunkt führt, ist das Thema Kleidung ein heißes Eisen. Der Leiter des Hauses erzählt, dass trotz gesicherter Außentür immer wieder Bewohner in den öffentlichen Raum des gutbürgerlichen Freiburger Stadtteils gelangten. Anwohner riefen dann bei der Polizei an, aber nicht, weil jemand hilflos umherirre, sondern weil die vollgepieselten Hosen eine Zumutung seien. Von Pflegenden höre ich, dass es häufig Ärger gebe mit den Familien. Dabei geht es oft um ein Problem, das sich etwa so verkürzen lässt: Weil Mutter, die längst in ihrer eigenen Welt lebt, immer eine gepflegte Erscheinung war, soll sie auch im Heim dem Bild vergangener Tage entsprechen: fleckfrei, gewaschen und frisiert. Weil die frische, eigene Wäsche kultivierte Verhältnisse anzeigt, gibt es Konflikte, wenn sie nicht im erwarteten Rhythmus gewechselt wird oder das gute Calida-Hemd in der kollektiven Wäsche verschwindet. Der Vorwurf des nicht erfüllten Pflegeauftrages beziehungsweise des Diebstahls steht im Raum. Deshalb gibt es Pflegerichtlinien, die den Wäschewechsel regeln. Deshalb weisen Pflegende darauf hin, dass im Heim keine hochwertige Wäsche getragen werden soll. In einem Gruppengespräch mit Pflegenden erfahre ich, dass sich viele BewohnerInnen mit schwerer Demenz heftig wehrten, wenn sie umgezogen oder geduscht würden. Die „Ethik der Pflege“ aber verbiete jeden Zwang. Erst auf Nachfrage höre ich von der extremen Ökonomisierung, die quer liegt zum Paradigma der behutsamen Versorgung. Das Tragen des BHs fällt oft als erstes weg. Das Ankleiden sei für die Pflegekräfte ein Kraftakt und für die dementen Frauen eine Tortur. „Außerdem geht’s hier ja nicht mehr um die Optik“, urteilt eine Pflegerin. Den Familien aber geht es auch darum. Vor allem aber geht es um „Würde“, wie ich von Angehörigen höre. Die ist demnach nur dann gewährleistet, wenn man korrekt gekleidet ist. „Meine Mutter wäre außer sich, wüsste sie, dass man sie ohne BH rumlaufen lässt“, erzählt mir eine Frau, mit der ich kurz ins Gespräch komme. Die Mutter weiß es nicht, merkt es nicht. Die Tochter vertritt deren Interessen vor dem großen Vergessen. Schmerzlich wird ihr dabei der Unterschied von früher und heute bewusst. Sie leistet symbolische Arbeit an der Mutter, die den Weltenwechsel unsichtbar machen soll. Sie vertritt aber auch ihre eigenen Interessen, denn aktuell würde der Statusverlust der Mutter nur noch die Tochter beschämen.

Als ich verstehe, wie eng Würde und Wäsche verbunden sind, drängen sich Bilder von Massenerschießungen während des Holocaust in meine Erinnerung, die zu „Ikonen der Vernichtung“ geworden sind (Brink 1998). Männer und Frauen müssen nackt zu Massengräbern gehen, die gleich zu ihren werden. Die Ökonomie des Krieges drängt auf Nachhaltigkeit und nimmt ihnen die Kleider. Auf manchen Bildern bedecken Frau-

en mit den Händen die Brust, Männer die Scham. Im Augenblick des Todes simulieren sie gestisch Unterkleidung und wehren so die Blicke der SS-Männer ab, die ihnen sonst nicht nur das Leben, sondern auch die Würde nehmen. Erzwungene Nacktheit ist rohe Gewalt. Das vermitteln auch die ikonischen Bilder des Folterskandals von Abu Ghraib, die 2004 um die Welt gingen.[7] Entkleidung und sexuelle Demütigung werden als Mittel der Kriegsführung eingesetzt und inszeniert. Dass sich die Emotionspraxis der Beschämung vestimentär realisiert, verdeutlichen Redewendungen wie „die Hosen runter lassen", „nackig machen", „bloßstellen". Davon erzählt auch ein 58-jähriger Arzt: Seine Grundschule in einem bürgerlichen Freiburger Stadtteil besuchten auch Kinder aus „dem Günterstäler Waisenhaus", die nicht nur dort Gewalt erfuhren. „Die Heimkinder mussten öfter vor der Klasse die Hosen runterziehen, um zu zeigen, ob sie saubere Unterhosen anhaben. Die haben Rotz und Wasser geheult. Sie haben mir leidgetan. Ich hab das nie vergessen." In zweifacher Hinsicht wirkt die vestimentäre Praxis als Herrschaftspraxis: Die staatliche Sauberkeitserziehung nutzt die öffentliche Beschämung, um kulturelle Normen durchzusetzen. Zugleich wird in einer bürgerlichen Schulklasse der andere Klassenkörper separiert und stigmatisiert.

Auch heute ist Sauberkeit von nationalem Interesse. Ihre Standards sichern nicht nur die Familien, sondern Sozialarbeiter, Lehrer und Ärzte: Als ein Mann, der männliche Jugendliche begleitet, die ohne Eltern nach Deutschland geflohen sind, 2016 mit einem der Jungs zum Arzt geht, fordert der für das nächste Mal unwirsch saubere Unterhosen. Sauberkeit ist die normative Vorgabe der Einwanderungsgesellschaft und wird als Integrationsleistung eingefordert. Auch deshalb bitten Hilfswerke um neu gekaufte Unterwäsche für Geflüchtete. Wäsche nämlich fehlt, wird in Unmengen gebraucht und nicht gespendet. Denn Wäsche berührt und verdeckt nicht nur das Tabuisierte, sie wird selbst zum Tabu. Oft sind Tabu und Trauma aufeinander bezogen. Wie stark Traumatisierungen mit Unterwäsche korrespondieren und sich über sie aktivieren, erfahre ich im Pflegeheim. Dort müssen Pflegende die BewohnerInnen täglich entkleiden. Mehrfach wird erzählt, dass der fremde Zugriff auf die Wäsche von einigen Frauen, welche die Kriegs- und Nachkriegsjahre im Badischen verbracht haben, körperlich vehement und mit dem Wort „Scheißfranzosen" abgewehrt wird.

Unterkleidung schützt, bedeckt und begrenzt den Körper. Sie zu tragen, ist eine Norm, ihr Fehlen eine Regelverletzung, die Widerstand evoziert und Unruhe stiftet. Deshalb dient sie als symbolische Strategie, wenn die gesellschaftliche Ordnung attackiert wird: Die Reformbewegung um 1900 führte ihren Kulturkampf gegen das Korsett, das den Körper ‚wider die Natur' deformierte. Ende der 1960er Jahre galt die entfesselte Brust als Zeichen der Befreiung von der patriarchalen Kleiderordnung. Seit 2010 protestieren die Frauen von Femen medienwirksam oben ohne.

Aber leben wir tatsächlich in einer Zeit des Schamverlusts, wie Ulrich Greiner angesichts eines vermeintlichen öffentlichen Exhibitionismus meint (Greiner 2014)?

7 https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Abu_Ghraib_prisoner_abuse?uselang=de (23.03.2018).

Meine Untersuchung zeigt das Gegenteil: Eine 19-Jährige monierte jüngst, dass eine Lehrerin (von wirklich knabenhafter Gestalt) „oben ohne" zum Unterricht gekommen sei. Sie meinte ohne BH. Die ganze Klasse habe das „total eklig" gefunden und sich bei der Schulleitung beschwert. Kleidung konstruiert und kommuniziert das Gefühl von Anstand und Angemessenheit. Wenn dem nicht so ist, setzt das Fremdschämen ein, das sich hier als Ekel artikuliert. Den wiederum beschreibt Timo Heimerdinger als „Ausdruck kultureller Grenzziehungen und Normsetzungen", der die Differenz zwischen gewünscht und unerwünscht markiert (Heimerdinger 2015: 13). Analog zur nackten Brust im öffentlichen Raum – man denke an die Debatten um Sonnenanbeterinnen oder stillende Mütter – ist auch die bedeckte, aber BH-lose Brust ein Affront, weil das Teil fehlt, das sich normativ durchgesetzt hat. Deshalb folgen Maßnahmen, die das deviante Verhalten abstrafen, den Kleiderkodex und die Ordnung der Geschlechter absichern. BHs, beziehungsweise Bustiers, gibt es mittlerweile schon in Größe 128, für etwa achtjährige Mädchen (meist noch ohne Brust). Realisiert sich *doing gender* vestimentär heute schon maßgeblich über den BH? In diese Richtung deuten die Berichte zweier plastischer Chirurgen: Bei Geschlechtsangleichungen spiele der Brustaufbau eine immense Rolle. Riesig sei die Vorfreude der Patientinnen, den ersehnten Teil des Ichs bald zu besitzen und einkleiden zu können. Körperbild, Kleiderwirtschaft und Gefühlshaushalt bilden einen Wirkungszusammenhang.

Grenze und Grenzüberschreitung: Intimisierung

Im Wartezimmer einer gynäkologischen Praxis empfiehlt ein Flyer, einen Termin am Morgen zu vereinbaren, dann fühle frau sich frisch. Slipeinlagen, Intimdeos und keimtötende Waschmittel sind geschäftstüchtige Diener des Körperideals der Frische, das sich im Prozess der Hygienisierung durchgesetzt hat (Vigarello 1988, Devoucoux 1989). Dass die „Zivilisierung der Körper und der Köpfe" in Deutschland mit der Aufklärung gelang, stellt Wolfgang Kaschuba dar. Der „Privatisierung des bürgerlichen Subjekts" entspricht die „Intimisierung von Körperlichkeit und Körperhygiene" (Kaschuba 1988: 315). Und was ist heute so heikel, dass es verborgen wird? Wie Mode und Medizin Körper bändigen, die als zu füllig empfunden werden, wurde bereits dargestellt. Mit Scham besetzt sind auch versehrte Körper. Verschärfte Intimisierungpraktiken rufen Exkremente und alle Körperflüssigkeiten auf den Plan, die mit Sexualität konnotiert sind. Die tägliche Dusche hat sich genauso durchgesetzt wie die täglich frische Unterhose. Dass man gebrauchte Exemplare nicht herumliegen lässt, gilt als Regel gemeinsamen Wohnens, von deren Verletzung ich öfter erfuhr. Ein 25-jähriger Student erzählt: „Ich hatte mal eine Unterhose mit Bremsspur im Zimmer, als zwei Freundinnen kamen, die haben das gleich gemerkt. Saupeinlich." Dagegen hilft Toilettenpapier, erhältlich in zig Ausführungen. Einer älter werdenden Gesellschaft entspricht die Zunahme von Inkontinenzartikeln. Auch Monatshygiene hat sich ausdifferenziert: verschiedene Größen, parfümiert und mit Folie oder naturbelassen. Intimität kostet und bringt Geld. „Unsichtbar" soll alles sein und „sicher", höre

ich immer wieder. Vorbei die Zeiten, an die sich manche erinnert: zu große Tampons, riesige Binden, die nicht viel auffingen, auftrugen und unter Schlüpfer und Miederhose verborgen wurden, der versteckte Eimer mit den eingeweichten Unterhosen. Einige Interviewpartnerinnen verweisen auf die ökologischen Folgen der neuen Hygiene, aber keine verzichtet auf sie. Jede hat ein ausgefeiltes Sicherheitssystem, das von den Müttern gelehrt und selbst optimiert wird, aber nie vollkommen sicher ist. Nicht nur Blut, auch Ausfluss stört. Eine 18-jährige berichtet: „Wenn ich mit meinem Freund schlafe, verschwinde ich im letzten Moment und mach die Einlage raus, der Slip soll clean sein." Clean – dieses Ideal fordert eine aufwendige Körperökonomie, denn es meint nicht nur sauber, sondern haar-, geruch- und flecklos. Wenn die Möglichkeiten der Intimisierung zunehmen, sinkt der Grenzwert zwischen rein und unrein. Wenn die Perfektion durchregiert, steigen die Ansprüche an den eigenen und den anderen Körper. Kultur heißt hier totale Kontrolle. Ein Malheur wird zur Katastrophe.

Neben Gerüchen und Flecken, die das „Untenrum" produziert, wie meine Großmutter zu sagen pflegte, scheint der Schweiß eine *der* Plagen unserer Zeit zu sein. Und er ist polysemisch. Zwar wischen sich Fußballer medienwirksam den testosterongesättigten Schweiß des Siegers aus der Achsel. Der Eiskunstläufer oder die Turnerin hingegen schwitzen unsichtbar, denn ihren Sport prägen nicht nur Kraft und Athletik, sondern auch Kontrolle und Ästhetik. Die will auch ein 45-jähriger Anwalt aus Basel, der erläutert, wie er seine Kleidung schichtet, denn Schweißflecken würden bedeuten: „Der hat sich nicht im Griff, ist unsicher, kein harter Hund." Ängsten wie diesen begegnen Schweißblätter, Botoxinjektionen und natürlich Deos. Ein Tanzlehrer (*1970) erzählt:

> „Mein Deo versiegelt wie eine Silikonschicht. Kommt nichts durch. Das kriegst du nur in bestimmten Onlineshops. Ist bestimmt saukrebserregend, aber echt gut. Ist ja total eklig, wenn man die Flecken sieht. Denk' an den Stinker aus dem Tango-Kurs."

Risiken werden abgewogen, der Markt wird geprüft. Körper werden bewertet und gemanagt, um die „Territorien des Selbst" zu begrenzen (Goffman 1974). Auch so gesehen stimmt Georg Simmels Befund: Die soziale Frage ist eine „Nasenfrage" (Simmel 1992: 734).

Eine Interviewpartnerin erzählt von ihrem Onkel, der bis in die 1960er Jahre als Landarzt in der Schweiz praktiziert hat. „Im Wartezimmer lagen frische Unterhosen für die Knechte. Die rochen sehr und trugen bis in die 1950er Jahre kaum Unterhosen." Der bürgerliche Arzt schützt seine Patienten vor dem Zustand der Blöße. Er will aber selbst auch nicht sehen, was er nicht sehen will. Deshalb gibt er die Kleiderordnung vor und zieht eine zivilisatorische Bannmeile um sich selbst. Darauf bedacht ist auch die Dermatologin, wenn sie das männliche Genital auf Hautkrebs untersucht: Zwischen ihren Händen und der Haut des Patienten bleibt immer ein Stück Stoff von Unterhose, die sie zieht und schiebt, bis sie alles gesehen hat. Diese vestimentären Praktiken der Intimisierung, die in zwei Richtungen wirken, verweisen auf eine gravierende kulturelle Spannung. Im Alltag erleben wir Nacktheit nur im Zusammenspiel

mit sozialer Nähe. Im medizinischen Setting geht es ans Allerheiligste, und man ist sich zugleich fremd. Deshalb erstaunte mich, dass Scham und Intimität in der Ausbildung von Ärzten und Pflegenden kein Thema sind. Es gebe am Beginn der Berufsbiographie viel Unsicherheit und vor allem bei den Medizinern keine Kommunikation. In einem kompetitiven Umfeld wolle niemand zugeben, dass der professionelle Habitus noch nicht sitze, offenbart ein Gynäkologe (*1975) und erklärt: „Ich habe mir das abgeschaut bei denen, die das gut gemacht haben, ältere Kollegen und Krankenschwestern." Der junge Arzt übernimmt das vestimentäre Wissen der Älteren: Der ganz entblößte Körper ist zu vermeiden, es wird angekündigt, wenn die Wäsche weichen muss. Während der Visite dienen die Bettdecke und der eigene Körper als Sichtschutz. Dass es oft weniger bedeckt zugeht, verdeutlichen Erzählungen von PatientInnen: die fehlende Unterhose unterm OP-Hemd, der nicht vorhandene Paravent im Untersuchungszimmer eines Urologen, die völlig fehlende Diskretion während der Musterung, der Orthopäde, der distanzlos die „hübsche Wäsche" der Studentin kommentiert. Ich höre von Patienten, die aus Effizienzgründen bereits entkleidet im Arztgespräch sitzen mussten, das der Untersuchung voraus ging. Nacktheit als Routine, Zeitdruck und der notwendig objektivierende Blick der Profis einerseits, andererseits Patienten als Subjekte, ihr Gefühl von Intimität und verschiedene Körperkulturen in einer globalisierten Welt: Mehrere ÄrztInnen berichten von der Schwierigkeit, Frauen aus den arabischen Ländern zu untersuchen. Man bekomme die Männer nicht vor die Tür, viele Frauen wollten sich nicht zeigen. Und Amerika sei besonders prüde. Ein Chirurg erzählt von seiner Famulatur in den USA, wo er niedrige Schamgrenzen erlebte, und von einem früheren „Kulturschock": Anfang der 1990er Jahre habe er als Schüler in den USA ein Jugendlager betreut und als Sportschwimmer seine „Speedo-Badehose" dabei gehabt. Die sei ihm von der Lagerleitung sofort verboten worden. „Ich musste eine lange, weite kaufen." Zwei Gynäkologinnen berichten, dass sich Frauen in den USA erst hinter dem Paravent entkleideten und für den Weg zum gynäkologischen Stuhl eines der bereit liegenden „Papierröckchen" anzögen. Das Fremde, die andere Intimität materialisiert sich über andere Kleidung. Die „westliche Kultur" offenbart sich als Strategie, die „Macht des Unteren", hier nun der Sexualität, mit großem Aufwand zu verschleiern und zu verleugnen (Maase/Warneken 2003: 23).

Mein Material zeigt auch, dass das Eigene kein Selbstläufer ist: Durchgängig scheinen Mütter zuständig für Kleidung, deren Gebrauch sie lehren, synchron und diachron: Zigmal hörte ich die Geschichte von der Großmutter, die mitgegeben habe, immer gepflegte Wäsche zu tragen. Man könne ja unerwartet ins Spital kommen. Das Spital ist ein Raum der Öffentlichkeit, der andere Regeln verlangt als der private Raum: Aus drei Kliniken höre ich vom Problem der „Nacktschläfer", die es gewohnt sind, nackt zu schlafen, und das auch im Spital wollen. Der freie Wille der vestimentär Befreiten trifft auf Klinikpersonal und Mitpatienten, die das Nacktsein als unzüchtige Grenzüberschreitung erleben. Von ganz anderen Übergriffen erfahre ich in einer psychiatrischen Klinik: Manisch-depressive Patienten seien in der Manie oft übersexuell, dann sei der Sexualtrieb kaum zu bändigen, die Kleidung folge den Emotio-

nen – zu knapp, zu sexy. Es komme auch zu Attacken dem Personal gegenüber, das deshalb auf Distanz achte und auf Kleidung, die sie gewährt: keine Spaghettiträger, keine engen Shirts, keine kurzen Röcke oder Hosen. Beschrieben werden PatientInnen, die temporär kulturelle Normen ignorieren und selbstvergessen scheinen. Eine Pflegeleiterin berichtet:

> „Sie reiben sich im Gespräch an den Genitalien oder Brüsten und sind sexuell aktiv, das ist hier verboten. Gerade letzte Nacht haben sich zwei im Bett vergnügt, andere fühlten sich massiv gestört. Ich muss das jetzt wieder alles anhören und den Ärzten erzählen."

Nicht nur die Tat selbst beschämt und erbost, auch das Sprechen über das Unaussprechliche. Krankheitsbedingte Normbrüche erlebt auch ein Freiburger Pfleger (*1966), der morgens von einer Frau mit Demenz mit dem gleichen Ritual begrüßt wird: „Sie sitzt nackt mit geöffneten Beinen da und sagt: ‚Sie können mich haben!'" Mehrfach und nahezu insistierend wiederholt er, damit müsse man professionell umgehen. Er bedecke sie immer und sage: „Frau Müller, das können wir nicht machen. Ich bin 30 Jahre verheiratet und katholisch. Da krieg' ich Stress daheim."

Ärzte sind durch ihren Status und die kürzere Verweildauer am Patienten besser geschützt als Pflegende. Grenzverletzungen sind seltener, aber sie existieren, und nicht nur in der Psychiatrie. Ein Dermatologe hatte sich einige Male zu wehren gegen Patientinnen mit klaren Absichten:

> „Ich merke das sofort. Ich will hier keine Strings und keine durchsichtigen BHs. Völlig deplatziert. Ich habe einen Pieper für so was. Da kommen sofort meine Assistentinnen rein. Einer Patientin, die das öfter gemacht hat, haben wir keine Termine mehr gegeben."

Wäsche sexualisiert eine medizinische Situation. Dieses Thema treibt auch die von mir befragten Gynäkologen um; nicht nur, weil sie das ebenfalls erleben, sondern auch, weil immer wieder Übergriffe von Ärzten publik werden. Anders als ihre Kolleginnen und ohne entsprechende gesetzliche Vorschriften gehen die Ärzte nie ohne Assistentin in eine Untersuchung. Sie antizipieren einen Verdacht und begegnen ihm präventiv. Anders als viele Gynäkologinnen, die wegen des besseren Fingerspitzengefühls beim Brustbefund auf Gummihandschuhe verzichten, tun die Männer das nicht. „Die Handschuhe zeigen, dass ich die Brust untersuche. Ich definiere damit die Situation", erklärt ein Gynäkologe. Der Handschuh wirkt symbolisch als Schutzkleidung. Materielle Kultur separiert die Körper voneinander. So stellt auch ein plastischer Chirurg Distanz in der Nähe her: „Wenn ich mit Patientinnen erarbeite, wie Brust oder Labien aussehen sollen, benutze ich Messgeräte, Visualisierungen oder Modelle." Hinter dem professionellen Habitus von ÄrztInnen und Pflegenden, steht der Arbeitsalltag von Menschen, die Grenzen reflektieren und markieren. In der Spannung von großer körperlicher Nähe und sozialer Ferne entwickeln sie Strategien, die ihre Empfindungen spiegeln und aussteuern.

Darunter und Dazwischen: Schluss

Drei Schlaglichter setzen Kleidung, Körper und Kultur in Beziehung. Sie charakterisieren Unterwäsche als komplexe vestimentäre Praxis des Darunter, die Werte und Grenzwerte unserer Kultur (re-)produziert: Die standardisierte Produktpolitik der Hersteller vermittelt Körperideale. Sie wirken als Schnittmuster, an dem sich die Wahrnehmung, Bewertung und Modellierung der Körper ausrichten. Wie sich die Norm des Bedecktseins und Nacktheit als Tabubruch realisieren, wie Wäsche Geschlechter- und Klassenkörper herstellt und als Herrschaftspraxis arbeitet, zeigen alltägliche Kleiderordnungen ebenso wie Formen vestimentärer Gewalt. Auf Beherrschung anderer Art zielen Praktiken der Intimisierung, die soziokulturelle Normen nach innen wenden. Diese internalisierten Ordnungen definieren korporale Gefahrenzonen, die durch Wäsche begrenzt und entschärft werden. Das Darunter wirkt als Dazwischen. Wäschewirtschaft ist somit Körperökonomie und eine Ökonomie der Emotionen.

Literatur

Brewis, Alexandra A. et al. (2011): Body Norms and Fat Stigma in Global Perspective. Current Anthropology, Vol. 52, No. 2 (April), S. 269–276.

Brink, Cornelia (1998): Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945. Berlin.

Craik, Jennifer (2003): The Face of Fashion. Cultural Studies in Fashion. London.

Craik, Jennifer (2005): Mode als Körpertechnik: Körperarbeit, Modearbeit. In: Mentges, Gabriele (Hrsg.) unter der Mitarbeit von Nina Schack und Heike Jenss: Kulturanthropologie des Textilen. (Textil – Körper – Mode. Sonderband). Berlin, S. 287–303.

Devoucoux, Daniel (1989): Des Kaisers neue Unterkleider. In: Böth, Gitta/Mentges, Gabriele (Hrsg.): Sich kleiden. Marburg, S. 117–130.

Elias, Norbert (1989 [1976]): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1. Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt/M.

Goffman, Erving (1974): Territorien des Selbst. In: Ders.: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt/M., S. 54–71.

Greiner, Ulrich (2014): Schamverlust: Vom Wandel der Gefühlskultur. 2. Aufl. Reinbek.

Heimerdinger, Timo (2015): Igitt. Ekel als Kultur – zur Einführung. In: Ders. (Hrsg.): Igitt. Ekel als Kultur. (Bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 8). Innsbruck, S. 9–25.

Kaschuba, Wolfgang (1988): „Deutsche Sauberkeit" – Zivilisierung der Körper und der Köpfe. In: Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt/M., New York, S. 292–326.

König, Gudrun M. u. a. (2015): Die Mode und die Wissenschaften. In: Dies. (Hrsg.): Die Wissenschaften der Mode. (Edition Kulturwissenschaft, 34). Bielefeld, S. 7–47.

Koppetsch, Cornelia (2000): Die Verkörperung des schönen Selbst. Zur Statusrelevanz von Attraktivität. In: Dies. (Hrsg.): Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität. Konstanz, S. 99–124.

Langbein, Ulrike (2016): Allerweltszeug. Kulturanthropologische Perspektiven auf Kleidung, modellierte Menschen und die Sammlung der Hanro AG. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 112, S. 6–23.

Maase, Kaspar/Warneken, Bernd-Jürgen (2003): Der Widerstand des Wirklichen und die Spiele sozialer Willkür. Zum wissenschaftlichen Umgang mit den Unterwelten der Kultur. In: Dies. (Hrsg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln u. a., S. 7–24.

Rose, Lotte (1997): Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M., S. 125–149.

Scheer, Monique (2016): Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Beitl, Matthias/Schneider, Ingo (Hrsg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, 27). Wien.

Simmel, Georg (1992 [1907]): Exkurs über die Soziologie der Sinne. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band II. Herausgegeben von Otthein Rammstedt. Frankfurt/M., S. 722–742.

Turner, Terence S. (2012 [1980]): The social skin. In: HAU: Journal of Ethnographic Theory 2 (2), S. 486–504.

Vigarello, Georges (1988): Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt/M., New York.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 501–505.

Simone Egger

Stadt. Raum. Monopoly.

Das *gute Leben* und der Immobilienmarkt

Grenfell Tower

80 Menschen sind am 14. Juni 2017 bei einem verheerenden Brand im Londoner Stadtteil North Kensington ums Leben gekommen. Durch einen Kurzschluss, den ein defekter Kühlschrank in einer Wohnung im vierten Stock ausgelöst hat, entzündete sich ein Feuer, und die Flammen konnten sich – wahrscheinlich über die wenige Monate zuvor angebrachte Wärmedämmung – in rasender Geschwindigkeit über die 24 Geschosse des Hauses ausbreiten. 151 Wohnungen wurden zerstört, in der Umgebung sind viele Appartements aufgrund von Rauch, Löschwasser und Asche unbewohnbar geworden.[1] Das Skelett des ausgebrannten Hochhauses ragt wie ein Symbol aus dem Bild der postmodernen Stadt. Das tragische Ereignis resultierte gleichwohl aus Entwicklungen und Diskursformationen, die weit über den konkreten Ort hinausreichen und in der Ruine des Sozialbaus kulminieren. Das Gebäude markiert eine Position in der Textur von London sowie anderen Städten und Metropolen, die in der Gegenwart hohe Wachstumsraten zu verbuchen haben; ein vielfach überlagertes *Deep Play* zum Verständnis kultureller Systeme, um es mit den Worten von Clifford Geertz zu sagen (1987).

„Sie sollten den Turm so stehen lassen, wie er ist, als Zeichen für das Versagen dieses Staates." Mit dieser Aussage einer ehemaligen Bewohnerin, die lebt, weil sie am Abend des Brandes nicht zu Hause war, berichtete die *Süddeutsche Zeitung* am 12. September 2017 unter der Überschrift *Mahnmal des Versagens* über den bevorstehenden Auftakt der Ermittlungen in der britischen Hauptstadt (Kahlweit 2017: 9). In dem kommunalen Gebäude hatten zumeist Menschen, die vom Staat unterstützt werden oder in Großbritannien nur über geringes ökonomisches und kulturelles Kapital verfügen, eine Unterkunft gefunden. Eine große Zahl der einstigen MieterInnen und EigentümerInnen hat einen Migrationshintergrund, Grenfell Tower war so etwas wie ein Port zur *Arrival City*. Wäre nicht Ramadan gewesen und wären nicht so viele we-

1 Weitere Informationen finden sich unter: London fire: A visual guide to what happened at Grenfell Tower. In: BBC (13.12.2017). Verfügbar unter: http://www.bbc.com/news/uk-40301289 (5.3.2018).

gen des Fastenbrechens wach geblieben, wären dem Feuer wohl noch mehr Menschen zum Opfer gefallen. Betreut wurde der Komplex von einer privaten Hausverwaltung. Das leichter entflammbare Dämmmaterial war preiswerter, die Sprinkleranlage aus Kostengründen gar nicht erst eingebaut worden, das gesamte Gebäude verfügte nur über ein einziges Treppenhaus. Die Reihe der Unterlassungen ließe sich fortsetzen; BewohnerInnen hatten im Vorfeld wiederholt vor einer Katastrophe gewarnt und sogar eine eigene Feuerwehr gegründet, verfügten in der öffentlichen Debatte allerdings nicht über Stimmen mit entsprechendem Gewicht.

Wohnen als Wettbewerb

Der urbane Raum ist permanent in Bewegung, das gilt für die Stadtgesellschaft ebenso wie für ihre physische Gestalt. Dieter Hoffmann-Axthelm konstatiert, dass sich

> „[m]oderne Städte (...) niemals auf gefundenen Formen und Lösungen ausruhen [können], dazu sind sie viel zu stark mit den ständig vorangetriebenen Modernisierungen von Wissen, Technik, Lebensweisen und mit den Umschwüngen von Weltmarkt, regionalen politischen Lagen und Bevölkerungsökonomien verknüpft. Großstädte stehen regelmäßig, etwa in Generationenabstand, vor neuen kritischen Problemlagen. Die Lösungen, die man bei der letzten Gelegenheit fand, sind ihnen nicht mehr ausreichend gewachsen. Längere Lösungskontinuitäten sind unwahrscheinlich“ (Hoffmann-Axthelm 2000: 234).

Diese Einschätzung lässt sich 2018 an vielen Orten mit empirisch erfahrbaren Situationen belegen. Ein exemplarisches Feld ist der Münchner Stadtteil Neuperlach, der in den 1960er Jahren als Entlastungsquartier konzipiert wurde (Egger 2013). Arbeiten und Wohnen sollte in dieser *Stadt in der Stadt* eine urbane Mittelschicht, stattdessen sind viele Arbeiterfamilien mit und ohne *Migrationshintergrund* in den dort geförderten Wohnungen untergekommen. Nach vier Jahrzehnten laufen diese Bindungen an eine soziale Nutzung nach und nach aus. Während die einen inzwischen sozioökonomisch etabliert sind und ihre Wohnungen erwerben können, müssen andere um ihr Zuhause in einem Areal, das bei der bürgerlichen Mehrheit lange Zeit als verpönt galt, bangen. Mit den bereits eingeleiteten Baumaßnahmen zeichnet sich ein Prozess der Gentrifizierung ab; das Grün der Anlage wird langfristig Milieus mit und ohne *Mobilitätshintergrund*, in jedem Fall aber mit bedeutend mehr Kapital anziehen. Ausschluss ist wie in London und anderswo entlang von Schicht- oder Klassenzugehörigkeiten zu beobachten. Die Suche nach Ansätzen für virulente Probleme wie die Leistbarkeit des Wohnens, die Konstitution einer sozialen Mitte beziehungsweise Ausgewogenheit oder die immer aggressivere Diskussion um *Heimat* angesichts einer politisch wie ökonomisch zusehends komplexer erscheinenden Weltlage beschäftigt Menschen rund um den Globus. Gerade am Beispiel des städtischen Wohnens wird die Vielschichtigkeit postmoderner Problemlagen evident.[2]

2 Gerade in Städten, die unter ökonomischem Druck stehen, wird Wohnen als selbstverständliche Praxis in Frage gestellt. Aspekte des individuell oder kollektiv organisierten Hauswirtschaftens

Good Life City

Der Immobilienmarkt ist jedoch immer ein Feld mit vielen Interessen, wie die Geschichte des populären Gesellschaftsspiels „Monopoly" deutlich macht. 1904 wurde das Spiel erstmals unter dem Namen „The Landlord's Game" als Patent eingetragen. Seine Erfinderin, die US-Amerikanerin Elizabeth Magie, Tochter eines Zeitungsverlegers und Abolitionisten, die einen freien und intellektuellen Lebensstil pflegte und als Frau berufstätig war, hatte es entworfen, um in eingängiger Weise gegen die Monopolisten ihrer Zeit, allen voran John D. Rockefeller, zu protestieren (Pilon 2015). Den theoretischen Ansatz lieferte der Ökonom George Henry, der sich für eine Grundsteuer aussprach, um wohlhabende Landbesitzer zur Kasse zu bitten und mittellose StadtbewohnerInnen auf diese Weise zu entlasten. „The Landlord's Game" sollte die theoretisch vorgeschlagene Umverteilung in einem spielerisch erfahrbaren Kreislauf aus zusammenhängenden Feldern illustrieren. Für die Umsetzung hat die Autorin zwei Anleitungen entwickelt:

> „An anti-monopolist set in which all were rewarded when wealth was created, and a monopolist set in which the goal was to build monopolies and crush opponents. Her dualistic approach was a teaching tool meant to demonstrate that the first set of rules was morally superior" (Pilon 2015).

Diese Information veröffentlichte Elizabeth Magies' Biografin in der *New York Times*. Bis dato konnte sich eine andere Version der Erfolgsgeschichte etablieren. In den 1930er Jahren hatte der arbeitslose Charles Darrow das Spiel unter dem Namen „Monopoly" an die Parker Brothers verkauft und die Idee wurde zum Welterfolg. Darrow aber hatte nicht nur das Patent gestohlen, sondern auch ein entscheidendes Detail weggelassen: die erste Spielanleitung. Das Wissen um ein *moralisch gutes Verhalten* und die Möglichkeit des alternativen Handelns ging mit der ausschließlich auf ökonomische Ziele ausgerichteten Vermarktung des Produkts verloren (Pilon 2015). Die bisherigen Erkenntnisse zum Londoner Desaster lassen auf den ersten Blick kaum Zweifel daran, wer *die Guten* und wer *die Bösen* im Wettbewerb um das städtische Wohnen sind.[3]

Perspektivenwechsel

Frappierend ist im Fall des Grenfell Tower unter anderem die Nähe zu den Immobilien, die in Kensington für Millionen von Pfund auf dem Markt gehandelt und oft nur temporär bewohnt werden. Die Diskrepanz könnte nicht größer sein, angesichts des

lassen sich ebenso untersuchen wie Positionen der privaten und/oder öffentlichen Wohnraumbewirtschaftung unter den Bedingungen globaler Kapitalbewegungen (Harvey 2013).

3 Ausgehend von der DFG-Forschergruppe „Urbane Ethiken" an der Ludwig-Maximilians-Universität München befasst sich das Panel mit der Immobilienwirtschaft als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Analyse. Im Fokus stehen Praktiken, die auf Zugang zu Wohnraum abzielen und dabei mit Repräsentationen verbunden sind, die wiederkehrend auf Vorstellungen von einem *guten Leben* rekurrieren.

zerstörten Hochhauses wird eine Diskussion über die „bürokratische und politische Verantwortung und über die britische Klassengesellschaft, deren Gefälle sich im Königreich auf dramatische Weise beim Wohnraum manifestiert", geführt, wie Cathrin Kahlweit resümiert (2017: 9). Die Journalistin zeigt mit einer Aussage des pensionierten Richters Martin Moore-Bick, der die Untersuchung leiten wird, worum es in den polizeilichen Ermittlungen nicht gehen wird, einer sozial- oder kulturwissenschaftlichen Analyse aber unbedingt gehen muss. Neben dem Versagen der Verantwortlichen, einem allgemeinen Spardiktat und dem Desinteresse der Behörden an den marginalisierten BewohnerInnen des Grenfell Towers, spricht Cathrin Kahlweit auch die strukturellen Bedingungen, die die Situation letztlich eskalieren ließen, an: „Deregulierung, Privatisierung, radikale Kürzung von öffentlichen Ausgaben, gelockerte Bauvorschriften, rasant steigende Mieten" (2017: 9).

Stadtraum wird entwickelt, genutzt, geplant, bebaut, vermietet, verkauft und bewohnt. Damit verbunden ist die Frage, welche Gesellschaft mit welcher Art des Wirtschaftens von wem hergestellt wird. Knappheit ist immer ein gemachter Zustand und Basis jedes ökonomischen Handelns. Den Kapitalismus als Wirtschaftsmodell für den Zustand der Welt verantwortlich zu machen, ohne Entscheidungen an Personen zurückzubinden, die dafür verantwortlich sind, ist leicht. Um eine Wohnung zu finden oder vom steigenden Wert der Immobilienpreise zu profitieren, werden Taktiken und Strategien von ohnehin kapitalstarken AkteurInnen angewandt, die damit vor allem singulären Interessen nachgehen. Wohnungssuchende AkademikerInnen betonen ihr Vermögen in entsprechenden Zeitungsannoncen (keine AusländerInnen, keine Katzen, keine Kinder). Das Bayerische Rote Kreuz kündigte 2016 an, seinen Stammsitz in der (zu) teuren Münchner Innenstadt zu verlassen, um das Gebäude zu einem Bürohaus umbauen zu lassen, wovon sich der soziale Träger hohe Gewinne verspricht (Loerzer 2016). Selbst ein SOS-Kinderdorf sorgte mit rohen Entmietungspraktiken für Schlagzeilen (Ärger um Immobilien 2018). Die Reihe lässt sich beliebig fortsetzen. All dieses Tun verstärkt soziale Ungleichheit aus der Mitte heraus, die Frage der Zukunft muss lauten, wie ein *gutes Leben* in einem umfassenderen Sinne gedacht werden kann.

Manuela Bojadžijev beschäftigt sich angesichts der wachsenden Ökonomisierung prosperierender urbaner Räume mit solidarischen Praktiken und Diskursen der Stadtgesellschaft, von denen eine – neue – Idee der *urban commons* ausgehen kann. Mit ihrem Handeln demonstrieren BewohnerInnen etwa rund um die Initiative *Kotti & Co* gelebte Solidarität in Berlin. Die oft zitierte *Stadt der Vielfalt* bleibt damit kein Etikett an der städtischen Oberfläche, sondern wird ausgehend von sozialen Rändern mit Bedeutung gefüllt. Nicht die gesetzte Behauptung einer solidarischen Stadt, sondern der gemeinsame Alltag von Menschen, die nicht der stimmgewaltigen Mittel- oder Oberschicht angehören, wird so zum Ausgangspunkt für das gesamtgesellschaftlich relevante Überdenken von Kollektivrechten. „[G]erade im Zusammenhang der solidarischen Praktiken um den sozialen Wohnungsbau wird explizit, dass öffentliches Interesse in Begriffen der Demokratie von den Akteur_innen redefiniert

wird" (Bojadžijev 2016: 291). Das Benennen von Verdrängungsprozessen durch eine in Diskurs und Praxis allgegenwärtigen Gentrifizierung allein trägt nichts zu einem nachhaltigen Wandel der Ausgangslage bei. In Solidargemeinschaften werden neue Formen und Handlungsweisen von Zugehörigkeit sichtbar, die sich – und diese Möglichkeit bietet zuallererst ein verdichteter, heterogen besetzter Stadtraum – über ethnisch oder national gedachte Ordnungen hinaus konstituieren. Aus einer solchen Perspektive bleibt eine kritische Kulturanalyse des Städtischen nicht bei der Einteilung der AkteurInnen in *Gut* und *Böse* stehen, sondern kann im besten Fall aufzeigen, wie komplex Praktiken des Wirtschaftens und Wohnraumpolitiken miteinander verknüpft sind, wenn sich AkteurInnen urbane Räume mit sozialem und ökonomischem Kapital und/oder Kreativität gemeinsam erschließen, nach alternativen Zugängen fragen und diese auch in gelebten Modellen sichtbar machen.

Literatur

Ärger um Immobilien. In einem Fall entschuldigt sich SOS-Kinderdorf nun (1.1.2018). In: Süddeutsche Zeitung. Verfügbar unter: http://www.sueddeutsche.de/muenchen/aerger-um-immobilien-sos-kinderdorf-mildtaetigkeit-auf-kosten-der-mieter-1.3810492-2 (27.3.2018).

Bojadžijev, Manuela (2016): Doing commons: Gentrifizierung oder das Ringen um das Gemeinsame im städtischen Raum in Berlin. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 3/4, S. 273–292.

Egger, Simone (2013): München wird moderner. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren. Bielefeld.

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M.

Harvey, David (2013): Rebellische Städte. Berlin.

Hoffmann-Axthelm, Dieter (2000): Aufforderung zur Stadt. Über Stadtkultur. In: Keller, Ursula (Hrsg.): Perspektiven metropolitaner Kultur. Frankfurt/M., S. 225–239.

Kahlweit, Cathrin (12.9.2017): Mahnmal des Versagens. In: Süddeutsche Zeitung, S. 9.

Loerzer, Sven (30.5.2016): Zentrale wird verlegt. Vom Lehel nach Obersendling. In: Süddeutsche Zeitung. Verfügbar unter: http://www.sueddeutsche.de/muenchen/zentrale-wird-verlegt-vom-lehel-nach-obersendling-1.3012161?reduced=true (27. März 2018).

London fire: A visual guide to what happened at Grenfell Tower (13.12.2017). In: BBC. Verfügbar unter: http://www.bbc.com/news/uk-40301289 (5.3.2018).

Pilon, Mary (14.2.2015): Monopoly's inventor. The Progressive who didn't pass „Go". In: The New York Times. Verfügbar unter: https://www.nytimes.com/2015/02/15/business/behind-monopoly-an-inventor-who-didnt-pass-go.html?mcubz=1 (11.9.2017).

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 506–513.*

Laura Gozzer

Zusammenschluss unter Druck

Genossenschaftliches Wirtschaften mit Wohnraum in München

Wenn es um den Wohnungsmarkt in München geht, wird in der *Süddeutschen Zeitung* vor einer bald „auseinanderfliegenden Stadtgesellschaft" gewarnt (Kastner 2016: 3). Wer die Wohnung verlassen muss, mehr Platz braucht oder gar neu nach München kommt, findet sich in einem Konkurrenzkampf wieder, in dem primär Arbeitsvertrag und Einkommen, aber auch Herkunft beziehungsweise Familienname[1], Familienstand und Alter über den Zugang zum zentralen Lebensbereich – dem Wohnen – entscheiden. Steigende Miet- und Immobilienpreise[2] und die zunehmende Knappheit von Wohnraum sind bestimmende Themen des Boulevards, der politischen Debatten und Alltagsgespräche. Neben den dringendsten Problemen – zunehmende Wohnungslosigkeit, überfüllte Übergangsunterkünfte und fehlende Sozialwohnungen – wird dabei auch die Situation der mietenden Mittelschicht zunehmend problematisiert.[3] Welche Strategien entwickeln die im Sinne Pierre Bourdieus zwar Kapital akkumulierenden, aber im Feld des innerstädtischen Wohnens dennoch häufig nicht ausreichend mit ökonomischem Kapital ausgestatteten StadtbewohnerInnen? Und wie setzen sie dabei ethische Argumentationen ein, problematisieren Wohnen und München als Stadt allgemein?[4] Von diesem Erkenntnisinteresse ausgehend habe

1 Eine Recherche des Bayerischen Rundfunks und des Spiegel hat die rassistische Diskriminierung an deutschen Mietmärkten untersucht, vgl. N. N. 2017.

2 Die durchschnittliche Kaltmiete bei Neuvermietung lag zuletzt bei 17,28 EUR/qm. Dieser Wert für das vierte Quartal 2017 gründet auf einer Auswertung von Wohnungsanzeigen durch das Unternehmen *empirica* und bezieht sich auf Wohnbau der letzten zehn Jahren mit Wohnungsgrößen zwischen 60 und 80 Quadratmeter: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1885/umfrage/mietpreise-in-den-groessten-staedten-deutschlands/ (29.6.2017)

3 Michael Klein stellt im historischen Vergleich die These auf, dass es immer dann zu einer Skandalisierung der Wohnverhältnisse städtischer Unterschichten kommt, sobald die Mittelschicht selbst die Exklusion aus der Stadt fürchtet (Klein 2016).

4 Diese übergeordneten Fragen stellte ich mir gemeinsam mit Johannes Moser, Simone Egger und Libuše Vepřek im Teilprojekt „Wohnen und Wohnraumpolitik in München" der DFG-Forschergruppe „Urbane Ethiken". Während der Laufzeit (2015–2018) beschäftigten wir uns auch mit einem innerstädtischen Wagenpark, dem Zusammenhang von Wohnen und Heimat (Egger 2018), einem Aktivistennetzwerk (Moser 2017) sowie Reportagen zur Wohnungssuche (Gozzer 2017).

ich mich mit neu gegründeten Wohnbaugenossenschaften in München beschäftigt, mit GründerInnen und Mitgliedern gesprochen, an städtischen Informationsabenden teilgenommen, Dokumente und Richtlinien analysiert sowie eine Genossenschaft bei der Entstehung teilnehmend begleitet. Die seit 2015 verstärkt auftretenden wohngenossenschaftlichen Neugründungen stellen für die kulturwissenschaftliche Stadtforschung Felder dar, in denen sich AkteurInnen mit den Zwängen städtischer Wohnraumproblematik befassen und dabei gegenwärtige Zustände anprangern sowie Entwürfe für eine andere Stadtentwicklung, Nachbarschaft und Wohnwirtschaft formulieren. Im Sinne der DFG-Forschergruppe „Urbane Ethiken", die sich mit ethischen Debatten und Praxen rund um das Städtische auseinandersetzt und in deren Rahmen die Forschung stattfand, interessiert mich, wie die Beteiligten in Gründungs- und Beitrittsprozessen die Frage verhandeln, wie man in München gut leben soll beziehungsweise kann (Collier/Lakoff 2005). Der Beitrag setzt an zwei Punkten an. Zunächst werfe ich einen Blick auf den Zusammenhang zwischen Werten[5] und Wirtschaften bei der Etablierung von Wohngenossenschaften als Immobilienakteure in München. Im Anschluss widme ich mich den Wirtschaftspraxen und damit verbundenen Selbst-Positionierungen seitens Beteiligter. Neben den repräsentativ formulierten Zukunftsentwürfen der Genossenschaften für die Stadt als Ganzes werden so auch die daran geknüpften Zukunftswünsche der Mitglieder in den jeweiligen biographischen und sozioökonomischen Kontexten deutlich.

Unter Einsatz von Werten

Genossenschaften sind Wirtschaftsunternehmen, deren Mitglieder keine individuellen Gewinne abschöpfen, sondern das Vermögen gemeinschaftlich besitzen. Die GenossInnen erwerben kein Wohneigentum, sondern lebenslanges Wohnrecht und bezahlen dafür sowohl einmalige, wohnungsbezogene Anteile als auch monatliche Mietkosten, die je nach Bau und personenbezogenen Förderungen variieren. Das Modell des gemeinnützig verwalteten Gemeinschaftseigentums, das bis ins 19. Jahrhundert zurückgeht (Möller 2016), stellt die Finanzialisierung (Heeg 2013) des Wohnens infrage.[6] Obwohl sich die ersten neuen Genossenschaften in München von 1993

5 Dabei verstehe ich Werte, angelehnt an Joel Robbins und Julian Sommerschuh (2016), als strukturierend und zugleich permanent praktiziert und knüpfe vor allem an David Graebers Ausführungen zu Werten, die „imaginäre Totalitäten" herstellen, an (Graeber 2013).

6 Von den 40000 Genossenschaftswohnungen in München – fünf Prozent des gesamten Bestandes – gehören die meisten den sogenannten Alt-Genossenschaften, die sich weitgehend auf die Verwaltung ihrer Gebäude beschränken und bis zuletzt eher wenig Interesse an der Schaffung von neuem Wohnraum signalisierten. Von ihnen grenzen sich die neuen einerseits ab, indem sie sich um die Ausweitung des eigenen Immobilienbestandes bemühen, ständig Mitglieder aufnehmen wollen und das Wohnrecht nicht weitervererben, um den Zugang zu den Häusern offen zu halten. Andererseits nehmen sie legitimierend Bezug auf die lange Tradition genossenschaftlichen Wirtschaftens.

bis 2000 gründeten und in den folgenden Jahren weiter vergrößerten, ist erst ab 2015 von einem „Boom" (Kastner 2016: 3) mit knapp zehn Gründungen die Rede.[7] Die fokussierten Genossenschaften sind selbstinitiiert und durch die zukünftigen Bewohner_innen getragen, die sich lange vor Bau und Bezug treffen und gemeinsam Entscheidungen aushandeln. Gefördert werden die Initiativen seitens der Stadtpolitik und -verwaltung durch verschiedene wohnbaupolitische Instrumente:[8] Neben der Einrichtung der städtischen Beratungs- und Vernetzungsstelle *Mitbauzentrale*, die seit 2014 über gemeinschaftliche Bauprojekte informiert und Neugründungen begleitet, werden bestimmte Anteile städtischer Flächen für Baugemeinschaften und Baugenossenschaften reserviert: In den nächsten vier Jahren sollen bis zu 40 Prozent an sie vergeben werden (LH München 2017: 95).

Im genossenschaftlichen Bau, Erhalt und Kauf von Wohnraum werden Werte einer nachbarschaftlichen Solidarität und des Gemeinwohls formuliert und gegen gewinnorientiertes Wirtschaften mit Wohnraum positioniert. In der *Süddeutschen Zeitung* wird ein Mitarbeiter der *Mitbauzentrale* und Genossenschaftsgründer als „Ober-Genosse" bezeichnet und wie folgt zitiert: „Mich kotzen die Leute an, die daherkommen mit ihrem großen Geld und in vollständiger Rücksichtslosigkeit ihre Interessen durchsetzen" (Kastner 2006: 3). Egoismus und Reichtum erfahren Abwertung, *immaterielle* Werte werden gegenüber *materiellen* moralisch kodiert und positiv besetzt. So formulieren die Genossenschaften in je spezifischer Art und Weise ethische Positionen dazu, wie mit Wohnraum und damit auch miteinander umzugehen ist. Manche setzen den Fokus auf Nachbarschaftssolidarität, andere interessieren sich mehr für innovative Architektur oder für den Kampf gegen Spekulation. Ihnen gemein sind Werte der Solidarität, Kooperation und Gemeinnützigkeit, die in erster Linie für das genossenschaftliche Feld, aber in letzter Konsequenz auch für die gesamte Stadt und über das Feld des Wohnens hinaus zu Zielen erklärt werden.

Ethnographisch zugänglich wird die Manifestierung dieser Werte in Situationen, in denen AkteurInnen informiert und für die Idee begeistert werden sollen: Dies funktioniert in München zentral über Informationsveranstaltungen der *Mitbauzentrale*, bei denen ExpertInnen die Gründung und Satzung sowie Fördermodelle und den Finanzierungsrahmen erläutern. Einerseits vermittelt der präsentierende Mitarbeiter potenziellen NeugründerInnen den Eindruck, es sei relativ unkompliziert,

7 Eine so zu beobachtende Konjunktur ist auch auf die seit der Finanzkrise zusätzlich steigenden Immobilien- und Wohnpreise zurückzuführen. Die Wartelisten der bereits bestehenden Genossenschaften verlängerten sich so massiv, dass sie kaum neue Mitglieder aufnehmen konnten. Dass 2014 auch zwei Alt-Genossenschaften städtische Grundstücke erwarben, unterstreicht die These einer Konjunktur des genossenschaftlichen Wirtschaftens in München (LH München 2017: 95).

8 Diese Förderungen gründen u. a. auf einem Grundsatzbeschluss mit Maßnahmen gegen steigende Grundstückspreise und für stabilere Mieten Mitte 2013, mit dem der Stadtrat den sogenannten Konzeptionellen Mietwohnungsbau fixierte. Durch diesen werden städtische Flächen im Rahmen gewisser Auflagen zum Verkehrswert vergeben.

eine Genossenschaft zu initiieren. Der Zusammenschluss vieler, „die es alleine nicht schaffen", sei die einzig kluge und logische Strategie. Andererseits wird die Verantwortung, welche die InitiatorInnen auf sich nehmen, betont. Beispielsweise solle mit den Flächen „nicht geaast" werden, damit sie „für viele reichen" (Feldnotiz Mitbauzentrale). Hier wird ein weiterer Wert im Genossenschaftsfeld deutlich: die Mäßigung hinsichtlich Größe, Grundriss und Ausstattung des Wohnraums. Maja Hojer Bruun (2015: 168) schreibt für dänische Wohngenossenschaften von einer *cooperative ideology*, die als machtvolle Norm auch moralisch suspekte Praxen klassifiziert. Die Aushandlung der Frage, wie mit Wohnraum umzugehen ist, markiert im Falle der neuen Münchner Wohngenossenschaften ebenfalls moralisch suspekte Absichten. So betont ein Vertreter in der *Mitbauzentrale* gegenüber konventionellen ImmobilienakteurInnen, die sich am gemeinnützigen Modell interessiert zeigen, wiederholt ungeschriebene Genossenschafts-Grundsätze: angemessene Grundrisse, Belebung des umliegenden Viertels, Schaffung von Wohnraum für viele. Die Mahnungen werden gegenüber jenen ausgesprochen, die das gute System potenziell für ihre eigenen Zwecke nutzen könnten. Deutlich wird, wie gewichtig die Rolle der Stadtpolitik bei den Normierungen im genossenschaftlichen Feld ist. Durch die finanzielle Unterstützung gewährleistet sie überhaupt erst deren Bestehen und formuliert damit zusammenhängend in Regularien[9] und bei öffentlichen Veranstaltungen Ansprüche an sie: Genossenschaften sollen die Stadt im Sinne der *Münchner Mischung*[10] weiterentwickeln, Kontakte zu Nachbarprojekten knüpfen und genügsam mit Wohnflächen umgehen. Dafür und in diese Richtung werden die Initiativen im Rahmen komplexer, häufig implizit wirkender Regierungspraxen unterstützt. Die Werte, die wohngenossenschaftliches Wohnen und Bauen ausmachen (sollen), werden durch die *Mitbauzentrale* und die Vernetzung zwischen den schon bestehenden und sich neu gründenden Initiativen weitergegeben und *gelernt*.

Selbst-Positionierungen als WohngenossenschafterInnen

Betrachtet man Praxen des Wirtschaftens im Falle der Wohngenossenschaftsgründungen von einer anderen Seite, rücken verschiedene Ebenen des Haushaltens mit ökonomischen, sozialen, kulturellen und damit symbolischen Ressourcen seitens der Beteiligten ins Zentrum. Genossenschaftsbeteiligte sprechen mir gegenüber vor allem Wünsche nach Planbarkeit und Stabilität der eigenen Wohnsituation an. Familiengründung und Renteneintritt sind die im Material wiederkehrenden biographischen

9 Andere Prämissen sind in Auflagen fixiert: die Deckelung der Bau- und damit Mietkosten/Eigenanteile sowie die Implementierung eines von der Stadtverwaltung festgelegten Anteils an Sozialwohnungen, je nach Lage des Baus.

10 Das Stadtentwicklungsmodell *Münchner Mischung* geht auf das 1994 entworfene Programm *Sozialgerechte Bodennutzung* (SoBon) zurück und sieht vor, dass im Wohnbau 30 % sozial geförderte Wohnungen sein sollen; bei städtischem Grund wird der Satz auf 50 Prozent erhöht (Hoben 2016).

Momente, die Personen zum Einzug in oder zum Gründen neuer Genossenschaften motivieren. Ein Erbe oder eine ausbezahlte Lebensversicherung bedeuten häufig finanzielle Schwellensituationen und ermöglichen es den einzelnen, ihre Eigenanteile – bis zu 1000 Euro pro Quadratmeter – zu bezahlen. Einige versuchen ihren Mietverhältnissen angesichts potenziell steigender Preise zu entkommen und nehmen für ihre Eigenanteile Kredite auf, für andere stellt der Beitritt zu einer Wohngenossenschaft einen Ersatz für einen geplanten, aber doch nicht leistbaren Eigentumserwerb dar. Argumente für die Genossenschafts- und gegen die Eigentumswohnung beziehen sich interessanterweise auf erhöhte Stabilität und Sicherheit, schließlich würden bei Genossenschaften „die Kosten ja auf verschiedene Schultern verteilt" und man habe „zumindest das Gefühl zu wissen, man verschuldet sich nicht sein Leben lang, man hat einen größeren Pool und wenn mal was nicht so funktioniert, man hat eine große Gemeinschaft, man kann was abfangen" (Interview Michael). Generell ist die Risikoabwendung in der wohnbiographischen Zukunft zentrales Thema für meine GesprächspartnerInnen, so unterschiedlich ihre ökonomische und soziale Situation sein mag. Und sowohl jene, die eine permanente Wohnsituation suchen, als auch andere, die sich die Möglichkeit des Umzugs offenlassen wollen, befürworten die gleichzeitig stabile und Flexibilität ermöglichende Struktur des Gemeinschaftseigentums. Die Verantwortung für die eigene Situation und das wahrgenommene Risiko werden kollektiviert.

In Gesprächen über das Kalkulieren und Abwägen von Möglichkeiten erhält man einen Eindruck von den Bezügen einzelner meist relativ gut ausgestatteter MünchnerInnen[11] zum Wohnungsmarkt. Dieser ist so differenziert (Miete, Eigentum, Wohngenossenschaften, Baugemeinschaften und einige Zwischensorten) und unter Druck, dass feine soziale Trennlinien sichtbar werden. Sie gehen bis in verinnerlichte Bedürfnisse nach Sicherheit und Planbarkeit und deren Reichweite. Wann etwas als zu risikoreich, zu unsicher, zu verbindlich oder zu ungewiss aufgefasst wird, ist abhängig von sozialen Herkünften, den gegenwärtigen gesellschaftlichen Positionierungen und von zukünftigen Status- sowie Lebensstilerwartungen. Die Zuordnung des Selbst zur Wohngenossenschaft, ihren Prämissen der Selbstorganisation und des kollektiven Verwaltens von Wohnraum, verortet die Einzelnen in der gegenwärtigen und imaginierten, zukünftigen Stadtgesellschaft: Der Entscheidungsprozess und die Konfrontation mit Preisen, Modalitäten und Anforderungen der unterschiedlichen Optionen führt den AkteurInnen ihre eigene Situiertheit im Sinne Pierre Bourdieus „sense of one's own place" (1985: 728) vor Augen: Sie sehen ihre Position im Feld des Wohnens in München, auch in Relation zu anderen.

Diese Situiertheit ist dabei keineswegs auf die ökonomischen Ressourcen begrenzt. Wiederholt betonen BewohnerInnen und ExpertInnen, man brauche viel

11 Mein Material zeigt, dass Genossenschaften hauptsächlich für Personen zugänglich sind, die in München leben und persönlich vernetzt sind. Die Informationen scheinen vor allem jene zu erreichen, die die Infrastruktur der Stadt bereits kennen und nutzen.

„ehrenamtliches Engagement“ sowie „Herzblut“, um eine Genossenschaft „auf den Weg zu bringen“ (Feldnotiz Mitbauzentrale). Diesen Herausforderungen begegnen einige mit Formen des Pionierstolzes (Interview Tiefenthal) und einem gemeinsamen Enthusiasmus. Andere fühlen sich sowohl finanziell als auch organisatorisch überfordert und verwerfen die Idee einer Genossenschaftsgründung (Feldnotiz Mitbauzentrale). Hier werden die Exklusionsmechanismen durch die Normierungen des gemeinschaftlichen und selbstorganisierten Schaffens von Wohnraum deutlich. Persönlicher Einsatz wird als entscheidend für das Gelingen der Wohnprojekte beschrieben und mit dem Versprechen von Anerkennung seitens der Gruppe verknüpft. So berichtet mir eine Bewohnerin, dass alle verschiedenen Persönlichkeiten und Kompetenzen zum Tragen kommen würden, und „Leute, die vorher die Zähne nicht auseinandergebracht haben“, zum Beispiel bei Arbeiten am Haus „plötzlich unheimlich wertgeschätzt und wahrgenommen“ werden (Interview Martha). Selbstorganisation und -initiation rücken den Einsatz für und die Wertschätzung durch die Hausgemeinschaft positiv in den Fokus, umfassen im Alltag aber auch „Dinge, wo [sic] man sich halt einfach auch mal bissl zamreiß’n muss“, wie das Reinigen der Gemeinschaftsräume (Interview Martha). Dass in den Gruppen bezüglich des Engagements eine Balance entsteht, die höchst fragil ist und ständig sozial überprüft wird, zeigen äußerst wertende Diskussionen über passive BewohnerInnen, die man mitziehen müsse, und die Kerngruppe, die alles am Laufen halte (Interview Tiefenthal, Michael). In der Dichotomie von Aktivität und Passivität beziehungsweise Engagement und selbstbezüglichem Verwirklichen der eigenen Ziele, nämlich günstigen Wohnraum, spannt sich eine Aushandlung darüber auf, wie sich der ideale Stadtbürger beziehungsweise die ideale Stadtbürgerin in Zeiten eines sich zuspitzenden Wohnraumproblems in München einbringen soll. Engagement wird zum distinktiven Faktor. Somit stellten Genossenschaften auch Felder dar, um ethische Subjektivierungen (Foucault 1993) zu untersuchen.

Verantwortlichkeiten im Zusammenschluss

Genossenschaftliches Wirtschaften mit Wohnraum, wie es derzeit in München zu beobachten ist, könnte entlang sozial- und kulturwissenschaftlicher Debatten als eine Reaktion auf den sich zurückziehenden Wohlfahrtsstaat interpretiert werden. In dieser Lesart würde man annehmen, dass AkteurInnen im Rahmen neoliberaler Aktivierungspolitiken dazu animiert werden, sich eigenverantwortlich um ihre Versorgung zu kümmern. Verantwortungsanrufungen müssen aber, so Catherine Trundle und Susanna Trnka (2017), nicht automatisch auf selbstoptimierende Strategien hinauslaufen. Sie fordern eine Loslösung des Begriffs der Verantwortlichkeit von neoliberalen Agenden, um „the variety of modes of obligation, accountability, interdependence, and culpability that emerge out of and motivate social action“ (Trnka/Trundle 2017: 3) nicht aus dem Blick zu verlieren. So könnten AkteurInnen auf die Forderung nach persönlicher Verantwortung ebenso mit dezidierter Verantwortungslosig-

keit reagieren „or by recasting accountability and obligation onto others, including the state and other collective forms“ (ebd.: 8). Zudem bedeute die Annahme persönlicher Verantwortung nicht immer zwangsläufig eine Belastung oder eine Ermächtigung; viel häufiger schließe der Prozess beides mit ein. Die Verantwortung für Wohnraumabsicherung wird im Falle der untersuchten Wohngenossenschaften einerseits auf das Kollektiv der Genossenschaft verteilt, andererseits wird die Stadt als Unterstützerin angerufen. Gleichzeitig übernehmen die AkteurInnen finanzielle und soziale Verantwortung. Das Einlassen auf eine Gruppe wird nicht immer nur als angenehm empfunden, doch der Zugang zu dieser Form der Wohnraumsicherung setzt es voraus: Eigeninitiative und Kooperation stehen im ideellen Zentrum des wohngenossenschaftlichen Feldes, das sich aus ExpertInnen, VertreterInnen, BewohnerInnen und stadtpolitischen AkteurInnen zusammensetzt sowie von medialen und wissenschaftlichen Debatten mitkonstituiert wird. WohngenossenschafterInnen verhandeln permanent sowohl ihren Status innerhalb der Gruppe als auch den Status der Genossenschaften und der an sie geknüpften Ideale – Gemeinnutz, Kooperation, Solidarität – in der breiteren gesellschaftlichen Arena des Wohnens. Damit stellen Wohngenossenschaften urban-ethische Felder dar, die den gegenwärtig gängigen Praxen des gewinnorientierten Wirtschaftens mit Wohnraum alternative, ebenfalls macht- und hierarchieproduzierende Werte und Subjektvorstellungen gegenüberstellen.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1985): The Social Space and the Genesis of Groups. In: Theory and Society 14/6, S. 723–744.

Bruun, Maja Hojer (2015): Communities and the commons. Open access and community ownership of the urban commons. In: Borch, Christian/Kronberger Martin (Hrsg.): Urban Commons. Rethinking the City. New York, S. 153–170.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew (2005): On Regimes of Living. In: Ong, A./Collier, Stephen J. (Hrsg.): Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Malden, S. 22–39.

Egger, Simone (2018): About Heimat. Leben und Wohnen in der postmodernen Stadt. In: Hasse, Jürgen (Hrsg.): Das Eigene und das Fremde. Heimat in Zeiten der Mobilität. Publikation anlässlich der Jahrestagung der Gesellschaft für neue Phänomenologie. Rostock, S. 180–214.

Foucault, Michel (1993 [1986]): Sexualität und Wahrheit. Bd. 2 Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt/M., S. 9–45.

Gozzer, Laura (2017): Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts. Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LXXI/120 (3+4), S. 209–233.

Graeber, David (2013): It is value that brings universes into being. In: HAU: Journal of Ethnographic Theory 3 (2), S. 219–243.

Heeg, Susanne (2013): Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, 1(2013), S. 75–99.

Hoben, Anna (2016): So versucht München Ghettobildung zu vermeiden. In: sz.de, 8.12.2016. URL: http://www.sueddeutsche.de/muenchen/neubauprojekte-so-versucht-muenchen-ghettobildung-zu-vermeiden-1.3280190 (13.8.2018).

Kastner, Bernd (9.8.2016): Schöne Aussicht. In: Süddeutsche Zeitung, S. 3.

Klein, Michael (2016): When Spectres Return. Wohnungswesen, Wohnreform und die Vorstellung vom guten Wohnen. In: Housing the Many. Stadt der Vielen (dérive. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, 56). Wien, S. 4–9.

LH München Referat für Stadtplanung und Bauordnung (2017): Wohnungspolitisches Handlungsprogramm. „Wohnen in München VI" 2017–2021. Aichach.

Möller, Matthias (2015): Leben in Kooperation. Genossenschaftlicher Alltag in der Mustersiedlung Freidorf bei Basel (1919–1969). Frankfurt/M.

Moser, Johannes (2017): „Gentle fication" – Ein Kunst- und Aktivistennetzwerk befördert Debatten über die urbane Wohnraumproblematik. In: Tauschek, Markus (Hrsg.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens. Münster, New York, S. 183–194.

N. N. (22.6.2017): „Wir müssen draußen bleiben. Warum Hanna zur Besichtigung eingeladen wird und Ismail nicht". Verfügbar unter: https://www.hanna-und-ismail.de/ (14.3.2018).

Robbins, Joel/Sommerschuh, Julian (2016): Values. In: Stein, Felix et al. (Hrsg.): The Cambridge Encyclopedia of Anthropology. Verfügbar unter: http://doi.org/10.29164/16values (16.3.2018).

Trnka, Susanna/Trundle, Catherine (2017): Competing Responsibilities. Reckoning Personal Responsibility, Care for the Other, and the Social Contract in Contemporary Life. In: Dies. (Hrsg.): Competing Responsibilities. The Ethics and Politics of Contemporary Life. Durham, London, S. 1–24.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 514–520.*

Daniel Habit

Gated Bukarest

Wohnraumentwicklungen und die Krise des Urbanen

Während viele westeuropäische Städte angesichts einer wachsenden Nachfrage und einem sinkenden Angebot mit einer angespannten Wohnsituation konfrontiert sind, Horrorszenarien über Mietercastings, Mietpreisspiegel und Luxussanierungen die lokale Medienlandschaft bestimmen und Quadratmeterpreise für Neubauwohnungen in München sich in Richtung der 10.000,– Euro-Marke bewegen, finden sich in vielen osteuropäischen Metropolen gegenläufige Bewegungen – so auch in der rumänischen Hauptstadt. An Wohnungen mangelt es nicht, eher gibt es in den letzten Jahren sowohl in der Stadt als auch in den Vorortgemeinden eine Vielzahl an Neubauprojekten, die in der Stadt eher ein Zuviel an Wohnraum produzieren. Die Bevölkerungszahl stagniert beziehungsweise ist leicht rückläufig, bedingt durch Abwanderungsbewegungen vor allem ins europäische Ausland seit dem EU-Beitritt 2007, aber auch durch den Wegzug älterer Bevölkerungsschichten, die sich die steigenden Lebenshaltungskosten in der Stadt nicht mehr leisten können, und durch den innerstädtischen Umzug einkommensstarker Haushalte aus der sogenannten neuen Mittelschicht, die das Kapital besitzen, und die vor die Tore der Stadt ziehen und so versuchen, dem urbanen Chaos zu entkommen und ihre Version des guten Lebens in beziehungsweise am Rande der Stadt zu gestalten.[1] Hinzu kommt eine steigende Zahl an Investoren aus dem Ausland, die Rumänien als lohnenden Markt entdeckt haben und gerade der Immobilienbranche Zuwachsraten im zweistelligen Prozentbereich bescheren. Der neu gebaute Wohnraum lässt sich dabei in drei Kategorien unterteilen: Einerseits finden sich eine steigende Zahl an *Townhouses*, die oftmals auf Brachflächen in gewachsenen Wohngegenden der Zwischenkriegszeit entstehen. Diese Architektenhäuser nehmen in einigen Fällen die Formsprache des umliegenden Viertels auf und versuchen sich atmosphärisch in das bestehende Ensemble einzupassen – sei es durch architek-

1 Dieser Beitrag basiert auf Feldforschungen im Rahmen der interdizsiplinären DFG-Forschergruppe „Urbane Ethiken" an der LMU München. Die Forschergruppe untersucht in insgesamt zehn Städten auf der ganzen Welt Vorstellungen und Aushandlungsprozesse des guten Lebens in der Stadt – bzw. die damit verbundenen Subjektivierungen, Governancestrukturen und Regierungstechniken, die reziprok das städtische Leben prägen, konterkarieren und in alltagsweltlichen Kontexten immer wieder aushandeln.

tonische Reminiszenzen oder durch bewusst gesetzte Kontraste. Andererseits finden sich Wohnblöcke, meist in der Nachbarschaft zu den Wohnvierteln aus der kommunistischen Zeit, die sich äußerlich nicht sonderlich von der bestehenden Bausubstanz absetzen, allerdings durch neue Grundrissgestaltungen, zeitgemäße Materialien und vor allem durch Tiefgaragenstellplätze auszeichnen.

Daneben tritt in den letzten zehn Jahren ein weiterer Bautypus, der sich am US-amerikanischen Vorbild der *Gated Community* orientiert und insbesondere im Norden Bukarests beziehungsweise in den umliegenden Vorortgemeinden zu finden ist. Diese Siedlungen unterscheiden sich untereinander hinsichtlich ihrer räumlichen Ausdehnung; die Spannbreite reicht von Stichstraßen mit zwischen fünf und zehn Ein- oder Zweifamilienhäusern, Wohnblockanlagen, Villensiedlungen mit eigenem Straßennetz oder Mischbebauungen, die den Charakter von Kleinstädten annehmen können, mit alleinstehenden Einfamilien- und Mehrfamilienhäusern, Wohnblöcken, einem künstlich arrangierten Zentrum mit Einkaufsmöglichkeiten, Sportanlagen und Kinderspielplätzen. Dementsprechend weisen auch die Einwohnerzahlen der Communities eine große Bandbreite auf, zwischen Kleinanlagen mit fünf Familien bis hin zu Großsiedlungen, die über 5 000 Wohneinheiten beinhalten.

Diese baulichen Manifestationen des Traumes vom Eigenheim geben im Kontext urbaner Ethiken eine ganz spezifische Antwort auf die Frage nach *dem guten Leben in der Stadt* – beziehungsweise eben gerade nicht mehr in der Stadt – indem sie den klassischen städtischen Parametern wie Dichte, Größe und Heterogenität eine ganz eigene ästhetische, soziokulturelle und architektonische Antwort entgegensetzen, die diesen diametral gegenüberstehen. Auf einer Makroebene stehen diese *Gated Communities* für die zunehmende Suburbanisierung seit den politischen Umbrüchen um 1990, wie sie sich in vielen Ländern Osteuropas finden lässt (Smigiel/Brade 2011, Hirt 2012, Marcinczak et al. 2014, Gradinaru et al. 2015). Im sozialistischen Kontext Rumäniens konzentrierte sich die Wohnungspolitik primär auf Städte und in diesen auf die Errichtung großer, einheitlicher Wohnviertel, um das ideologische Ideal des guten städtischen, sozialistischen Menschen in einer homogenisierten Gesellschaftsstruktur zu verwirklichen. Die Stadträndер blieben weitestgehend aus der Raumplanung ausgeschlossen, um Landschaftszersiedlung und individualisierte Wohnraumaneignung zu verhindern, standen diese doch im „Widerspruch zur kollektiven Natur der neuen Gesellschaft" (Vossen 2004: 249). Sowohl in funktionaler wie auch in stadtgestalterischer Hinsicht entsprach Bukarest zu Beginn der sozialistischen Herrschaft keineswegs den Vorstellungen einer „sozialistischen Stadt".[2] Mit der endgültigen Machtübernahme Ceaușescus 1965 gerieten die Städte, der urbane Raum und die generelle territoriale Organisation Rumäniens zunehmend in den Fokus der politischen Aufmerksamkeit; das neue Gesellschaftsmodell, der Staat und die Partei sollten sich

2 „Sozialistische Stadt" soll dabei nicht als zu operationalisierender Fachterminus gelten, sondern vielmehr im Sinne eines „Projekts sozialistische Stadt" und einer „Stadt im Sozialismus" verstanden werden.

auch in der räumlichen Ordnung wiederfinden (Popescu 2006). Mit der nach 1990 langsam einsetzenden Liberalisierung der Siedlungspolitik und der damit verbundenen (Re-)Privatisierung von vormals staatlich verwalteten Grundflächen entstand der politische und ökonomische Transformationsraum für neue Formen der Wohnraumplanung und -gestaltung – und damit verbunden (mit einer entsprechenden zeitlichen Verzögerung) ab den 2000er Jahren eine neue kulturelle Wertigkeit von Vorortsiedlungen und subjektivierten Wohnformaten. Die mit der Suburbanisierung verbundenen Prozesse der Stadtentwicklung, Raumaneignung und sozialen Segregation sind vor allem aus geographischer und politologischer Perspektive für verschiedene Agglomerationsräume Osteuropas ausgearbeitet und begleitet worden – zeigen sich doch gerade in der Wohnsuburbanisierung besonders deutlich die Folgen des Transformationsprozesses im urbanen Zusammenhang. Einig sind sich die AutorInnen dahingehend, dass die Entwicklungen an den Rändern der Städte nicht losgelöst von den (inter-)nationalen politischen und ökonomischen Transformationsprozessen betrachtet werden können, die durch eine global vernetzte, neoliberale Variation kapitalistischer Gesellschaftsentwicklung gekennzeichnet sind (Peck et al. 2009: 199). Hinzu kommt eine schwache Position des Staates gegenüber privatwirtschaftlichen Akteuren, bedingt durch Dezentralisierungen, Deregulierungen und die generelle Neuordnung des politischen Systems nach 1989 – ein Politiktransfer, „bei dem die Doktrin des Marktes zur bestimmenden Maxime des Handelns der öffentlichen Hand geworden ist" (Smigiel 2012: 29), nicht zuletzt durch intensive Verstrickungen zwischen Politik und Markt auf persönlicher Ebene.

Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Eigentumswohnungen und Mietverhältnissen stellt Rumänien im europäischen Vergleich eine Ausnahmeerscheinung dar. Während im EU-Durchschnitt das Verhältnis 70/30 ist und in Deutschland als klassisches Mieterland 49 Prozent der Bevölkerung in Mietverhältnissen wohnt, liegt die Eigentumsquote in Rumänien bei 96 Prozent (Eurostat 2018). Dieser Umstand ist den konsequenten (Re-)Privatisierungsmaßnahmen nach 1989 geschuldet, in deren Zuge die Mieter vormals im Staatsbesitz befindlicher Wohnungen zu äußert günstigen Konditionen Eigentümer ihrer Wohnungen werden konnten – begünstigt etwa auch durch die massive Inflation nach 1989 mit der Spitze von 256 Prozent im Jahre 1993. In dieser Zeit konnte ein Ein-Zimmer-Apartment im Wohnviertel *Drumul Taberei* beispielsweise für einen durchschnittlichen Monatslohn erstanden werden (Turcu 2017: 163).

Nach langer Zurückhaltung des Staates auf dem Immobilienmarkt provozierte die Wirtschaftskrise von 2008/2009 ein Umdenken auf politischer Ebene, mit dem Programm „Prima Casa" („Erstes Haus") wurde ein Subventionsprojekt etabliert, das den Erwerb von Wohneigentum durch staatliche Unterstützung erleichtern sollte.[3] Kriti-

3 Über die staatliche Absicherung von Bankkrediten wird dabei der Eigenheimerwerb für Personen unterstützt, die keine eigene Wohnung oder eine Wohnung unter 50 Quadratmetern besitzen. Eine niedrige Verzinsung, eine Anzahlung von nur 5 Prozent des Kaufwertes und ein sehr weit gefasstes Verständnis von Kreditwürdigkeit sollen sicherstellen, dass möglichst viele potentielle

kerInnen sehen dieses staatliche Programm als neoliberales Tool, durch das einerseits künstlich eine Überteuerung des Wohnungsmarktes erzielt wird und durch das sich andererseits der Staat durch eine falsche Priorisierung aus der Verantwortung stiehlt, da er keine nachhaltigen Programme für einen sozialen Wohnungsbau entwickelt.[4] Der rumänische Soziologe Liviu Chelcea merkt in diesem Kontext an: „Housing became a merit good in political discourses instead of a right, one that would have to be earned following a career" (Chelcea 2016: 539). Dieser grundlegende Wandel in der politischen und öffentlichen Bewertung der Wohnraumfrage vom Recht zum Gut geht einher mit einem zunehmenden Wunsch nach Distinktion, um das aus den verschiedenen Karriereentwürfen resultierende ökonomische Kapital auch entsprechend prestigeträchtig einsetzen zu können. Wie Arbeiten aus der Debatte um die (neue) Mittelschicht in Rumänien belegen, findet sich diese Gleichzeitigkeit von Abgrenzung und Dokumentation des eigenen Aufstiegs in vielen Lebensbereichen (Chelcea 2015, 2016; Florea 2018). Neben verschiedenen Aspekten des Konsums birgt dabei die Frage nach dem *richtigen* Wohnen im Kontext Bukarests spezielles Distinktionspotential. Denn die erwähnte Homogenisierung der sozialistischen Stadtgesellschaft erfolgte nicht zuletzt durch die Errichtung einheitlicher Quartiere, die sich durch ihre austauschbaren, räumlichen Atmosphären nicht zur Präsentation des neu erworbenen sozialen und ökonomischen Status eignen – die Wohnviertel *Drumul Taberei*, *Pantelimon*, *Militari*, *Dristor* und *Titan* spiegeln in ihrer Formensprache und urbanen Landschaftsgestaltung diese ideologisch gewollte Gleichmachung der gesellschaftlichen Verhältnisse eindrucksvoll wider; insgesamt beherbergten diese Großsiedlungen zur Jahrtausendwende 82 Prozent der Bukarester Stadtbevölkerung (Liebmann/Rietdorf 2001: 80).

Dieser Wunsch nach Distinktion trifft auf einen dynamischen Wohnungsbaumarkt, dem es an Versprechungen von Exklusivität, Abgrenzung und *modernem* Wohnen nicht mangelt. Die oben genannten *Gated Communities* an den Rändern der Stadt suggerieren schon durch ihre Namensgebung ein besseres, weil mondäneres Leben: *Green Lake Residence*, *Palace Estate*, *Felicity Residence*, *Domus Stil*, *Greenfield Residence*, *Azur*, *Sunflower Grand Residence*, *Avantgarde Forest*, *Belvedere Residences*, *Cosmopolis*, *Oxford Gardens*, *Green Vista Residence*, *Ibiza Sol* und *Jasemine Gardens* sind nur einige der vielen Wohnkomplexe und *Gated Communities*, die in den letzten zehn Jahren fast ausnahmslos auf der grünen Wiese im Norden der Stadt entstanden sind. Allein die auffallende Häufung von Naturbezügen in der Namensgebung transportiert dabei das entsprechende Abgrenzungspotenzial. In den Siedlungen bewegt man sich auffallend oft auf Blumen-, Wald-, Park- und Sonnenstraßen und die Einfahrtsstraße nach *Cosmo-*

KäuferInnen angesprochen werden, darunter vielfach auch junge Paare, für die das Programm den Weg in die erste eigene Wohnung ebnet, allerdings bei einer Kreditlaufzeit von über 30 Jahren.

4 Stand 2015 gibt es in Bukarest mit knapp zwei Millionen EinwohnerInnen lediglich 1516 Sozialwohnungen.

polis, mit mehr als 5000 Wohneinheiten einer der größten Wohnkomplexe, heißt Europastraße – die entsprechende Werbung verspricht „Relaxtheit, Komfort und Sicherheit in einer Stadt auf europäischem Niveau". Die Namensgebung erfolgt dabei nicht durch die administrativ jeweils zuständige Gemeinde, sondern obliegt der Verwaltung der jeweiligen Community, die durch die Namenswahl die von ihr proklamierten Parameter des schönen Lebens semantisch in die neu geschaffenen Räume einschreibt. Dem werbetechnisch inszenierten antiurbanen Lebensentwurf dient die Stadt mit all ihren klassischen Urbanitätsrealitäten von Nähe, Dichte und Heterogenität als Negativfolie, von der es sich auf der Suche nach Distinktion in den Vororten trefflich abgrenzen lässt. Die aktuellen Probleme Bukarests präsentieren sich als zu mannigfaltig, als dass das Leben in der Stadt für Teile der urbanen Mittelschicht erstrebenswert scheint: Die Verkehrslage, steigende Lebenshaltungskosten, der Mangel an Grünflächen, die fehlenden Kindergärten, Schulen und Krankenhäuser, die alltägliche Rücksichtslosigkeit im öffentlichen Raum gepaart mit einer gefühlten Unsicherheit und Angst vor Kriminalität, die schlechte Bausubstanz vieler Häuser aus sozialistischen Zeiten, mangelnde öffentliche Investitionen, das allgegenwärtige Erdbebenrisiko, die visuelle, olfaktorische und akustische Verschmutzung des öffentlichen Raums – diese Argumente werden sowohl in Interviews, *facebook*- und Foreneinträgen als auch in den Marketingstrategien der *Real Estate Agencies* für das Leben in Suburbia und gegen das Wohnen in der Stadt angeführt. Das neue Leben auf der grünen Wiese kann dabei aber nicht als Rückzug auf das Land oder eine Renaissance des Dorfes interpretiert werden (wie es etwa rund um Berlin zu finden ist). Der ländliche Raum steht in der öffentlichen Diskussion auch immer noch für Rückständigkeit, Unzivilisiertheit und eine negative Form von Bäuerlichkeit, die wenn, dann nur in romantisierenden und folkloristisch aufbereiteten Dosen zu Festtagen, im *Nationalen Museum des rumänischen Bauern* und in diversen Fernsehformaten genießbar zu sein scheint.

So schön sich das neue Leben vor den Toren der Stadt vermarkten lässt und in den entsprechenden Marketingstrategien präsentiert, produziert diese neue Form des Wohnens eine ganz eigene räumliche Dynamik, die vor allem mit der mangelnden Infrastruktur in den ohne politische und administrative Planung entstanden Vierteln zusammenhängt. Die äußerst mangelhafte Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr führt zu einer Abhängigkeit der BewohnerInnen vom Auto und somit zu einer rasanten Zunahme des Individualverkehrs und zu einer drastischen Stauentwicklung. Zahlen des Navigationsherstellers TomTom belegen, dass Bukarest seit Jahren das Ranking der langsamsten Stadt Europas anführt (und auch im internationalen Vergleich landet man auf einem beachtlichen fünften Rang); 218 Stunden steht der Bukarester/die Bukaresterin jährlich durchschnittlich im Stau.[5] Denn während in den Morgenstunden die BewohnerInnen der neuen Viertel zu ihren Arbeitsplätzen pendeln beziehungsweise ihre Kinder in Kindergärten und Schulen bringen, setzt zeitgleich eine Arbeitsmobilität in die Vororte ein: Niedriglohndienstleis-

5 https://www.tomtom.com/en_gb/trafficindex/city/bucharest (21.02.2018).

tungsnehmerInnen treffen dort auf eine für sie unerschwingliche Lebenswelt, die sie beschützen, putzen und aufräumen dürfen. Die Bevölkerungsstruktur in den neuen Vierteln ist weitestgehend homogen – was auch gewünscht ist, denn die durch auseinanderklaffende Einkommensverhältnisse bedingten, zunehmenden sozialen Spannungen bleiben so außen vor und müssen nicht wahrgenommen werden. Der an Erfolgsparametern, Selbstoptimierung und Luxuskonsum ausgerichtete eigene elitäre Lebensentwurf bestätigt sich durch die ebenso lebenden NachbarInnen und verstärkt sich durch die Nichtkonfrontation mit anderen, vor allem ökonomisch schlechter gestellten Gruppen der Gesellschaft. Der Ökonom Viorel Mionel verweist in diesem Zusammenhang auf die Imitation der städtischen Funktionen im Privaten, der Arbeitsplatz wird zum Home Office, der Nespresso-Vollautomat ersetzt das Kaffeehaus, der Essenslieferant den Restaurantbesuch, das Home Cinema und das Netflix-Abo den Kinobesuch (Mionel 2012). Dies führt nicht zuletzt zur Entstehung entpolitisierter Räume, die vermeintlichen Versprechungen des Städtischen werden an der Pforte der Parallelwelt abgewiesen, die als *Enklaven des Wohlbefindens* an die *Privatopias* des Politologen Evan McKenzie erinnern, in denen ein Masterplan, eine homogene Bevölkerung und private Regierungen den im Wohlstand Lebenden eine Möglichkeit bietet, der Realität der Städte zu entkommen (McKenzie 1994).

Letztlich zeigt sich am Diskurs um die neuen Suburbias ein grundsätzliches Problem, das sich wie ein roter Faden durch die verschiedenen Etappen der rumänischen Politik seit der sogenannten Revolution von 1989 zieht. Die Absenz der Planung gepaart mit einer Absenz der politischen Überwachung trifft auf eine dynamische Gesellschaftsstruktur, in der fehlende Infrastrukturen oder administrative Genehmigungen kein Hindernis darstellen, sondern eher als Einladung zum Handeln verstanden werden – die erforderliche Papierarbeit erfolgt (wenn überhaupt) nachdem – in diesem Fall bauliche – Fakten geschaffen wurden (Stan 2015). Die damit verbundene Rechtsunsicherheit trägt nicht unbedingt zur Vertrauensbildung zwischen Staat und BürgerInnen bei. Ungeklärte Entscheidungskompetenzen zwischen den politischen Ebenen, intransparente Verwaltungsstrukturen und nach wie vor strittige Eigentumsverhältnisse tragen ihren Teil dazu bei, die Position der öffentlichen Hand gegenüber der freien Wirtschaft zu schwächen und zwingen den Staat eher auf bauliche Fakten zu reagieren als durch Planungsverfahren aktiv auf die Stadtraumgestaltung einzuwirken.[6]

6 Ein besonders drastisches Beispiel für die skizzierte Entwicklung stellt die *Greenfield Residence* dar. Mit über 5 000 Bewohnern eine der größeren Siedlungen liegt sie direkt an einem Waldstück. Die schnellste Verbindung war zu Beginn eine ausgebaute Forststraße durch das Waldgebiet, deren Benutzung allerdings illegal war und die als Waldweg auch nicht für den Autoverkehr vorgesehen war. Diese wurde zu Jahresbeginn 2017 durch die nationale Forstbehörde und das Engagement einer NGO stillgelegt, so dass die BewohnerInnen lediglich über eine kleine Stichstraße ihre Anwesen erreichen konnten. Die seit Jahren versprochene Anbindung an den Autobahnring durch die Immobilienfirma war noch nicht erfolgt (und ist es bis März 2018 nicht), dennoch sind weitere 39 Wohnblocks bereits im Bau und teilweise schon verkauft. Eine Vielzahl an Gerichten, Ministerien und staatlichen Organisationen sind mit dem Fall beschäftigt.

Literatur

Chelcea, Liviu (2015): Who Are the Gentrifiers and How Do They Change Central City Neighbourhoods? In: Geografie 120/2, S. 113–133.

Chelcea, Liviu (2016): Zombie socialism and the rise of neoliberalism in post-socialist Central and Eastern Europe. In: Eurasian Geography and Economics 57/4–5, S. 521–544.

Eurostat (2018): People in the EU – statistics on housing conditions. Online: http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/People_in_the_EU_–_statistics_on_housing_conditions#Home_ownership (letzter Zugriff am 21.2.2018).

Florea, Ioana (2018): A Field of Contention: Evidence from Housing Struggles in Bucharest and Budapest. In: VOLUNTAS International Journal of Voluntary and Nonprofit Organizations, S. 1–13.

Gradinaru, Simona et al. (2015): Land abandonment as a precursor of built-up development at the sprawling periphery of former socialist cities. In: Ecological Indicators 57, S. 305–313.

Hirt, Sonja (2012): Iron curtains: gates, suburbs, and privatization of space in the post-socialist city. Chichester.

https://www.tomtom.com/en_gb/trafficindex/city/bucharest (21.02.2018).

Liebmann, Heike/Rietdorf, Werner (2001): Großsiedlungen in Ostmitteleuropa zwischen Gestern und Morgen. Vergleichsforschung zu Genesis, Status und Perspektive von ausgewählten Großwohnsiedlungen in sechs Hauptstädten. In: Europa Regional 9/2, S. 78–88.

Marcińczak, Szymon et al. (2013): Urban Geographies of Hesitant Transition: Tracing Socioeconomic Segregation in Post-Ceauşescu Bucharest. In: International Journal of Urban and Regional Research 38/4, S. 1399–1417.

McKenzie, Evan (1994). Privatopia: Homeowner Associations and the Rise of Residential Private Government. Yale.

Mionel, Viorel (2012): Changing the Paradigm of Living in Bucharest: The Economic Segregation of the Urban Privileged. In: Theoretical and Empirical Researches in Urban Management 4/7, S. 35–52.

Peck, Jaimie et al. (2009): Neoliberal Urbanism: Models, Moments, Mutations. In: SAIS Review XXIV (1), S. 49–66.

Popescu, Claudia (2006): Regional Development in Romania. In: Balteanu, Dan/Badea, Lucian (Hrsg.): Romania. Space, Society, Environment. Bukarest, S. 349–367.

Smigiel, Christian/Brade, Isolde (2011): Suburbanisierung im östlichen Europa im Zeitalter neoliberaler Stadtentwicklung. Eine kritische Betrachtung ökonomischer und politisch-institutioneller Hintergründe sowie sozialräumlicher Konsequenzen. In: disP – The planning review 47/185, S. 27–43.

Stan, Angelica (2015): Urban expansion in Bucharest, after 1990: errors and benefits. In: Doytchinov, Grigor et al. (Hrsg.): Planning Capital Cities. Belgrade, Bucharest, Sofia. Graz, S. 224–233.

Turcu, Catalina (2017): Romania. In: Pareja-Eastaway, Montserrat/Nessa Winston (Hrsg.): Sustainable Communities and Urban Housing: A Comparative European Perspective (Routledge Studies in International Real Estate 4). London/New York, S. 159–178.

Vossen, Joachim (2004): Bukarest. Die Entwicklung des Stadtraums. Berlin.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 521–527.

Ana Rogojanu

Wohnprojekte in Wien

Kollektive und individuelle Konzepte des Wirtschaftens

Einführung

Im Wohnen spiegeln, reproduzieren und transformieren sich gesellschaftliche Hierarchien, Gesellschaftsentwürfe und Lebensmodelle. Die Art, wie Wohnraum produziert und verwaltet wird, schafft implizite und explizite Ein- und Ausschlüsse und setzt spezifische Visionen des *guten Lebens* um. Dabei geht es einerseits um ökonomische und kulturelle Möglichkeiten des Zugangs und der Teilhabe, andererseits aber auch um die Gestaltungsmacht, bestimmte Wohnkonstellationen durchzusetzen. Für Baugruppenprojekte, wie sie derzeit sowohl in Österreich als auch in Deutschland vermehrt realisiert werden, sind in der Regel beide genannten Aspekte relevant, wobei deren Gewichtung je nach lokalem, politischem und historischem Kontext variiert. Baugruppen sind Zusammenschlüsse von Menschen, die gemeinsam die Bauherrenschaft für ein Gebäude übernehmen, das sie mitplanen und anschließend gemeinsam bewohnen und verwalten. Gerade in Deutschland steht für viele der aktuellen Baugruppenprojekte die ökonomische Dimension im Vordergrund. In Österreich, und speziell in Wien, bilden die Mitgestaltung der Wohnungsgrundrisse und das Wohnen in Gemeinschaft zumeist die Hauptmotive der – hier, anders als in Deutschland, in vielen Fällen in Kooperation mit professionellen Bauträgern umgesetzten – Projekte.[1] Diese bauen auf einer Tradition des partizipativen, gemeinschaftsorientierten Wohnbaus in Wien insbesondere ab den 1980er Jahren auf, dem es primär darum ging, vom Immobilienmarkt nicht abgedeckte Wohnformen zu ermöglichen, die Modellcharakter haben sollten.

Dieser Beitrag nimmt eines der im Wien der 1980er Jahre entstandenen Projekte als Ausgangspunkt, um in drei Schritten Überlegungen zu den Zusammenhängen zwischen Wohnformen, Vorstellungen vom *guten Leben* und kollektiven wie individuellen Formen des Wirtschaftens mitsamt ihren moralischen Zuschreibungen anzu-

1 Zu den unterschiedlichen Rahmenbedingungen für Baugruppenprojekte in Deutschland und Österreich: Temel et al. 2009: 9f.; Temel 2011; Klein 2012; Rumpfhuber 2012.

stellen.[2] Im Folgenden sollen die Ausgangspunkte der hier untersuchten Fallstudie kurz vorgestellt sowie ihre Ziele nachgezeichnet werden. Anschließend wird darauf eingegangen, wie diese Ziele in den kollektiven Diskursen der Gruppe behandelt werden, und schließlich zeige ich anhand zweier konkreter Personen individuelle Wege des Umgangs mit den Anforderungen, die das Wohnprojekt mit seinen Idealen an seine Mitglieder stellt.

B.R.O.T. Hernals – Hintergründe und Ziele

Zu den frühen Wiener Wohnprojekten, die sich ab den 1980er Jahren im Kontext eines breiteren gesellschaftlichen Trends zu Mitbestimmung im Wohnbau entwickelten (Freisitzer et al. 1987), gehört das im Umfeld einer katholischen Pfarre entstandene Projekt B.R.O.T. Hernals. Der Name bezeichnet ausformuliert die wesentlichen Inhalte des Projekts: Beten – Reden – Offensein – Teilen. Den Ausgangspunkt der Initiative bildete eine Kritik an den Wohn- und Lebensverhältnissen in der Stadt, konkret an den „Überforderungserscheinungen" der Kleinfamilie (Klar/Schattovits 1988: 7) sowie an der „Bürokratisierung der Gesellschaft" (ebd.: 9), im Zuge derer die „Systemsicherheit" die „ganzheitliche, gesellschaftlich vermittelte Sicherheit, im Sinne von Geborgenheit" ersetzt habe (ebd.: 10). Die Feststellung dieser – als solche interpretierten – Problemlagen bildete die Grundlage für ein Wohnprojekt, dessen Ziele folgendermaßen formuliert wurden: „Wohn- und Lebensraum für ein Leben in Gemeinschaft" zu schaffen sowie „aus einer christlichen Spiritualität heraus für das Umfeld als sozialer Dienst tätig zu werden" (ebd.: 14). Neben und mit der Schaffung von Wohnraum ging es also vor allem auch um eine spezifische Konstellation des Wohnens, ein Nebeneinanderwohnen von Menschen mit ähnlichen Orientierungen, Idealen und Zielen, nämlich konkret dem Wunsch, einander zu unterstützen und sich gemeinsam sozial zu engagieren. Das Bild der ländlichen Großfamilie – mit all den daran geknüpften Imaginationen – dient dabei immer wieder als Referenzpunkt (ebd.: 31).[3]

In konkreten Schilderungen von Bewohnerinnen und Bewohnern wird deutlich, dass zentrale Ideale des Projekts einerseits niederschwellige Formen der gegenseitigen Unterstützung im Alltag sind, wie etwa auf die Kinder aufzupassen, Einkäufe für ältere Personen aus dem Haus zu erledigen oder auch schlicht und einfach Post füreinander anzunehmen. Neben diesen Formen, die man als mehr oder weniger kollektive Organisation von Fürsorgeleistungen und reproduktiven Arbeiten interpretieren könnte, spielen vor allem auch die sozialen Qualitäten der Nachbarschaft eine besondere Rolle, etwa die beiläufigen Kontakte im Stiegenhaus, gemeinsame Aktivitäten wie Gebetsabende, Gemeinschaftswochenenden und so weiter. Zusätzlich wur-

2 Das Material, auf dem dieser Beitrag basiert, stammt aus meiner Dissertationsforschung, im Rahmen derer ich zwischen 2012 und 2016 Interviews sowie Hausführungen mit BewohnerInnen zweier Wohnprojekte durchführte: Rogojanu 2017.

3 Die Großfamilie als Bezugspunkt findet nicht nur in Berichten über das Projekt Erwähnung, sondern auch in mehreren der von mir geführten Interviews.

de eine spezifische, im unmittelbaren Wohnumfeld verortete Form des sozialen Engagements umgesetzt, indem im Gebäude sogenannte Gästewohnungen (ebd.: 126) für unterstützungsbedürftige Menschen vorgesehen wurden. Diese leben für ein paar Jahre mit der sogenannten *Gemeinschaft* mit, um leichter um urbanen Leben Fuß zu fassen. Die Ziele des Wohnprojekts sind also vielfältig: Einerseits geht es um die Schaffung von Wohnraum – in den Begriffen der derzeitigen *Commons*-Diskussion (Helfrich 2012; Kramer 2012) könnte man sagen, dass es um die Erschaffung und die gemeinsame Verwaltung und Bewirtschaftung einer materiellen Ressource geht. Es geht aber nicht nur um diese materielle Ressource, sondern auch um etwas, das ich als *soziale Ressource* beschreiben möchte, die ebenfalls kollektiv getragen und organisiert wird, nämlich um ein Netzwerk der gegenseitigen Unterstützung und des sozialen Engagements, für dessen Funktionieren die Einzelnen Zeit und Energie investieren müssen (Rogojanu 2016).

Kollektive Blicke auf das gemeinsame Wirtschaften mit materiellen und sozialen Ressourcen

Die Doppelfunktion des Wohnprojekts als materielle und als soziale Ressource ist einerseits Kern des Konzepts: Es geht um Formen der Unterstützung und des Engagements im unmittelbaren Wohnumfeld. Die Architektur bietet eine wesentliche Grundlage für die sozialen Qualitäten des Projekts: das großzügige, von vielen als kommunikativ beschriebene Stiegenhaus, die vielen Gemeinschaftsräume, die Gästewohnungen. Zugleich wird diese Doppelfunktion als Ort des Wohnens und als Ort des Engagements in B.R.O.T. Hernals als Konflikt beschrieben. Während manche den Fokus auf die Verwaltung und Instandhaltung des Hauses legen, sei es anderen wichtiger „sich um andere Menschen zu kümmern" (Interview Ritter). In der Interpretation meiner GesprächspartnerInnen wird das Haus dabei gewissermaßen zum Gegenspieler der Gemeinschaft beziehungsweise das Wohnen zum Gegenspieler des Sich-Engagierens. Eine Bewohnerin, die kurz nach der Fertigstellung eingezogen ist, Anfang vierzig und in einem sozialen Beruf tätig, formuliert ihre Überlegungen dazu folgendermaßen:

> „Ist sozusagen das Haus das Ziel gewesen? Oder ist das Haus ein Mittel, um eigentlich ein Ziel zu erreichen? (…) Es kann auch sein, das Ziel ist ‚nur' dieses Miteinanderwohnen, aber es kann auch sein, das Ziel ist zu sagen, (…) wir sind da ein Stück Oase für die Gegend drum herum. (…) Mein Gefühl ist, dass, wenn die Wohnung sehr schön ist, die Gefahr größer ist zu sagen: ‚He, es geht mir einfach gut hier.' Was ja auch okay ist, aber ja." (Interview Gruber)

Das Ziel des Projekts, den Bedarf an Wohnraum abzudecken, wird hier einerseits als legitim erachtet, andererseits aber durch einen Verweis auf weiterführende Ziele als alleiniger Fokus des Projekts in Frage gestellt. Ein anderer Bewohner, ebenfalls nach der Fertigstellung eingezogen, bezeichnet das „schöne Haus" als „Last" (Interview Ritter). Zugespitzt formuliert er seine Sichtweise folgendermaßen:

> „Also wie gesagt, es bleibt dabei, das Haus dient den Ideen der Gemeinschaft, auch wenn das jetzt ein bisschen pathetisch formuliert ist. Es war kein ‚Schöner Wohnen'-Projekt, eigentlich, obwohl es irgendwie auch eines ist, ja. [lacht] Natürlich freut man sich darüber, aber wie gesagt, es war nicht die Idee in Gemeinschaft billiger zu wohnen, als wenn ich mir alleine eine Wohnung kaufe. Das war nicht die Idee." (Interview Ritter)

Wie auch in anderen von mir geführten Interviews findet hier also eine Abwägung von Motiven für das Wohnen im sogenannten B.R.O.T.-Haus statt, bei der eine eindeutige Bewertung mitschwingt, die dem gemeinschafltichen Engagement den Vorzug gibt vor eher zweckorientierten Überlegungen wie der Beschaffung von *schönem* und verhältnismäßig günstigem Wohnraum.

Dass die Attraktivität des Rückzugs in die eigene Wohnung von vielen problematisiert wird, hängt mit der Beobachtung zusammen, dass im Laufe der Jahre die nachbarschaftlichen Kontakte sowie die sozialen Aktivitäten an Intensität verloren hätten. Um die sogenannten *Gäste*, die in den Gästewohnungen leben, würden sich nur mehr einzelne Verantwortliche kümmern (Interview Pohl), die Gebetsabende seien schlecht besucht (Interview Ritter), es sei zuweilen anstrengend, Menschen zu mobilisieren, damit sie sich an den gemeinsamen Aktivitäten beteiligen (Interview Kager). Neben dieser allgemeinen Tendenz wird von manchen vor allem das Ungleichgewicht im Engagement unterschiedlicher Gruppenmitglieder problematisiert. Ein Bewohner, Pastoraltheologe, Anfang sechzig und seit der Planung am Projekt beteiligt, antwortet auf die Frage, was er anders machen würde, folgendermaßen:

> „Wir würden sicher auch mehr auf Verbindlichkeiten schauen, als das jetzt der Fall ist. Wir haben ja praktisch im Haus keinerlei Sanktionen. Ja? Es gibt irgendsoein Gemeinschaftspapier (...), da steht viel drinnen, aber es gibt praktisch keinerlei Sanktionen, wenn irgendjemand sich einmal wirklich quer legt." (Interview Kager)

Was hier angesprochen wird, ist eine der Fragen, die insgesamt für die Organisation von *Commons* oder Gemeinnutzen zentral ist, nämlich, wie Leistung beziehungsweise Investition und Nutzen der einzelnen Beteiligten reglementiert werden (Kramer 2012: 272; Beckenkamp 2012: 53). In B.R.O.T. Hernals gibt es keine formalen Sanktionsmechanismen, wohl aber starke implizite Normen und Erwartungshaltungen.

Individuelle Wege des Wirtschaftens mit Zeit- und Energieressourcen

Die Ansprüche, die die Projekte an ihre Mitglieder stellen, werden von diesen aufgegriffen und in unterschiedlicher Weise in ihre jeweiligen Strategien des Ausbalancierens unterschiedlicher Lebensbereiche eingebettet. Um dies zu veranschaulichen, werde ich eine Bewohnerin und einen Bewohner des Projekts näher vorstellen und ihre jeweiligen Positionierungen erläutern.

Christina Reininger gehört zur anfänglichen Kerngruppe des Projekts, die die ersten inhaltlichen wie baulichen Ideen entwickelte. Als junge verheiratete Frau bezog sie schließlich gemeinsam mit ihrem Mann und ihren Kindern eine Familienwohnung in B.R.O.T. Hernals. So wie viele etwa gleichaltrige Mütter im Wohnprojekt zog sich die

zuvor beruflich im pädagogischen Bereich tätige Christina Reininger für eine längere Zeit aus dem Berufsleben zurück. Rückblickend kritisiert sie, dass sich das Konzept des B.R.O.T.-Hauses, insbesondere mit den darin verankerten Ansprüchen der sozialen Dienste, implizit immer auf das Engagement und die Arbeitskraft nicht berufstätiger Frauen gestützt habe. Sie verbindet damit eine Kritik an einem spezifischen gesellschafltichen und auch in der Gruppe dominanten Frauenbild. Sie selbst habe in der Zeit, in der sie *Hausfrau* war, oft den Eindruck gehabt, dass ihr *zu viel* Arbeit geblieben sei, zeitweise an die zwanzig Stunden in der Woche, das sei in ihren Augen „nicht mehr Nachbarschaftshilfe" (Interview Reininger). In ihrer retrospektiven Einschätzung hätten diese umfangreichen Hilfeleistungen für die Gemeinschaft zuweilen „sicher die Familie überfordert" (ebd.), womit sie die hohen Anforderungen unterschiedlicher Lebensbereiche anspricht, die es zu balancieren gilt. Inzwischen hätten sich die biographischen Positionen und damit die Lebenssituationen der einzelnen Gemeinschaftsmitglieder verändert. Mit dem Erwachsenwerden der Kinder seien viele Frauen wieder ins Berufsleben zurückgekehrt. Andererseits gebe es nun pensionierte Männer, die Gemeinschaftsaufgaben übernehmen. Für Christina Reininger ist dieses Engagement jedoch in einem anderen Kontext zu sehen als jenes der Frauen:

> „Wenn man ein Berufsleben abgeschlossen hat, dann ist man finanziell abgesichert, hat schon viel Anerkennung im Beruf gehabt, und als Hausfrau fehlt das natürlich alles. Ich merke jetzt (…), wie wichtig es ist, ein Berufsleben zu haben, etwas anderes zu machen, das bezahlt wird. Das ist eine ganz andere Anerkennung, als wenn man hier arbeitet, arbeitet, arbeitet." (Interview Reininger)

Christina Reininger spricht hier implizit die Unterschiede im Status von Erwerbsarbeit und ehrenamtlicher beziehungsweise reproduktiver Arbeit an. Die Wahrnehmung dieses Unterschieds hat neben einer Veränderung ihrer familiären Situation – ihre Ehe wurde geschieden – unter anderem dazu geführt, dass sich in ihrem Leben Wertigkeiten verschoben haben und sie ihre Kraft- und Zeitressourcen anders einsetzt. Sie zieht sich nun zunehmend aus dem Gemeinschaftsleben von B.R.O.T. Hernals zurück. Dies falle ihr nicht leicht, zumal sie aufgrund der Wohnkonstellation stets mit den potenziellen Aufgaben sowie den Erwartungshaltungen der anderen Gruppenmitglieder konfrontiert werde. Ein Umzug kommt für sie dennoch nicht in Frage.

Ähnlich wie Christina Reininger spricht auch ein anderer Bewohner, den ich hier Florian Ritter nenne, von Schwierigkeiten, die Ansprüche von Privatleben, Beruf und *Gemeinschaft* in Einklang zu bringen, wenn auch aus einer anderen persönlichen Situation heraus. Er zog mit Anfang zwanzig als Theologiestudent in eine der für Studierende reservierten Gästewohnungen ein und wurde einige Jahre später Gemeinschaftsmitglied, bevor er mit Anfang dreißig wieder auszog. Diese Entscheidung erklärt er mit den Ansprüchen des sozialen Engagements, die für ihn zugleich den Grund bildeten, einzuzuiehen und Mitglied der Gemeinschaft zu werden:

> „Aber es kostet halt wahnsinnig viel. Also, man muss so ein Gemeinschaftsleben auch auf die Reihe kriegen, und das ist echt nicht ohne. Weil, man hat nun einmal seinen Beruf und man hat irgendwie ein Privatleben und normalerweise ist das ja schon ausfüllend für einen Norma-

> lo-Menschen. Und das noch irgendwo unterzubringen, das kostet wirklich viel Zeit und wirklich viel Kraft." (Interview Ritter)

Florian Ritter verknüpft für sich selbst die Möglichkeit und die Bereitschaft zum Engagement innerhalb der Gemeinschaft mit einer bestimmten biographischen Phase und erklärt seine Entscheidung zum Austritt aus der Gemeinschaft mit einer viel „Energie" einnehmenden persönlichen Entwicklung (Interview Ritter). Als weniger aktives Mitglied im Wohnprojekt zu bleiben, sich also „zurückzuziehen", wie Christina Reininger es beschreibt, kam für Florian Ritter nicht in Frage:

> „Es war irgendwie klar: Entweder man identifiziert sich doch sehr tief mit diesen Idealen und buttert da auch ordentlich rein, oder – das war für mich klar – oder man geht. Also, nur wegen der schönen Wohnung, was aber gegangen wäre, bleibt man quasi nicht dort. Man bleibt nicht dort und zieht sich zurück und sagt halt immer: Jetzt kann ich nicht, und jetzt fühl ich mich nicht wohl, und jetzt bin ich in einer Krise. Nur weil die Wohnung so schön ist. Und das hat halt einfach für mein Leben nicht mehr gepasst." (Interview Ritter)

Das Wohnen in B.R.O.T. Hernals als spezifische Vision des *guten Lebens*, die mit einem Ideal des nachbarschaftlichen und gesellschaftlichen Engagements verbunden ist, verlangt den Einzelnen also gewissermaßen ein Wirtschaften mit den eigenen Ressourcen und ein Abwägen verschiedener Lebensbereiche ab. Dafür scheint mir das Konzept der *alltäglichen Lebensführung* nach Günter Voß (1995) aufschlussreich und anschlussfähig, weil damit auch der Blick auf die verschiedenen zur Verfügung stehenden Ressourcen als auch auf den aktiven Umgang damit geöffnet wird.

Resümee

Ich habe versucht zu zeigen, wie innerhalb des Wohnprojekts eine gewisse moralisch aufgeladene Mikroökonomie der Unterstützung von Bedürftigen und der gegenseitigen Versorgung entsteht. Das Haus deckt dabei einerseits Bedürfnisse nach Wohnraum, vor allem aber bildet es den Rahmen für ein vor einem religiösen Hintergrund argumentiertes Ideal einer aktiven Nachbarschaft. Die materielle und die soziale Funktion des Hauses geraten dabei mitunter in Konflikt. Im Zuge der selbstbestimmten Bauträgerschaft und Verwaltung des Wohnprojekts entsteht gewissermaßen ein Mikrokosmos mit eigenen Regeln, der eine spezifische Form der gemeinsamen Organisation von Versorgungsleistungen sowie des Wirtschaftens impliziert. Diese erhalten ihre Bedeutung und Logik vor dem Hintergrund breiterer gesellschaftlicher Deutungsmuster: dem religiösen Ideal der Nächstenliebe, dem Bild der ländlichen Großfamilie, aber auch Frauen- und Geschlechterbildern sowie der gesellschaftlichen Anerkennung unterschiedlicher Formen von Arbeit. Den Einzelnen verlangt diese Konstellation spezifische Formen des Wirtschaftens mit den eigenen Zeit- und Energieressourcen ab, wobei deutlich wird, dass die Ressourcen von den jeweiligen gesellschaftlichen Positionen abhängig sind. Es bleibt zu fragen, wem solche Wohnformen zugänglich sind, welche Anforderungen sie an die Einzelnen stellen, und vor allem auch welches soziale Kapital die Einzelnen daraus generieren können.

Literatur

Beckenkamp, Martin (2012): Der Umgang mit sozialen Dilemmata. Institutionen und Vertrauen in den Commons. In: Helfrich, Silke/Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, S. 51–57.

Helfrich, Silke (2012): Gemeingüter sind nicht, sie werden gemacht. In: Dies./Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, S. 85–91.

Freisitzer, Kurt/Koch, Robert/Uhl, Ottokar (1987): Mitbestimmung im Wohnbau. Ein Handbuch. Wien.

Klar, Sabine/Schattovits, Helmuth (1988): Integratives Wohnen als soziales Dienstangebot. Endbericht Teil 1. Wien.

Klein, Michael (2012): Models and Solutions, Life and Practice in Social Housing in Vienna. In: dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 46, S. 6–15.

Kramer, Dieter (2012): Kulturelle und historische Dimensionen der Diskussion um Gemeinnutzen. Ein Beispiel für die Aktualität von Themen der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 2, 108, S. 265–285.

Rogojanu, Ana (2015): Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen zwischen Selbstorganisation, Solidarität und stadtpolitischen Interessen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 118, Heft 3+4, S. 177–201.

Rogojanu, Ana (2017): Aushandlungen des Bauens – Gebrauch des Gebauten. Zwei Wohnprojekte in Wien. Wien.

Rumpfhuber, Andreas (2012): Vienna's Housing Apparatus and Its Contemporary Challenges: Superblock turned Überstadt. In: dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 46, S. 25–29.

Temel, Robert et al. (2009): Baugemeinschaften in Wien. Endbericht 1. Potenzialabschätzung und Rahmenbedingungen. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Wien.

Temel, Robert (2011): Wohnbau in Wien. In: architektur aktuell 376–377, S. 7–79.

Voß, Günter (1995): Entwicklung und Eckpunkte eines theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung" (Hrsg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen, S. 23–43.

Interviews (pseudonymisiert)

Interview mit Florian Ritter, Lehrer Ende dreißig, vom 4.2.2013.

Interview mit Eva Gruber, Sozialarbeiterin Anfang vierzig, vom 14.1.2013.

Interview mit Eva-Maria Pohl, Lehrerin Anfang fünfzig, vom 25.3.2013.

Interview mit Peter Kager, Theologe Anfang sechzig, vom 13.2.2013.

Interview mit Christina Reininger, teilzeit erwerbstätige Pensionistin Anfang sechzig, vom 14.3.2013.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 528–532.*

Thomas J. Heid und Jens Wietschorke

Zur Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft. Einführung in das Panel

„Womit handeln Banken?" So lautet der Titel einer erstmals 1991 bei Suhrkamp erschienenen Monographie des Soziologen Dirk Baecker (Baecker 2008). Diese scheinbar simple Frage ist bestens geeignet, um ein Panel zur Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft einzuleiten.[1] In diesem knappen Rahmen kann es selbstverständlich nicht darum gehen, ein ganzes Forschungsprogramm zu skizzieren; wir möchten an dieser Stelle aber zumindest einige wenige Überlegungen zur Systematik des Feldes anstellen und grundsätzliche Fragestellungen und Fragerichtungen vorschlagen. Wir knüpfen damit auch an Heiner Goldinger an, der vor einigen Jahren eine „kulturanthropologische Offensive" in diesem Themenfeld eingefordert hat (Goldinger 2009: 176). Die drei Beiträge unseres Panels vertiefen schließlich einzelne der hier gestreiften Aspekte und bieten empirische Einblicke in konkrete Kulturanalysen.

Womit also handeln Banken? Banken handeln mit Geld, das ist offensichtlich. Sie handeln stets mit dem Geld der anderen, was sie in besonderer Weise vom Vertrauen anderer abhängig macht und ihnen im Kontext einer kreditabhängigen Wirtschaft viel Macht verleiht (vgl. Baecker 2008: 22). Abstrakter und präziser formuliert, handeln Banken aber nicht einfach nur mit Geld, sondern – so der Systemtheoretiker Baecker – mit „Risiken von Zahlungsversprechen" (ebd.: 186). Zunächst einmal bedeutet das: Sie handeln mit schwer greifbaren, virtuellen Gütern. Risiken und Versprechen sind nicht unmittelbar sichtbar, sie müssen erst sichtbar gemacht werden: in Zahlen und Daten ebenso wie in materiellen Arrangements und menschlichen Interaktionen. Wenn etwa die Angestellten eines Bankhauses ihre Kundinnen und Kunden betreuen, dann stehen sie vor der Aufgabe, die Virtualität der Geldströme zu materialisieren, anschaulich zu machen und in konkrete Erlebnisqualitäten zu übersetzen; Stephanie Hering hat mit Blick auf die Architekturen der Finanzbranche treffend von der „Materialität der Virtualität" gesprochen (Hering 2008). Eine pra-

1 Die vorliegenden Überlegungen stammen aus dem Zusammenhang des Ende 2017 angelaufenen DFG-Projekts „Vertrauensarbeit in der Finanzökonomie. Ethnographische Analysen zu Ästhetiken und Praktiken des Bankgeschäfts in Deutschland und der Schweiz", das unter der Leitung von Irene Götz an der LMU München angesiedelt ist.

xistheoretisch gestützte kulturwissenschaftliche Perspektive auf das Finanzgeschäft kann an diesem Vorgang der Sichtbarmachung und Materialisierung ansetzen – in den Blick kommen dabei alle erdenklichen Zeichenträger, von der Atmosphäre und Anmutungsqualität von Geschäftsräumen über Werbematerialien, Formulare, Büroutensilien, Möblierungen, Sitzgelegenheiten, Kunstwerke bis hin zur Kleidung der Bankangestellten. Im Zeitalter fortschreitender „gesellschaftlicher Ästhetisierung" (Reckwitz 2008), einer „ästhetischen Ökonomie" beziehungsweise eines „ästhetischen Kapitalismus" (Böhme 2008: 2016) kommt diesen sinnlichen Momenten des Geschäfts eine zentrale Bedeutung zu.

„Banken handeln mit Risiken von Zahlungsversprechen" – das bedeutet weiter: Die Materialisierung des Virtuellen zielt in besonderer Weise auf den Aspekt der Sicherheit. Im Kundenverkehr geht es in erster Linie darum, Risiken als kontrollierte Risiken darzustellen und damit Sicherheit zu vermitteln, Vertrauen zu schaffen. Banken leisten Vertrauensarbeit, und „die Währung der Finanzmärkte ist Vertrauen" (Tanner 2014). Nach Niklas Luhmann ist Vertrauen „ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität" (zit. n. Hammer/Tomaschek 2013: 7). In der Praxis geht es also nicht zuletzt darum, die komplexen Zusammenhänge und Geldströme der globalisierten Finanzwirtschaft in einfach und vertrauenswürdig klingende Rezepte zu übersetzen, bei denen sich auf der Kundenseite ein „gutes Gefühl" einstellt. Hier ergeben sich Schnittflächen zu aktuell diskutierten Forschungsansätzen: Etwa dort, wo sich die „Security Studies" mit den Dynamiken von Angst und Vertrauen und der Ethnographie von Sicherheitswahrnehmungen auseinandersetzen (Schwell 2015), oder dort, wo Studien zur Emotionengeschichte und zu emotionalen Praktiken sich mit der Genese und Produktion von Gefühlsmustern beschäftigen – und damit auch mit Gefühlen der Sicherheit oder des Vertrauens (Frevert 2003, 2013).

Wie enorm wichtig das Vorhandensein von Vertrauen für gelingende Finanzgeschäfte und eine stabile Finanzwirtschaft ist, wird schlagartig deutlich, wenn man auf die globale Banken- und Finanzkrise 2007/2008 zurückblickt. Mit dem Ausbruch der US-amerikanischen Immobilienkrise im Sommer 2007 wurden komplex konstruierte und selbst für die meisten Finanzprofis intransparente Finanzanlageprodukte, die auf höchst ausfallgefährdeten Hypothekenkrediten finanzschwacher Schuldnerinnen und Schuldner basierten, schlagartig wertlos (Farmer 2014). Die diese „Giftpapiere" emittierenden Finanzinstitute hatten sich somit der ihnen zuvor wohlbekannten hohen Kreditausfallrisiken geschickt entledigt (Heeg 2012). Zahlreiche andere Bankinstitute nutzten diese Finanzprodukte zur Eigenanlage, obwohl sie ihre Funktionsweise nicht nachvollziehen konnten. Sie vertrauten aber ihren Branchenkolleginnen und -kollegen und glaubten an die immensen Renditeversprechen. Die plötzlich eintretende Wertlosigkeit der Finanzprodukte führte zu einer existenzgefährdenden Unterkapitalisierung der betroffenen Banken. Der sich ausbreitende Vertrauensverlust und die aus dem Misstrauen zwischen den Finanzinstituten erwachsende mangelnde Bereitschaft zur Vergabe von Krediten und somit zur Schöpfung neuer Liquidität legten beinahe die gesamte Finanzbranche lahm, was 2009 eine tiefgreifende Rezes-

sion der globalen Realwirtschaft zur Folge hatte. Den Höhepunkt der Banken- und Finanzkrise markierten beispielhaft folgende Ereignisse: Die US-amerikanische Investmentbank Lehman Brothers ging insolvent, die Schweizerische Großbank UBS musste durch die Schweizerische Eidgenossenschaft und die Schweizerische Nationalbank gerettet werden, und die Commerzbank wurde notgedrungen durch deutsche Staatsgelder teilverstaatlicht. Privatpersonen büßten durch das Kapitalsparen und die Kapitalanlage mithilfe der für sicher gehaltenen, jedoch toxischen derivativen Finanzprodukte nicht nur größtenteils und oft existenzbedrohend das zur Altersvorsorge bestimmte Ersparte ein, sondern sie verloren auch massiv das Vertrauen in ihre bisher als vertrauenswürdig eingeschätzten Bankerinnen und Banker. Vor diesem Hintergrund ist die Finanzkrise in ihrem Kern auch als eine Vertrauenskrise zu deuten, die zugleich den Anfang einer weitreichenden, bis in die Gegenwart anhaltenden Krise der Vertrauenswürdigkeit der gesamten Finanzbranche markiert. Mehr denn je gehört daher der Handel mit dem quasi warenförmigen Gut „Vertrauen", also die Herstellung, Vermittlung und Bewahrung des Vertrauens im Kontakt mit der Kundschaft, zur alltäglichen Arbeit von Banken und ihren Beraterinnen und Beratern. Aus der Perspektive der Bankkundinnen und Bankkunden, die auf der Suche nach Kapitalanlagen sind, ergibt sich aus all dem ein doppeltes Dilemma: Einerseits wird infolge einer neoliberal gewendeten Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik des „aktivierenden Sozialstaats" (Lessenich 2008) die private, eigenverantwortliche Finanzplanung zur Risikoabsicherung und Altersvorsorge immer relevanter. Andererseits bleiben die Betroffenen vom Expertenwissen ihrer Banken und ihrer Beraterinnen und Berater in höchstem Maße abhängig und müssen schlussendlich in deren Expertise vertrauen, da die Finanzanlage sonst fast unmöglich erscheint. Das wachsende Negativimage der Finanzwirtschaft führt an dieser Stelle zu tiefgreifenden Verunsicherungen.

Diese zugespitzte Situation verleiht nicht nur der Frage nach der Vertrauensarbeit im „ästhetischen Kapitalismus", sondern dem gesamten Themenkomplex Aktualität. Erweitern wir die oben kurz angerissenen Forschungsperspektiven im Sinne einer umfassenden Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft, so zeichnen sich die Konturen eines Feldes ab, das zahlreiche Chancen bietet, Materialität und Ästhetik des Geldgeschäfts und damit die „Benutzeroberflächen" komplexer ökonomischer Zusammenhänge konzentriert zu untersuchen. Natürlich liegen auch aus der Europäischen Ethnologie bereits diverse Forschungsbeiträge zum Thema vor – etwa Heiner Goldingers Arbeiten zur Ethnographie der Börse (Goldinger 2002, 2003) oder Silke Meyers Studie „Das verschuldete Selbst", die eine Ethnographie der Verschuldung und damit auch des Kreditwesens anbietet (Meyer 2017). Dennoch sind die Potentiale einer dezidiert ethnographischen Analyse von Feldern des Finanzwesens noch längst nicht ausgeschöpft. Im weiten Rahmen der interdisziplinären Auseinandersetzung mit der „Kultur der Ökonomie" (Klein/Windmüller 2014) beziehungsweise den „Kulturen des Ökonomischen" (Eder et al. 2013) bleibt hier noch viel zu tun; als Ausblick auf mögliche kommende Forschungen seien im Folgenden sechs Dimensionen einer Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft angedeutet:

Erstens und grundsätzlich lässt sich anhand von Praktiken der Finanzwirtschaft das Ineinander von Globalität und Lokalität, von globalisierten Kapitalströmen und dem lokalen Umgang mit ihnen, ihren Krisen und ihren Auswirkungen in den Blick nehmen. *Zweitens* kann die Arbeitskulturenforschung auf diesem Gebiet wichtige Einsichten liefern: Welche konkreten Arbeitspraktiken lassen sich in der Finanzbranche beobachten, die täglich mit „Risiken von Zahlungsversprechen" zu tun hat? Und wie werden die Wertsetzungen von Solidität, Stabilität, Vertrauen, Diskretion oder Transparenz im Kundenkontakt umgesetzt und ausgehandelt? *Drittens* verspricht – wie kurz gezeigt – eine Untersuchung der materiellen Settings des modernen Bankkundenverkehrs zahlreiche Aufschlüsse über die Rolle von Architekturen und Räumen, Atmosphären und Erlebnisqualitäten, Medien und Utensilien. Architektursoziologische Ansätze können hier ebenso produktiv eingebunden werden wie Studien zur Ethnographie des Büros.[2] *Viertens* können mittels neuerer Zugänge der Emotionsforschung nicht nur Arbeitspraktiken als emotionale Praktiken untersucht werden (Scheer 2012), sondern auf diese Weise erschließen sich neue Möglichkeiten, den affektiven Komplex von Vertrauen, Sicherheit und Verunsicherung zu durchleuchten, der das spätmoderne Bankgeschäft so sehr prägt. *Fünftens* lassen sich Banken auch als bedeutende Akteure der Kunstförderung in den Blick nehmen, was hilft, die realen und symbolischen Ökonomien des Kunstmarkts und ihre strategische Aneignung durch Unternehmen zu verstehen (Held 1999, Biehl-Missal 2011). *Sechstens* schließlich kann auch die Stadtforschung profitieren, indem Finanzplätze in ihren Images und ihren globalen wie lokalen Logiken untersucht werden, wobei etwa die architektonische Dimension bereits zum Gegenstand einzelner Forschungen gemacht wurde.[3] Insgesamt zielen wir mit unserem Vorschlag einer Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft auf ein besseres Verständnis der Funktionsweisen des Geldgeschäfts – und damit auch des Kapitalismus generell – die es verdienen, nicht nur aus einer politisch-ökonomischen Makroperspektive, sondern auch mit einem mikroperspektivischen, ethnographischen und kulturanalytischen Blick untersucht zu werden.

Literatur

Baecker, Dirk (2008): Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft. Frankfurt/M.

Biehl-Missal, Brigitte (2011): Wirtschaftsästhetik. Wie Unternehmen die Kunst als Inspiration und Werkzeug nutzen. Wiesbaden.

Böhme, Gernot (2008): Zur Kritik der ästhetischen Ökonomie. In: Maase, Kaspar (Hrsg.): Die Schönheiten des Populären. Frankfurt/M., S. 28–41.

2 Hier wäre – neben vielen einschlägigen Beiträgen aus der Arbeitskulturenforschung – auch das historisch ausgerichtete Züricher Forschungsprojekt „Raumkulturen des Büros (1880–1930)" unter der Leitung von Thomas Hengartner zu nennen, das 2012–2014 vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde.

3 Vgl. Hering 2010; siehe auch den Beitrag von Stephanie Hering in diesem Panel.

Böhme, Gernot (2016): Ästhetischer Kapitalismus. Berlin.
Eder, Franz X. u. a. (Hrsg.) (2013): Kulturen des Ökonomischen. Historisch-kulturwissenschaftliche Beiträge. Wien.
Farmer, Karl (2014): Wem darf man vertrauen? Den Finanzmärkten oder den Staatschefs? In: Ders./ Jung, Harald/Lachmann, Werner (Hrsg.): Wirtschaftskrisen und der Vertrauensverlust in Wirtschaft und Politik. Ist das Vertrauen mit christlichem Ethos wiederzugewinnen? Münster, S. 109–136.
Frevert, Ute (2003): Vertrauen. Historische Annäherungen. Göttingen.
Frevert, Ute (2013): Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne. München.
Goldinger, Heiner (2002): Rituale und Symbole der Börse: Eine Ethnografie. Berlin.
Goldinger, Heiner (2003): Bühne der Macht. Zur Ethnologie der Börse. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 57, Heft 1, S. 69–74.
Goldinger, Heiner (2009): Zur Ethnologie moderner Finanz- und Wirtschaftswelt: Aufruf zur Etablierung eines neuen Forschungsschwerpunkts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 105, S. 171–191.
Hammer, Edith/Tomaschek, Nino (2013): Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): Vertrauen. Standpunkte zum sozialen, wirtschaftlichen und politischen Handeln (University – Society – Industry. Beiträge zum lebensbegleitenden Lernen und Wissenstransfer, herausgegeben vom Postgraduate Center der Universität Wien, Band 2). Münster u. a., S. 7–9.
Heeg, Susanne (2012): Spekulationsblase. In: Marquardt, Nadine/ Schreiber, Verena (Hrsg.): Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart. Bielefeld, S. 256–261.
Hering, Stephanie (2008): Die Materialität der Virtualität. Zur Architektur der Finanzökonomie. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt/M., S. 5846–5858. URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-153731.
Hering, Stephanie (2010): Die Adressen des Geldes: Finanzarchitektur und Realitätseffekt. In: Pahl, Hanno/Meyer, Lars (Hrsg.): Gesellschaftstheorie der Geldwirtschaft: Soziologische Beiträge. Marburg, S. 165–190.
Hertz, Ellen (1998): The Trading Crowds. An Ethnography of the Shanghai Stock Market. Cambridge.
Klein, Inga/Sonja Windmüller (Hrsg.) (2014): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld.
Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld.
Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt/M./ New York.
Reckwitz, Andreas (2008): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin.
Reckwitz, Andreas (2015): Die Transformation der Sichtbarkeitsordnungen. Vom disziplinären Blick zu den kompetitiven Singularitäten. Online unter: http://www.soziopolis.de/beobachten/kultur/artikel/die-transformation-der-sichtbarkeitsordnungen/ (18.09.2017).
Scheer, Monique (2012): Are Emotions a Kind of Practice (and is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: History and Theory 51, S. 193–220.
Schwell, Alexandra (2015): The Security/Fear Nexus. Some Theoretical and Methodological Explorations into a Missing Link. In: Etnofoor 27(2), Special Issue: Security, S. 95–112.
Tanner, Jakob (2014): „Die Währung der Finanzmärkte ist Vertrauen“: Nachhaltigkeit und Hinterhältigkeit eines mentalen Phänomens in historischer Perspektive. In: Baberowski, Jörg (Hrsg.): Was ist Vertrauen? Ein interdisziplinäres Gespräch. Frankfurt/M. u. a., S. 73–100.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 533–544.*

Thomas J. Heid

„Vertrauen ist das wertvollste Asset von Banken“[1]

Zu den Ästhetiken und Praktiken der Vertrauensarbeit in der Finanzberatung

Einleitung und zentrale Fragestellung

Die globale Finanzkrise ab 2007 wird sich im Sommer 2019 zum zwölften Mal gejährt haben. Neben immenser Kapitalvernichtung – für institutionelle wie für private Anleger[2] gleichermaßen – verursachte der jüngste Finanzcrash eine weitreichende und bis in die Gegenwart wirkende Vertrauenskrise gegenüber der Finanzwirtschaft (Tanner 2014). Diese drückt sich insbesondere im schwindenden Vertrauen und dem wachsenden Misstrauen von privaten Anlegern gegenüber Finanzinstitutionen und Finanzmarktakteuren aus. Mediale Berichterstattungen über illegale Machenschaften mit Selbstbereicherungsabsichten oder Anlageskandale und massive Vertrauensmissbräuche von Bankinstituten und Beratern gegenüber ihrer Kundschaft legen dies eindrücklich und bis heute wiederkehrend an vielfältigen Beispielen nahe.[3] Diese längerfristig gesammelte Beobachtung bildet einen Bezugspunkt für meine zentrale Ausgangsthese, dass „Vertrauen“ die Basis beziehungsweise – um es in der Sprache der Finanzwirtschaft auszudrücken – das wertvollste „Asset“ für eine erfolgreiche Finanzberatung bildet. Aus einer volkskundlich-arbeitsethnographischen Forschungsperspektive heraus ist demnach die folgende Frage von grundsätzlichem Erkenntnisinteresse – zumal dieser bisher noch nicht eingehend im hiesigen Feld mit kulturwissenschaftlich-ethnographischem Blick nachgegangen wurde: Wie wird Vertrauen von Banken und ihren Mitarbeitern im alltäglichen Kundenkontakt geschaffen und beständig erhalten? Oder etwas konkreter formuliert: Mithilfe welcher spe-

1 In Anlehnung an Jakob Tanner (2014: 94).
2 Zur besseren Lesbarkeit wird auf die kombinierte Verwendung von weiblicher und männlicher Sprachform verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.
3 Einschlägige Reportagen der vergangenen Jahre findet man leichterhand mittels kombinierter Stichwortsuche, z. B. „Anlageskandal“ und „[Name eines Bankhauses]“, auf Onlineportalen von Schweizer und deutschen überregionalen Tages- und Wochen(end)zeitungen sowie Nachrichtenmagazinen.

zifischen Ästhetiken und (Arbeits-)Praktiken gelingt es Bankinstituten im Rahmen von *Corporate Identity*-Maßnahmen und ihren Mitarbeitern im individuellen alltäglichen Kontakt mit Kunden, beim Gegenüber Vertrauen herzustellen und kontinuierlich zu pflegen?

Die Notwendigkeit des Bestehens von Vertrauen im Rahmen der Finanz(anlage) beratung verdeutlicht sich zudem beim Vergegenwärtigen der einer Mehrheit von Finanzprodukten gemeinsam zugrundeliegenden Struktur – denn sie ist in dieser begründet: Die meist hochkomplex konstruierten und für Laien wie für Fachleute mehrheitlich undurchschaubaren Anlageprodukte der Finanzwirtschaft können in ihrem Kern als innovative „Finanz(ierungs)"-Instrumente charakterisiert werden. Sie basieren auf zukünftigen Zahlungsversprechen der Emittenten beziehungsweise Schuldner. Die Versprechen auf Zahlung von Rendite und Rückzahlung des investierten Kapitals verlangen zwangsläufig dem Geldgeber beziehungsweise Gläubiger Vertrauen ab.[4] Im Zuge der Schaffung und des Handels solcher Finanz(ierungs)- beziehungsweise Finanz(anlage)produkte gelingt es, nahezu beliebig oft Geld respektive Liquidität aus dem Vertrauen der Anleger heraus zu generieren – freilich mit den seit der letzten Finanzkrise wohl bekannten Risiken und Folgen (Heeg 2012; Lietaer 2001).[5]

Vor dem Hintergrund des geschilderten Zusammenhangs wird die These von der essentiellen Rolle des Anlegervertrauens nachvollziehbar – insofern seine Herstellung und Aufrechterhaltung die zentrale emotionale Kategorie der Finanzberatung darstellt. Die zur Vertrauensgenese und kontinuierlichen Vertrauenspflege eingesetzten Ästhetiken und ausgestalteten materiellen und immateriellen Arbeitspraktiken der Banken und ihrer Kundenberater gilt es mit den vertrauten fachspezifischen Methoden erstmalig an Einzelfällen exemplarisch zu erforschen.[6]

4 Ausgenommen von dieser Überlegung sind sogenannte „Optionen", also hochspekulative Wetten auf fallende oder steigende Kurse von z. B. Aktien oder Währungen.

5 Zur Kritik an den geldpolitischen Grenzen sowie an der Intransparenz und den Risiken von Finanzprodukten vgl. insbesondere Dörre 2012: 21–86.

6 Siehe hierzu das von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* (DFG) geförderte Forschungsprojekt „Vertrauensarbeit in der Finanzökonomie" (Kurztitel) unter der Leitung von Prof. Dr. Irene Götz (Ludwig-Maximilians-Universität München).

Forschungslage

In den Kulturwissenschaften wurden bisher eher vereinzelt und zum hiesigen Feld in einem weiteren Sinne verwandte ethnographische Arbeiten verfasst, beispielsweise zu sozialen und kulturellen Praktiken im Umgang mit Geld und Schulden (Meyer 2014a; Meyer 2017) oder über Arbeitsalltage, Habitus und Lebensstile von ausgewählten Finanzakteuren wie Börsenmaklern (Goldinger 2002), Finanzjongleuren oder Hochstaplern (Klein 2014). Außerdem existieren thematisch relevante Studien zur Visualisierung von Investmentchancen in der Finanzwerbung (Stäheli 2006) oder zur Rolle von Hoffnung in der Finanzberatung (Stäheli 2014), sowie vereinzelte Arbeiten über Architekturen und Ausstrahlungen von internationalen Finanzplätzen (Hering 2010, 2015), spezifische Gebäudearchitekturen im Kontext des Bankraubs (Kaltwasser 2011) und Innenarchitekturen von Schalterhallen (Booz 2014).

In der *Economic Anthropology* wurden bisher zum Beispiel Börsenhändler (Miyazaki 2003; Riles 2004; Zaloom 2003) und Finanzanalysten (Leins 2018), deren Arbeitsalltage und -praktiken sowie (Selbst-)Wahrnehmungen oder beispielsweise spezifische Finanzfelder und -phänomene, die Börse von Shanghai (Hertz 1998) und das *Islamic Banking* (Maurer 2005) erforscht.[7] Angeregt von der jüngsten Finanzkrise sind in der US-amerikanischen *Cultural Anthropology* erste Forschungen über Investmentbanker durchgeführt worden (Ho 2009; Ortiz 2008).

Im Feld der Arbeits- und Industriesoziologie und Wirtschaftssoziologie sind vor allem die Studien zu Arbeitspraktiken von Bankberatern (Bourdieu 2005) und von *Wealth* Managern (Harrington 2016) hervorzuheben. Hier entstanden auch erste Studien zur Innengestaltung von Banken, die die Herstellung von Gesprächsatmosphären (Baethge/Oberbeck 1986) oder die Wirkungen von Schalterhallen und Bankschaltern thematisieren (Voß 1987). Ebenfalls fokussieren medien- und kommunikationswissenschaftliche Forschungen seit dem letzten Finanzcrash die vertrauensstiftenden Kommunikationspraktiken von Banken aus Unternehmenssicht (Lamprecht 2013) und aus der Kundenperspektive heraus (Brettschneider 2010). Auffallend ist zudem die stattliche Anzahl von populärwissenschaftlichen Publikationen, die Einblicke in abgeschottete Bereiche der Banken- und Finanzwelt, meist das Investmentbanking (Tett 2009), liefern.[8]

7 Ergänzend sei auf die neuere Wissenssoziologie und explizit auf Knorr-Cetinas Sammelband hingewiesen (Knorr-Cetinas 2006). In diesem werden Praktiken von Finanzakteuren mit sozialen und kulturellen Aspekten zusammengedacht. Es wird beispielsweise das Wirken von Emotionen beim alltäglichen Arbeitshandeln von Börsenhändlern eingehend untersucht.

8 Stellvertretend für die Vielzahl der populärwissenschaftlichen Publikationen ist das Werk „Fool's Gold" der Anthropologin Gillian Tett anzuführen. Der Autorin gelingt es anhand von Interviews mit Wall Street-Akteuren, den Arbeitsalltag der sogenannten „Morgan Mafia" zu rekonstruieren. Diese Gruppe war maßgeblich an der Entwicklung von hochkomplexen und intransparenten, sogenannten „kreativen" Finanzprodukten beteiligt, die wesentlich zur weltweiten Finanzkrise ab 2007 beitrugen.

In Bezug auf den relevanten Forschungsstand ist zusammenfassend anzumerken, dass aus kulturanthropologischer Sicht die Arbeit am Vertrauen von Privatanlegern als Form emotionaler und ästhetischer Arbeit weder in der Volkskunde, Europäischen Ethnologie, Empirischen Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie, noch in den erwähnten benachbarten Forschungsdisziplinen bisher konkret im Fokus der Forschung stand.[9] Jedoch scheint eine solche Forschungsperspektive zum einen vor dem Hintergrund der anhaltenden Vertrauenskrise, mit der vor allem Berater im alltäglichen Kontakt mit zunehmend gut informierten, kritisch und misstrauisch gestimmten Kunden konfrontiert sind, oder auch aufgrund der Charakteristik von Finanzprodukten als verbriefte Zahlungsversprechen, die schlussendlich den Investoren ein gewisses Maß an Vertrauen abnötigen, sinnvoll zu sein (Farmer 2014: 109). Zum anderen ist es in Zeiten einer Singularisierung der spätmodernen Gesellschaft, deren Akteure sich an Besonderem und Nicht-Vergleichbarem – zum Beispiel Gütern oder Dienstleistungen – orientieren (Reckwitz 2017), notwendig, Finanzanlageberatung als vielschichtige kulturelle Praxis neu zu konzeptualisieren. Das gilt insbesondere im Kontext einer währenddessen aufstrebenden und diese Transformation begünstigenden ästhetischen Ökonomie, in deren Zentrum die Produktion einzigartiger Erlebnisse und die Befriedigung dieser Bedürfnisse steht, und der damit einhergehenden allumfassenden, ökonomisch grundierten Ästhetisierung des Gesellschaftlichen. Finanzberatung und Anlageverhalten werden, ähnlich wie Konsum(verhalten), entscheidend von Bildern, Metaphern, Affekten, Emotionen und Imaginationen durchdrungen und mitgestaltet (Illouz 2011: 49f.). Um die kulturellen Praktiken der Finanzanlageberatung verstehen zu können, ist es erforderlich, diese aus der Alltagsperspektive der jeweils beteiligten Akteure heraus nachzuzeichnen sowie anhand von einzelnen Situationen und individuellen Kunden- und Beraterperspektiven ethnographisch zu untersuchen. Wie sich Emotions- und Vertrauensarbeit konkret in den Interaktionen des Beraters ausgestalten und wie sie sich auch in Architekturen und Interieurs materialisieren, atmosphärisch für Kunden erlebbar werden und vertrauensstiftend wirken, ist die zentrale Fragestellung meiner

9 In den Architekturwissenschaften und in der Kunstgeschichte wurden bis dato die Gestaltung von Bank- und Börsengebäuden sowie deren Inneneinrichtungen überwiegend anhand einzelner prestigeträchtiger Institute bzw. Bauten deskriptiv und aus vergleichend historischer, städtebaulicher und architekturtheoretischer Sicht untersucht. (Nun 2014; Lorenz/Isphording 2003). Aspekte eines atmosphärisch-affektiven Wirkens von (räumlichen) Bankarchitekturen wurden hingegen in diesen Forschungsdisziplinen noch nicht empirisch untersucht. Wirtschaftswissenschaftliche und wirtschaftspsychologische Studien, die vielfach und in großer thematischer Breite zu Banken und Finanzen existieren und vereinzelt auch subjektive Einflussfaktoren bei Finanzanlageentscheidungen isoliert voneinander untersuchen – wobei stellenweise die Thematik des Vertrauens gestreift wird – können aufgrund ihrer quantitativen, modellhaften Forschungsdesigns nur eingeschränkt für das skizzierte kulturwissenschaftliche Forschungsprojekt herangezogen werden (z. B. Bernet 1998; Gehring 2013; Spichal 2001; Steinmann 2013).

kulturwissenschaftlichen Forschungsarbeit[10] im Feld des *Private Banking*[11] *bei Finanzinstituten in der Schweiz und in Deutschland*.[12]

Die nachfolgende Vignette, welche auf meiner bisherigen Forschungsarbeit basiert, soll beispielhaft umreißen, wie eng das Vertrauen in die meist von Bank und Kundenberater als „sicher" und „chancenreich" umworbenen Anlagepraktiken von einer ästhetisch-atmosphärischen und emotionalen Passung (einem „Matching") zwischen Berater und Kunde abhängig ist und wie es von der individuell abgestimmten Rhetorik in den Beratungsgesprächen und der hergestellten Sympathie beeinflusst wird:

Eine Klein-Unternehmerin mit alteingesessenem Handwerksgeschäft im Rhein-Main-Gebiet wählt für die Anlage ihres über mehrere Jahrzehnte erarbeiteten und diszipliniert ersparten Vermögens eine prestigeträchtige schweizerische Privatbank mit Hauptsitz an der für ihre ausgewählten Detailhandelsgeschäfte international bekannten Bahnhofstrasse in Zürich aus. Obwohl sie kaum Kenntnis über Finanzprodukte besitzt, Finanzanlage für sie eine Blackbox darstellt und die 65jährige Dame zudem höchst skeptisch gegenüber Renditeversprechen ist, entscheidet sich die Laiin, wie sie im Gespräch stolz betont, für das stabile und kontinuierliche Erfolge, anhaltende Prosperität und Professionalität ausstrahlende Bankhaus. Ausschlaggebend für ihre Wahl sind etwa die exponierte Lage des Geldhauses und das mit interna-

10 Hierbei wird ebenso die gezielte „doppelte Emotionsarbeit" (Hochschild 2003; Götz 2013) der Berater untersucht. Sie meint sowohl die Arbeit an den eigenen Gefühlen – der Berater muss schließlich selbst von seinen Produkten überzeugt sein, um sie glaubhaft anbieten zu können – als auch diejenige Arbeit an den Gefühlen seiner Kunden, wozu er die Bedürfnisse seines Gegenübers möglichst genau kennen und abschätzen soll.

11 Der Forschungsfokus liegt auf dem Beratungssegment des *Private Banking* und hier insbesondere auf entsprechenden Schweizer Bankhäusern, da das *Swiss Private Banking* als Prototyp für eine seit Jahrzehnten erfolgreiche vertrauensstiftende, zu diesem Zwecke fein ausdifferenzierte emotionale und ästhetisch-atmosphärische Arbeitsweise seiner Kundenberater gilt. Grundsätzlich folgt das *Private Banking* im Unterschied zum Standard-Privatkundengeschäft (*Retail Banking*) einem ganzheitlichen und individuell zugeschnittenen Vermögensberatungsansatz mit Fokus auf eine langfristig ausgerichtete vertrauensvolle Kundenbeziehung. Als Abgrenzung zum *Retail Banking* dient die erforderliche Mindesthöhe des notwendigen frei verfügbaren Vermögens zum Zwecke der Finanzanlage. Diese liegt wesentlich höher – meist bei mehreren Hunderttausend – als im *Retail Banking*. Das Leistungsspektrum des *Private Banking* umfasst eine nicht provisionsmotivierte und weitreichende Planung des gesamten Anlagevermögens (d. h. die Vermittlung und Verwaltung von Geldanlagen und Finanzierung von Investments), die ein spezifisches Verstehen des Kunden und seiner Bedürfnisse, etwa hinsichtlich Anlagepräferenzen und -aversionen, durch den Berater voraussetzt (Loistl/Rudolf 2009: 9f.).

12 Das Sample umfasst einerseits aktive und pensionierte, nicht-selbständige Bankberater, die in *Private Banking*-Abteilungen von Groß- und inhabergeführten Privatbanken in der Schweiz und in Deutschland sowie bei Kantonalbanken und Sparkassen beschäftigt waren oder sind. Andererseits beinhaltet die Untersuchungsgruppe Schweizer und deutsche Privatanleger, die von diesen Bankberatern betreut wurden oder werden. Ergänzt wird das Sample durch verschiedene Branchenexperten, z. B. bankeigene Kuratoren oder beauftragte Innenarchitekten, die aufgrund ihrer Tätigkeiten in relevantem Zusammenhang mit dem Forschungsthema stehen.

tionaler, hochpreisiger Kunst bestückte und mit seltenen Materialien ausgestattete Innere, welches eine gehobene, im Zusammenwirken mit dem anwesenden Bankpersonal Professionalität ausstrahlende und vor der Außenwelt angenehm schützende Atmosphäre bietet. Sobald sich die satinierten Glastüren des Eingangs sanft und geräuschlos geschlossen haben, befindet sich die Bankkundin in einem ganz eigenen Kosmos: Es herrscht beinahe absolute Stille, das Servicepersonal bewegt sich gekonnt elegant und aufeinander abgestimmt durch die Lobby, als hätten alle Beteiligten eine perfekte Choreografie einstudiert. Lage, Ausstattung und vorherrschende Atmosphäre dienen dieser Kundin als verlässliche Indizien für professionelle solide und lukrative Geschäfte, die nur einer ausgewählten Kundschaft offeriert werden und von denen sie sich erhofft, ebenfalls profitieren zu können. Doch auch der sehr respektvolle, herzlich wertschätzende und ihren Aufstieg von einer einfachen Büroangestellten zur erfolgreichen Unternehmerin würdigende Umgang ihres *Private Bankers* imponiert ihr. Der langjährige, ihr bestens vertraute persönliche Kundenberater offeriert der Unternehmerin als Zeichen seiner Anerkennung wiederkehrend Einladungen zu besonderen Events, etwa in St. Moritz oder auf der *Art Basel*, denen sie immer wieder gerne folgt. Diese Einladungen erfüllen die Kundin in doppelter Hinsicht mit Freude und Stolz. Einerseits vermitteln ihr die Offerten des Beraters das Gefühl, wertgeschätzte Kundin des Bankhauses zu sein, andererseits erhält sie auf diese Weise Zugang zu einem ausgewählten internationalen Personenkreis, der den meisten verwehrt bleibt. An prominenten Orten mit besonderer Atmosphäre, bei delikatem Essen und ausgewählten Getränken, Vorträgen von prominenten Rednern und anschließenden Gesprächen unter Gleichgesinnten wird für sie der vollzogene gesellschaftliche Aufstieg am eigenen Leib spür- und vor allem intensiv genießbar.

Das Beispiel deutet an, dass es, um die Logiken der Finanzberatung im *Private Banking* und ihr „Funktionieren" in der Praxis zu verstehen, einer umfassenden mikroskopischen Perspektivierung auf die Praktiken des emotionalen Berührens und empathischen Herstellens von Vertrauen in Gesprächen innerhalb des Bankambientes und im Rahmen von besonderen Anlässen bedarf. Der ethnografische Ansatz der Kulturanthropologie ist bestens geeignet, die spezifische Emotions- und Vertrauensarbeit als Arbeit mit ästhetischen (Selbst-)Inszenierungen verstehend zu beschreiben. Hiermit kann zugleich ein kulturwissenschaftlicher Beitrag im derzeit viel beachteten Feld der „ästhetischen Ökonomie" und im Rahmen der aktuellen Debatten um die Ästhetisierung des Gesellschaftlichen, in der unter anderem kommodifizierte Gefühle zum bedeutenden Geschäftsfaktor werden, geliefert werden (Böhme 2008, 2016; Reckwitz 2012, 2017; Sutter/Flor 2017).

Theoretischer Hintergrund

Zur theoretischen Fundierung des Vertrauensphänomens im Kontext der Finanzberatung sind Konzepte heranzuziehen, die die Milieu- und Situationsspezifik der Vertrauensgenese und die Abhängigkeit von individuellen Sozialisationserfahrungen der Vertrauensgeber berücksichtigen (Endreß 2002; Luhmann 2000). Grundsätzlich zeichnet sich Vertrauen in zweierlei Hinsicht aus: durch seine affektiv-intuitive Dimension (personale Gefühlsebene) (Frevert 2002) einerseits und als soziales Zuschreibungsphänomen, etwa in Form einer Verlässlichkeitserwartung gegenüber dem zukünftigen positiven Verhalten von Personen ((inter-)personales Vertrauen) oder Institutionen (systemisches beziehungsweise institutionelles Vertrauen) andererseits (Gambetta 2001: 210; Roth 2007). Zur weiterführenden Differenzierung der spezifischen Erscheinungsformen des Anleger-Vertrauens sind Sztompkas soziologische Überlegungen (Sztompka 1999) dienlich, die analog zu Bourdieus Kapitalsorten-Konzeption hinsichtlich der Konkurrenz und Konvertierbarkeit von Vertrauensformen zu erweitern sind. Mit dem Konzept der „Emotion als Praxis" gelingt es schließlich, der Verzahnung beider Charakteristika des Vertrauensphänomens – als Gefühl und als Zuschreibung – sowie dem ihm innewohnenden Handlungspotential beizukommen, insofern Vertrauen als durch symbolische Praktiken und leibliche Erfahrung hergestellt begriffen wird (Scheer 2012; Endreß 2001: 166f.). Beispielsweise unterstützt das gezielte Evozieren von Vertrautheitsempfinden mittels immer gleicher Handlungsabläufe im Rahmen von Kundenbesuchen oder durch den Einsatz von dem Kunden bekannten Kunst- und Einrichtungsgegenständen die Genese von Vertrauen bei der Anlagekundschaft (Endreß 2001: 166f.; Luhmann 2001: 143ff.).

Um dem spezifischen Zusammenwirken von Affekt, Raum, Atmosphäre und Interaktionspraxis bei der Vertrauensproduktion auf die Spur kommen zu können, ist der Rückgriff auf neuere Theoretisierungen von Architektur als „Medium des Sozialen" und auf die Überlegungen zur Externalisierung, Objektivation und Internalisierung sozialer Strukturen durch Architektur nötig (Delitz 2010; Steets 2015). Dem Verständnis von architektonischen Räumen liegt hier eine relativistische Raumkonzeption, die Menschen, Handeln und Materialität im Prozess der Raumkonstitution miteinander verknüpft, zugrunde (Löw 2001). Die phänomenologische Sichtweise auf (räumliche) Architekturen ermöglicht es dabei, deren subjektive Wahrnehmbarkeit und atmosphärisch vermittelte affektive Erlebbarkeit durch das spezifische Zusammenwirken verschiedener Sinnesmodi zu untersuchen (Janson 2013). Untermauert wird dieses Verständnis mit Böhmes Atmosphären-Konzept (1995). Atmosphären sind demnach an architektonische Gestaltungen geknüpft und breiten sich durch affizierende Stimmungen aus, die mittels leiblichen Spürens der Gebäude subjektiv erfahrbar werden (Anderson 2009).

Zusammenfassung und Ausblick

Abschließend ist zu erwähnen, dass das Interesse der Kulturwissenschaften und insbesondere der Europäischen Ethnologie am Ökonomischen als Forschungsperspektive in den letzten Jahren erkennbar zugenommen hat.[13] Meine Forschung schließt hieran an. Die dichten Beschreibungen des Zusammenspiels von Finanzplatz- und Raum-Atmosphären sowie den Praktiken der Vertrauensarbeit an Einzelfallbeispielen können erwartungsgemäß grundlegende Erkenntnisse im Schnittfeld einer Kulturanthropologie von Emotionen (Scheer 2012) und ihrer Kommodifizierung einerseits und der Arbeitsethnografie in einem bislang kaum beforschten Berufsfeld andererseits hervorbringen.

Aus einer theoretischen Perspektive heraus werden mit der Verzahnung von Studien zu räumlichen Architekturen, materieller Kultur, habituellen Orientierungen und einer branchenspezifischen Praxeologie Kulturwissenschaften und Architektur verstärkt zusammengedacht.[14] Hierbei wird zugleich der Blick auf Räume als „Aktanten" und damit aktive Gestalter von emotionalisierter Vertrauensarbeit geschärft. Vielleicht können die zu erwartenden Erkenntnisse gleichfalls einen Impuls zur Etablierung einer „Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft" liefern und einen Baustein für eine entstehende „Ethnologie der modernen Finanz- und Wirtschaftswelt" bilden.[15]

Darüber hinaus werden die ethnographischen Einzelfallbeispiele in empirischer und gesellschaftspolitischer Hinsicht tiefgehende Einblicke in das hochaktuelle und bisher weitgehend verschlossene Feld der Finanzberatung von Privatanlegern liefern, die bestenfalls auch aufklärerisch wirksam eingesetzt werden können. Die private, eigenverantwortliche Finanz(vorsorge)planung gewinnt durch die neoliberal gewendete Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik eines „aktivierenden Sozialstaates" (Götz/Huber 2010: 12) seit Jahren an Bedeutung.[16] Für immer mehr Menschen scheint es, unabhängig von der Höhe ihrer verfügbaren finanziellen Mittel – und freilich begünstigt durch die Auswirkungen der Negativzinspolitik der *Schweizerischen Nationalbank* (SNB) beziehungsweise der Ultraniedrigpolitik der *Europäischen Zentralbank* (EZB) – sinnvoll zu sein, aktiv und vorsorglich Geld professionell mithilfe von Bankberatern in Finanzprodukten anzulegen. Motivation und Ziel hierbei sind, zu sparen, Rücklagen für das Alter zu bilden oder solche Lebensrisiken zu versichern, die in Zeiten des fordistischen Sozialstaates durch staatliche Sicherungssysteme abgesichert waren. Dieser Argumentationslinie folgen bevorzugt Akteure des privatwirtschaftlichen Fi-

13 Vgl. Meyer 2014b: 132.

14 Unter der Federführung von Johanna Rolshoven plädieren insbesondere auch Manfred Omahna, Klara Löffler und Regina Bittner für ein verstärktes Zusammendenken von Architektur und Kulturwissenschaft etwa vor dem Hintergrund methodischer und erkenntnistheoretischer Potenziale (Rolshoven/Omahna 2013).

15 Vgl. Goldinger (2009).

16 Vgl. Lessenich (2008).

nanzsektors. Im Verlauf der hier in groben Zügen skizzierten Forschungsarbeit gilt es nicht zuletzt, diese Argumentation in ihrer Machart und in ihren Gestaltungsvarianten zu dekonstruieren sowie die ihr zugrundeliegenden Logiken zu reflektieren, um sie bestenfalls aufklärerisch wirksam wenden und schließlich für ein breites Publikum alltäglich nutzbar machen zu können.

Literatur

Anderson, Ben (2009): Affective Atmospheres. In: Emotion, Space and Society. Jg. 2, S. 77–81.

Baethge, Martin/Oberbeck, Herbert (1986): Zukunft der Angestellten. Neue Technologien und berufliche Perspektiven in Büro und Verwaltung. Frankfurt/M. u. a.

Bernet, Beat (1998): Relationship Banking. Kundenbeziehungen profitabler gestalten. Wiesbaden.

Booz, Sophia (2014): Von der Schalterhalle zum Erlebnisbanking. Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf die Veränderung des Bankwesens durch den Geldautomaten. In: Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld, S. 81–95.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen, S. 183–198.

Bourdieu, Pierre (2005): The Social Structure of the Economy. Cambridge u. a.

Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre: Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt/M.

Böhme, Gernot (2008): Zur Kritik der ästhetischen Ökonomie. In: Maase, Kaspar (Hrsg.): Die Schönheiten des Populären. Frankfurt/M., S. 28–41.

Böhme, Gernot (2016): Ästhetischer Kapitalismus. Berlin.

Brettschneider, Frank (2010): An den Kunden vorbei. Die Sprache der Banken. Eine Studie der Universität Hohenheim, der H6H Communication Lab GmbH und CLS Communication". Online unter: https://komm.uni-hohenheim.de/fileadmin/einrichtungen/komm/PDFs/Komm/Verstaendlichkeit/Bankenstudie.pdf (30.03.2018).

Delitz, Heike (2010): Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen. Frankfurt/M.

Dörre, Klaus (2012): Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In: Dörre, Klaus/Lessenich, Stephan/Rosa, Hartmut (Hrsg.): Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt/M., S. 21–86.

Endreß, Martin (2001): Vertrauen und Vertrautheit – Phänomenologisch-anthropologische Grundlegung. In: Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Frankfurt/M. u. a., S.161–203.

Endreß, Martin (2002): Vertrauen. Bielefeld.

Farmer, Karl (2014): Wem darf man vertrauen? Den Finanzmärkten oder den Staatschefs? In: Farmer, Karl/Jung, Harald/Lachmann, Werner (Hrsg.): Wirtschaftskrisen und der Vertrauensverlust in Wirtschaft und Politik. Ist das Vertrauen im christlichen Ethos wiederzugewinnen? Münster, S. 109–136.

Frevert, Ute (2000): Vertrauen. Historische Annäherungen an eine Gefühlshaltung. In: Benthien, Claudia/Fleig, Anne/Kasten, Ingrid (Hrsg.): Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle. Köln u. a., S. 178–197.

Gambetta, Diego (2001): Kann man dem Vertrauen vertrauen? In: Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Frankfurt/M. u. a., S. 204–237.

Gehrig, Thomas P. (2013): Können wir den Banken noch vertrauen? In: Hammer, Edith/Tomaschek, Nino (Hrsg.): Vertrauen. Standpunkte zum sozialen, wirtschaftlichen und politischen Handeln. Münster, S. 153–164.

Goldinger, Heiner (2002): Rituale und Symbole der Börse: Eine Ethnografie. Berlin.

Goldinger, Heiner (2009): Zur Ethnologie moderner Finanz- und Wirtschaftswelt: Aufruf zur Etablierung eines neuen Forschungsschwerpunkts, Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 105, S. 171–191.

Götz, Irene/Huber Birgit (2010): Transformationsgewinner oder Transformationsverlierer? Wie Wirtschaftskrise und Flexibilitätsregimes auf Gestaltungschancen Einfluss nehmen – Zur Einführung. In: Dies./Kleiner, Piritta (Hrsg.): Arbeit in neuen Zeiten. Ethnografien und Reportagen zu Ein- und Aufbrüchen. München, S. 11–21.

Götz, Irene (2013): Encountering Arlie Hochschild's Concept of "Emotional Labor" in Gendered Work Cultures: Ethnographic Approaches in the Sociology of Emotions and in European Ethnology. In: Koch, Gertraud/Everke Buchanan, Stefanie (Hrsg.): Pathways to Empathy. New Studies on Commodification, Emotional Labor and Time Binds. Frankfurt/M. u. a., S. 183–200.

Harrington, Brooke (2016): Capital without Borders. Wealth Managers and the One Percent. Cambridge.

Heeg, Susanne (2012): Spekulationsblase. In: Marquardt, Nadine/Schreiber, Verena (Hrsg.): Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart. Bielefeld, S. 256–261.

Hering, Stephanie (2010): Die Adressen des Geldes: Finanzarchitektur und Realitätseffekt. In: Pahl, Hanno/Meyer, Lars (Hrsg.): Gesellschaftstheorie der Geldwirtschaft: soziologische Beiträge. Marburg, S. 165–190.

Hering, Stephanie (2015): Geldadressen. Die Herstellung von Finanzstädten über Architektur: New York u. a.

Hertz, Ellen (1998): The Trading Crowd. An Ethnography of the Shanghai Stock Market. Cambridge.

Ho, Karen (2009): Liquidated: An Ethnography of Wall Street. Durham u. a.

Hochschild, Arlie Russell (2003): The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling. Berkley u. a.

Illouz, Eva (2011): Emotionen, Imaginationen und Konsum: Eine neue Forschungsaufgabe. In: Drügh, Heinz/Metz, Christian/Weyand, Björn (Hrsg.): Warenästhetik. Neue Perspektiven auf Konsum, Kultur und Kunst. Berlin, S. 47–91.

Janson, Alban (2013): Räumliche Erstreckheit. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift für Theorie der Architektur. Jg. 18, Heft 31, S. 237–249.

Kaltwasser, Martin (2011): Die Hülle des Paradieses. Architektur des Bankgebäudes. In: Schönberger, Klaus (Hrsg.): Vabanque. Bankraub. Theorie. Praxis. Geschichte. Berlin u. a., S. 174–191.

Klein, Inga (2014): „Fake it 'til you make it". Narrative und Praktiken des Ökonomischen in der Hochstapelei. In: Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld, S. 111–130.

Klein, Inga/Windmüller, Sonja (2014): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld.

Knorr-Cetina, Karin (2006): The Sociology of Financial Markets. Oxford u. a.

Lamprecht, Wolfgang (2003): Schaffe Vertrauen, rede darüber und verdiene daran. Kommunikationspraxis und *Performance Measurement* von *Corporate Cultural Responsibility*. Wien.

Leins, Stefan (2018): Stories of Capitalism: Inside the Role of Financial Analysts. Chicago.

Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld.

Lietaer, Bernard (2001): The Future of Money. London.

Loistl, Otto/Rudolf, Markus (2009): Qualitätsmessung im *Private Banking*. Eine Analyse der Dienstleistungsqualität und ihrer Auswirkungen. Köln.

Lorenz, Peter/Isphording, Stephan (2003): Banken und Geldinstitute. Leinfelden-Echterdingen.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/M.

Luhmann, Niklas (2001): Vertrautheit, Zuversicht, Vertrauen. Probleme und Alternativen. In: Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt/M. u. a., S. 143–160.

Maurer, Bill (2005): Mutual Life, Limited. Islamic Banking, Alternative Currencies, Lateral Reason. Princeton.

Meyer, Silke (2014a): Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis. Innsbruck.

Meyer, Silke (2014b): „Mehr braucht's nicht." Kapitalsorten und ihre Konvertierung. In: Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld, S. 13 –148.

Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt/M. u. a. Miyazaki, Hirokazu (2003): The Temporalities of the Market. In: American Anthropologist. Jg. 105, Heft 2, S. 255–265.

Nun, Robert Frank (2014): Sparkassenarchitektur in den 1950er bis 1970er Jahren. Das Streben nach unauffälliger Repräsentativität. Stuttgart.

Ortiz, Horacio (2008): Anthropologie politique de la finance contemporaine: évaluer, investir, innover. Anthropologie sociale et ethnologie. Paris.

Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozeß gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin.

Reckwitz, Andreas (2017): Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin.

Riles, Annelise (2004): Real Time. Unwinding Technocratic and Anthropological Knowledge. In: American Ethnologist. Jg. 31, Heft 3, S. 392–405.

Rolshoven, Johanna/Omahna, Manfred (Hrsg.) (2013): Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. Marburg.

Roth, Klaus (2007): Trust, Networks, and Social Capital in the Transformation Countries. Ethnological Perspectives. In: Ders. (Hrsg.): Soziale Netzwerke und Soziales Vertrauen in den Transformationsländern. Ethnologische und soziologische Untersuchungen. Berlin u. a., S. 7–20.

Scheer, Monique (2012): Are Emotions a Kind of Practice (and is that what makes them have a History)? A Bourdieuian Approach to Unterstanding Emotion. In: History and Theory 51. S. 193–220.

Spichal, Martina (2001): Soziale Kompetenzen von Vermögensberatern – eine Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der ethischen Kompetenzen. Berlin.

Stäheli, Urs (2006): Normale Chancen? Die Visualisierung von Investmentchancen in der Finanzwerbung. In: Maasen, Sabine/Mayerhauser, Torsten/Renggli, Cornelia (Hrsg.): Bilder als Diskurse – Bilddiskurse. Göttingen, S. 27–52.

Stäheli, Urs (2014): Hoffnung als ökonomischer Affekt. In: Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld, S. 283–300.

Steinmann, Thorsten (2013): Vertrauen in Banken. Wiesbaden.

Steets, Silke (2015): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Berlin.

Sztompka, Piotr (1999): Trust. A Sociological Theory. Cambridge.

Sutter, Ove/Flor, Valeska (2017): Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus. Münster.

Tanner, Jakob (2014): „Die Währung der Finanzmärkte ist Vertrauen": Nachhaltigkeit und Hinterhältigkeit eines mentalen Phänomens in historischer Perspektive. In: Baberowski, Jörg (Hrsg.): Was ist Vertrauen? Ein interdisziplinäres Gespräch. Frankfurt/M. u. a., S. 73–100.

Tett, Gillian (2009): Fool's Gold: How Unrestrained Greed Corruppted a Dream, Shattered Global Markets and Unleashed a Catastrophe. London.

Voß, G. Günter (1987): „Gut geschaltet?“ Die Bedeutung der Schalter für Banken, Beschäftigte und Kunden. In: Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Geldwelt. Bd. 2: Zur Gegenwart der Bankangestellten. München, S. 189–240.

Zaloom, Caitlin (2003): Ambigious Numbers. Trading Technologies and Interpretation in Financial Markets. In: American Ethnologist 30 (2), S. 258–272.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 545–553.*

Jens Wietschorke

Zwischen Solidität, Diskretion und Transparenz: Zur Architektursprache von Bankhäusern

Die Bauaufgabe *Bankgebäude* ist in der unmittelbaren Gegenwart komplizierter geworden. So fragt Hanno Rauterberg 2012 in einem Artikel über Bankneubauten in London und Gifhorn: „Wie baut man Stabilität in instabilen Zeiten? Wie Zuversicht? Gibt es eine Architektur des Vertrauens?" (Rauterberg 2012). Der vorliegende Beitrag geht dieser Frage anhand einiger historischer Beispiele nach und verbindet dabei eine streiflichtartige Geschichte der Bankenarchitektur mit einer analytischen Perspektive auf den gebauten Raum als Indiz, Medium und Schauplatz des Sozialen. Die Art und Weise nämlich, wie Architektur die Gestalt sozialer Beziehungen mit herstellt, affektiv vermittelt und durch die Praxis ihres Gebrauchs reproduziert, findet in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen zunehmend Interesse. Neuere theoretische Grundrisse zur Architektursoziologie betonen die konstitutive Bedeutung des gebauten Raums für das soziale Handeln und arbeiten die Rolle von Architektur in der Gesellschaft wissenssoziologisch beziehungsweise gefüge- und gestalttheoretisch heraus (Delitz 2010; Steets 2015). Im Anschluss an eigene Überlegungen zur kulturanalytischen Architekturforschung (Wietschorke 2017, 2019) möchte ich im Folgenden zeigen, dass eine Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft von einer konsequenten Berücksichtigung räumlicher Ordnungen – konkret: der architektonischen Organisation von Geschäfts- und Repräsentationsräumen – enorm profitieren kann.[1]

Symptomatologische, praxeologische und ethnographische Forschungsansätze

Bei der Vermessung des architekturbezogenen Theorie- und Forschungsfeldes lassen sich drei grundlegende Ansätze unterscheiden, die zwar fließend ineinander übergehen, aber trotzdem unter epistemologischen und heuristischen Kriterien vonei-

1 Allgemeine Abhandlungen zur Architektur der Finanzwirtschaft bieten – mit sehr unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen – Biering/Lorenz 1988, Museum of Fine Arts 1990, Kaltwasser 2001, Lorenz/Isphording 2003, Hering 2008, Hering 2010.

nander abgrenzbar sind. So möchte ich hier von einer symptomatologischen, einer praxeologischen und einer ethnographischen Perspektive auf Architektur ausgehen. Dieser Dreischritt dient nicht nur der präziseren forschungsstrategischen Operationalisierung von Architekturforschung, sondern trägt auch dazu bei, die Möglichkeiten und Grenzen kulturwissenschaftlicher Zugänge zur Architektur besser abschätzen zu können. Zunächst ein paar Erläuterungen zur symptomatologischen Perspektive – ein Terminus, den ich von René König übernommen habe, der in einem Artikel über die Soziale Morphologie schreibt, „das materielle Substrat" habe dem morphologischen Forschungsansatz zufolge „im wesentlichen symptomatologische Bedeutung" (König 1958: 260). Im wesentlichen geht es darum, von architektonischen Gestalten und räumlichen Strukturen auf soziale Beziehungen und Verhältnisse zu schließen. Grundrisse oder Fassaden werden auf diese Weise zum sprechenden Text, der soziale Ordnungen „abbildet" oder „spiegelt". Beispiele für diesen Zugang lassen sich zahlreich anführen, von Norbert Elias' figurationstheoretischer Analyse der höfischen Kultur in Versailles und Paris über Foucaults machttheoretische Lektüre des Benthamschen *Panopticon* bis hin zu Ernst Seidls Überlegungen zu „politischen Raumtypen" (Seidl 2009). In welcher Variante auch immer: Symptomatologische Studien gehen im Prinzip davon aus, „dass die Dingwelt eine geronnene, sedimentierte Form des Sozialen ist" (Steets 2015: 20). Genau an diesem Punkt handeln sie sich aber auch das methodologische Problem ein, dass sie Praxis nur äußerst vermittelt denken können und ihre Architekturanalysen im Grunde ohne handelnde Menschen auskommen.

Dieses Problem versuchen andere Studien zu lösen, indem sie praxistheoretisch argumentieren und den Handlungsaspekt zentral in ihren Denkhorizont aufnehmen. Dieser Forschungsstrang stellt „die Materialität des Gebauten in den Mittelpunkt der Analyse und schreibt ihr explizit eine soziale Effektivität zu" (Steets 2015: 44). Von Herman Schmalenbachs „Soziologie der Sachverhältnisse" von 1927 über Hans Lindes „Sachdominanz in Sozialstrukturen" von 1972, von Bourdieus kabylischen Architekturstudien bis zur Akteur-Netzwerk-Theorie wird Architektur im Kontext von Mensch-Ding-Verhältnissen untersucht, was eine grundlegende Praxisdimension immer mit einschließt. Wenn Heike Delitz Architektur als „Medium des Sozialen" interpretiert, dann versucht sie ebenfalls deutlich zu machen, dass der gebaute Raum nicht nur soziale Strukturen „spiegelt", sondern dass er hinsichtlich des Sozialen einen echten „Unterschied" macht und für „neue Falten im sozialen Stoff" sorgt (Delitz 2010: 11). Methodologisch taucht hier aber die Frage auf, wie das nachweisbar gemacht werden soll. Zwar lassen sich mediale Darstellungen, Grundrisse und Diskurse praxeologisch aufschließen, aber im Grunde führt die Praxistheorie der Architektur notwendigerweise weiter zu einer Ethnographie der Architektur und zu interaktiven Forschungsdesigns. Ein ethnographischer Zugang bezieht die sinnliche Dimension stärker ein, die Atmosphären, Wahrnehmungen, Wahrnehmungsweisen und „Wahrnehmungshandeln" befragt (Frers 2007). Ein ethnographischer Zugang kann auch schon bei Prozessen des Bauens einsetzen, wie es beispielsweise Dana Cuff und auch

Klara Löffler und Manfred Omahna vorgeschlagen haben (Cuff 1991, Löffler 2013, Omahna 2013). Um nun das Potential architekturanalytischer Konzepte für die Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft aufzeigen zu können, möchte ich mich im Folgenden tentativ der Entwicklungsgeschichte der Bankenarchitektur in Europa nähern. In einem kurzen Resümee zum Schluss wird dann nochmals auf die genannten theoretischen Zugänge Bezug genommen.

Zur Entwicklung der Bankenarchitektur: Ein Abriss

Eine genuine Bankenarchitektur entsteht im Grunde erst im 19. Jahrhundert. Während es für den Handel mit Währungen, Wechseln und Optionen schon seit Beginn der Frühen Neuzeit eigenständige Börsengebäude gab, wurden Bankgeschäfte im engeren Sinn vor 1800 überwiegend in anderen öffentlichen Gebäuden abgeschlossen: in der Antike in Tempeln und Palästen, später in den Gewölben der Rathäuser oder – vor allem in Italien – den privaten Palazzi politisch führender Familien (Lorenz/Isphording 2003: 16–17; Vater 2006: 51). Diese Zuordnung bot symbolische und reale Garantien für die Stabilität des Geldes und die Validität der Geschäftsabschlüsse; mit Dirk Baecker könnte man also sagen, dass der Handel mit „Risiken von Zahlungsversprechen" (Baecker 1991: 186) hier abgesichert wurde durch politische Stabilitätsversprechen, die von der Architektur – der Rathäuser oder Residenzen – repräsentiert wurden. Von hier aus führt auch eine direkte architekturgeschichtliche Linie zur eigenständigen Bankenarchitektur, deren frühesten Beispiele noch im 18. Jahrhundert zu finden sind. Das ab 1734 sukzessive erweiterte Hauptgebäude der *Bank of England* in London, eines der ersten als Bankhaus errichteten Gebäude weltweit, knüpfte unter dem Architekten John Soane mit seinem klassizistischen Monumentalstil an die Palastarchitektur an, die dem Finanzgeschäft seine symbolischen Garantien verliehen hatte. Nona Schulte-Römer hat sich mit der „spectatorischen" und performativen Architektur der *Bank of England* beschäftigt (Schulte-Römer 2006) und nach der repräsentativen räumlichen Gestalt gefragt, die der Kapitalismus in diesem Rahmen erhalten hat: „Wie konstruiert eine Gesellschaft wie die englische *commercial society* im 18. Jahrhundert den Ort, an dem eines ihrer wichtigsten Kommunikationsmedien institutionell wie symbolisch abgesichert wird?" (Schulte-Römer 2009: 6).[2] Im Sinne einer Antwort auf diese Frage schreibt Schulte-Römer, das wie „ein Fels im brandenden Verkehr" stehende Gebäude der *Bank of England* habe die „physische Gewissheit", die „Vertrautheit und Selbstverständlichkeit" geschaffen, die „für Geldgeschäfte mit Banknoten unentbehrlich ist – besonders in Zeiten, in denen Menschen noch gewohnt waren, mit barer Münze zu zahlen" (Schulte-Römer 2009: 5–6). Interessant ist in diesem Fall, dass diese „physische Gewissheit" historisch sehr unterschiedlich umgesetzt wurde: Im ausgehenden 18. Jahrhundert zog man in Reakti-

2 Ich bedanke mich an dieser Stelle sehr herzlich bei Nona Schulte-Römer, Berlin, die mir ihre beiden Forschungsbeiträge zum Thema in Manuskriptform zur Verfügung gestellt hat.

on auf eine Krisenerfahrung des Jahres 1780 – das Bankhaus war im Zuge der *Gordon Riots* gestürmt worden – zuerst eine massive Mauer um das Haus; die Bank kapselte sich somit räumlich von der Stadt ab und erzielte auf diese Weise ihre Anmutung von Sicherheit. In der Folgezeit wurde das Gebäude dann aber wieder stärker in die Stadt integriert: Öffentlich zugängliche Hallen und begrünte Innenhöfe vermittelten nunmehr den Eindruck einer seriösen Institution, die nichts zu verbergen hatte und einen Mittelpunkt des gesellschaftlichen und auch touristischen Betriebes darstellte (Schulte-Römer 2009: 6–7). Damit sind exemplarisch zwei sehr unterschiedliche Strategien des *trustbuilding* bezeichnet, die beide aufs Engste mit architektonischen Logiken der Öffnung und Schließung verknüpft sind. Während im einen Modell das Vertrauen über eine fortifikatorische Sicherheitsgarantie zu erreichen versucht wurde, setzte das andere Modell auf Vertrauensbildung über Kommunikation und demonstrative Offenheit. Im Sinne einer Gestaltungsstrategie der „Transparenz" hat sich dieses Modell sozusagen historisch durchgesetzt, wobei freilich zu berücksichtigen ist, dass das einzelne Bankgebäude längst nicht mehr die primäre Funktion einer sichernden Aufbewahrung von Vermögenswerten zu erfüllen hat. „Sicherheit" bezieht sich heute nicht mehr auf konkrete materielle Güter – die Geld- und Goldreserven – sondern vielmehr auf die virtuellen Werte, für die Greifbarkeit und Plausibilität immer neu erzeugt werden müssen.

In der historisierenden Bankarchitektur des späteren 19. Jahrhunderts etablierte sich die Renaissance beziehungsweise Neorenaissance als vorherrschender Fassadenstil; die historische Reminiszenz an die Palazzi der norditalienischen Geldaristokratie schwingt hier mit. Ein prägnantes Berliner Beispiel dafür war der 1878 fertiggestellte Bau der Mitteldeutschen Creditbank von Ende & Böckmann in der Behrenstraße, der so oder ähnlich auch in Venedig oder Genua hätte stehen können. Der Baustil lässt sich vor allem im Sinne einer Semantik des Reichtums und der Großzügigkeit deuten; dabei ist auch dieses Gebäude im Schatten einer Krise errichtet worden: Der Rückzug auf die kulturellen Werte der Renaissancekunst stellt somit vielleicht auch ein Ausweichmanöver vor dem Hintergrund der Börsen- und Finanzkrise von 1873 dar. Etwas später, um die Jahrhundertwende, tritt dann diese Renaissance-Orientierung zurück, und es bleibt ein kantiger, massiver Stil, der vor allem auf Stabilität abzielt. Die 1906–1908 errichtete Berliner Zentrale der Deutschen Bank markiert – als fast festungsartige „Stadt in der Stadt" – in gewisser Weise den Höhepunkt dieser Entwicklung. Hier geht es nicht mehr nur um die Zurschaustellung eines Unternehmens neben anderen, sondern gewissermaßen um eine Monumentalisierung des Kapitalismus in Form einer staatlichen Plutokratielandschaft im Zentrum Berlins. Solche Gebäudekomplexe leisteten mehr als nur kulturelle Risikoverarbeitung; sie fungierten als Superzeichen des ausgehenden Kaiserreichs und des Selbstbewusstseins seiner Eliten.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert war das Bankgebäude also – von der Leitsemantik her – eine Schatulle, eine Schatzkiste. Das Bankgebäude erschien als ein Gehäuse, in dem – im ganz materiellen Sinne – Wertgegenstände, Goldreserven und

Bargeld verwahrt wurden, eine uneinnehmbare Festung, hinter deren Mauern auch Geheimnisse sicher waren. Insbesondere die Fassaden dienten der „Evokation von Stabilität" (Damm 2007: 213). Die materielle Präsenz von Gold- und Bargeldreserven spielt in dieser Imagination eine wichtige Rolle, woran Emile Zolas Roman „L'Argent" – „Das Geld" – erinnert. An einer Stelle der Erzählung steht der Protagonist Saccard in der Einfahrt des Bankhauses Kolb und erlebt das Einschmelzen amerikanischer Goldmünzen sinnlich mit:

> „Vom Morgen bis zum Abend klang an den Schmelztagen aus dem Kellergeschoß dieses kristallhelle Klirren der Goldstücke herauf, die schaufelweise aus Kisten geschöpft und in den Schmelztiegel geworfen wurden. Den Vorübergehenden klingen die Ohren jahraus jahrein davon" (Zola 2001: 116).

Hier klingt – im Wortsinne – auch an, wie sehr die Bankhäuser des 19. Jahrhunderts Orte städtischer Öffentlichkeit waren. Nona Schulte-Römer hat in ihren bereits oben zitierten Arbeiten zur *Bank of England* gezeigt, dass die Präsenz der Bank in der Stadt, ihre Aufenthaltsqualität, ihre Zirkulation in Erzählungen und Anekdoten dazu beigetragen haben, das dortige Geldgeschäft nicht als eine private Unternehmenstätigkeit – was es bis zum Zweiten Weltkrieg war – sondern als öffentliche Angelegenheit wahrnehmbar zu machen. Die Finanzwelt wurde durch und über die Architektur als eine Sache des Gemeinwesens inszeniert und im Alltag der Londonerinnen und Londoner verankert. Gleichzeitig wurde im Inneren durch ein ausdifferenziertes System von Räumen die Effizienz der Abläufe abgesichert, so dass das Funktionieren des Bankhauses in zweifacher Hinsicht durch das Gebäude selbst gestützt und ermöglicht wurde (Schulte-Römer 2009).

Es ist an dieser Stelle natürlich nicht möglich, die Entwicklung der Bankenarchitektur auch nur in den Grundzügen zu referieren; einige knappe Stichworte müssen genügen. Zumindest eine Tendenz ist für das 20. Jahrhundert insgesamt hervorzuheben. Während die Preußische Boden-Credit-Actiengesellschaft und das bei Zola genannte, fiktive Bankhaus Kolb in Paris noch für eine Architektur des 19. Jahrhunderts stehen, die Geld und Wertpapiere im ganz konkreten materiellen Sinn beherbergen – so wie das etwa auch der Geldspeicher von Dagobert Duck tut (Hering 2008: 5846–5847) – löst sich diese Assoziation im Laufe des 20. Jahrhunderts allmählich auf. Banken werden zu Orten, an denen das bare Geld abwesend ist. Diese Abwesenheit erzeugt – zusammen mit einer grundsätzlich erhöhten Krisenanfälligkeit des Geschäfts – neue Unsicherheiten, die nun im Kundenbereich der Banken architektonisch wie atmosphärisch aufgefangen werden. Neben die Stabilitätsrepräsentation alter Schule, wie sie die Kassenhalle der Deutschen Bank in Berlin mit ihren Kuppeln, Säulen und Kassettendecken exemplarisch verkörpert, tritt zunehmend eine schlichte Eleganz, Sachlichkeit und zurückhaltende Seriosität. Das vielleicht berühmteste frühe Beispiel einer solchen Bankenarchitektur stellt die Schalterhalle der von Otto Wagner konzipierten Wiener Postsparkasse dar. Hier soll natürlich sinnfällig werden, dass Geld reichlich vorhanden ist – die Materialien sind edel, die Aus-

führung anspruchsvoll – aber das Bankhaus präsentiert sich nicht mehr als aufwändig dekorierte Festung, sondern als ein heller, schöner, rationaler, gut organisierter Raum. So wird nun zunehmend deutlich gemacht, dass es um das kluge Haushalten geht, dass hier kein Geld für überflüssige Repräsentationsarbeit verschwendet wird. Das zunehmend komplexer, virtueller und internationaler werdende Bankgeschäft der Zeit verlangte nach modernen Benutzeroberflächen.

Einige Bemerkungen auch zur Nachkriegsentwicklung: Ein Wert stieg in der Architektur des Finanzsektors nach 1945 ziemlich rasch zur neuen Leitsemantik auf, und zwar die Transparenz. Sprichwörtlich „undurchsichtige" Bankgeschäfte und Finanzverflechtungen in den 1930er und 1940er Jahren, auch und gerade während des Zweiten Weltkriegs, hatten die gesellschaftliche Nachfrage nach Transparenz beschleunigt. Ein exemplarischer Bau ist hier der Neubau der *Hannover Trust Company* an der Fifth Avenue in New York aus dem Jahr 1954: Die Glasfassade vermittelt absolute Durchlässigkeit; die überaus großzügigen Foyers sind von der Straße aus komplett einzusehen. Mit solchen Bauten der 1950er Jahre beginnt sich die Idee der offenen, modernen, kundenorientierten Bank in der architektonischen Gestalt durchzusetzen. Gleichzeitig artikuliert sich die Machtrepräsentation der Banken in der prominenten stadträumlichen Platzierung, der Weitläufigkeit des Inneren und der schieren Gebäudehöhe. Was die Binnengliederung des Raums angeht, so ist die alte Struktur der großen, prachtvollen Kassenhalle fast vollständig aufgegeben. Für die Situation um 2000 halten Peter Lorenz und Stephan Isphording fest:

> „Es finden sich zunehmend transparente und mehrschichtige Raumteilungen, Stege kreuzen die Lufträume von Kundenhallen. (...) Die Transparenz durch Stahl/Glas-Konstruktionen wird insgesamt zum Leitmotiv der Architektur: Bedruckte Glaselementwände trennen Büros wie leichte Schleier ab, selbst Brücken und Stege erhalten Glasböden" (Lorenz/Isphording 2003: 20).

Das Ende der traditionellen Kassenhalle und die Etablierung der neuen transparenten Architektur lösten auch das Personal der Bank aus ihren engen räumlichen Bezügen heraus. Während Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zuvor in ihren glasgepanzerten Kasseneinbauten „wie in Gelee" verpackt wirkten (Schricker 2003: 47), wurde der Kassenraum nun zu einer freundlichen Dienstleistungslandschaft umgestaltet. Was vorher konzentriert am Schalter stattfand (Voß 1987), diversifiziert sich nun im Raum:

> „Die Betreuung wird individueller, die Beleuchtung und die Raumakustik ebenso. Es gibt Besprechungsinseln, Talk-Desks, Service-Points, Info-Theken und so weiter; es wird plötzlich sehr viel gesprochen in den Banken. Paravents, flexible Wandteile, veränderbare Gläser, mobile Thekenbausteine, Stehleuchten und Roll-Container werden zu Instrumenten der flexiblen Tätigkeit in Banken. Man wird als Kunde beraten, informiert, hingewiesen, animiert, unterhalten und – natürlich, man kann auch Geld abheben oder einzahlen, ganz nebenbei" (Schricker 2003: 47).

Aber auch alle diese Funktionen – stilbildend für die Bankberatung der 1980er und 1990er Jahre – werden heute zunehmend aufgegeben. Im Hinblick auf die Bedeu-

tung von Bankgebäuden in der innerstädtischen Konsumlandschaft hat William J. Mitchell in seiner Studie „City of Bits" den Wandel zur digitalen Stadt aufgezeigt. Diese Entwicklung beginnt mit Bankautomaten, die in den Kassenhallen aufgestellt wurden, um die Schalter zu entlasten.[3] In einem zweiten Schritt verselbständigten sich die Bankautomaten, wurden zuerst an die Außenseite der Bankgebäude verlegt und dann überall dorthin, wo Bargeld benötigt wird, also beispielsweise in den Einkaufszentren. Mitchell prophezeite bereits Mitte der 1990er Jahre: „Das alte, architektonisch einheitliche Bankgebäude an zentraler Stelle wird sich wie ein Zuckerwürfel in einer Tasse Tee auflösen (Mitchell 1995: 67). Und der Architekt und Stadtplaner Stefan Schmitz kommentiert: „Der Gang zum Bankschalter als typische Aktivität in der Stadt verliert zunehmend an Bedeutung. Was der Innenstadt bleibt, sind symbolische *Front Offices,* die – zumindest im Falle der *Global Cities* – als Knotenpunkte der internationalen Finanztransaktionen fungieren" (Schmitz 2001: 164).

Zur sozialen Effektivität von Bankenarchitektur: Ein Ausblick

Die hier vorgestellte kurze Geschichte der Bankenarchitektur ist natürlich eine heikle *tour de force*. Man müsste diese allzu glatt dargestellte Entwicklung mit Gegenbeispielen und Widersprüchen konfrontieren; man müsste verschiedene lokale Kontexte und Fallbeispiele betrachten, müsste etwa differenzieren zwischen Privatbanken, Genossenschaftsbanken und einfachen Sparkassenfilialen mit ihren unterschiedlichen Bauaufgaben (Nun 2014). Allerdings geht es mir an dieser Stelle nicht um eine ausgewogene Geschichte der Bankenarchitektur. Sondern es geht mir darum, die allgemeinere Frage nach einer Kulturanalyse der Architektur aufzuwerfen und ihren Nutzen für die im Rahmen der vorliegenden Panelbeiträge skizzierte Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft auszuloten. Eines wurde dabei deutlich: In meinen Beispielen ist der gebaute Raum in erster Linie symptomatologisch interpretiert worden, als Spiegel des Finanzgeschäfts und damit zusammenhängender gesellschaftlicher Entwicklungen. An den Bankfassaden und Kassenhallen lässt sich in diesem Sinne etwas „ablesen", sie „repräsentieren" und „symbolisieren" etwas. Es geht um ihre „Zeichenfunktion" (Raev 1974). Eine kulturwissenschaftliche Architekturforschung im Bankenbereich muss aber natürlich viel weiter gehen, in die Bereiche einer praxeologischen und ethnographischen Analyse hinein. Wenn es stimmt, dass Vertrauensarbeit im Zentrum des heutigen Kundenverkehrs und der Finanzberatung steht, dann ist eine vertrauenswürdig wirkende Architektur nicht nur Repräsentation von Vertrauen, sondern sie stellt Vertrauen mit her. Repräsentation ist hier immer schon Moment von Praxis. Wir können dann durchaus mit Heike Delitz von einer „sozialen Effektivität" dieser Architektur sprechen. Dabei geht es dann um die Frage, wie Architektur Emotionen modellieren und regulieren kann, wie sie Praktiken „emotionaler Navigation" einfordert und unterstützt. So kann aufgezeigt werden, wie räumliche Ordnun-

3 Zur Bedeutung des Geldautomaten vgl. Booz 2014.

gen und ihre ästhetische Gestaltung den „Gefühlskapitalismus der Banken" (Neckel 2011) mittragen und ermöglichen.

In diesem Sinne zu reflektieren, wie bestimmte Räume und räumliche Umgebungen aktiv und praktisch genutzt werden, um bestimmte Gefühle zu generieren, ist Sache einer praxeologischen Architekturforschung, die Räume und räumliche Settings streng unter dem Gesichtspunkt der sozialen Praxis untersucht.[4] In der oben genannten Arbeit von Nona Schulte-Römer zur *Bank of England* etwa wird gezeigt, wie Bankenarchitektur auf Krisen reagiert und wie das prekäre Verhältnis von Solidität, Sicherheit, Diskretion, Öffentlichkeit und Transparenz in jedem einzelnen Bau ortsspezifisch neu austariert wird. Silke Steets interpretiert Gebäude wissenssoziologisch als „gebaute Objektivationen" (Steets 2015: 164), die, wenn sie einmal in der Welt sind, als soziale Tatsachen wirken und bei der Reproduktion sozialer Ordnungen *mit*wirken. In diesem Sinne wären Bankenarchitekturen als Objektivationen zu lesen, die weder gegenüber den großen Prozessen des globalen Kapitals, noch gegenüber den Formen von Arbeit, Interaktion und Gefühlsproduktion gleichgültig sind, sondern bei all dem eine ganz eigene, sozial effektive Rolle spielen. Dazu sind notwendigerweise ethnographische Untersuchungen nötig, die der Analyse von Architekturen und Materialitäten einen systematischen Platz in der Kulturanthropologie der Finanzwirtschaft einräumen.

Literatur

Baecker Dirk (1991): Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft. Frankfurt/M.

Biering, Hanns/Lorenz, Peter (1988): Banken, Sparkassen. Architektur – Planung – Einrichtung. Leinfelden-Echterdingen.

Booz, Sophia (2014): Von der Schalterhalle zum Erlebnisbanking. Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf die Veränderung des Bankwesens durch den Geldautomaten. In: Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld, S. 81–95.

Cuff, Dana (1991): Architecture: The Story of Practice. Cambridge, MA/London.

Damm, Veit (2007): Selbstrepräsentation und Imagebildung: Jubiläumsinszenierungen deutscher Banken und Versicherungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Leipzig.

Delitz, Heike (2010): Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen. Frankfurt/M.

Frers, Lars (2007): Einhüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals. Bielefeld.

Hering, Stephanie (2008): Die Materialität der Virtualität. Zur Architektur der Finanzökonomie. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt/M., S. 5846–5858. URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-153731.

4 Vgl. zu diesem Ansatz meine demnächst erscheinende Studie zu katholischen Kirchenräumen in Wien: Wietschorke 2018.

Hering, Stephanie (2010): Die Adressen des Geldes. Finanzarchitektur und Realitätseffekt. In: Pahl, Hanno/Meyer, Lars (Hrsg.): Gesellschaftstheorie der Geldwirtschaft: Soziologische Beiträge. Marburg, S. 165–190.

Kaltwasser, Martin (2001): Die Hüllen des Paradieses – Architektur des Bankgebäudes. In: Schönberger, Klaus (Hrsg.): Vabanque. Bankraub. Theorie, Praxis, Geschichte. Berlin, 174–191.

König, René (1958): Soziale Morphologie. In: Ders. (Hrsg.): Soziologie. Frankfurt/M., S. 257–268.

Lorenz, Peter/Isphording, Stephan (2003): Banken und Geldinstitute: Planungsgrundlagen, Entwicklungstendenzen, Architekturbeispiele. Leinfelden-Echterdingen.

Mitchell, William J. (1995): City of Bits: Space, Place, and the Infobahn. Cambridge.

Museum of Fine Arts (Hrsg.) (1990): Money Matters: A Critical Look at Bank Architecture. New York.

Neckel, Sighard (2011): Der Gefühlskapitalismus der Banken: Vom Ende der Gier als „ruhiger Leidenschaft". In: Leviathan 39, S. 39–53.

Nun, Robert Frank (2014): Sparkassenarchitektur in den 1950er bis 1970er Jahren. Das Streben nach unauffälliger Repräsentativität. Diss. Universität Stuttgart.

Raev, Svetlozar (1974): Bankgebäude in Köln von 1850 bis 1914. Ein Beitrag zur Zeichenfunktion von Architektur. Diss. TH Aachen.

Rauterberg, Hanno (2012): In Offenheit getarnt. In: ZEIT ONLINE, 16. Februar 2012, http://www.zeit.de/2012/08/Bank-Architektur (14.03.2018).

Schmitz, Stefan (2001): Revolutionen der Erreichbarkeit. Gesellschaft, Raum und Verkehr im Wandel. Opladen.

Schricker, Rudolf (2003): Gestaltungstherapie am Bankschalter. In: Lorenz, Peter/Isphording, Stephan: Banken und Geldinstitute: Planungsgrundlagen, Entwicklungstendenzen, Architekturbeispiele. Leinfelden-Echterdingen, S. 41–64.

Schulte-Römer, Nona (2006): Der englische Baumeister Sir John Soane und das spectatorische Potential von Architektur. Magisterarbeit HU Berlin 2006.

Schulte-Römer, Nona: Zur Konstruktion krisenfester Bankarchitektur. Vortrag auf dem Workshop „Rekonstruktion, Dekonstruktion, Konstruktion. Soziologische Analysen des aktuellen Städtebaus" der AG Architektursoziologie in der DGS, Universität Bamberg, 09. Mai 2009. Vortragsmanuskript.

Seidl, Ernst (2009): Politische Raumtypen. Zur Wirkungsmacht öffentlicher Bau- und Raumstrukturen im 20. Jahrhundert (Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft). Göttingen.

Steets, Silke (2015): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Architektursoziologie. Berlin.

Vater, Holm (2006): Bank. In: Seidl, Ernst (Hrsg.): Lexikon der Bautypen. Funktionen und Formen der Architektur. Stuttgart, S. 51–52.

Voß, G. Günter (1987): „Gut geschaltet?" Die Bedeutung der Schalter für Banken, Beschäftigte und Kunden. In: Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Geldwelt, Bd. 2: Zur Gegenwart der Bankangestellten. München, S. 189–240.

Wietschorke, Jens (2017): Architektur in der Kulturanalyse. Stand und Perspektiven der Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 113, S. 241–267.

Wietschorke, Jens (2019): Kirchenräume in Wien. Architektur in der Kulturanalyse. Wien/Köln/Weimar.

Zola, Emile (2001) [1891]: Das Geld. Roman. Aus dem Französischen von Leopold Rosenzweig. Frankfurt/M.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 554–562.*

Stephanie Hering

Finanzbauten im Kontext: Ortsspezifische Gesichter eines globalen Geschäfts

Financial Times

Finanzbauten sind heute fester Bestandteil fast aller großen Städte der Welt. Sie verweisen einerseits auf das transnationale Geschäft, das sie beherbergen, andererseits stehen sie durch ihre Unverrückbarkeit für die spezifische (Finanz-)Stadt, in der sie verortet sind: Sie prägen das Gesicht der Stadt, dienen der räumlichen Orientierung und sind so zwangsläufig mit ihrem lokalen Kontext verknüpft. Im Ensemble als Finanzdistrikt werden Finanzbauten oft sogar zu wichtigen imagebildenden Faktoren einer Stadt, die als Ausweis für Modernität und Globalität herangezogen werden. Der Beitrag lotet das Spannungsfeld zwischen der abstrakten und global ausgerichteten Virtualität des Geldes und seinen konkreten Adressen in Form von Finanzbauten und Finanzdistrikten beziehungsweise ganzen Finanzstädten aus: Was *tun* Finanzbauten (vgl. Gieryn 2002)? Und welche Rolle spielen sie bei der Formierung städtischer *Eigenlogiken* (Löw 2011)?

Ein kurzer Blick auf das Werbebild, das ein Wolkenkratzermeer auf einer Halbinsel zeigt, genügt, und schon scheint klar, dass es die Perspektive von der *Staten Island Ferry* auf die Südspitze Manhattans ist. Oder vielleicht doch nicht? Beim zweiten Blick stellt sich heraus, dass es sich vielmehr um eine Collage markanter Bauten aus verschiedenen Weltteilen handelt: die *Petronas Towers* in Kuala Lumpur, *The Gherkin* und der *One Canada Square* in London, der *Oriental Pearl Tower* und das *Jin Mao Building* in Shanghai, der *Taipei 101*, das *Two International Finance Centre* in Hongkong, die *Commerzbank* in Frankfurt am Main, die *Grande Arche de la Défense* in Paris – und nicht zuletzt das *Chrysler Building* in New York. Zu sehen sind größtenteils prominente Finanzbauten, die auf einer (Manhattan nicht unähnlichen) fiktiven Halbinsel neu arrangiert und versammelt sind. Vor diesem Hintergrund wird der Werbespruch „World business. In one place“, der das Bild begleitet und mit dem die Zeitung *Financial Times* im Jahr 2007 – kurz vor der Finanzkrise – für sich selbst geworben hat, verständlich: Die Weltwirtschaft und ihr weltumspannendes Netz sind über die Finanzbauten aus aller Welt symbolisch an einem fiktiven Ort versammelt und repräsentieren damit jenes Feld, über das die *Financial Times* vornehmlich berichtet.

Abb. 1: Werbung für Financial Times, 2007

Sowohl die Finanzökonomie wie die Architektur sind in allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens omnipräsent und wirkmächtig – beiden kann man sich nicht entziehen. Finanzbauten stehen durch ihre Unverrückbarkeit für die jeweilige Finanzstadt, prägen ihr Gesicht und dienen der räumlichen Orientierung. Als oft in die Höhe strebende, monumentale und spektakuläre Gebäude symbolisieren sie die Potenz des Finanzgeschäfts und schreiben sich mit materieller und visueller Vehemenz in die Skyline eines Ortes ein. Im Ensemble eines Finanzdistrikts werden sie zu wichtigen Bestandteilen für das Image einer Stadt und werden im internationalen Städtewettbewerb und -marketing als Ausweis für Modernität und Globalität herangezogen. Anhand einiger schlaglichtartiger Überlegungen wird im Folgenden diese These anhand eines Stadt- und Fallbeispiels erläutert.

Architektur- und Bau-Metaphern

Der Digitalisierung des Geldes und damit der Entörtlichung und Enträumlichung der heutigen Finanzökonomie steht auffällig die bildreiche Sprache gegenüber, die für ihre Beschreibung häufig verwendet wird. Dies gilt sowohl für den populären als auch wissenschaftlichen Diskurs. Die *Architektur der Finanzökonomie* (vgl. Fligstein 2001) ist in wissenschaftlichen Standardwerken wie auch in der Alltagssprache zu einem zentralen Begriff geworden. Generell scheinen die Wirtschaftswissenschaften eine besondere Affinität zu Bau-Metaphern zu haben: Die ursprüngliche griechische Wortbedeutung von Ökonomie ist: das Führen des *Haus*halts. Auch die Evolution des Handels lässt sich über die Nähe zu räumlichen Metaphern nachvollziehen: Der Markt als Ursprungsort der Institutionalisierung einer einzelne Haushalte übergreifenden Ökonomie, gründete sich an zentralen Plätzen wichtiger Orte. Räumlich abgrenzbare Marktplätze konzentrierten den Handel mit der Möglichkeit der Überwachung und

Kontrolle des Marktgeschehens. Händler trafen sich physisch und zu vereinbarten Zeiten an bestimmten Orten. Erst dieser Aspekt der zeitlich und räumlich vereinbarten physischen Versammlung machte den sporadischen Handel zu einem funktionstüchtigen Markt. Die Bindung an eine Lokalität beförderte das Vertrauen der Marktteilnehmer ineinander und die reziproke Akzeptanz der vereinbarten Regeln für den Handel. Verantwortlichkeiten wurden adressierbar. Überdachungen, die im Laufe der Zeit für die Handelsplätze und Märkte entstanden, schützten dabei die Handelstätigkeiten nicht nur vor Sonne und Regen, sondern stützten auch im übertragenen Sinne die Institutionalisierung der darunter stattfindenden Aktivitäten ab. Mauern und Wände folgten, und frühe Markthallen schufen zusätzlichen Schutz und Sicherheit. Sie konstituierten materiell klare Grenzen eines Innen und Außen des Handels und definierten, wo dieser legitim stattfinden durfte (Markus 1993). Die ersten genuinen Markt- und Börsengebäude bringen nicht nur verstärkte physische Sicherheit durch Solidität, sondern erwirken in ihrer Materialität auch eine nicht mehr zu leugnende Realität der Markt- und Handelsordnung insgesamt. Der etablierte Baukörper zeugt vom *Da*- und *Sosein* des darin stattfindenden Geschehens und schafft Faktizität. Architekturmetaphern suggerieren Faktizität und Stabilität, die Existenz einer kohärenten und evidenten Ordnung mit klar definierten Grenzen.

Fairerweise muss man sagen, dass sich der Gebrauch architektonischer Metaphern keineswegs auf die (Finanz-)Ökonomie beschränkt. Räumliche und bauliche Metaphern sind generell beliebte rhetorische Figuren – was angesichts der Tatsache, dass der Raum eine der Grundkoordinaten unserer Wahrnehmung ist, nicht erstaunlich ist. Wir sprechen zum Beispiel vom *Gebäude* einer Theorie, den *Fundamenten* wissenschaftlicher Erkenntnis, sozialen und anderen *Strukturen*. Auch *Konstruktivismus* und *Dekonstruktion* können ebenfalls klar als architektonische Anleihen gelesen werden (Karatani 1995). In der Informatik, einem der Finanzökonomie vielleicht besonders verwandten Bereich, werden ebenfalls räumliche und architektonische Metaphern häufig gebraucht – denken wir nur an die *Informationsarchitektur* oder den Software-*Architekten*. Die Sprache gibt hier bereits ersten Aufschluss über eine wichtige Funktion der Architektur – sie kann als eine Art ontischer Vergewisserung wirken und ermöglicht Adressierbarkeit.

New York

New York gilt als eine der wichtigsten Finanzhauptstädte weltweit. Unter anderem am Beispiel New York wurde das *Global City-Modell* – maßgeblich durch Saskia Sassen (2006) – entwickelt. Tatsächlich sind viele Institutionen und global operierende Unternehmen des Finanzsektors und verwandte Dienstleistungen in New York vertreten. Viele Arbeitskräfte der Stadt sind in diesem Sektor beschäftigt. Daraus resultierend besitzt Manhattan einen großen Anteil von Büroflache für den FIRE (*Finance, Insurance, Real Estate*)-Sektor und begründet damit baulich die eigentliche Finanzstadt.

Der Status von New York als Finanzstadt hat sich – mitunter dank politischer Förderung – seit über 200 Jahren entwickelt. Diese relativ lange Tradition als Stadt für Finanzgeschäfte, zunächst mit regionaler und nationaler Reichweite und seit dem 20. Jahrhundert zunehmend im internationalen und globalen Rahmen, hat dabei als Selbstverstärker gewirkt. Neue Finanzdienstleister haben sich dort angesiedelt, wo bereits andere waren: ein Clustering-Effekt nach dem Prinzip *success attracts success*. Die ersten Finanzinstitutionen in New York waren Banken, Börsen und Versicherungen, deren Gebäude das Geschäft eigentlich befestigt und damit von anderen, unseriösen und ungeordneten Aktivitäten in diesem Feld – wilden Straßenspekulationen – abgegrenzt haben (Stäheli 2007).

Weil das Finanzgeschäft als Faktum gesellschaftlich erst verankert und im Stadtbild Vertrauen errungen werden musste, hatten die Bauherren mit ihren Finanzbauten an der und rund um die *Wall Street* im späten 18., aber vor allem 19. Jahrhundert ausgeprägte Repräsentationsinteressen (Severini 1983). Das Bauen folgte dabei stilistisch allgemeinen Moden in der Architektur und war – bis auf besondere Raumprogramme, insbesondere bei der Börse oder Nationalbank – wenig typenspezifisch. Der Neoklassizismus war in New York, generell in Nordamerika, damals das Diktat der Zeit. Mit der Anwendung dieses Stils auch auf Finanzbauten und den damit assoziierten zivilen, republikanischen Tugenden wurde auch die Legitimität des Finanzgeschäfts behauptet. Ein treffliches Beispiel für die Symbolkraft des Neoklassizismus ist der *New York Stock Exchange*-Bau an der 18 *Broad Street* von 1903, der zum wichtigsten Emblem für den gesamten Finanzplatz New York geworden ist. Baulich ist er an das Pantheon in Rom angelehnt – vor allem mit seiner Tempelfassade und der Relief-Figurengruppe, welche die Börse als das schützende und verteilende Scharnier produktiver Arbeiten darstellt. So wurde das Finanzgeschäft ästhetisch und moralisch stabilisiert. Einigen erscheint diese Konnotation heute abwegig, sogar zynisch – ich verweise nur auf die *Occupy Wall Street*-Bewegung. Dass ausgerechnet der Börsen-Bau zu einem bedeutsamen visuellen Anker für das Finanzgeschäft und New York geworden ist, hängt auch mit der spezifischen Bildvorlage hinter der Fassade zusammen: dem Parketthandel.

Stadtentwicklung und Finanzgeschäft waren in New York von Beginn an eng miteinander verknüpft. Der *Grid Plan* hat die Immobilienspekulation vorangetrieben, die Insellage Manhattans den Hochhausbau als Renditemaschine zusätzlich attraktiv werden lassen. Gleichzeitig produzierte jedes Wachstum im Finanzsektor Bedarf an neuen Büroräumlichkeiten, deren Errichtung wiederum mit Hilfe dieser Branche finanziert wurde (Scobey 2002). In Bezug auf Architektur und Ökonomie ist für New York also eine Koevolution festzustellen: Immobilienspekulation ist dabei das Bindeglied und das Hochhaus ihr wichtigstes Feld in New York. Das Hochhaus verkörpert gerade nicht ein bestimmtes Geschäft, sondern *ist* selbst das Geschäft.

WTC

Das *World Trade Center* (WTC) – und ich meine hier zunächst den alten, größtenteils nicht mehr vorhandenen Komplex[1] – ist aus mehreren Gründen ein besonderer (Finanz-)Bau. Seine Architektur war nicht nur ein frühes Beispiel für das von Planungsbeginn an explizit formulierte Ziel, räumlich wie symbolisch ein Wirtschafts- und Finanzzentrum mit internationaler Strahlkraft zu gestalten. Der hohe Bekanntheitsgrad des WTC wurde durch die Zerstörung der *Twin Towers* noch verstärkt und um zusätzliche Bedeutungsebenen ergänzt. Die beiden Finanzhochhäuser standen für New York und sein Finanzgeschäft *pars pro toto*.

Diskussionen um das Projekt und die Planung hatten bereits 1955 begonnen. Maßgeblich an den ersten Ideen beteiligt waren David Rockefeller, damals Bankier bei der *Chase Manhattan Bank*, und sein Bruder Nelson Rockefeller, der kurz vor seiner langjährigen Amtsdauer als Gouverneur von New York stand. Hinzu kam die New Yorker Hafenbehörde – die *Port Authority of New York and New Jersey* (PANYNJ) –, so dass hier von einem frühen *Public-Private-Partnership Real Estate Development Project* gesprochen werden kann. Für die beiden Rockefeller-Brüder stand bei der Planung des *World Trade Center* das Engagement für die Stadt New York im Zentrum. *Lower Manhattan* verlor zu Beginn der 1950er Jahre zunehmend seine Position als Standort für Unternehmen, insbesondere bei Banken und Versicherungen. Schon seit den 1940er Jahren waren einige Unternehmen nach *Midtown* abgewandert, und auch der Hafen in *Lower Manhattan* hatte zunehmend an Prestige verloren (Hoffmann 2008).

Um dem drohenden Bedeutungsverlust des traditionellen New Yorker Finanzzentrums entgegenzuwirken, hatte David Rockefeller bereits etwas früher einen neuen Firmensitz für die *Manhattan Chase* durchgesetzt – ein modernes Hochhaus mitten im alten Finanzdistrikt. Zudem gründete er 1958 die *Downtown Lower Manhattan Association*, die sich für ein florierendes Finanzzentrum im alten Finanzdistrikt einsetzte und den Standort wiederbelebte und ausbaute. Als erste Maßnahme beauftragte der Interessenverband das Architekturbüro *Skidmore, Owings & Merrill* (SOM) damit, einen Vorschlag für die bauliche Entwicklung des südlichen Manhattans und speziell des Finanzdistrikts zu erarbeiten. SOM schlugen eine Neuausrichtung des ganzen Quartiers vor, verbunden mit dem Abriss einiger bestehender Strukturen sowie der teilweisen Begradigung von Straßen und damit des Blocksystems. 1960 war für den WTC-Komplex mit verschiedenen großen Gebäuden ein Areal nördlich des westlichen Arms der *Liberty Street* bestimmt worden. Der Abriss der alten Substanz begann 1966, wobei die projektierten Kosten sich in den Schätzungen bereits während der ersten Planungsjahre auf 525 Millionen Dollar verdoppelten. Das von der Bauherrschaft definierte Programm für das Bauensemble beschränkte sich im Wesentlichen auf die Vorgabe, insgesamt 10 Millionen Quadratfuß (circa 930.000 Quadratmeter) vermietbare

1 Dieser bestand aus sieben Gebäuden, von denen die *Twin Towers* (WTC 1 und 2) die beiden bekanntesten waren.

Bürofläche zu generieren. Die Herstellung einer möglichst großen Fläche stand klar im Zentrum des Interesses.

Für den Bau des *World Trade Center* verpflichteten die Rockefeller-Brüder und die Hafenbehörde 1962 nach längerer Evaluationsphase mit abgelehnten Entwürfen von namhaften teils aus New York stammenden Architekturbüros den damals in New York kaum bekannten Minoru Yamasaki. Sein letztlich realisierter Entwurf bestand primär aus einem *Twin Tower*-Ensemble mit zwei gegenständigen, fast identischen Hochhäusern auf quadratischem Grundriss (63,4 × 63,4 Meter). Die Höhe des WTC 1 Nord betrug 417 Meter, mit der oben aufgesetzten Antenne eingerechnet 526 Meter, jene des WTC 2 Süd 415 Meter. Verteilt auf je 110 Stockwerke, stellte jeder der Türme rund 400.000 Quadratmeter vermietbare Bürofläche zur Verfügung. Die relativ schmal strukturierte Aluminium- und Stahlgitterfassade hatte einen Glasanteil von nur 30 Prozent; die schmalen Fenster ermöglichten die Weitsicht deshalb nur jenem Betrachter, der unmittelbar an der Scheibe stand. Die Konstruktion der beiden Tower beruhte auf einer speziellen neuen Röhrentechnik der Stahlträger, die relativ leicht waren. Die WTC-Türme boten damit technische Innovationen, zu denen unter anderem auch eine eingebaute automatische Waschanlage für die 43.600 Fenster oder das innen liegende System von 99 Aufzügen mit unterschiedlichen Fahrplänen und Geschwindigkeiten gehörten (Stichweh 2009). Zur Stabilisierung des Baugrunds wurden tief in den Boden Betonwannen eingelassen. Die gigantische Aushubmenge, die dabei produziert wurde, sollte westlich des Baugrunds für eine Landerweiterung aufgeschüttet werden und markierte den Beginn der Entstehung von *Battery Park City* (Stern/Fishman/Tilove 2006).

Bereits während der Planungs- und Bauphase der *Twin Towers* zeichnete sich ab, dass die Türme wenig öffentliche Anerkennung und Zustimmung finden sollten. Bei der Mehrheit der Architekturkritiker fanden sie keine Gnade. Die überragende Größe und Ignoranz der Zwillingstürme gegenüber ihrer Umgebung wurden kritisiert und ihr ästhetischer wie symbolischer Wert als misslungen taxiert. Die Fertigstellung und Eröffnung des WTC 1972–1973 fiel in die Zeit der ersten Ölkrise und der darauf folgenden Wirtschaftskrise. Die Nachfrage nach Büroräumen war damals auch in New York City eher rückläufig. Viele Räume im WTC konnten nicht oder nur schleppend vermietet werden und zeitweise standen in den Towern ganze Geschossebenen leer. Schließlich zog die Hafenbehörde selbst ein, um zur Nutzung des Raums beizutragen. Erst mit dem Wirtschaftsboom der 1980er und 1990er Jahre erfolgte eine für die Betreiber zufriedenstellende Auslastung. Ökonomisch rechnete sich das WTC als Immobilienprojekt also erst spät (Hoffmann 2008).

Nichtsdestotrotz wurden die beiden Türme zu einer Ikone und einem Markenzeichen für New York, wohl hauptsächlich wegen ihrer schieren Dominanz. Zudem wurden in den oberen Etagen öffentliche Aussichtspunkte und Restaurants eingerichtet, um sie zum touristischen Anziehungspunkt zu machen und ihre Popularität zu steigern. Auch in Filmen, in der Literatur, im Fernsehen, für Souvenirs und Postkarten hatten sie ihre Ikonizität für New York erlangt. Die beiden Türme wurden zum architektonischen Symbol für Handel und Finanzen, für New York als Stadt, die spezifische

Hochhausaffinität von Manhattan sowie einen ungebrochenen Fortschrittsglauben. Negativ standen sie auch für urbanistische Rücksichtslosigkeit und proportionsmäßige Unmenschlichkeit. Vielen schien das Programm der Türme reine ökonomische Logik, Gewinnmaximierung sowie Profitstreben zu verkörpern. Finanzunternehmen, Versicherer, Buchhaltungsfirmen, Unternehmensberatungen, aber auch die New Yorker Hafenbehörde waren Mieter in diesem Bau – und repräsentierten so zusammengefasst die Sphäre von wirtschaftlicher Macht, Handel und Geld. Ihre Konzentration innerhalb eines einzigen Gebäudekomplexes und das Verschwinden individueller unternehmerischer Adressen ließen den Bau noch unausweichlicher wirken.

Die Bewertung und der Symbolgehalt des WTC hat sich durch 9/11, die Zerstörung der Twin Towers durch einen Terrorakt und den damit verbundenen Tod von rund 3.000 Menschen nochmals verändert. Die Zwillingstürme wurden dabei, wie Paul Goldberger treffend formuliert hat, zu ‚Märtyrern' und damit retrospektiv unantastbar. Bereits Ende 2001 wurde eine *task force* gegründet, die den Wiederaufbau planen und koordinieren sollte. Dabei sind rasch die zunächst vielfältigen Partizipationsansprüche – vor allem von Opferverbänden – an die zukünftige Ausgestaltung des Ortes zurückgedrängt worden, und zwar zugunsten von Immobilieninteressen: Insbesondere die Hafenbehörde als Eigentümerin des Grundstücks und *Silverstein Properties*, die Pächterfirma, wollten das teure Stück Land mitten in *Downtown Manhattan* nicht ungenutzt lassen.

Die Verwerfungen rund um die Ausschreibungen für Entwürfe, die Beteiligung zahlreicher Architekturbüros und die folgenden Intrigen und Wieder-Ausschreibungen, Korrekturen und Interessenwechsel, lesen sich wie ein Krimi, aber auch wie ein Lehrstück zur ausgeprägt marginalen Position von Architekten im Geflecht von Immobilien- und politischen Interessen. Das neue *One World Trade Center* knüpft – wenn auch nicht bruchlos – an den Erfolg des Vorgängers mit seiner Architektur und Höhe an und ist bereits zum neuen Wahrzeichen der Finanz-Welthauptstadt geworden.

Vergewisserungen des kollektiv geteilten Geldglaubens

Trotz seiner jahrhundertelangen Verwendung ist Geld erst mit der Moderne ins Zentrum gesellschaftlicher Organisation gerückt. Als universell angelegte Funktion umspannt Geld heute die gesamte Welt und hat diese sozusagen innenräumlich konvertibel gemacht. Die Konzentration des Geldgeschäfts in spezifischen, eigenen Bauten, die sich ab dem 14. Jahrhundert von einigen europäischen Handelsstädten aus vollzogen hatte, markiert einen Wendepunkt zur gesteigerten gesellschaftlichen Relevanz und Legitimität des Finanzsektors. Die Realität des Geldes wurde unter anderem mit ihren Gebäuden unterstützt und seine Geltung offensichtlich.

Die stilistische Unsicherheit angesichts der neuen Bauaufgabe Finanzarchitektur wurde über die Orientierung an vertraute Formen gelöst: Tempel, Burg- und Palastanlagen sowie bekannte Monumentalarchitekturen dienten – wie man unter anderem an New York sehen kann – als Vorbilder. So lehnten sich Banken stilistisch bis weit ins 19. Jahrhundert unter anderem an den florentinischen Palazzo an. Für die meisten

Finanzbauten aus dieser Zeit lässt sich quer durch alle Untertypologien architektonisch die Betonung des Motivs Sicherheit ausmachen – mit festungsartigen Anleihen und Massivität. Dies mag einerseits damit zusammenhängen, dass für das öffentliche Vertrauen in Geldgeschäfte noch geworben werden musste; andererseits wurden in den damaligen Banken tatsächlich noch Schätze, Gold, Geld in seinen stofflichen Repräsentationen gelagert, so dass dem Sicherheitsbedürfnis zum Schutz dieser Einlagen nicht nur symbolisch, sondern auch physisch entsprochen werden musste. Stellenweise wurde mit Finanzbauten und insbesondere Bankbauten der Eindruck von Reichtum oder Luxus transportiert – über die schiere Größe der Gebäude oder eine aufwändige Fassadengestaltung. Dies ist nicht nur als *conspicious architecture* zu verstehen, also als Zurschaustellung eines bereits erreichten Erfolgs, sondern auch als kollektive Versicherung des Nutzens des Geldgeschäfts und der Partizipationsmöglichkeiten für einige wenige. Daneben konnte dies auch als Materialisierung von Vertrauen in den künftigen Erfolg, als selbstbewusste Geste und spekulative Projektion der Entwicklung der Geschäfte und des gesamten Finanzsektors verstanden werden.

Abgesehen von solchen Tendenzen lassen sich aber keine klare Stil-Regeln oder Bauordnungen für Finanzbauten ermitteln. Vielmehr scheint die Architektur der Bauten den Moden der Zeit und des jeweiligen Ortes zu folgen. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts setzten sich – im Zusammenhang mit technischen Innovationen, neuen Baumaterialien, der Stahlskelettkonstruktion, der breiten Anwendung leistungsfähiger elektrischer Beleuchtung für Innenräume und des Fahrstuhls – für Finanzbauten der Baustil der Klassischen Moderne und das Hochhaus durch. Der Typus des Hochhauses blieb dabei über mehrere Dekaden größtenteils auf New York und Nordamerika beschränkt und verbreitete sich ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts extensiv auch in Europa und Asien. In einigen Regionen Asiens und des Nahen Ostens erfährt der Hochhausbau seit den 2000er Jahren einen regelrechten Boom – sowohl quantitativ als auch in immer wieder übertroffenen Höhenrekorden.

Trotz aller Digitalisierung muss das Geschäft mit Geld immer noch irgendwo einen Ort haben und seine Arbeitskräfte unterbringen. Wie Colin Lizieri treffend formuliert hat: „While the technology means that work can be anywhere, it must be *somewhere*" (Lizieri 2009: 48). Geldgeschäfte machen sich mit Hilfe von Bauten – vorzüglich in Städten, und ganz besonders in globalen Finanzstädten, konkret adressierbar. Diese besondere Verbindung von Geld und Stadt hat Georg Simmel bereits vor über hundert Jahren diagnostiziert und sie ist heute immer noch gültig (Simmel 1989). Die Stadt ist und bleibt zentral für das Geld ebenso wie für besondere ikonische Gebäude: Geld verankert sich in Architektur.

Nicht nur als Solitäre, sondern auch im Ensemble behaupten Finanzbauten die Faktizität des globalen Finanzgeschäfts. Sie sind Marker für die Realität der weltumspannenden Währung – und doch trotz ihres universellen Anspruchs unverkennbar lokal und zwingend ortsspezifisch. Wenn Architektur generell als ontische Vergewisserung wirkt, dann lassen sich Finanzbauten und ganze Finanzdistrikte in globalen Finanzstädten als Vergewisserungen des kollektiv geteilten Geldglaubens verstehen.

Literatur

Fligstein, Neil (2001): The Architecture of Markets. An Economic Sociology of Twenty-First-Century Capitalist Societies. Princeton.

Gieryn, Thomas (2002): What buildings do. In: Theory and Society. Vol. 31, 35–74.

Hoffmann, Heike (2008): Post World Trade Center Planning. Der Kampf um New York City's Ground Zero. Berlin.

Karatani, Kojin (1995): Architecture as Metaphor. Language, Number, Money. Cambridge Mass.

Lizieri, Colin (2009): Towers of Capital. Office Markets & International Financial Services. Oxford.

Löw, Martina/Terizakis, Georgios (Hrsg.) (2011): Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung. Frankfurt/M.

Markus, Thomas A. (1993): Buildings and Power. Freedom and Control in the Origin of Modern Building Types. London.

Sassen, Saskia (2006): Cities in a World Economy. London.

Scobey, David M. (2002): Empire city: the making and meaning of the New York City landscape. Philadelphia.

Severini, Lois (1983): The Architecture of Finance. Early Wall Street. Ann Arbor.

Simmel, Georg (1989) [1901]: Philosophie des Geldes, Frankfurt/M.

Stäheli, Urs (2007): Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie. Frankfurt/M.

Stern, Robert A. M./Fishman, David/Tilove, Jacob (2006): New York 2000. New York.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 563–567.

Nigel Swain

Introduction

In Europe ‚east of the Elbe', there were four major transformations of agricultural structures and their associated rural societies in the twentieth century: at the end of both world wars, during collectivisation, between 1948 and 1962 and finally under decollectivisation after 1992. This introductory essay will outline the overall dimensions of the latter two of these transformations, focusing in particular on the former GDR and Hungary and reflect on their consequences for women.[1]

Broadly speaking, there were three phases to the collectivisation of agriculture in Eastern Europe. First, there was the roughly decade-long Stalinist phase, which was a failure to the extent that nowhere did it achieve more than 50 per cent collectivisation, and the norm was nearer 25 per cent. The second phase was the shorter, roughly five-year, post-Stalinist period from 1958–62, which succeeded in turning collectivised farming into the numerically dominant form. Finally, there was the almost three-decade era of functioning collectivisation, when, by different methods and to differing extents, collective farms were made to work. By the end of the 1980s, there was a general consensus among Eastern European agrarian experts that agriculture had been the only sector of the socialist economies that had worked effectively.

The Stalinist phase of collectivisation outlasted Stalin's life, but not by much. It was characterised by his crude Marxist suspicion of peasants, seeing them as unreliable class allies for the proletariat because they were incipient capitalists. Stalin's policies were characterised by distrust of peasants generally and war against the class enemy, the kulaks, in particular. In concrete terms this meant that purchase prices for agriculture were kept low, and, as a consequence, remuneration on collective farms was also low. There was one significant difference from Soviet practice, however: land was not nationalised – it remained the private property of the peasants, even if rights of use and disposal were severely limited. Yet it should be remembered that, as Maria Hetzer reminds us for the GDR, in every country that underwent collectivisation, there had been a substantial minority of the rural population from either very poor individual peasant backgrounds, or from backgrounds as essentially tied labour on large manorial estates, who had not benefitted substantially from the post-World-War-II land

1 This contribution is based on my earlier publications on the history of Eastern Europe and particularly its agricultural transformations since 1945.

reforms, and who consequently welcomed collectivisation. These represented a core of collective farmers who remained when others returned to private farming.

The signal to renew collectivisation came in November 1957 and policies began to be implemented in 1958. This time the process was achieved within five years, with the exceptions of Poland and Yugoslavia which abandoned it entirely: by 1962 every country that had continued with collectivisation claimed its successful completion. Historians for the most part have ignored this dramatic development, focusing more on the manifold injustices of the early period of failure. But an explanation is needed for why the second phase was twice as successful in just over half the time, and the answer has little to do with the techniques used, because these remained very much the same. Part of the explanation must relate to a sense of resignation, and perhaps increased realism: after 1956 it was clear that the West would not ride to the rescue and that socialism was there for the long haul. But the key factor would appear to be that after the death of Stalin, and particularly after the debacles of 1956, which had impacts throughout the bloc, political leaders compromised ideologically and quietly abandoned Stalin's policy of class war in the countryside.

But 100 per cent numerical collectivisation would represent only a hollow victory if, after signing up for membership, peasants refused to participate in communal work; and all countries faced this problem in the early years. The ‚socialist consciousness' of the peasantry was not sufficiently ‚advanced' for it to work enthusiastically for long hours on tasks allocated and supervised by others for minimal material reward. Some form of realistic material incentive was necessary. Collective farms were socialist cooperatives and remuneration had to be based primarily on labour performed. Stalinist dogma insisted that this be measured in terms the ‚labour day' or ‚work unit', based on the quality and quantity on work performed, and representing a future share of the annual harvest, in cash or more normally in kind. But the value of this share was always low because of low prices and high levels of state extraction from agriculture, and it bore little relationship to the long-term quality of work performed, because it was not related directly to the harvest. Members were therefore more interested in their own household plots, which provided food throughout the year. The situation was not so critical in mechanised branches, where little labour was required and an elite force could be remunerated adequately, but for labour-intensive production, an alternative had to be found. At different stages, to different degrees, and using different terminology (such as ‚acord global' in Romania and the ‚akord' system in Bulgaria), the solution that was adopted was a variation on the theme of share-cropping: families, or groups of neighbours were allocated land and then left to farm it more or less independently of the collective in return for a share of the final crop. The GDR and Hungary adopted different strategies in respect of remuneration. Uniquely the GDR guaranteed a minimum annual income from the outset. This was expensive, but it was made possible by the fact that the GDR retained many more simpler Type I and Type II cooperatives for much longer than elsewhere, and, on these cooperatives, remuneration on the basis of labour contribution played a much less

significant role: remuneration forms for all activities were analogous to share-cropping. The GDR was also distinctive in that, from the start, what distinguished Type III from Types I and II farms was the presence of large-scale animal husbandry. The GDR later went on to distinguish itself further by separating livestock farming from arable farming organisationally. Like other countries, the GDR gradually supported and encouraged the commercialisation of household plot farming. As Elisabeth Meyer-Renschhausen reminds us, the *Individuelle Hauswirtschaft* became in the GDR as elsewhere the core or rural social policy in socialist eastern Europe.

Although Hungary had encouraged Type I and Type II cooperatives in the early phases of collectivisation, the main thrust was for a single cooperative type. But within that model, numerous forms of remuneration evolved to cope with different crops, and different production conditions. In general terms, a form of wage was introduced in mechanised branches (which reached 100% throughout the year by 1977, but earlier took the form of a smaller percentage plus a year-end bonus), while for labour-intensive branches share-cropping-type mechanisms were introduced. Hungary also went further than any other country in integrating household plot production into the activities of the collective. A genuinely symbiotic relationship was encouraged whereby activities on the ‚private' household plot could lead to rewards in terms of social security benefits from the communal farm, while household plot agronomists were appointed by the communal farm whose bonuses depended on expanding production from the members' private endeavours. The political tensions and disputes that made possible Hungary's radical divergence from Stalinist orthodoxy are presented in their full complexity in Zsuzsanna Varga's studies of Hungarian collectivisation and its ‚agrarian lobby' that promoted a non-Stalinist vision.[2]

Collective farms were made to work by solving the remuneration problem with a combination of paying adequate wages, adopting share-cropping and encouraging household plot production. They became large-scale, industrial-like production units, which developed a complex division of labour and offered careers via the acquisition of educational qualifications, as Leonore Scholze-Irrlitz notes. Farms required agronomists, economists and lawyers; their bureaucracies required administrative and secretarial staffs; industrial skills were required for mechanised farming and for industrial ancillary activities where these were pursued. This edifice had no parallel in the West, and it provided well-paid and skilled jobs. The rural populations of late socialism were more highly educated and had more transferable, industrial skills than their western European counterparts.

One of the great surprises of the 1990s was that, with the collapse of socialism, there was no mass return to private, small-scale, family farming. Producer cooperatives transformed into cooperatives that were compatible with market economies, but, with the partial exceptions of Romania and Albania, where Stalinist agriculture had hardly been abandoned, there was no mass exodus to family farming. Large-

2 See for example Varga 2013.

scale, initially cooperative but increasingly private and corporate, farms continued, renting land from those whose title was fully restored, but only a minority embarked on private commercial farming. This minority experienced a boost after EU membership, when they became eligible for EU subsidies. Most Central and Eastern European farms were considerably larger than the EU average, and so benefitted disproportionately from the subsidies, as, indeed, did the much larger-scale corporate farms.

But the concept of cooperatives compatible with market economies hid an unpalatable truth, which was that socialist-era cooperatives had to shed labour dramatically: between one half and two thirds of jobs on cooperative farms disappeared, as the economically unnecessary socialist edifice, with its complex division of labour, was dismantled. In well-positioned locations, those who lost their jobs could commute to commercial centres, but in less well-favoured areas, rural unemployment became widespread, and in certain parts of certain countries it took on an ethnic dimension in the form of rural Roma ghettos. The small-scale gardening of the socialist years went into decline too in the early years of the transition as the subsidies that had maintained it were removed. But it never disappeared among the rural marginalised and has been newly promoted for those with no tradition of such activities as a way of overcoming extreme rural poverty.[3]

In the former GDR, post-socialist restructuring was complicated by a factor related to the 1945 land reform. Unlike elsewhere, in the Soviet zone of eastern Germany the 1945 land reform had not given full title to land but only awarded it on the condition that it was farmed. Beneficiaries thus had to relinquish it if they left agriculture for industry. Although the chances of anyone making a success of private farming in the 1990s if they only had rights to the small amount of land made available under the 1945 reform were extremely low, this was an option that was unavailable in the former GDR. In other countries in the region, a very few did make a success from such humble origins, and many more had at least the source of subsistence and supplementary farming in their old age. The English-language discussion of the *Landwirtschaftsanpassungsgesetz* which regulated the GDR transformation focuses almost entirely on land ownership and farming structures. But, as Leonore Scholze-Irrlitz makes clear in her contribution, this measure also reinforced Western German stereotypes about the role of women in the measures that it passed to cope with labour-shedding. Many countries facilitated early retirement, but Germany was unique in pushing women back into the household by legislation.

EU membership has had a tremendous impact on the economics of agriculture in the region, but it is unclear how much of this wealth in agriculture benefits rural society generally. Reports from Poland suggest an overall increase in well-being, but the evidence from Hungary suggests a separation of agriculture from the rural sphere. Agricultural support to the minority of the rural population that lives from commercial farming does not filter through to rural society at large. Indeed, the gen-

3 Elisabeth Meyer-Renschhausen gives some examples in her paper.

eral picture is of a far greater polarisation of rural areas, especially sparsely populated ones, than in Western Europe.

There is an extensive and growing literature on the situation of women in socialist Eastern Europe, and the debate about the extent to which women's interests were defended and / or promoted by official women's organisations continues is not entirely resolved;[4] but, with the exception of the contributors to this volume, the works of Ildikó Asztalos Morell[5] and contemporary ethnography, there is very little specifically on women and collective farming. In the three-decade era of functioning collectivised agriculture, agricultural producer cooperatives became socialist working communities of a specific type; they combined household plots and sectors remunerated on the basis of share-cropping, where the working environment was similar to that of the traditional peasant farm, with waged labour in environments similar to the workplace communities characteristic of socialist industry. In the professionalised structure of the producer cooperative farm, there was plenty of employment for women (although rather little at the very top). Women played an important role supporting the household plot economy; on average they spent more time in it, especially in the early years when farms did not pay well and men sought employment in industry (as Varga's contribution confirms). When women joined a socialist workplace for waged remuneration, they shared the strong sense of identity inherent in the socialist workplace community that has been described by Kott (2014) and Bartha (2013) for the GDR and for Hungary. Silke's story in Leonore Scholze-Irrlitz's account illustrates such group solidarity. When socialism collapsed, women lost both the reliable source of supplementary income that was the household plot and the group solidarity of the socialist workplace community. Neither was compatible with market relations. But some, like Gesine F., also in Leonore Scholze-Irrlitz's account, found new opportunities using new skills serving a market that had not previously existed, part of what Eszter Bartha terms the ‚post-materialist culture' that she found to be more common in eastern Germany than in Hungary, where loss of material resources was resulting in increased nationalism.

Literatur

Bartha, Eszter (2013): Alienating Labour: Workers on the Road from Socialism to Capitalism in East Germany and Hungary. New York/Oxford.

Kott, Sandrine (2014): Communism Day-to-Day: State Enterprises in East German Society. Ann Arbor.

Morell, Ildikó Asztalos (1999): Emancipation's Dead-End Roads? Studies in the Formation and Development of the Hungarian Model for Agriculture and Gender (1956–1989). Uppsala.

Swain, Geoffrey/Swain, Nigel (2018[1993]): Eastern Europe since 1945. Houndsmills.

Varga, Zuzsanna (2013): Az Agrárlobbi Tündöklése és Bukása az Államszocializmus Időszakában. Budapest.

4 See discussion and references in everyday life sections of Swain/Swain (2018).

5 For example Morell 1999.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 568–574.*

Zsuzsanna Varga

Bäuerliche Überlebensstrategien nach der Kollektivierung in Ungarn[1]

Seit den späten 1990er-Jahren hat sich die Forschung zur Transformation der Landwirtschaft in Osteuropa nach dem Zweiten Weltkrieg in erster Linie auf die Entwicklung der Kollektivierung in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren konzentriert. (Iordachi/Bauerkämper 2014: 3f.) Studien zur Entwicklung von Landwirtschaft und Dorfgesellschaften nach Abschluss der Kollektivierung gibt es hingegen nur wenige, was bedeutet, dass annähernd drei Jahrzehnte des Staatssozialismus in Vergessenheit zu geraten drohen. Zudem handelt es sich bei der Mehrzahl der zu diesem Thema verfügbaren Arbeiten um nationale Fallstudien. Rühmliche Ausnahmen davon bilden etwa die Studien von Karl-Eugen Wädekin sowie von Nigel Swain.

Die zentralen Akteure meines Beitrags sind die Frauen des post-kollektivierten ungarischen Dorfes. Bis heute stellen diese einen wenig erforschten Bereich der ungarischen Geschichte dar (Morell 1999; Lampland 1995). Der Anteil der Frauen in Genossenschaften nahm im Zuge der Kollektivierung signifikant zu und betrug 1961 fast 40 % (KSH 1963: 32). In meinem Beitrag möchte ich mich auf die Frage konzentrieren, wie sich diese Frauen der doppelten Belastung nach Ende der Kollektivierung stellten. Einerseits, wie sie die Aufgaben im Haushalt bewältigen konnten, ohne die Hilfe ihrer Ehemänner, die im Ein- oder Zweiwochenrhythmus pendelten und andererseits, wie sie sich der Kollektivarbeit in den Genossenschaften anpassten. Um eine solide empirische Grundlage für die Bearbeitung dieser Fragestellungen zu gewährleisten, führte ich neben intensiver Archivarbeit zahlreiche Interviews durch und wertete zeitgenössische Presseartikel aus. Darüber hinaus nutzte ich intensiv die einschlägigen wissenschaftlichen Studien von Anthropologen und Soziologen.

Alte und neue Typen von dörflichen Haushalten

In meinem Beitrag möchte ich mein Augenmerk auf die bäuerlichen Überlebensstrategien richten, die sich im Zuge der Kollektivierungskampagnen in den 1950er-Jah-

1 This research was supported at the Eötvös Lorand University from the Institutional Excellence Grant sponsored by the Ministry of Human Capacities of the Hungarian Government (*1783-3/2018/FEKUTSRAT*).

ren entwickelt hatten und sich auch nach Abschluss der Kollektivierung 1961 weiterverbreiteten. Aufgrund sowohl der niedrigen Erträge der kurz zuvor kollektivierten Landwirtschaft als auch der niedrigen Einkommen aus dem kollektiven Anbau ist in der ersten Hälfte der 1960er-Jahre eine massive Migrationsbewegung zu beobachten (Varga 2004: 231ff.). Zudem gab es einen weiteren Grund, warum zahlreiche Familien die Männer in die Industrie oder den Tertiärsektor schickten: Bis zur Mitte der 1970er-Jahre erhielten Genossenschaftsbauern geringere Sozialbeihilfen als Industriearbeiter oder Angestellte.

Die Familien begannen jedoch damit, ‚auf mehreren Füßen zu stehen' und passten sich den veränderten Gegebenheiten an, was bedeutete, auf mehrere Einkommensquellen zu setzen. Zuvor diversifizierten sich bäuerliche Haushalte, indem ein bis zwei, meist männliche, Familienmitglieder in der Industrie oder einem anderen Sektor jenseits der Landwirtschaft arbeiteten. Dies bedeutete in der Regel die Überwindung großer Distanzen oder zumindest das tägliche Pendeln zum Arbeitsplatz. Ein anderes Familienmitglied (die Ehefrau oder ein älterer Mann) arbeitete in der lokalen Genossenschaft oder in einem landwirtschaftlichen Staatsbetrieb. Durch diese Beschäftigung erhielten sie einen Anspruch auf subsistenzwirtschaftlich nutzbares Land. Diese ‚individuellen Hauswirtschaftsflächen', die maximal 1 *kataszträlis hold* (0,57 Hektar) groß waren, wurden von allen Familienmitgliedern gemeinsam bewirtschaftet. Darüber hinaus gab es die Nutzviehhaltung, welche sich zwischen einzelnen Haushalten stark in Bezug auf die Größe des Bestands und die gehaltenen Tierarten unterschied. Der Anteil des Haushaltseinkommens, welcher über diese Subsistenzflächen erzielt wurde, lag im Durchschnitt 1960 bei 54 %, 1972 bei 40 % und 1981 immer noch bei 25–30 % (KSH 1982: 195f.). Dieser Anteil am Haushaltseinkommen könnte die sehr langsame Angleichung des Einkommens von Genossenschaftsbauern gegenüber dem Durchschnittseinkommen von Industriearbeitern erklären. Hierbei sollte jedoch nicht vergessen werden, dass dieser Ausgleich nur durch erhebliche Mehrarbeit jenseits der erbrachten Arbeitsleistungen in den Genossenschaften erzielt werden konnte. Als Beleg hierfür kann man Daten aus dem „Ungarischen Zentralamt für Statistik" (KSH) aus den Jahren 1972–1973 heranziehen. Diesen Daten zufolge arbeiteten in ungarischen Dörfern sowohl Männer als auch Frauen durchschnittlich täglich zwei Stunden auf den Subsistenzflächen, an Wochenenden wie auch an Werktagen (Oros 1994: 78).

Nach dem Abschluss der Kollektivierung lebte die ländliche Bevölkerung Ungarns von drei Einkommensquellen: von der großmaßstäblichen sozialistischen Landwirtschaft (Genossenschaften, landwirtschaftliche Staatsbetriebe), von den Erträgen der Subsistenzflächen und schließlich von einer Beschäftigung außerhalb des Agrarsektors, in der Industrie, im Dienstleistungsbereich oder im öffentlichen Sektor. Ausgehend von der Familienzusammensetzung (Alter, Geschlecht, Anzahl) lassen sich vier Typen von dörflichen Haushalten in den 1960er-Jahren unterscheiden: die Genossenschaftsbauern, die Arbeiter, jene mit gemischten Einkommen und die Rentner (Varga 2011: 54ff.). In Familien, in welchen der Mann sich der Genossenschaft anschloss,

blieb die Frau zu Hause, konnte jedoch als helfendes Familienmitglied in der Genossenschaft mitarbeiten. In Haushalten mit doppeltem Einkommen wurde die Frau Mitglied der Genossenschaft. Das wichtigste Motiv dafür war die damit verbundene Möglichkeit, eine Subsistenzfläche zur Bewirtschaftung durch die Familie zu erhalten. Die Voraussetzung dafür war die Verrichtung einer täglichen Mindestarbeitszeit innerhalb der Genossenschaft.

Die vier Haushaltstypen in Ungarns Dörfern profitierten nicht im gleichen Maße von den bereits erwähnten Angleichungen der Haushaltseinkommen. Das Durchschnittseinkommen von Arbeiterfamilien lag unter dem der Genossenschaftsbauern. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Industriearbeiter mit den niedrigsten Einkommen in Dörfern lebten und deren Haushalte zudem im Durchschnitt größer waren als jene der Genossenschaftsbauern oder Haushalte mit gemischten Einkommen (Valuch 2004: 533ff.). Es ist weiterhin auffällig, dass die doppelten Einkommen der gemischten Haushalte höher waren als jene der Genossenschaftsbauern oder der Industriearbeiter. Dieser Umstand kann nicht allein damit erklärt werden, dass es – entsprechend der Definition dieses Haushaltstyps – zwei Personen mit Erwerbseinkommen gab, normalerweise in Industrie und Genossenschaft, sondern dass mithilfe der Subsistenzfläche ein zusätzliches Einkommen aus dem Eigenanbau erwirtschaftet werden konnte. Dieser Haushaltstyp wurde zur am schnellsten wachsenden Gruppe in den Dörfern; bereits 1967 kann jede fünfte Familie dieser Gruppe zugerechnet werden (Andorka/Harcsa 1982: 213ff.). Dieser Haushaltstyp repräsentierte die am härtesten arbeitende Schicht der sich verändernden Dorfgesellschaft, welche sich zugleich am besten den veränderten Bedingungen anzupassen wusste.

Abgesehen von diesen Gruppen, die immer wohlhabender wurden, sollen jedoch auch jene erwähnt werden, die in den Dörfern in Armut oder am Rand der Armut lebten. Die zeitgenössischen Studien von Ágnes Losonczi, Ágnes Bokor und István Kemény stimmen darin überein, dass die typischen Armen in den Dörfern zur Wende von den 1960er- zu den 1970er-Jahren ältere Menschen im Ruhestand waren. Am stärksten von Armut bedroht oder betroffen waren jene, die keine Rente, sondern nur eine Alterspauschale (*öregségi járadék*) erhielten oder die aufgrund ihres Gesundheitszustands nicht in der Lage waren, eine Subsistenzfläche zu bewirtschaften.

Es wird offensichtlich, dass in drei von vier Haushaltstypen (Genossenschaftsbauern, gemischte Einkommen, Rentner) der Eigenanbau eine bedeutende Rolle spielte. Hierbei ist zu erwähnen, dass ein Großteil der Arbeit auf den Subsistenzflächen von Frauen erbracht wurde. In den 1960er-Jahren lag der Anteil der durch Frauen erbrachten Arbeit auf den Subsistenzflächen von Genossenschaftsbauern bei 70–75 % der gesamten Arbeitszeit, die für diese Flächen aufgebracht wurde (Kovách 1999: 125ff.). Daraus wird ersichtlich, dass der traditionell arbeitszentrierte Lebensstil der Landbevölkerung weitergetragen wurde und die nunmehr kollektivierte Dorfgemeinschaft dazu motivierte, neue Ziele zu erreichen. Anfangs schien dieser arbeitszentrierte Lebensstil vor allem ein Charakteristikum der älteren Generation sowie von Personen mittleren Alters zu sein. Wie jedoch schon die Folgegeneration zeigt,

schonten sich diese nicht und betrachteten ihre Arbeit als ein Mittel, um ihren Kindern wichtige Dinge zu ermöglichen. Hierbei ist es wenig überraschend, dass diese Gruppe ihre bezahlten Urlaubstage nicht für Reisen oder Erholung verwendete, sondern um die Subsistenzflächen zu bewirtschaften oder dem Bau beziehungsweise Ausbau des Hauses nachzugehen.

Allerdings ergaben sich aus der Auswertung meiner Interviews Anhaltspunkte auf eine interessante Anpassungsstrategie der jüngeren Generation, welche meine Aufmerksamkeit weckte. Ich habe im Zeitraum von 2012–2014 32 Interviews mit Frauen im Alter von 60 bis 85 Jahren in meinem Herkunftsdorf (Mihálygerge) sowie in Nachbardörfern (Ipolytarnóc, Litke, Egyházasgerge und Karancskeszi) geführt.

Die jüngere Generation sah den von Selbstausbeutung geprägten Lebensstil ihrer Eltern kritisch. Freizeitaktivitäten, Unterhaltung und Reisen waren Teil ihres Lebens. Mit der Gründung einer eigenen Familie jedoch verschob sich ihr Lebensstil schrittweise in Richtung der Arbeitszentrierung. Die Einführung des GYES (vgl. Kindergeld) in 1967 trug weiter zu einem Trend in dieser Richtung bei. Wenn junge Paare das Glück hatten, dass in den Jahren nach ihrer Heirat ein Haus durch die Familienkooperation (*kaláka*) errichtet wurde, verwendeten sie die Folgejahre darauf, sich durch Arbeit für die Hilfe zu revanchieren, die sie selbst erhalten hatten. Jene, die keine Hilfe von ihren Eltern oder Verwandten erhielten, benötigten viele Jahre, um genügend Geld für ein Haus zu sparen. Das gelang dann wiederum am besten, wenn sie sowohl im ersten Wirtschaftssektor als auch in der individuellen Hauswirtschaft tätig waren. Sie hatten keine andere Wahl, als sich ebenfalls für viele Jahre einem von Selbstausbeutung geprägten Lebensstil zu verschreiben.

Wenn Konstanten und Wandlungen des Wertesystems angesprochen werden, ist es wichtig, die Rolle sozialer Kontrolle in der Dorfgemeinschaft zu betrachten. Es ist allgemein bekannt, dass traditionelle bäuerliche Gemeinschaften sich eine Vielzahl an Normen auferlegten, welche sich auf alle Lebensbereiche erstreckten. Die Normen, die konkret das Verhalten regulierten, reflektierten auch die sich wandelnden Werte. Ihre Allgemeingültigkeit wurde durch soziale Kontrolle abgesichert. Es wurde ersichtlich, dass Selbstausbeutung und Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Norm blieb. Eine anständige Frau (*rendes asszony*) „fand immer etwas im Haus zu tun". Frauen konnten sich nur insgeheim entspannen oder unterhalten, beispielsweise bei einer Plauderei am Gartentor oder während des Schlangestehens. Männer waren ähnlichen Erwartungshaltungen ausgesetzt, selbst wenn sie pendeln mussten. „Ein anständiger arbeitsamer Mann (*rendes iparkodó ember*) muss auch zu Hause arbeiten." Selbstversorger zu sein war die Norm, und sie blieb es auch dann, als die meisten Dorfbewohner bereits von ihren Gehältern lebten. Soziale Kontrolle spielte auch bei den stetig wachsenden Normen hinsichtlich materieller Güter eine wichtige Rolle. Es kann beobachtet werden, dass jene Normen, die in Einklang mit den neuen Möglichkeiten standen, in den Dörfern in der Regel von jüngeren Menschen eingeführt wurden, welche in den Städten arbeiteten.

In den Jahrzehnten nach Abschluss der Kollektivierung lässt sich somit in den ungarischen Dörfern beobachten, wie sich althergebrachte Werte, die Prestige versprachen, mit neuen, ebenfalls prestigeträchtigen Werten verbanden. Über die erfolgreiche Anpassung an die gewandelten Umstände hinaus lässt sich auch ein Überleben traditioneller bäuerlicher Werte wie auch einer traditionellen Mentalität beobachten.

Arbeitsmöglichkeiten für Frauen in den Genossenschaften

Als Ausblick möchte ich einige wesentliche Entwicklungen im Dorfleben hervorheben, welche Einfluss auf die Rolle der Frau nach 1968 hatten. 1968 wurde in Ungarn der ‚Neue ökonomische Mechanismus'/NÖM eingeführt, aber die meisten die Landwirtschaft betreffenden Reformmaßnahmen, einschließlich der Preisreformen, des neuen Genossenschaftsrechts etc. wurden bereits vor der offiziellen Einführung der neuen Wirtschaftsreformen umgesetzt (Swain 1981: 225ff.; Varga 2002: 201ff.). Aus der Perspektive der Genossenschaftsmitglieder war die Einführung der regelmäßigen Barzahlung sowie das Aufkommen von nicht-landwirtschaftlichen Geschäftsfeldern (sogenannte Nebenbetriebe), die eine ganzjährige Beschäftigung ermöglichten, die größte Veränderung, was insbesondere für Frauen ohne Ausbildung von Vorteil war, da die Beschäftigungszeiten in der arbeitsintensiven Feldarbeit infolge der Mechanisierung der Landwirtschaft stetig zurückgingen. Hierin liegt ein Hauptgrund, warum die massiven Migrationsbewegungen aus der Landwirtschaft nach 1967/68 ein Ende fanden.

Lange Zeit verhinderten die Restriktionen des sowjetischen Kolchose-Modells, dass Genossenschaften andere, zusätzliche Geschäftszweige erschlossen, die über den Anbau und die Viehwirtschaft hinausgingen, obwohl derartige zusätzliche Aktivitäten in Ungarn traditionell Bestandteil der Arbeitsweise sowohl von großen Gütern als auch von Bauernhöfen waren. In Folge der Wirtschaftsreform von 1968 und unter Ausnutzung der Möglichkeiten, welche das neue Genossenschaftsrecht eröffnete, erweiterte sich das Geschäftsfeld der Genossenschaften rasant (Fischer 1989). Die Genossenschaften schlossen eine Lücke bei der Schaffung kleinerer und mittlerer Fertigungsstätten, welche die staatliche Industrie offengelassen hatte. Mit geringem Investitionsaufwand erfüllten die Nebenbetriebe Aufgaben wie zum Beispiel die Produktion von Mangelwaren, wodurch sie zu einer Verbesserung des Gleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage beitrugen. Die Nebenbetriebe widmeten sich auch der Verarbeitung und Vermarktung von Nahrungsmitteln. Dadurch wurden signifikante Fortschritte in Richtung vertikaler Integration gemacht.

Aus soziologischer Perspektive können drei Formen zusätzlicher Aktivitäten unterschieden werden (Swain 1985: 85ff., 141ff.). Eine ging mit typischen Beschäftigungsfeldern für Frauen einher, indem in den Betrieben Kleidung, Oberleder, Plastikwaren, Bauteile für die Elektroindustrie etc. hergestellt wurden. Dadurch entstanden Beschäftigungsfelder für Frauen, welche durch die Mechanisierung der Landwirtschaft dort nicht mehr benötigt wurden. Diese zusätzlichen Erwerbsmöglichkeiten

waren für Frauen nicht nur wegen des zusätzlichen Einkommens wichtig, sondern auch, weil eine Erwerbstätigkeit Voraussetzung für Mutterschaftsgeld und spätere Rentenzahlungen war. Ein zweiter Typus der Nebenbetriebe arbeitete im Rahmen der Zulieferfunktion für Industrieunternehmen. Aus verschiedenen wirtschaftlichen Gründen lagerten in Städten angesiedelte Industriebetriebe einige ihrer Aufgabenbereiche in landwirtschaftliche Genossenschaften aus (darunter die Fertigung von Komponenten, Spulenfertigung, Werkzeugmacherei, Galvanisation, etc.). Der dritte Typus umfasste Betriebe, die von Arbeitern oder Ingenieuren im Bereich des Maschinen- oder Apparatebaus oder für spezialisierte Dienstleistungen gegründet worden waren und diese aufgrund geltender rechtlicher Beschränkungen unter dem Begriff einer landwirtschaftlichen Genossenschaft eintragen ließen.

Diese zusätzlichen Geschäftsfelder entwickelten sich in solchen landwirtschaftlichen Genossenschaften besonders dynamisch, in denen die Bedingungen für Landwirtschaft ungünstig waren; zum einen, weil sie ein zusätzliches Einkommen ermöglichten, das aus der landwirtschaftlichen Produktion selbst nicht zu erzielen war und zum anderen, weil sie saisonunabhängig lokale Arbeitsplätze und damit ein permanentes Einkommen für die Genossenschaftsmitglieder ermöglichten. Parallel zu diesen Entwicklungen trugen die kleinen Subsistenzflächen im Familienbetrieb weiter zur Stabilisierung und zum Erfolg der großen Landwirtschaftsbetriebe bei. Wie ich bereits erwähnte, veränderte sich deren Rolle in Richtung einer nachfrageorientierten Produktion. Die Zahl der Flächen, welche allein der Subsistenzwirtschaft dienten, nahm ab, wohingegen die Zahl der Flächen, die für den Markt produzierten, zunahm. Die dörflichen Familien waren zu extremen Anstrengungen bereit, um langlebige Konsumgüter zu erwerben, um Eigenheime für ihre Familien zu errichten und nicht zuletzt auch, um ihren Kindern Bildung zu ermöglichen. Die 1970er-Jahre waren durch den größten Umbruch dörflicher Lebensweise im Ungarn des 20. Jahrhunderts geprägt. Die großen Veränderungen im Hinblick auf Lebensqualität und Konsumniveau in ländlichen Haushalten machten diesen Zeitraum zum Goldenen Zeitalter des „Konsumsozialismus" (Varga 2004: 270ff.).

Um hinter die Fassade des „Konsumsozialismus" schauen zu können, müssen wir aufdecken, wie sich die Lebensweise und die soziale Ordnung in der ungarischen Landbevölkerung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts veränderte. Márkus István, ein bekannter Agrarsoziologe, formulierte dahingehend eine nach wie vor gültige Forschungsaufgabe:

> „Der wichtigste Aspekt an dieser Herausforderung besteht möglicherweise darin, offenzulegen, welche neuen Verhaltensnormen und Lebensstile die bäuerlichen Normen ersetzt haben, denn was auf diesem Gebiet geschah, kann nicht lediglich als bloßer Verfallsprozess oder als allgemeiner Werteverlust interpretiert werden oder als ein Prozess, in welchem die alten Normen der bäuerlichen Familien, die ein Netzwerk aus Fleiß, Wirtschaft und Verwandtschaft bildeten, durch einen neuen, verpflichtenden Fleiß ersetzt wurden und durch neue, bürgerlichere, vielleicht auch stärker auf die Kernfamilie fokussierte innerfamiliäre Verpflichtungen, die sich darauf konzentrierten, ein bis zwei Kinder aufzuziehen." (Márkus 1996: 93)

Literatur

Andorka, Rudolf/Harcsa, István (1982): A községi népesség társadalomstatisztikai leírása. [Sozialstatistische Beschreibung der Bevölkerung der Landgemeinden]. In: Vágvölgyi, András (Hrsg.): A falu a mai magyar társadalomban. [Das Dorf in der heutigen ungarischen Gesellschaft]. Budapest, S. 213–217.

Fischer, Holger (1989): Die nichtagrare Nebenbetriebstätigkeit der landwirtschaftlichen Großbetriebe – LPGs und Staatsgüter – Ungarns. (Schriften zur Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsgeschichte 2.) Saarbrücken.

Hann, Christopher (2002): Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive. Frankfurt/M.

Iordachi, Constantin/Bauerkämper, Arnd (Hrsg.) (2014): The Collectivization of Agriculture in Communist Eastern Europe. Comparison and Entanglements. Budapest/New York.

KSH (1936): Mezőgazdaságunk a szocialista átszervezés idején, 1958–1962. [Unsere Landwirtschaft im Zeitraum der sozialistischen Umgestaltung, 1958–1962]. Budapest.

KSH (1982): Mezőgazdasági Statisztikai Zsebkönyv, 1981. [Statistisches Taschenbuch der Landwirtschaft, 1981]. Budapest.

Lampland, Martha (1995): The Object of Labor. Commodification in Socialist Hungary. Chicago/London.

Márkus, István (1996): Polgárosodó parasztság. (Die Verbürgerlichung der Bauernschaft). Budapest.

Morell, Ildikó Asztalos (1999): Emancipation's Dead-End Roads? Studies in the Formation and Development of the Hungarian Model for Agriculture and Gender (1956–1989). Uppsala.

Oros, Iván (Hrsg.) (1994): A falu és a mezőgazdaság főbb társadalmi és gazdasági jelzőszámai [Die wichtigsten sozialen und ökonomischen Indexzahlen des Dorfes und der Landwirtschaft.] Budapest.

Swain, Nigel (1981): The evolution of Hungary's agricultural system since 1967. In: Hare, Paul G./ Radice, Hugo K./Swain, Nigel (Hrsg.): Hungary: A Decade of Economic Reform. London, S. 225–251.

Swain, Nigel (1985): Collective Farms Which Work? Cambridge.

Swain, Geoffrey/Swain, Nigel (2018[1993]): Eastern Europe since 1945. Houndsmills.

Swain, Nigel (2013): Green Barons. Force-of-Circumstance Entrepreneurs, Impotent Mayors. Rural Change in the Early Years of Post-Socialist Capitalist Democracy. Budapest/New York.

Valuch, Tibor (2004): Changes in the Structure and Lifestyle of the Hungarian Society in the Second Half of the XXth Century. In: Gyáni, Gábor/Kövér, György/ Valuch, Tibor (Hrsg): Social history of Hungary from the reform era to the end of the twentieth century. New York, S. 511–671.

Varga, Zsuzsanna (2002): Agriculture and the New Economic Mechanism. In: Hungarologische Beiträge 14. Kádár's Hungary – Kekkonen's Finland. ed. Halmesvirta, Anssi. Jyväskylä: Kopi–Jyvä, S. 201–217.

Varga, Zsuzsanna (2004): Agrarian development from 1945 to the present day. In: Estók, János (Hrsg.): History of Hungarian Agriculture and Rural Life, 1848–2004. Budapest, S. 221–294.

Varga, Zsuzsanna (2011): Polgárosodás? Kispolgárosodás? Felemás polgárosodás? A vidéki társdalom életstratégiáinak változása a Kádár-korban. [Verbürgerlichung? Verkleinbürgerlichung? Halbherzige Verbürgerlichung? Veränderung der Lebensstrategien in der Provinzgesellschaft der Kádár-Ära]. In: Heller Farkas Füzetek, H.1. S. 54–64.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 575–581.*

Elisabeth Meyer-Renschhausen

Die Wiederkehr von Subsistenz- und Hausarbeit durch die Gartentür

Von der Individuellen Hauswirtschaft zum Gemeinschaftsgarten

In fast allen großen Städten der Welt ist Gemüseanbau für den Selbstverbrauch der neue Hype. Tomaten gehen vom Balkonkasten direkt in den Kochtopf, Kohl aus dem Kleingarten in die Küche: Diese neue Gartenbegeisterung bringt kulturübergreifend verloren geglaubte Koch- und Küchenkünste zurück. Mit der neuen Begeisterung für lokal Angebautes, für das Do-it-yourself und die Eigenarbeit in *Repair Cafés* kehrt die gute alte Hausarbeit gewissermaßen wildkreativ durch die Hintertüren in die Wohnungen zurück.

Abb. 1: Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld in Berlin (© Meyer-Renschhausen)

Urban Gardening, Ernährungsräte und *Slow Food* rehabilitieren jene Tätigkeiten, die bisher als Drecks-, Haus- und Frauenarbeiten eher verachtet wurden. Die urbanen *Food*-Aktivisten entdecken die Vorzüge der Subsistenzarbeit als Kern des ‚guten Lebens', des ‚buen vivir'. Kunstevents und konviviale Tafelrunden feiern das gemeinsame Praktizieren von neu-alten Überlebens-Künsten. Und der Begriff ‚Kleinstlandwirtschaft' wird von jugendlichen Vertreterinnen des Rechts auf Ernährungssouveränität zum Kampfbegriff geadelt, wie etwa im Rahmen des Protests gegen die derzeitige Agrarpolitik auf der Demo ‚wir haben es satt'.

Weltweit beobachten wir also eine Rehabilitation des Gärtnerns, Gemüseanbaus und Kochens. In Berlin entstanden während eines guten Dutzends von Jahren ab 2004 nahezu 100 neue Gemeinschaftsgärten. Die weit verbreitete Erwerbslosigkeit und ein daraus resultierender Zwang zur Selbstständigkeit führen zur Wiederkehr der Garküchen und des Handwerks, gerade in der Lebensmittelverarbeitung. Die UNO-Studie *Urban Agriculture* von 1996 zeigte den Nutzen, den Städte sowohl des globalen Südens als auch des Nordens aus dem Fördern städtischer Agrarkultur ziehen (Smit et al. 1996). In der Entwicklungspolitik steht die Notwendigkeit urbaner Agrarkultur außer Frage. Die Klimawandel- und Umweltprobleme sowie der Erhalt der biologischen Vielfalt führen zu einer Pro-Garten-Politik, die sinnvolle Beschäftigungs- und Erwerbsmöglichkeiten für Arbeitslose und Flüchtlinge bietet.

Im Deutschen hat sich dafür der Begriff des *Urban Gardening* durchgesetzt (Mueller 2012). Im Anschluss an den Subsistenzdiskurs der Entwicklungssoziologie (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997) plädierte ich jedoch für den Begriff *Städtische Agrarkultur*. Er umfasst sowohl den urbanen Gemüsebau für den Verkauf als auch die Eigenversorgung. Auf internationaler Ebene ist der Begriff *urban agriculture* unumstritten[1].

II

Seit der Gründung der modernen Nationalstaaten hat sich, um der Steuereinnahmen willen, ein Denken durchgesetzt, welches die gewinnerbringende Erwerbswirtschaft als einzig relevante Form des Wirtschaftens gelten lässt. Aus dem Begriff *Wirtschaft*, von lat. *venare* – ernähren, wurde eine *Wirtschaft*, der es lediglich um Geldeinnahmen geht. Dieses Denken verdrängt die reale Bedeutung der Hauswirtschaft als Reproduktionsarbeit. Es übersieht die Subsidiarisierung der Erwerbsarbeit durch die häusliche Ökonomie. Funktionierende Selbstversorgerwirtschaften und Selbsthilfestrukturen, zumal auf dem Lande, konnten und können so bis heute leicht übersehen werden. Die alte Wirtschaft von *Haus und Hof* als Wirtschafts-Einheit, als Zentren der Haus-, als Versorgungs- und Vorratswirtschaft wurde vergessen (Bock/Duden 1977; Wunder 1992).

1 Siehe: www.fao.org und www.ruaf.org.

Entsprechend fiel die Subsistenzwirtschaft den Strukturreformen der Neuzeit zum Opfer. Die sogenannte *Bauernbefreiung* war eine Art Landnahme im eigenen Land, die auf Kosten der Besitzlosen ging. Sie führte zur Verarmung von Landlosen, insbesondere alleinstehenden Frauen, Witwen oder ledigen Müttern.

Diese Agrarreformen, in Preußen wesentlich erst nach der Französischen Revolution unter Reformatoren wie unter anderem Freiherr vom Stein und Fürst Hardenberg 1806–1816 durchgeführt, sollten den Landwirten effizienteres Wirtschaften ermöglichen. Vom Flurzwang befreit sollten sie alleine entscheiden können, was sie wann anbauen. Aber diese Politik der sogenannten Separierung führte zu neuen Krisen. Die Bauernbefreiung ließ die bisher zwar land- jedoch nicht rechtlosen Dorfbewohner zu Bettlern werden. Die Reformer hatten eine Reihe von Einzelproblemen unterschätzt. Sie hatten sich nicht klargemacht, dass viele Dorfleute von der Subsistenzwirtschaft außerhalb der Geldökonomie lebten. Sie wussten nicht, dass etwa die armen Schäfer in Zehlendorf um 1820 dermaßen karg lebten, dass der Zwang, die Vermessungen zur Aufteilung mittragen zu müssen, sie in so große finanzielle Nöte brachte, dass sie ihre Schafe verkaufen mussten und verarmten (Zückert 1995).

Das 3. Edikt der Reformen gestattete den Großgrundbesitzern 1811 sich der Mitbenutzer ihrer Ländereien zu entledigen, was die Aufhebung der traditionellen Allmende-Rechte bedeutete. Die kleinen Stellen der unterbäuerlichen Schichten, der nichtspannfähigen Kleinbauern, Büdner und Häusler wurden von den Großgrundbesitzern eingezogen. Da die Ritter mit den Reformen zudem von ihren Fürsorge-Verpflichtungen hinsichtlich Dach und Kost den Armen gegenüber entbunden wurden, verloren Alte, Kranke oder Witwen ihre bisherige Absicherung. Mit den Allmenden verloren alle landlosen Landbewohner Weiderechte und Wald- oder Moornutzungsrechte und damit ihre Subsistenzwirtschaft: Es wurde ihnen unmöglich weiterhin eine Hauskuh, Milchziege oder etwa Gänse zwecks Einkommensgenerierung zu halten. Das, was E. P. Thomsen die moralische Ökonomie genannt hatte, verschwand. Die so Enteigneten zogen als neue Arme in die Städte (Meyer-Renschhausen 2016).

Den gerade erst selbstständig gewordenen Städten kam die schwere Aufgabe zu, für die wachsende Zahl armer Landflüchtiger zu sorgen. Wir wissen, dass daraufhin beispielsweise die Stadt Kiel versuchte, der Not durch das Einrichten von Armen-Gärten abzuhelfen (Stein 1998: 60ff.). Erfolgreich waren solche Gartengründungen, wenn sie von den Betroffenen selbst kamen. So pachtete zum Beispiel um circa 1860 die verwitwete Hafenarbeiterfrau Anna Schäfer einen Acker am Stadtrand von Bremen.

Als diese Krautgärten im späten 19. Jahrhundert infolge der Expansion der Städte verdrängt wurden, setzte ein nicht abreißen wollender Gartendiskurs ein. Er führte ab den 1880er Jahren zu hinreißenden Gartenbildern in der bildenden Kunst und einer wachsenden Schrebergartenbewegung. Die Vorläufer der Soziologie, die Nationalökonomen, debattierten die Notwendigkeit einer gewissen *Reagrarisierung*, die Erwerbslose mit Selbstversorgerhöfen versorgen sollte (Meyer-Renschhausen 1999, 2016).

III

Um die Ursachen der die Städte belastenden Landflucht zu erforschen, regten die Nationalökonomen mittels ihres *Vereins für Sozialpolitik* 1890 eine Enquete zur Lage der Landarbeiter an. Mit der Auswertung der Fragebögen für Ostelbien beauftragte man Max Weber, 1889 erschien die Studie. Er erkannte die schlechten Löhne der Arbeiter als Ursache der Landflucht. Max Weber staunte jedoch über die relative Selbstständigkeit der Frauen der Landarbeiter. Sie betrieben mit Hilfe des Guts kleine Nebenerwerbs-Landwirtschaften de facto autonom. Die auf dem Gut arbeitenden Männer erhielten als Naturallohn gewisse Mitnutzungsrechte, die ihre Frauen ausüben konnten (Weber 1983: 777ff.). Wie seine Kollegen Max Sering und Gustav Schmoller empfahl auch Weber als Mittel gegen die Not der Arbeitslosen die Wiedereinrichtung kleiner Bauernstellen.

Bodenreformer gründeten idealistisch Landreform-Gesellschaften wie etwa die *Freie Scholle* zur Umsetzung ihrer Ideen. Sie ermöglichten dergestalt die Neueinrichtung von kleineren Landwirtschaften in Form von sogenannten Rentengütern. Die Berlinerin Henny Rosenthal gründete 1913 eine solche Neulandwirtschaft nördlich von Berlin. Sie konnte sich sowie Mutter, Mann und Kinder gut ernähren. Als erfolgreiche Neubäuerin blieb Henny Rosenthal jedoch eine Ausnahme. Die Fehler der Preußischen Reformen von 1806–1816 waren nicht wieder rückgängig zu machen (Meyer-Renschhausen 2008).

Also setzten sich Sozialreformer wie Paul Singer, Erwin Bielefeldt oder Hedwig Heyl Ende des 19. Jahrhunderts für das Einrichten von städtischen *Koloniegärten* für Arbeiter, ihre Frauen beziehungsweise Erwerbslose ein. Jedoch erst im Krieg erhielten die Kommunen das Recht, ungenutztes Land enteignen zu dürfen, um es Kriegerfrauen, Witwen und anderen Hungernden als Gartenland zur Verfügung stellen zu können. Es dauerte bis 1919, erst seitdem schützte ein Gesetz die *Kleingärtner* vor spekulativ hohen Pachtgebühren und willkürlichen Vertreibungen von ihrem Laubengrundstück. Damals, gegen Ende des Krieges, waren quasi alle für die *Bodenreform*. Ein Kleingarten für *Jedermann als Selbstversorger* (Migge 1918/1999) erschien vielen Kommunalpolitikern als Ausweg aus der Hungersnot (Loesdan/*Landesverband Berlin der Gartenfreunde* e. V. 2007).

IV

Garten und Kleinlandwirtschaft sind im Gegensatz zum Feldackerbau eine handwerkliche Form der Agrarkultur. Es wird per Hand gearbeitet, Maschineneinsatz ist kaum möglich. Der Ertrag eines Gartens oder Kleinsthofs kann daher den des Ackerbaus um das Doppelte und Dreifache übersteigen. Voraussetzung für eine gute Ernte im Garten ist schlicht steter körperlicher Einsatz von der Saat bis zur Ernte, durch Bodenlockern, Unkrautzupfen und Gießen. Anschließend geht es darum, zur richtigen Zeit zu ernten, zu kochen oder einzulegen. Insofern muss ein Garten gar nicht groß sein,

um eine Familie ernähren zu können. Der in den 1920er-Jahren bekannte Gartenarchitekt Leberecht Migge (1881–1935) unterhielt in der Künstlerkolonie Worpswede bei Bremen einen Beispiel-Nutzgarten. Hier zeigte seine Frau, dass jede(r) eine sechsköpfige Familie von 400–600 qm Land mit Spalierobst und Gemüse vollständig ernähren könnte (Migge 1918). Die indische Wissenschaftlerin Vandana Shiva zeigt zusammen mit ihren Helfern auf ihrer Versuchsfarm Navdanya, dass das bis heute gilt (Shiva 2011), was unter anderem Robert McC. Netting bestätigte (1993). In Nachkriegszeiten setzen Kommunen überall auf Kleingärten, Gartenstädte oder Reihenhaussiedlungen: Sie sollten Arbeitslosen, Geringbemittelten und alleinstehenden Müttern den Mut zurückgeben und das Überleben durch Selbsthilfe ermöglichen.

Diese Form von Sozialpolitik wurde nach 1945 in ganz Osteuropa wieder aufgegriffen: Bis 1989 hatten alle Dorfbewohner Kleinstlandwirtschaften unter dem Namen der *Individuellen* oder *Privaten Hauswirtschaft* (je nach Ortschaft) Genossenschaftsbauern und Bergarbeitern gestattet. Sie war der Kern der staatlich geförderten Schattenwirtschaft. Mit dem Begriff *Private* oder *Individuelle Hauswirtschaft* knüpfte man an die Hausgebundenheit der Landwirtschaft an. Über diese Nebenbei-Landwirtschaft, maßgeblich von Frauen betrieben, wurde nicht gesprochen, da sie der offiziellen Ideologie von der erfolgreichen Kollektivlandwirtschaft entgegenstand (Bell et al. 1984). Entsprechend leicht wurde sie auch Opfer der forcierten Privatisierung der Kollektivlandwirtschaft 1990. Nach der Wende wurden diese Kleinstlandwirtschaften sofort sämtlicher Subventionen beraubt. So schafften nur wenige Hauswirtschaftler den Sprung in die sogenannte Wiedereinrichtung. Vor allem die Frauen verloren dabei.

Diese private Kleinstlandwirtschaft diente zwischen 1961 und 1989 dazu, Dörflern einen angemessenen Lebensstandard zu ermöglichen. Am Beispiel des LPG-Musterdorf Merxleben konnte Barbara Schier zeigen, dass *Private Hauswirtschaft* zur Zufriedenheit mit dem Leben auf dem Land führte sowie zu einem bescheidenen Wohlstand (Schier 2001: 224). Denn nach dem forcierten Beitritt in die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) hatten die Bauern das Interesse am Landleben verloren. Sie verließen die Dörfer. Daher wurde sofort nach Abschluss der Kollektivierung 1961 die private Kleinstlandwirtschaft als Mittel gegen die Landflucht zugelassen. Mit bestem Erfolg: 1975 kamen etwa 100 % des Kaninchenfleischs und 95 % des Honigs, 35 % des Obstes und 21 % der Eier aus der Produktion der privaten Landwirtschaft, einschließlich der der Kleingärtner der DDR (Bell et al. 1984: 205ff.). Die Kleinproduzenten versorgten also auch die Städter mit Frischgemüse.

In allen osteuropäischen Staaten wie Bulgarien, Rumänien und Ungarn war die *Individuelle Landwirtschaft* eine soziale Tatsache. So sollte den ländlichen Haushalten das Leben erleichtert werden. Staatliche Stellen kauften den Privatbauern die Erzeugnisse zu hoch subventionierten Preisen ab. Aus ideologischen Gründen machten die Regierungen diesen Sachverhalt jedoch nirgends publik. Man wollte nicht zugeben, dass auf das alte System der Kleinhöfe zurückgegriffen wurde, damit die Kollektiv-Landwirtschaft die Industrialisierung finanzieren konnte (Swain 2000, 2002).

V

Wahrscheinlich existiert in der Menschheitsgeschichte kein Jahrhundert ohne Wiederkehr der Gärten – der Wiederentdeckung von Subsistenz- oder Kleinlandwirtschaft. Im kreativen Berlin locken heute wilde Brachen und interkulturelle Gärten Touristen aus der ganzen Welt an. In den Zeiten einer ganz auf die Geldwirtschaft fixierten Politik sind es besonders die Künstlerinnen und Künstler, die darauf aufmerksam machen, was im Leben der Menschen eigentlich zählt: Konvivialität, also „Gemein(sam)heit" mit Mensch und Natur (Illich 1982). Im Sommer 2011 gastierte im Berliner *Haus der Kulturen der Welt* eine Ausstellung mit dem Titel ‚Überlebenskunst'. Eine neue Agrarkultur ist allerdings ohne guten Boden unmöglich. Wenn man heute in Berlin bereit ist, nomadisch in Kisten zu gärtnern, ist das angesichts verseuchter Böden verständlich (Gröning 2002; Meyer-Renschhausen 2016). Ökologisch nachhaltig ist der bodenlose Gemüsebau nicht. Eine gute Gartenerde aufzubauen braucht Jahre und Jahrzehnte. Eine kommunale Politik der Ermöglichung von Selbsthilfe verlangt auch eine gewisse kommunale Bodenvorratshaltung. Städtische Gartengrundstücke sollten als solche grundsätzlich erhalten werden, sowohl zugunsten des Bodens als Mutterboden als auch aus Respekt gegenüber dem sozusagen urmenschlichen Betätigungsbedürfnis der Besitz- und Erwerbslosen.

Abb. 2: Gute Ernte: Riesen-Hokkaido im Allmende-Kontor (© Meyer-Renschhausen)

Literatur

Bell, Wolfgang et al. [Autorenkollektiv] (1984): Die Genossenschaftsbauern in den achtziger Jahren. Berlin (DDR).

Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary – Die Subsistenzperspektive. München.

Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. Berlin, S. 118–199.

Gröning, Gert (2002): Gemeinschaftsgärten in Nordamerika. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Becker, Petra/Müller, Renate (Hrsg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Notwendigkeit von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (Frauen – Gesellschaft – Kritik, Band 35). Herbolzheim, S. 298–312.

Groscheff, Kurt et al. [Autorenkollektiv] (1980): Die Landwirtschaft in der DDR. Berlin.

Holl, Anne/Meyer-Renschhausen, Elisabeth (Hrsg.) (2000): Die Wiederkehr der Gärten – Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck.

Illich, Ivan (1982): Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek.

Loesdan, Alfred/Landesverband Berlin der Gartenfreunde (Hrsg.) (2007): Kleine Gärten einer großen Stadt. Berlin.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth (1999): Der Blick zurück aufs Land – Zur Subsistenzdebatte in der frühen deutschen Soziologie. In: Ästhetik und Kommunikation, 30. Jg. September, S. 67–78.

Dies. (2005): Kleinlandwirtschaft in der Regionalpolitik. In: Deutschlandarchiv 4/2005, S. 607–612.

Dies. (2008): Die geraubte Utopie – Henny Rosenthals Immenhof. In: Fischer, Hubertus/Wolschke-Bulmahn, Joachim (Hrsg.): Gärten und Parks im Leben der jüdischen Bevölkerung nach 1933. München, S. 287–308.

Dies. (2016): Urban Gardening in Berlin. Berlin.

Dies./Becker, Petra/Müller, Renate (Hrsg.) (2002): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Notwendigkeit von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (Frauen – Gesellschaft – Kritik, Band 35). Herbolzheim.

Mies, Maria (2015): Patriachat und Kapital, München.

Migge, Leberecht (1999 [1918]): Jedermann Selbstversorger. Jena/Münster.

Müller, Christa (Hrsg.) (2012): Urban gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München.

Netting, Robert McC. (1993): Smallholders, Housholders: Farm Families and the Ecology of Intensive, Sustainable Agriculture. Standford.

Schier, Barbara (2001): Alltagsleben im ‚sozialistischen Dorf' – Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED-Agrarpolitik 1945–1990. Münster u. a.

Shiva, Vandana (2011): Geraubte Ernte: Biodiversität und Ernährungspolitik. Zürich.

Smit, Jac/Rata, Annu/Nasr, Joes (1996): Urban Agriculture: Food, Jobs and Sustainable Cities von (Publication series for Habitat II); online unter: www.cityfarmer.org/smitbook90.html.

Stein, Hartwig (1998): Inseln im Häusermeer. Eine Kulturgeschichte des deutschen Kleingartenwesens bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Reichsweite Tendenzen und Groß-Hamburger Entwicklung. Frankfurt/M. u. a.

Swain, Nigel (2000): „Hier steht jeder auf zwei Beinen" – Die Kleinlandwirtschaft im postsozialistischen Mittel- und Osteuropa. In: Holl, Anne/Meyer-Renschhausen, Elisabeth (Hrsg.): Die Wiederkehr der Gärten: Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck u. a., S. 45–64.

Swain, Nigel (2002): Traditionen der häuslichen Kleinlandwirtschaft in Osteuropa. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Becker, Petra/Müller, Renate (Hrsg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Notwendigkeit von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (Frauen – Gesellschaft – Kritik, Band 35). Herbolzheim, S. 111–133.

Weber, Max (1993 [1893]): Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 55, Leipzig. In: Gesammelte Werke, Bd 4.1, Tübingen, S. 123–164.

Wunder, Heide (1992): „Er ist die Sonn', sie ist der Mond". Frauen in der Frühen Neuzeit. München.

Zückert, Hartmut (1995): Die Separierung in Zehlendorf. In: Zehlendorfer Chronik, Schriften des Heimatvereins. Heft 10.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 582–589.

Maria Hetzer

Gleichberechtigung im Alltag aushandeln: Erwartungen und Erfahrungen von Frauen im ländlichen Raum

Dieser Text ordnet die Alltagspraktiken von Frauen in den andauernden Wandel des ländlichen ostdeutschen Raums ein. Dabei wird der Zusammenhang zwischen den tiefgreifenden ökonomischen und arbeitspolitischen Veränderungen im ländlichen Raum der DDR und spezifischer Frauenpolitik untersucht. Die empirische Basis liefert eine Studie zu Handlungsspielräumen von Akteuren im Staatssozialismus rund um die erfolgreiche LPG Golzow im Oderbruch, unter anderem um das Agieren von Frauen im Kontext einer sozialistischen ländlichen Moderne in der DDR.[1] Dabei stehen kognitive Anker für die Analyse der Narrative von Frauen auf dem Lande mit Bezug zu Emanzipation im Mittelpunkt, die aufzeigen, dass ihre Interpretation eine einfache Klassifizierung entlang von Schlussfolgerungen wie „Es gab keine Emanzipation in der DDR"[2] verbietet. Empirische Studien von Geschlechterrollen und -politiken zeigen die Veränderungen im ländlichen Alltag nach 1945 und in der DDR als primär verbunden mit der Art und Weise, in der sich kollektive Produktion auf dem Land, als Teil einer Modernisierung der ländlichen Ökonomie entwickelte. Die Kollektivierung ländlicher Arbeit bildete so den Rahmen, aus dem die Erwartungen von DDR-Frauen wuchsen – und an dem sie sie maßen – in Bezug auf die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen, sich ändernde Geschlechterbeziehungen und die Herausbildung einer neuen, von Bettina van Hoven (2000) als „Agri*Culture*" betont, ländlichen Kultur.

Die Analyse der gesellschaftlichen Veränderungen in ländlichen Gegenden verdeutlicht die Notwendigkeit, das ‚Dorf' als Transitzone, als oft prekäres und provisorisches Experimentierfeld für gesellschaftliches Leben zu verstehen, und weniger als geschlossene, statische Gemeinschaft (PG Umsiedlerin 2015). Dabei wurden Frauen und die Analyse ihrer veränderten Lebenslagen zu einem wichtigen Lackmustest des sozialistischen Gesellschaftsmodells. In ihnen vereinten sich bildungs- und fami-

1 Die Studie ist Teil des DFG/NCN-Projektes „ROOMS: Manövrierräume im Staatssozialismus (2016–2019).

2 A. Kaminsky, Direktorin Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur im Interview, MOZ online, 9.9.2017.

lienpolitische Anstrengungen des neuen Staats auf der Basis von sozialpolitischen Theorien und Modellen des 19. Jahrhunderts und der Weimarer Republik, die in der Praxis ihre Wirksamkeit erst entfalten mussten. Betrachtenswert sind zudem regionale Besonderheiten und ihre Auswirkungen auf die Gestaltung der ländlichen Nachkriegsgesellschaft. Der Umfang der Zerstörung der ökonomischen Struktur und Produktionsmittel war von enormer Bedeutung. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die Besitz- und Produktionsverhältnisse vor und nach 1945. Zusätzlich spielte die Migration zum Ende des Krieges eine wesentliche Rolle. Der Wissenstransfer der lokalen Akteure hatte Einfluss auf die entstehende industrielle Landwirtschaft der frühen DDR. Das jeweils spezifische, situierte und oft unausgesprochene Wissen, eingeschrieben in die Körper und evident in den Alltagspraktiken, in Sitten und Ritualen, bestimmt in hohem Maße, in welcher Form ostdeutsche Frauen in ländlichen Gegenden ihre gesetzlich festgelegten, gleichen Rechte tatsächlich nutzen konnten. Hier soll jedoch nicht erneut die inhärente Spannung zwischen politischer Absicht und der Verwirklichung im Alltag beschrieben werden. Vielmehr geht es darum, Wege durch das Amalgam aus staatlicher Politik, Regelungen und darauf antwortenden Alltagspraktiken exemplarisch nachzuzeichnen.

Schauplatz: Der unterentwickelte ländliche Raum

1961 wurde Golzow im Oderbruch als Schauplatz für eine Dokumentarfilmreihe auserwählt, die den Alltag und die Erfahrungen von dreizehn Kindern über einen Zeitraum von über vierzig Jahren thematisiert.[3] Das „Dorf bot sich unter anderem aufgrund seiner kriegsbedingten ‚Unterentwicklung' für das Vorhaben an. Das sozialistische Staatsexperiment musste sich hier in einem Umfeld bewähren, das seinen Erfolg nicht gerade begünstigte.[4] Die massive Verwüstung – zehntausende Tote, bis zu neunzig Prozent zerstörte ländliche Infrastruktur – behinderte maßgeblich den ohnehin schwierigen Wiederaufbau. Die Bodenreform von 1945, die auf Auflösung hergebrachter Eigentumsstrukturen auf dem Land zum Vorteil der besitzlosen Bevölkerung, insbesondere Flüchtlingen, abzielte, konnte die Wiederbewirtschaftung nicht beschleunigen. Zerstörung und Verminung der Felder verzögerten die Vergabe des Bodens.[5] Die desolate Lage führte auch dazu, dass einstige Bewohner Golzows nicht zurückkehrten und neuen Akteuren auf der lokalen Bühne Platz machten.

Der Mangel an Saatgut, Geräten, Tieren, lokalem Wissen, aber vor allem das Fehlen lokaler Netzwerke bewegte Neubauern dennoch oft zur Aufgabe, da sie ihre Höfe nicht erfolgreich bewirtschaften, geschweige denn das auferlegte Abgabesoll zur

3 Die Dokfilmreihe „Die Kinder von Golzow" beginnt mit Kindern der ersten Klasse in einer neuerbauten Dorfschule nach sozialistischem Modell und ist die weltweit längste Doku. Sie wurde so zum einflussreichsten Zeitdokument für Darstellung und Diskussion ostdeutschen Alltagslebens und Identitätsbildung.

4 AFG, INT R. Ramm: Warum Golzow?

5 INT H. Hulitschke, Dorfmuseum Friedrichsaue, 22.02.2017.

Verbesserung der Versorgungslage in den Städten erfüllen konnten (Bauerkämper 2002). Die ab 1946 gegründeten Maschinen-Ausleih-Stationen waren nicht in der Lage, die Engpässe ausreichend zu korrigieren. Freiwerdende Flächen wurden von ansässigen Bauern gepachtet und mitbewirtschaftet.[6] Gleichzeitig wurden erfolgreiche Alt- und Einzelbauern durch die restriktive, benachteiligende DDR-Landwirtschaftspolitik zur ‚Republikflucht' gedrängt (Schöne 2005) und ihre Ländereien – sogenannte ‚devastierte Betriebe' – zur Bewirtschaftung an neugegründete LPG und lokale Pächter weitergegeben.[7]

Frauen und der ländliche Wandel nach 1945

Die schwierige Nachkriegssituation beförderte Kollektivierungsprozesse. Führten die Produktionshemmnisse nicht zur Aufgabe der Siedlungsstellen, dann zu einem – von politischer Seite zunächst schief beäugten – wirtschaftlichen Zusammenschluss, um die kargen Ressourcen gemeinschaftlich zu nutzen. Aus meiner Forschung kristallisieren sich im Kontext dieser Umwälzung ländlicher Arbeitsbedingungen fünf Typen von Frauen heraus, die unterschiedliche Ansprüche an die neu entstandene ländliche Gesellschaft in Bezug auf ihre Lebensbedingungen formulierten. Das waren zunächst Frauen, die sich durch Mitwirkung in der LPG einen Ausweg aus der Armut erhofften. Zu ihnen gehörten Flüchtlingsfrauen[8], die mit ihren Kindern auf Hilfe bei der Bewirtschaftung des zugeteilten Bodenreformlandes angewiesen waren. So war Elvin Vebelhack auch eines von fünf Kindern landloser eingesessener Gutsarbeiter: Zunächst mit einer Zukunft als Näherin ausgestattet, qualifizierte sie sich nach der Schule für Arbeit in der Verwaltung der neugegründeten LPG. Sie wurde zur Hauptbuchhalterin der LPG Golzow mit hunderten Beschäftigten und einem Jahresumsatz von mehreren Millionen. In ähnlicher Weise konnte Lieschen Kurzweg, eine bescheidene Köchin in der LPG, durch die staatlich verfasste Infragestellung überkommener patriarchaler Machtstrukturen die Gelegenheit ergreifen und wurde zur selbstbewussten Akteurin auf der lokalen politischen Bühne (Junge 1984).

Daneben standen Golzower Frauen mit großem Wissen um ländliche Produktion, die mit ihren Familien trotz der prekären Situation erfolgreich mittelgroße bäuerliche Betriebe bewirtschafteten. Gerade nach Überwindung der unmittelbaren Kriegsfolgen, zu denen im Oderbruch auch noch eine Hochwasserkatastrophe von historischem Ausmaß 1947 kam, die sämtliche Anstrengungen der ersten Jahre wieder zunichtemachte, waren diese Frauen wiederum nicht bereit, in die LPG einzutreten. Sie fürchteten den Verlust ihrer Selbständigkeit und ihres Status als selbstbewusste Managerinnen von Höfen. Die Demokratisierung der Entscheidungsfindung in den

6 AAG, Ordner 2051, Bodenreform. Die weitere Rotation des Bodeneigentums nach der Bodenreform im ländlichen Raum lässt sich in der gesamten DDR nachweisen (PG Umsiedlerin 2015).

7 AAG, Ordner 2053, devastierte Betriebe.

8 Namen von Personen wurden ggf. geändert.

LPG bereicherte zudem die Skepsis gegenüber den Genossenschaften. Der Frust über die Mitsprache – „da kann jeder Hergelaufene was sagen" – bewegte Einige sogar zum Austritt[9]. Aus ihrer Perspektive war die LPG ein Zusammenschluss der Besitz- und Ahnungslosen. Zu einer Zeit, die durch Mangel an Saatgut, Zugvieh, Geräten und Arbeitskräften geprägt war und in der gerade die Mittelbauern mit hohem Abgabesoll belegt wurden, waren die meisten von ihnen nicht gewillt, ihre begrenzten Mittel mit diesen „Zugelaufenen" zu teilen. Stattdessen begnügten sie sich mit der Kultivierung ihrer zugestandenen Felder für die Subsistenzwirtschaft. Sie wurden offiziell Hausfrauen. Nicht umsonst verstärkte der *Demokratische Frauenbund Deutschlands* ab Ende der 1950er seine Anstrengungen in der beruflichen Mobilisierung von Frauen, zum Beispiel durch die Bildung von sogenannten Hausfrauenbrigaden, auch für Golzow belegt und in den Akten als ‚produktionssteigernd' lobend erwähnt.[10]

Eine dritte Gruppe stellten die Ehefrauen der im Dorf ansässigen Handwerker und Gewerbetreibenden dar. Sie profitierten von der Bodenreform mit Landgewinnen für die Selbstversorgung und konnten so ihren Status gerade innerhalb der Familien verbessern. Sie waren von der Kollektivierung nicht betroffen und standen unter keinem öffentlichen Druck. Frau Nieß, die Frau eines Ladenbesitzers, erzählt von Momenten, in denen sie sich als Geschäftstreibende erfolgreich gegen die lokale Politik der LPG zur Wehr setzten. Ihr „Schattendasein" verschaffte ihr also Handlungsspielräume. Es verhinderte zum Beispiel den Abriss ihres alten Wohnhauses und Ladens für den Bau von Mehrfamilienhäusern im Zuge des örtlichen Wohnungsbauprogramms von Gemeinde und LPG in den 1970er-Jahren. Den Acker aus der Bodenreform bewirtschaftete sie die gesamte DDR-Zeit hindurch, während Feldnachbarn ihr Land sukzessive an die LPG abtraten.

Die Arbeit auf den privaten Feldern, in den Gärten und Gewächshäusern machte sich bald bezahlt. Individuelle landwirtschaftliche Produktion war für die Sicherung der staatlichen Versorgung in der Lebensmittelproduktion unverzichtbar. Die hohen Erzeugerpreise finanzierten bis zum Ende der DDR viele Konsumwünsche der ländlichen Bevölkerung. Als Hausfrau den eigenen Garten und Acker zu bewirtschaften lohnte sich also. Hier kollidierte die staatliche Preispolitik direkt mit dem Impetus der Frauenpolitik nach Gleichberechtigung durch Änderung der Arbeitsverhältnisse. Mit zunehmendem wirtschaftlichen Erfolg der LPG in Golzow und den vielen Vergünstigungen, die sich durch eine Arbeit dort ergaben, nahmen auch Subsistenzbäuerinnen-Hausfrauen wie Ilse Schmidt eine Tätigkeit in der LPG auf, mit ihren Kenntnissen oft als Anleiterinnen eingesetzt. In Interviews wurde deutlich, dass dies zu einem Unmut gerade bei LPG-Mitgliedern führte, die früher eingetreten waren, um durch ihr Mitwirken beim Aufbau der LPG ihrem oft traditionell geringeren sozialen Status zu entkommen. Mehrere verwiesen auf Konflikte wegen des herablassenden Habitus

9 KAS, Ordner Neuentempel, Bl. 12.
10 KAS, Ordner Golzow 1, Bl. RdK, 1957.

der früheren Dorfelite. Die proklamierte Gleichheit aller LPG-Mitglieder wurde so als utopisches Ziel, wenn nicht als haltlose Propaganda, sichtbar.

Die vierte Gruppe stellen Frauen dar, die von Frauenförderplänen und darin festgelegten Qualifizierungen durch Sonderklassen in Berufsschulen und Delegierung an Universitäten profitierten. Dadurch wandelte sich langsam, aber nachhaltig die Verteilung von Verantwortung und Zuständigkeiten in den ländlichen Betrieben. So konnte sich allein im Zeitraum 1963 bis 1970 die Anzahl weiblicher Facharbeiterabschlüsse im Rahmen einer LPG-Mitgliedschaft verfünffachen (PG Umsiedlerin 2015: 32). Seit den 1970er-Jahren kam nun eine Riege hochqualifizierter junger und selbstbewusster Frauen auf dem neuesten Wissensstand aus allen Teilen der Republik zur Arbeit aufs Land. Sie veränderten das Bild der ländlichen Einwohnerschaft und LPG-Belegschaft. Ihr Antrieb dafür waren in Golzow die große Wirtschaftskraft der LPG und der vorbildliche Entwicklungsstand des Dorfes, dessen kulturelle und soziale Dienstleistungen – maßgeblich durch die LPG organisiert – dem Angebot der meisten Städte nicht nachstanden.[11] Diese nächste Generation von Frauen wurde strategisch als intellektuelle Bereicherung für den ökonomischen Erfolg vor allem auf der zweiten Leitungsebene eingesetzt, zum Beispiel als Pflanzenschutzbeauftragte und Leiterin der Ausbildung. Dies geschah oft gegen den Willen vieler Männer im Betrieb, veränderte sich doch damit die hergebrachte, patriarchale Zusammensetzung der Leitungskollektive und die politische Mitgestaltung vor Ort in Gremien und Kommissionen.

Schließlich befeuerte das Bild von der modernen ländlichen Frau als attraktive Traktoristin und Mähdrescherfahrerin die sozialistische Kollektivfantasie. Es manifestierte sich in Studentinnen und städtischen Arbeiterinnen, die in den Spitzenzeiten zur Unterstützung bei der Ernte kamen. In Golzow wurden diese Begegnungen durch verschiedene Freundschafts- und Kooperationsverträge der LPG ermöglicht, unter anderem mit einem großen Berliner Kabelwerk, einem Institut der Humboldt-Universität zu Berlin und dem *Centrum Warenhaus* am Alexanderplatz. In der Folge gab es saisonbedingt hunderte Studentinnen und städtische Berufstätige in der Region. Wie sich eine Professorin und frühere Studentin der HU, die dort zu Beginn der 1960er-Jahre forschte, erinnert, waren es vor allem diese Frauen, die die sich wandelnden Geschlechterbilder sichtbar und greifbar scheinen ließen.

Steigende Erwartungen

Frauen tendierten dazu, die systematische Geschlechterungerechtigkeit in ihrem Alltag nicht bewusst zu reflektieren. Im Unterschied zu feministischer Forschung und Politik verglichen sie nicht das postulierte Ideal der DDR-Frauenpolitik mit ihren Alltagsrealitäten, sondern orientierten sich an den Lebensumständen ihrer Mütter und Großmütter. Laut Christel Panzig (1997: 181) verwiesen sie auf die sich stetig

11 Im Gegensatz zum allgemeinen Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft konnte diese LPG aus einer breiteren Menge an Bewerbern auswählen (INT Just, 27.7.2017).

verbessernden Arbeitsbedingungen in der LPG, deren direkte Adressaten sie waren und begrüßten das neue Frauenbild im Hinblick auf Qualifizierung, Arbeitsbeziehungen und Partnerschaft. Meine Forschungsergebnisse stützen diesen Sachverhalt als grundlegend für jede Erzählung von Leben und Alltag rund um die LPG. Die gute wirtschaftliche Basis der LPG Golzow war in mehrfacher Hinsicht dafür entscheidend, ermöglichte sie doch eine beachtliche Unabhängigkeit von staatlichen Direktiven. So zeigte die LPG-Leitung ein großes Interesse daran, die fortschreitende Entwicklung sozialistischer Agrarökonomie, -politik und -gesetzgebung in ihrem Sinne auszuhandeln, war dabei aber gleichzeitig in der Lage, verdeckt und offen zentrale Planungsentscheidungen zu unterlaufen: „Wir konnten es uns leisten, nein zu sagen."[12]

Die gute ökonomische Performance der LPG kam den in ihr arbeitenden Frauen direkt zugute, zum Beispiel durch beschleunigten Wohnungsbau, gute ärztliche Grundversorgung und hochwertige Kinderbetreuung. Da die Frauen in ihrer regulären Dreifachrolle als Haushaltsmanagerinnen, Mütter und Arbeiterinnen von dieser Entwicklung besonders profitierten, zeigte sich auch mit Blick auf den Kontrast zur unmittelbaren Nachkriegszeit die große Wirkung dieser Verbesserungen in der positiven Einschätzung der eigenen, frauenspezifischen Lebenssituation. Im Gegensatz dazu stand die ökonomische und machtpolitische Bedeutung der LPG der Durchsetzbarkeit einer übergeordneten Frauenpolitik oft im Wege. Qualifizierungsmaßnahmen, Lehrgangsteilnahmen und Delegierungen mussten sich den Betriebsstrukturen unterordnen[13] und wurden auf Zeitpunkte verschoben, in denen Frauen als Arbeitskräfte für die Erfüllung der Plankennziffern nicht mehr gebraucht wurden.[14] Sanktionen fürchtete der Betrieb nicht. Die LPG war einflussreich genug, um sich eventuellen Strafmaßnahmen zu entziehen. Diese Form des geschickten Aushandelns von lokalen Koordinaten der Frauenförderung zu den eigenen Gunsten ist nur ein Beispiel für den allgemeinen Ansatz in der Genossenschaft, um die diversen und oft konfligierenden Verpflichtungen zwischen den Erwartungen an wirtschaftlichen Erfolg und Frauenförderung zu vereinbaren.

Ein ähnlicher Konflikt zwischen Dorfentwicklung und LPG-Erfolg relativiert sich, wenn wir die Zusammenarbeit von Gemeinde und Landwirtschaftsbetrieb, zum Beispiel im Wohnungsbau betrachten. So stellte die Betriebsführung Zuwendungen zugunsten der Förderung eigener Betriebsabläufe zurück: „Ich muss erst rentabel wirtschaften, bevor ich das Dorf entwickeln kann", so der LPG-Vorsitzende Klitzke zum Bürgermeister.[15] Dennoch wurden Wohnungsbauprojekte, die auch den Angehörigen der LPG zugute kamen, meist umgehend verwirklicht. Eine moderne geeignete Wohnung war Hauptmotivation für die Arbeit in der LPG und Indikator für die Verbesserung individueller Lebensbedingungen. Konnte dieser Wunsch nicht erfüllt werden,

12 INT H. Oestreich, Leiter Feldbau, 3.05.2017.
13 KAS, RdG 26/2/1963. Dies galt für die gesamte DDR (Roeder 1975).
14 INT F. Just, Leiterin Ausbildung, 27.7.2017.
15 INT H. Riedel I, DDR-Bürgermeister Golzow, 24.05.2017.

drohte das Wegbleiben junger Familien. Oft geriet die Wohnungszuteilung zu einem komplizierten Tauschakt, der mehrere Familien involvierte.[16] Neben einer Verbesserung der lokalen Infrastruktur beteiligten sich die Agrargenossenschaften zunehmend am Bau von Kulturhäusern und Kaufhallen. Die ärztliche Versorgung wurde städtischen Verhältnissen angepasst, die tägliche Versorgung mit Lebensmitteln verbessert. Wenig überraschend betonten daher alle interviewten Frauen, die nach 1975 ihre Arbeit aufnahmen, dass Golzow im Hinblick auf seine sozialen und kulturellen Angebote „wie eine Stadt war".

Diese Beobachtungen lassen einige Schlussfolgerungen aus gendersensibler Perspektive über die Entwicklung der LPG zu. Die kriegsbedingte Unterentwicklung half zunächst bei emanzipativen Bestrebungen im Rahmen der Kollektivierungsprozesse. Vor allem Frauen profitierten von diesem Prozess, um den nachteiligen Auswirkungen der Bodenreform von 1945 zu begegnen. Die belastbare produktive Basis der LPG, ihre Ressourcen zur Teilnahme an der informellen Tauschökonomie, politische Vernetzung und Verhandlungsgeschick ihrer Leitung waren entscheidende Faktoren sowohl für die Verbesserung der Lebenslagen von Frauen im Dorf als auch für die allgemeine Dorfentwicklung. Zusätzlich stellte die bleibende Bedeutung von individueller Landwirtschaft als zweites Standbein für das Familieneinkommen einen nicht zu unterschätzenden Aspekt dar. Sie ermächtigte Frauen zur selbstbewussten Aushandlung von Geschlechterrollen auf dem Land und zur Einforderung von Lösungen für frauenspezifische Alltagsbedürfnisse.

Das strategische Management von sozialer Differenz und frauenspezifischer Erwartung durch die LPG unterstützte dabei den ökonomischen Erfolg des Betriebs, insbesondere seit den 1970er-Jahren. Auf der einen Seite nahmen Frauen oft geringere Bezahlung in Kauf und konnten im Gegenzug familienfreundliche Arbeitszeiten und Kontinuität erwarten. Es ließe sich also einerseits schlussfolgern, dass das Beharren auf einer traditionellen, konservativen Aufgabenverteilung in den ländlichen Familien von der LPG zu ihrem ökonomischen Erfolg benutzt werden konnte. Auf der anderen Seite zeigt sich deutlich, dass spezifische Instrumente der DDR-Frauenförderung von der LPG gezielt (und früher als anderswo) eingesetzt wurden, um die gute ökonomische Bilanz der Genossenschaft durch innovatives Potential weiter zu festigen und ihren Produktionsvorsprung auszubauen.

Abkürzungen

AFG = Archiv Filmmuseum Golzow
AAG = Archiv Amt Golzow
KAS = Kreisarchiv Seelow

16 KAS, RdG 26/2/1963, „Kollege Cromann will mit Frau seßhaft werden…".

Literatur

Bauerkämper, Arnd (2002): Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963. Köln u. a.

Hoven-Iganski, Bettina van (2000): Made in the GDR. The Changing Geographies of Women in the Post-Socialist Rural Society in Mecklenburg-West Pomerania. Utrecht/Groningen.

Junge, Winfried (1984): Diese Golzower – Umstandsbestimmung eines Ortes. In: Die Kinder von Golzow: 1979–1986. DVD. Absolut Medien, Progress Film-Verleih.

Panzig, Christel (1997): Hin zum eigenen Beruf: Frauen in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR. In: Budde, Gunilla-Friederike (Hrsg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen, S. 171–182.

Projektgruppe Umsiedlerin (Hrsg.) (2015): Transitzone Dorf. Ein Ort zwischen Bodenreform und Kollektivierung. Berlin.

Röder, Barbara (1975): Zur Qualifizierungsbereitschaft der Frauen in der sozialistischen Landwirtschaft der DDR im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Qualifikation und gesellschaftlichen Stellung. Leipzig.

Schöne, Jens (2005): Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft. Berlin.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 590–598.*

Leonore Scholze-Irrlitz

Modernität und Beruf in der DDR: Die Frau in der Landwirtschaft

Abb. 1: Neuentempel (Brandenburg) 1961: Die Feldbaubrigade und zwei Studentinnen[1]

Überblickt man die Veröffentlichungen der vergangenen zwei Jahrzehnte zum Thema ‚Frauen und ländlicher Raum', so wird eine recht schmale Forschungslage sichtbar. Es gibt wenig Verlautbarungen dazu, obwohl die Gender Studies in diesem Zeitraum eine immer stärkere Verankerung an den Universitäten und Forschungsinstituten in den verschiedenen Ländern erfahren haben. Das Interesse an weiblicher Praxis in ländlichen Räumen in der deutschsprachigen Frauenforschung der 1980er- und frü-

1 Zwischen 1958 und 1962 absolvierten die Studentinnen und Studenten unterschiedlicher Studienjahre des *Instituts für Völkerkunde und Deutsche Volkskunde* ihr achtwöchiges Feldforschungspraktikum im Oderbruch, in Neuentempel und Friedersdorf, Orten im Kreis Seelow (Bildrechte: Familie Berndt).

hen 1990er-Jahre[2] hat sich inzwischen auf andere Gegenstände verlagert. Wie wenig das Thema beispielsweise in die Historiografie Eingang gefunden hat, wird besonders deutlich, wenn man das umfassende Nachschlagewerk zu „Agrarwissenschaft und ländliche Gesellschaft im 20. Jahrhundert" in der *Enzyklopädie deutscher Geschichte* betrachtet. Da kommt im Sachregister das Stichwort ‚Frau' zwar vor, aber nur als Annex im Kontext des männlichen Arbeitskräftemangels im Zweiten Weltkrieg beziehungsweise im Zusammenhang des bäuerlichen Familienbetriebes. Die selbstständige Arbeit von Frauen außerhalb der Landwirtschaft im ländlichen Raum wird nicht thematisiert. Dass aber auch über die Entwicklungen in der DDR erstaunlich wenig Kenntnisse vorhanden sind, zeigen Auslassungen wie:

> „In der kapitalistischen und der sozialistischen Landwirtschaft bleiben die sozialen und kulturellen Unterschiede landwirtschaftlicher Berufstätiger trotz einiger sozialpolitischer Neuerungen … bestehen. … Landwirtschaftlich tätige Frauen hier wie dort standen im Windschatten staatlicher Sozialleistungen." (Kluge 2005: 107)

Die folgende Darstellung wird dies anhand von Quellen- und Interviewmaterial in Frage stellen und diskutieren.

In einer transnational-vergleichenden Publikation zu „Power and Gender in European Rural Development" – sie stellt das Ergebnis einer Arbeitsgruppenkooperation im *Cost*-Programm der EU dar – wird zunächst erst einmal der diesbezügliche Forschungsstand an Beispielen aus Nord-, West- und Südwesteuropa zusammengetragen.[3] Thema ist unter anderem die Entwicklung von Konzepten der Gleichstellung im ländlichen Raum, festgeschrieben im Rahmen der neuen ruralen Politiken und unterstützt zum Beispiel durch die LEADER-Förderung (Baylina/Bock 2004: 95). Erstaunlich aber ist, dass die Erfahrungen von über 30 Jahren Gleichstellung der Frau in den sozialistischen Ländern – in ihrer durchaus großen Unterschiedlichkeit – keine Rolle spielen. Jedoch wurden gerade dort schon sehr zeitig Modelle für eine ‚Gleichberechtigung von Mann und Frau' – so der damalige Terminus – entwickelt und vor allem auch in der Praxis erprobt. Darüber mehr Kenntnisse zu gewinnen, ist zum Verständnis der aktuellen Entwicklungen in den sogenannten ‚postsozialistischen' Gesellschaften und im EU-Maßstab für die Entwicklung von adäquaten Programmen unerlässlich. Die im Panel versammelten Beiträge wollen die Kenntnisse dazu auch mittels der Erschließung neuer Quellen erweitern. Anschließen lässt sich damit unter anderem an die Arbeiten der französischen Historiker, die gemeinsam mit Sandrine Kott die ostdeutsche Gesellschaft unter einer transnationalen Perspektive betrachten.[4]

2 Vgl. z. B. Schubert 1977; Krasberg 1980; Inhetveen/Blasche 1983; Bennholdt-Thomsen/Mies/v. Werlhoff u. a. 1988; Panzig 1997; Meyer-Renschhausen 2004.

3 Dafür werden einzelne, jeweils in der Landesprache verfasste, die Forschungsliteratur referierende bzw. resümierende Länderüberblicke zu UK, Niederlande, Spanien und Tunesien geliefert (Goverde/Haan/Baylina 2004).

4 Besonders hervor tritt, dass ein ganzes Heft der Zeitschrift „Clio, Femmes, Genre, Histoire" in einem Themenschwerpunkt „Le ‚socialisme réel' à l' épreuve du genre" diesem Gegenstand ge-

In meinem Beitrag will ich nach dem Zusammenhang von Modernität und Beruf fragen. Dabei soll der Schwerpunkt auf der Berufsausbildung, auf Arbeits- und Qualifizierungserfahrungen sowie auf der Familiengründung liegen. Zudem interessieren mich Hinweise auf eine gewisse „soziale Logik", nach der anzunehmen wäre, dass Vergangenheit im Sinne historisch gewachsener, zwischenmenschlicher Netzwerke und von überliefertem Wissen zu einer „nützlichen Ressource" werden kann (Jessen 2006: 270f.). Führt der jeweilige lokale Handlungskontext vielleicht zusätzlich zu Unterschieden bei den betroffenen sozialen Akteuren gerade in den unterschiedlichen sogenannten Transformationsgesellschaften, zu typischen Varianten eines veränderten Lebensvollzugs (Ders.: 272)? Wie sieht das bei einem radikalen gesellschaftlichen und institutionellen Bruch aus, beziehungsweise was hat dieser gerade in Bezug auf die juristische Umwandlung der ehemaligen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) für Folgen? Um meine Problemstellung zu illustrieren, beginne ich mit einer Utopie zur „Landwirtschaft im Jahre 2000", entworfen 1960 von einem Jungen einer 6. Klasse:

> „Bei der LPG wird modern gearbeitet. In hellen und gesunden Rinderoffenställen werden Kühe und Kälber gehalten. Motorisierte Elektrowagen mit großen Schaufeln, an denen Feger befestigt sind, fegen den Stall automatisch aus." Wenn „das erste Heu" bei „der letzten Kuh angelangt" ist, „schaltet Herr Müller, der dort tätig ist, ab. Der Schaltraum ist das Herz der LPG für das, was im Haus ist und rundherum. Das ist die Gärtnerei mit dem Gewächshaus und den Beeten, das sind die drei Ställe mit dem Haupthaus, in dem sich dieser Schaltraum, der Kinoraum und die Gesellschaftsräume befinden. Auf den Feldern arbeiten die neu entwickelten ferngelenkten Traktoren." Das „Leben ist schöner geworden. Es wird drei Stunden am Tag gearbeitet. … Die LPG-Bauern haben alle ein Auto. In der Schule haben es die Kinder sehr gut. … Die Schule hat ein Hallenbad bekommen, einen herrlichen Schulbus, der morgens die Kinder in die Schule bringt."[5] (Hirte 1996: 12)

Allerdings ist die neue bildschirm-, heute würden wir sagen, computerüberwachte Produktion eigenartig menschenleer, Männer und Frauen fehlen.

Dieser Text entsteht kurz nach der Verkündung der sogenannten ‚Vollgenossenschaftlichkeit' der landwirtschaftlichen Betriebe, eine Bezeichnung für den Abschluss des freiwilligen beziehungsweise erzwungenen Eintritts aller bäuerlichen Betriebe in die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR. Damals fehlt die Frau nicht nur in den Utopien, sondern als Berufstätige mit Fachausbildung spielt sie in den Genossenschaften keine Rolle. Die Bildungsoffensive steht erst noch bevor. Wie mühsam sie beginnt, können wir einer anderen Quelle, einem Feldforschungsbericht einer Ethnologie-Studentin, ebenfalls von 1960, entnehmen. Sie schreibt: bereits seit dem „vergangenen Jahr (gibt es bei 400 Einwohnern – L. S.-I.) 3 junge Frauen und Mädchen aus Friedersdorf, die sich jede Woche einmal mit der Lehrerin des Dorfes zusammensetzen und lernen, um sich eine Grundlage zu schaf-

widmet ist und Länderüberblicke für einzelne osteuropäische Staaten, aber auch für China oder die ehemalige Sowjetunion gegeben werden (Kott/Thébaud 2015).

5 Zitat Heimatkalender Eberswalde, 6. Klasse Oberschule Falkenberg, Neuer Tag, Mai 1960.

fen, später einmal einen Facharbeiter- oder Meisterbrief zu erwerben" (Althaus 1960: 31).

Dieser Versuch, eine Zukunft zu entwerfen, die sich durch Bildung von den Mühen der eigenen Gegenwart und erst recht der Vergangenheit befreien will – wie verändert er sich, wenn er von der Zeit eingeholt wird? Was fließt in das kollektive und soziale Gedächtnis ein, wenn eine Gesellschaft zerbricht, wenn ihre ökonomischen, politischen, juristischen, sozialen und kulturellen Institutionen, Maßstäbe oder auch Verankerungen ‚ungültig' werden? Heute zäumt man Erklärungen für die negativen Auswirkungen der industrialisierten Großlandwirtschaft mit ihrem Dorfsterben und den sich lockernden Sozialbeziehungen vor Ort gern ‚von hinten' auf. So finden wir in manchen historisch-politischen Forschungsansätzen der Gegenwart einerseits die Auffassung, dass es an den überkommenen, großflächigen Agrarstrukturen der DDR läge, wenn der intensiven Großlandwirtschaft heute jegliche Beziehungen zum Raum fehlen würden, in dem sie wirtschaftet. Andererseits aber spricht man der DDR-Gesellschaft eine ‚Modernität' weitgehend ab und verortet sie, wie Bauerkämper die ländliche Gesellschaft in Brandenburg von 1945 bis 1963, zwischen „Zwangsmodernisierung und Traditionalität" (Bauerkämper 2002: 493). Doch es gibt zentrale Gesichtspunkte, welche eine Modernisierung kennzeichnen: die Existenz eines Fortschrittsdenkens, das Anwachsen eines Spektrums individueller Entscheidungsmöglichkeiten, die Lösung individueller Bindungen zum Zwecke der Säkularisierung von Zielsetzungen sowie die Entstehung von Mittelrationalität, alles verbunden mit einem analytisch objektivierenden, auf Effektivität und Nutzen zielenden Denken (Gensicke 1995: 104).

Um Landwirtschaft und ländlichen Raum in der DDR besser verstehen zu können, ist es sinnvoll, die Entwicklung der Arbeitskräftesituation zu betrachten. Sieht man sich die DDR im Vergleich zu anderen sozialistischen Ländern an, so war der Anteil der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft bereits 1950 sehr gering; es handelte sich nur um ein Viertel (24 %) aller Arbeitenden. Im Vergleich dazu waren es in Rumänien 80 % und in der ČSSR knapp 40 %. (Ebd.: 105) Zwischen 1950 und 1960 ging die Zahl der in der DDR-Landwirtschaft Beschäftigten am stärksten zurück, um dann langsam bis 1980 weiter abzusinken, auf nur noch 10 % im Jahr 1989. Im gleichen Zeitraum sank außerdem in der gesamten Wirtschaft die Zahl der Un- und Angelernten, es stieg die Zahl der Facharbeiter sowie der Fach- und Hochschulabsolventen. Basis der sich stärker durchsetzenden Modernisierung war die Bildung, wie sie sich statistisch schon an der steigenden Zahl der Berufsabschlüsse zeigt, verbunden mit zunehmender Arbeitsteilung und weitgehender funktionaler Differenzierung. Das spiegelt sich auch in der Berufsbildung von Frauen: 1988 arbeiteten in der DDR insgesamt 825.205 Arbeitskräfte in der Land- und Forstwirtschaft, davon waren 320.913 Frauen. 91,9 % von ihnen besaßen einen Berufsabschluss.[6] Damit war der Prozentsatz höher als in

6 Siehe Staatliche Zentralverwaltung für Statistik 1990: 185ff.

der Industrie, wo von 1.320.000 weiblichen Beschäftigten nur 84 % einen Berufsabschluss besaßen (Panzig 1997: 171).

Von der reinen Statistik nun zu den konkreten Umständen und Erfahrungen der Menschen in der Umbruchszeit von 1989. Anhand der Dörfer Brodowin (heute Amt Schorfheide-Chorin, circa 60 km nordöstlich von Berlin) und Klützer Winkel (einer Ostseegemeinde in Mecklenburg-Vorpommern unweit der alten Grenze zwischen der DDR und der BRD) geht es um die Rolle, welche die Berufsausbildung beziehungsweise -qualifizierung für Frauen, eingefordert auch im sogenannten ‚sozialpolitischen Programm' der SED, spielt. Das erste Beispiel stammt aus einem größeren Forschungsprojekt, durchgeführt zwischen 2003 und 2005: Gesine F., Jahrgang 1966, Schulausbildung 1972–1982, hat zwei Jahre eine Lehre absolviert und 1984 als „Facharbeiter für Grünanlagen" abgeschlossen. Das würde heute dem Beruf der Landschaftsgestalterin entsprechen. Die praktische Ausbildung fand in einem Kinderferienlager im Landschaftsschutzgebiet Schorfheide/Chorin statt, in der Nähe eines Dorfes mit einem großen LPG-Betrieb. Gesine F. stammt aus einer nahe gelegenen Industriestadt. Da ihr die Arbeitsatmosphäre im Ferienlager nicht gefiel, bot ihr die nahegelegene LPG die Chance, den Arbeitsplatz zu wechseln. Nur ein Jahr nach dem ersten Facharbeiterabschluss arbeitete sie bereits im Kälberstall. 1986 dann, nach der Geburt des ersten Kindes und einer Pause von fünf Monaten, ging sie in den Stall zurück. Berufsbegleitend begann sie eine weitere Ausbildung als „Facharbeiter für Tierzucht" und arbeitete dann als Melkerin. Die zweigeteilte Arbeitszeit, Melken am frühen Morgen und am Nachmittag, also von 4 Uhr bis 8 Uhr und von 14 bis 18 Uhr erwies sich mit Kindern (sie ist inzwischen zweifache Mutter) als schwer organisierbar. 1992, als noch eine eigene Käserei und ein größerer Hofladen den Betrieb aufnahmen, wurde sie Leiterin dieses Geschäfts.[7] Der Mann von Gesine F. arbeitete anfangs ebenfalls in der LPG, als Elektriker. Als neue Melkanlagen den Betrieb aufnahmen, wurde er 1991/1992 „überflüssig" und fing in einer Köhlerei in Neuenhütte an, inzwischen ist er aber erwerbslos zu Hause.[8] Hinsichtlich von Frauen, gegebenenfalls in leitenden Positionen im Betrieb von Gesine F. oder im weiteren Umkreis, stellt sich heraus, dass diese damals den ganzen „Ökokorb" (Lieferung ökologischer Produkte) organisierten, angefangen mit der Bestellung bis hin zur Internetseite. Frauen bauten diesen Handel auf und dominierten die Verwaltung, Männer fungierten als Kraftfahrer.

Das zweite Beispiel entnehme ich einem Interview, welches die Journalistin Tanja Busse Anfang des neuen Jahrtausends mit Silke M., Jahrgang 1964, geführt hat. Sie arbeitete nach einer Ausbildung zur Tierzüchterin seit 1982 als Melkerin in einer LPG in Mecklenburg und berichtet folgendermaßen über die Zusammenarbeit der Geschlechter:

> „Als ich mit dem Jungen schwanger war, sollte ich einen Schonplatz kriegen. Das habe ich abgelehnt (...). Die Männer haben das dann aber so gemacht, dass ich kein Futter abzuladen

7 Interview mit Gesine F. am 16.9.2003, Interview Isabel Janke. Protokoll: 2 und 11f.
8 Ebd.: 12.

> brauchte. Der Meister hat gesagt: ‚Du fährst den Trecker über den Futtertisch und der Treckerfahrer, der das Futter vom Futterplatz geholt hat, steigt aus und lädt ab.' Ich habe die Waschküche gemacht, gemolken, bin Trecker gefahren. Ich habe alle Arbeiten, die ein Mann macht, auch gemacht. Ich habe mich vor keiner Arbeit gescheut. Deshalb war ich auch so wütend, als ich entlassen wurde (...). Ich habe im Babyjahr (nach der Geburt des zweiten Kindes) einen Brief zugeschickt bekommen, in dem stand, dass die LPG aufgelöst wird und dadurch meine Kündigung entsteht (...)." (Busse 2001: 52f.) „Acht Jahre habe ich in der LPG (...) gearbeitet. Nach der Wende war ich zwei Jahre arbeitslos. Dann habe ich einen Bescheid gekriegt, ich sollte eine Umschulung als Haus- und Familienpfleger machen. Das dauerte anderthalb Jahre, danach war ich wieder arbeitslos." (Ebd.: 53)

Mit der Wende greift die ‚neue' kapitalistische Gesellschaftsordnung nun auch für die DDR-Frauen. Für sie ist von Seiten der Politik und Wirtschaft eine andere Geschlechterrolle vorgesehen; im ländlichen Bereich bedeutete das in vielen Fällen den Rückfall in historisch typische Frauentätigkeiten. Zwar waren die Ursachen für den jeweiligen Verlust der Arbeit nach 1990 vielfältig, zentral jedoch ist die Wirkung des sogenannten ‚Landwirtschaftsanpassungsgesetzes' (LWAP), geschaffen im Gefolge der unter bundesdeutschen Rechtsnormen erfolgten deutschen Wiedervereinigung.[9] Wenn Frauen also 1990/91 mit kleinen Kindern zu Hause waren, wurden sie häufig in die Arbeitslosigkeit entlassen. Das geschah auch Silke M., deren LPG in ihrem Babyjahr in eine GmbH umgewandelt wurde, wobei der Nachfolgebetrieb nach dem Wechsel der Rechtsform und den daraus entstandenen finanziellen Belastungen sowie einem zusammengebrochenen Markt für landwirtschaftliche Produkte aus Ostdeutschland nur noch viel weniger Arbeitskräfte verkraften respektive entlohnen konnte.

Zusammengefasst: Mit ihrem Facharbeiterabschluss übernahmen ab den 1970er Jahren Frauen viele der bisher nur von Männern ausgeübten Berufe. Allerdings erinnerten viele Aufgabenfelder an traditionelle Frauenrollen, man denke nur an die Tierpflege, später Tierproduktion genannt. Wichtig war es häufig, dass mit der Geburt von Kindern eine weitere Qualifizierungsstufe erklommen werden konnte. Dafür waren die Betriebe, ausgehend von staatlichen Verordnungen, zuständig, niedergelegt im sogenannten ‚sozialpolitischen Programm' der SED von 1976, mithilfe dessen eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Berufstätigkeit ermöglicht werden sollte. Damals wurde der bezahlte Urlaub für Mütter (Schwangerschaftsurlaub) von 18 auf 20 Monate verlängert. Auch der permanente Mangel an Arbeitskräften, besonders auf dem Land, kann eine weitere Ursache für die wachsende Bedeutung berufstätiger Frauen gewesen sein. Denn mit der Kollektivierung und Modernisierung auf dem Lande setzte ein Urbanisierungs- und mithin Abwanderungsprozess in die Städte ein, bei dem die städtische Bevölkerung zwischen 1960 und 1989 von 72 auf 77 % anwuchs.

9 Es handelt sich um das „Gesetz über die strukturelle Anpassung der Landwirtschaft an die soziale und ökologische Marktwirtschaft in der Deutschen Demokratischen Republik" vom 29.6.1990. Innerhalb von 18 Monaten sollten alle LPGs aufgelöst und in andere Rechtsformen, die in der alten Bundesrepublik bereits vorhanden sind, überführt werden. Wo diese Umstrukturierung bis zum Ende des Jahres 1991 nicht durchgeführt werden konnte, erfolgte eine Liquidierung des entsprechenden Betriebs.

Hinsichtlich der oben angesprochenen Modernisierungsproblematik wird anhand der ausgewählten Beispiele sichtbar, dass Fortschritt in der DDR unter anderem bedeutet hat, den Anteil beruflich qualifizierter Frauen – hier nur am Beispiel der Landwirtschaft gezeigt – deutlich zu erhöhen. Das ist ein grundlegender Unterschied zu vielen westeuropäischen Ländern generell, besonders aber auch zur Bundesrepublik.[10] Die Entscheidung darüber, welcher Beruf aus einem vorhandenen Spektrum jeweils infrage kam, oblag jeder Frau selbst. Gleichzeitig vergrößerte sich damit natürlich ihr Handlungsspielraum wesentlich. Auch Unabhängigkeit, selbst vom Partner, war nichts Unmögliches mehr. Zudem bedeutete diese Freiheit des weiblichen Individuums auch, andere vorgegebene Bindungen lösen zu können. Das zeigte sich in der gesellschaftlichen Praxis dahingehend, dass die Frauen mit ihrem eigenen Einkommen auch über eine eigene Sozial- und Rentenversicherung verfügten. Gleichzeitig war damit eine Zweck- und Mittelrationalität verbunden, wie diese sich etwa in der eigenständigen Entscheidung über den Wiedereinstieg in den Beruf nach der Geburt von Kindern zeigt. Mithilfe eines auf Effektivität und Nutzen zielenden Denkens erfolgte auch die Abwägung, ob und ab wann die vorhandenen staatlichen Betreuungseinrichtungen für Kinder wie Kindergärten, Schulhorte und anderes mehr genutzt wurden. Erst auf dieser Grundlage war es schließlich möglich, Arbeit, berufliche Qualifizierung und Erziehung zu vereinen – ein bedeutender Fortschritt im Vergleich zur Generation der Mütter von vorher. Damit war der Horizont abgesteckt, in dem das eigene Leben als gelungen betrachtet werden konnte – trotz manch offener Wünsche natürlich.

All diese Voraussetzungen und Erfahrungen ihrer „modernen Vergangenheit" allerdings konnten die Frauen der DDR im Zuge des Systemumbruchs nur begrenzt als Ressourcen nutzen.[11] Soziales Kapital wie Berufsqualifikationen, eigenes Einkommen, eigene Sozial- und Rentenversicherungen, aber auch besondere Frauenrechte oder selbstbestimmte Kinderbetreuungserfahrungen außerhalb der Familie (Kinderkrippen, Kindergärten, Schulhorte) konnten nicht als Positivum eingebracht werden, sondern wurden mit den oft als übergestülpt erfahrenen politischen und ökonomischen Strukturen im Vereinigungsprozess eher zerstört. Die sozialen Netzwerke erodierten. Im Moment der sogenannten ‚Systemtransformation' war für manche der noch im Arbeitsprozess befindlichen Frauen ein zweiter Berufsabschluss noch von Vorteil, wenn es eine Qualifikation in Richtung Dienstleistung war – siehe das Beispiel von Gesine F. Allerdings war diese nur nutzbar, wenn die landwirtschaftlichen Betriebe eine Zukunftsperspektive entwickelten, was so aber im LAWP nicht vorgesehen war, denn es ging um die Wiederherstellung einer kleinbäuerlichen, fa-

10 In der Bundesrepublik arbeiten 1989 458.000 Frauen in der Landwirtschaft, davon sind 72 % „mithelfende Familienangehörige". Über den Grad der Berufsabschlüsse gibt es keine Angaben. Generell hat 1989 jede 3. Frau keinen Berufsabschluss (Panzig 1997: 171).

11 Von etwas mehr als 830.000 in der Landwirtschaft der DDR Beschäftigten im Jahr 1989 waren zehn Jahre später in den ostdeutschen Bundesländern noch 135.000 beschäftigt (Busse 2001: 18).

miliengeführten Landwirtschaft (Kluge 2005: 113, Busse 2001: 20). Nur in Brodowin gelang es, die LPG in eine ökologisch wirtschaftende Agrar-GmbH zu überführen, die nach biologisch-dynamischen Methoden wirtschaftet – der größte Betrieb dieser Art in Deutschland.

Für die Zeit nach der Umstrukturierung musste es allerdings über die Fortexistenz des Betriebes hinaus zusätzlich noch Möglichkeiten geben, dass sich Arbeitsfelder außerhalb der landwirtschaftlichen Urproduktion entwickeln konnten.

Jedoch brachen mit der Währungsunion die ostdeutschen Absatzmärkte ein, waren die Innovationschancen somit stark reduziert. Damit ging auch die von den Frauen erworbene berufliche Flexibilität ins Leere. Abwanderung der 30–40 Jährigen wiederum kam angesichts der Kinder und von ‚Haus und Hof' nicht gleich infrage, soziale Netzwerke und materielle Basis wären endgültig zerstört gewesen. Später, mit dem Weggang der nun erwachsenen Kinder, setzte dann zwischen 1998 und 2007 die große Abwanderungswelle von qualifizierten Frauen aus dem ländlichen Raum Ostdeutschlands ein.

Hier, wo weitere Forschungsergebnisse vonnöten wären, endet diese Darstellung. Aber es ist dringend nötig, auch diese Erfahrungen der Vergangenheit in die Gegenwart zu integrieren, um die öffentliche Debatte über die individuellen Erfahrungen zerstörter Biografien und sozialer Ausgrenzungen komplexer führen zu können als es bislang über Rechtsruck und Nationalismus erfolgt. Der Ausbreitung europäisch-regionaler ‚Hinterhöfe', in denen immer größere Gruppen der Bevölkerung in Stadt und Land sich wiederfinden, sollte entgegengewirkt werden.[12] Was dafür allein in einem besseren Verständnis der Alltagsgeschichte von Frauen in der DDR alles enthalten ist, habe ich versucht, kurz zu umreißen. Ein stärkerer Perspektivwechsel in der Forschung ist nötig, um von der bisher überwiegenden Betrachtung von ‚Vergangenheit als ein(em) Hindernis', zum Beispiel der einer sogenannten Zwangsmodernisierung, hin dazu, sie als ‚eine Quelle von Ressourcen' zu verstehen. Damit kann der Blick für die komplexen Erfahrungen der Menschen geöffnet und so die multiplen ‚Wechselwirkungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart' ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. Denn Geschichte ist keine „Kausalkette" (Hirschhausen 2006: 192). „Erst dann versteht man die Vergangenheit nicht als „Last" oder sogar Hindernis für den Wandel, sondern als einen seiner Bestandteile und als ein Mittel, um seine spezifischen Eigenschaften zu begreifen." (Kott 2006: 22)[13]

12 Berlin hat die zweithöchste Armutsquote unter den Bundesländern. Seit 2006 steigt die Armut kontinuierlich an. „Berlin hat mit 19,9 % auch die höchste Hartz-IV-Quote aller Länder, mit 31 % auch bei Kindern (Bericht zur Armutsentwicklung 2017: 15).

13 B. v. Hirschhausen stellt diese einseitige Sichtweise als für die deutschsprachige Literatur überwiegende zu den neuen Bundesländern heraus (Hirschhausen 2006: 197).

Literatur

Althans, Erika (1960): Zur Lebensweise der Frau des Landarbeiters bis zur Lebensweise der Frau des LPG-Bauern. (univ. Seminararbeit Institut für Völkerkunde und deutsche Volkskunde der Humboldt-Universität zu Berlin; Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde, Archiv). Berlin.

Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria/Werlhof, Claudia v. (1988): Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Reinbek bei Hamburg.

Busse, Tanja (2001): Melken und gemolken werden. Die ostdeutsche Landwirtschaft nach der Wende. Berlin.

Der Paritätische Gesamtverband (2017): Bericht zur Armutsentwicklung in Deutschland. (https://www.der-paritaetische.de/schwerpunkte/armutsbericht/download-armutsbericht/).

Gensicke, Thomas (1995): Modernisierung, Wertewandel und Mentalitätsentwicklung in der DDR. In: Bertram, Hans/Hradil, Stefan/Kleinhenz, Gerhard (Hrsg.): Sozialer und demographischer Wandel in den neuen Bundesländern. Berlin, S. 101–140.

Goverde, Henri/de Haan, Henk de/Baylina, Mireia (2004): Power and Gender in European Rural Development. Adlershot.

Hirschhausen, Béatrice v. (2006): Vergangenheit als Ressource im ostdeutschen Transformationsprozess. Einführung. In: Kott, Sandrine/Droit, Emmanuel: Die ostdeutsche Gesellschaft. Eine transnationale Perspektive. Berlin, S. 188–197.

Hirte, Christian (1996): Das Dorf der Zukunft gehört der Vergangenheit an. Ein Blick auf den ländlichen Raum nach der Wende. In: Arbeitshefte der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde. Schöner unsere Städte und Gemeinden? Wandlungsprozesse im ländlichen Raum Ostdeutschlands 1, S. 12–15.

Inhetveen, Heide/Blasche, Margret (1983): Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen.

Jessen, Ralph (2006): Die Zukunft der Vergangenheit. Kommentar. In: Kott, Sandrine/Droit, Emmanuel: Die ostdeutsche Gesellschaft. Eine transnationale Perspektive. Berlin, S. 269–276.

Kluge, Ulrich (2005): Agrarwirtschaft und ländliche Gesellschaft im 20. Jahrhundert. (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 73, hrsg. v. Gall, Lothar et al.) Oldenburg.

Kott, Sandrine (2006): Der Beitrag der französischen Sozialwissenschaften zur Erforschung der ostdeutschen Gesellschaft. Einleitung. In: Kott, Sandrine/ Droit, Emmanuel: Die ostdeutsche Gesellschaft. Eine transnationale Perspektive. Berlin, S. 13–23.

Kott, Sandrine/Droit, Emmanuel (Hrsg.) (2006): Die ostdeutsche Gesellschaft. Eine transnationale Perspektive. Berlin.

Kott, Sandrine/Thébaud, Françoise (2015): Le „socilialisme réel“ á l'épreuve du genre. In: CLIO. Femmes, Genre, Histoire 41.

Krasberg, Ulrike (1980): „Ich mache die Nacht zum Tag!“ Emanzipation und Arbeitsmigration. Griechische Frauen in Deutschland und Griechenland. New York u. a.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Müller, Renate (Hrsg.) (2004): Forschungsbericht: Frauenbiographien in Kietz. (Über-) Leben am östlichen Rand der Republik. Berlin.

Panzig, Christel (1997): Hin zum eigenen Beruf: Frauen in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR. In: Budde, Gunilla-Friederike (Hrsg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen, S. 171–182.

Schubert, Elke (1977): Der Einfluss ausgewählter Faktoren auf die Arbeitsbeteiligung von Frauen in der Tierproduktion der sozialistischen Landwirtschaft der DDR. Jena.

Staatliche Zentralverwaltung für Statistik (1990): Statistisches Jahrbuch der DDR 1990. Berlin. https://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PID=PPN514402644_1990.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 599–611.

Nina Reggi

ReProduktionsReserven

Ethnographische Einblicke in die politische Steuerung von beruflichen Wiedereinstiegen an der Schnittstelle von Care- und Erwerbsarbeit

ReProduktionsReserven

Am 7.3.2008, einem Abend vor dem Weltfrauentag, kündigt die damalige Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen ein neues Programm an:

> „Mit Elterngeld und Elternzeit haben wir im letzten Jahr viel für junge Mütter und Väter in der Phase der Familiengründung getan. Wir ergänzen diese Politik nun um ein Maßnahmenpaket für Frauen, die nach sechs, sieben oder mehr Jahren wieder in den Beruf einsteigen. Sie dürfen nicht in einer beruflichen Sackgasse enden (...). Längere Familienzeiten sind völlig in Ordnung. Doch 80 Prozent der Frauen streben – spätestens wenn die Kinder größer sind – zurück in den Beruf. Dafür benötigen sie als erstes Anknüpfungspunkte und Kontakte. Aber die sind insbesondere nach vielen Jahren Auszeit häufig verloren gegangen. Vor allem für Frauen ab 40 gerät das Projekt Wiedereinstieg deshalb zur großen Herausforderung. Für sie soll unser Aktionsprogramm mit seinen Orientierungshilfen und konkreten Unterstützungsangeboten zur Startbahn in ein neues Berufsleben werden“ (BMFSFJ 2008).

So bewirbt die damals amtierende Familienministerin Ursula von der Leyen das Programm ‚Perspektive Wiedereinstieg – Potenziale erschließen‘ (kurz PWE). Das Programm PWE ist ein Kooperationsprojekt des *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* und der *Bundesagentur für Arbeit*. Auch der damalige Vorstandsvorsitzende der *Bundesagentur für Arbeit* Frank Weise findet als Kooperationspartner dazu öffentlich Worte:

> „Die Bundesagentur für Arbeit wird im Jahr 2008 noch mehr als bisher für Berufsrückkehrerinnen tun (...). Für die Unternehmen [k]önnen [sic!] die Wiedereinsteigerinnen als gute Fachkräfte eine wichtige Rolle spielen. Darum investieren wir in die Weiterqualifizierung der Frauen und stellen dafür in diesem Jahr zusätzlich bis zu 175 Millionen Euro zur Verfügung. Wir wollen aber auch Vorbehalte bei Arbeitgebern abbauen und beraten die Betriebe durch unsere Arbeitgeberteams in den Agenturen für Arbeit, wenn sie eine Frau nach der Babypause einstellen möchten“ (ebd. 2008).

Das ESF-Modellprogramm ist ein „wichtiges Politikmodul“ (IAB 2013: 17) zur Förderung des beruflichen Wiedereinstieges, welches durch den *Europäischen Sozialfonds* (ESF) der Europäischen Union kofinanziert wird. Der ESF ist ein zentrales arbeits-

marktpolitisches Förderinstrument, das einen Beitrag zur Entwicklung der Beschäftigung in den Mitgliedsländern leistet, etwa durch die Förderung der Beschäftigungsfähigkeit und Chancengleichheit und durch Investitionen in Humanressourcen, so ergänzt es das IAB (IAB 2013: 16), das *Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, das das Programm PWE wissenschaftlich begleitet. Ein solches Programm wird ausschließlich in Deutschland und nicht in anderen Mitgliedsländern umgesetzt (Allmendinger 2010). Bereits in der dritten Phase (2009–2012; 2012–2014; 2014–2020) fördert PWE deutschlandweit Projekte, die ein Beratungsangebot für sogenannte Wiedereinsteigerinnen anbieten. In circa 28 Projekten wurden bis zum heutigen Zeitpunkt 17.500 Frauen, durch die Förderung kostenfrei, bei ihren Wiedereingliederungen in eine Lohnarbeit beraten (Fakt Sheet PWE 2016).

Die zum Entstehungszeitpunkt des Programms vorliegenden Zahlen zeigen, dass 5,6 Millionen Frauen, beziehungsweise 28 Prozent aller Frauen zwischen 25 und 59 Jahren in Deutschland, nicht erwerbstätig waren (Allmendinger 2010: 45ff.). Dabei unterscheidet das *Statistische Bundesamt* zwischen ‚Arbeitssuchenden und Nichterwerbstätigen' und ‚Nichterwerbspersonen'. Die *Bundesagentur für Arbeit* differenziert hingegen anders. Sie unterscheidet zwischen ‚arbeitslos gemeldeten Frauen', ‚weitere Erwerbsarbeitslose' und der sogenannten ‚Stillen Reserve' (IAB 2008). Das Programm PWE zielt dabei vor allem auf letztere ab, denn in die deutschlandweit umgesetzten Beratungsprojekte dürfen nur Frauen aufgenommen werden, die mindestens drei Jahre oder länger ihre Erwerbsarbeit für Fürsorgetätigkeiten unterbrechen.[1] Frauen, die diesen Voraussetzungen entsprechen, haben meistens keinen Anspruch auf Lohnersatzleistungen der *Bundesagentur für Arbeit*. Im Gegensatz zu arbeitslos gemeldeten Frauen, die einen Anspruch auf Leistungen haben und zum Beispiel im Arbeitslosengeld I-Bezug stehen können, bezieht die ‚Stille Reserve' keine finanzielle Unterstützung. Zu dieser Gruppe gehören also (weibliche) Arbeitskräfte, die aufgrund von Fürsorgetätigkeiten nicht dem Arbeitsmarkt zu Verfügung stehen und sich – so formuliert es das IAB – auch „nicht als arbeitslos empfinden" (IAB 2013: 16). Darüber hinaus sei diese Gruppe, so betont es zum Beispiel die Soziologin Jutta Allmendinger, meist hoch qualifiziert (Allmendinger 2010). Die Akteur*innen von PWE haben es sich folglich zum Auftrag gemacht, diese gut qualifizierten Fachkräfte zu Hause zu suchen und zu mobilisieren. Dass die *Bundesagentur für Arbeit* (BA) Kooperationspartnerin ist, folgt daher auch einer konkreten Absicht. Diese ‚gut qualifizierten' Arbeitskräfte sind nicht in den Systemen der Agentur gelistet und können damit auch nicht aktiviert und dem Arbeitsmarkt zugänglich gemacht werden. Frauen (und Männer), die aufgrund von Fürsorgearbeiten länger als ein Elternzeitjahr dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung standen, haben keinen Anspruch auf Leistungen der BA und sind daher auch nicht wie ‚Erwerbsarbeitslose oder ‚-suchende' meldepflichtig. Ihre Potenziale (ebd. 2010) ‚schlummern', wie der Name ‚Stille Reserve' anklin-

1 Die Teilnahmevoraussetzung von mindestens drei Jahren Erwerbsarbeitsunterbrechung wurde im Verlauf des Programms auf mindestens ein Jahr reduziert.

gen lässt, jenseits von arbeitsmarktpolitischen Aktivierungsstrukturen. Sie scheinen aber bei Bedarf als ‚Reserve' für die Stabilisierung des Arbeitsmarktes interessant zu werden. Die Aktivierung und auch Rückbindung dieser speziellen Zielgruppe an die BA ist in dem Programm dennoch angelegt. Auch wenn die Registrierung als ‚arbeitslos' zwar keine Teilnahmevoraussetzung für das Programm ist, kann aber dennoch eine Registrierung im Laufe der Unterstützungsprozesse nötig werden, wenn zum Beispiel Teilnehmerinnen auf ein bestimmtes Qualifizierungsangebot zurückgreifen müssen, das die durch PWE geförderten Beratungsprojekte vor Ort nicht anbieten können, die Agenturen hingegen schon (IAB 2013: 17).

Die Aktivierungsbestrebungen des Programms PWE machen sichtbar, dass hier eine klar definierte Gruppe von Nichterwerbstätigen gefördert werden soll, deren Erwerbslosigkeit ausschließlich auf Fürsorgearbeiten zurückzuführen ist. Damit wird auch die Inanspruchnahme von Arbeitskräften, die sowohl Care- und dann auch Erwerbsarbeit leisten, deutlich. Vor diesem Hintergrund denkt der vorliegende Beitrag ein solches Programm als ein spezifisches Arbeitskräfteaktivierungsprogramm. Es nimmt in der Konstruktion seiner spezifischen Gruppe der ‚Wiedereinsteigerinnen'[2] eine Trennung zwischen Nichterwerbstätigen vor und hierarchisiert dabei Lebensumstände in risikoreichere/teurere und risikoärmere/billigere für deren Reintegration in den Arbeitsmarkt.

Das Programm PWE ist mit seiner Etablierung im Jahr 2008/2009 im Kontext von demographischen Szenarien und Szenarien der Finanz- und Wirtschaftskrise samt ihren Narrativen der Sorge zu betrachten – der Sorge um die Geburtenrate, der Sorge um die alternde Gesellschaft, der Sorge um Fachkräfte und der Sorge um ausbleibende Steuergelder. Weiterhin ist das Programm vor dem Hintergrund eines häufigen Wechsels der politischen Regierungsspitzen zu deuten, unter dem es – wie Angelika von Wahl schreibt – zu einem ‚Shift im familienpolitischen Geschehen' gekommen ist, und zwar von einer familiarisierenden Ausrichtung hin zu einer Politik der Vereinbarkeit (Wahl 2008). In einem solchen Geflecht aus staatlichen Ausgabenkürzungen, einem Druck auf Löhne, damit einhergehenden steigenden Arbeitslosenzahlen und dem Fachkräftemangel entstünde immer wieder der Bedarf nach „sozialen Air Bags" (Wichterich 2009), um den ökonomischen Gesellschaftserhalt sicherzustellen. Zu diesen ‚Air Bags' von Krisen werden immer wieder Frauen und vor allem Mütter gemacht, „die mit Mehrarbeit im Haushalt Lohnkürzungen und Kündigung der Männer auffangen, mit zwei Mini-Jobs die eigene Entlassung ausgleichen, mit Ehrenamt oder Selbsthilfe das Schrumpfen öffentlicher Leistungen abfedern" (ebd. 2009). Die „[f]lexiblen Frauen" so schreibt Wichterich weiter, übernehmen „mehr Verantwortung und Lasten zur Existenzsicherung der Familie, während die Ernährerrolle der Männer (…) weiter ausgehöhlt wird" (ebd. 2009).

2 In den meisten Dokumenten von PWE und eben auch in der Pressemitteilung werden ausschließlich Frauen als Wiedereinsteiger*innen adressiert.

Mit Blick auf die immer noch bestehenden Ungleichheiten in der Beteiligung von Frauen am Erwerbsarbeitsmarktgeschehen (unter anderem *Gender Time Gap*, *Gender Wag Gap*, *Gender Pay Gap* und später *Gender Pension Gap*)[3] lässt sich argumentieren, dass Frauen in ihren gesamten Funktionen also auf kostengünstige Art und Weise der Reproduktion von Gesellschaft nachkommen, indem sie als gering entlohnte Arbeitskraft sogar weiterhin unentlohnt Fürsorgearbeiten übernehmen.[4] Im Kontext des Programms PWE tragen die ‚sozialen Air Bags' den Namen ‚Stille Reserve'. Und um diese Aktivierungsbestrebungen – das Wachrütteln einer solchen Reserve – für sowohl Care- als auch Erwerbsarbeit zu pointieren, erhalten sie hier den Namen der *ReProduktionsReserven*.

Tropfen auf den heißen Stein? Annäherung an das Forschungsinteresse

„Es ist ein Tropfen auf den heißen Stein, aber ein wichtiger Tropfen. Und steter Tropfen höhlt den Stein" (Allmendinger 2010: 21). So bewertet Jutta Allmendinger den Startschuss für das Programm der Perspektive Wiedereinstieg in ihrem Buch „Verschenkte Potenziale? Lebensverläufe nicht erwerbstätiger Frauen", das sie auf Anregung des BMFSFJ in diesem Zusammenhang herausbrachte. Es mag durchaus sein, dass ein steter Tropfen den Stein nach und nach höhlt. Aber was passiert, wenn aufgrund der Zusammensetzung des Tropfens der Stein nicht nachhaltig ausgehöhlt werden kann, trotz einer Beständigkeit? Was ist eigentlich der Tropfen und was der Stein, von dem Allmendinger hier spricht? Verlassen wir das Metaphorische und fragen konkret: Was ist, wenn es unter anderem an der Art und Weise liegt, wie politische Programme (Tropfen) aufgesetzt werden, dass sich langfristig nur bedingt an gesellschaftlichen Verhältnissen (Stein) etwas ändern kann und diese sogar verfestigt werden? Und es stellt sich dabei auch die Frage danach, ob die Zusammensetzung des Tropfens eben auch ein bestimmtes (politisches) Interesse verfolgt, das auch ganz bewusst die Fortschreibung von Ungleichheit erzeugenden Verhältnissen provoziert beziehungsweise ein Interesse verfolgt, nur für Manche oder nicht für Alle Veränderungen herbeizuführen. Die Thematik von erschwerten Bedingungen für die Erwerbsbeteiligung von Menschen im Kontext familiärer Abhängigkeiten ist der Bundesregierung nicht erst seit 2008 bekannt. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch die Bundesarbeits- und Familienpolitik mit mehr oder weniger großer Aufmerksamkeit und mit mehr oder weniger erfolgsversprechenden Lösungsansätzen (Elterngeld; Elterngeld Plus; Elternzeit; rechtliche Ansprüche auf Arbeitsplätze; Anspruch

3 *Gender Time Gap* meint die Abweichung im Arbeitsvolumen, *Gender Wage Gap* diejenige im Jahreseinkommen, *Gender Pay Gap* im Stundenlohn und *Gender Pension Gap* in den selbst erwirtschafteten Rentenansprüchen; ebenso werden durch die horizontale und vertikale Segregation und in der Ausübung verschiedener Berufe und in unterschiedlichen Positionen Unterschiede zwischen den Geschlechtern fixiert.

4 In diesem Zusammenhang muss bereits betont werden, dass es darüber hinaus zu starken Hierarchisierungsprozessen zwischen Frauen kommt, auf die der Beitrag nochmals eingehen wird.

auf Kinderkrippenplätze; Ehegattensplitting). Mithilfe des Modellprogramms PWE werden also (erneut) Lösungen gesucht und zum Teil auch angeboten, für Probleme, die eine lange Tradition in der Familien- und Arbeitsmarktgeschichte und -politik der Bundesrepublik haben.

Zentrale Fragestellungen und methodisches Vorgehen

Welche Lösungen gesucht und welche Antworten gefunden werden, sind zentrale Fragen dieses Beitrags. Dafür wird der Titel des Programmes ‚Perspektive Wiedereinstieg – Potenziale erschließen' zum Ausgangspunkt der Überlegungen genommen und danach gefragt, wessen Potenziale eigentlich erschlossen werden sollen, wessen nicht und wie sich solche Ein- und Ausgrenzungen oder Aktivierungs- und Inaktivierungsstrategien vollziehen. Für die Beantwortung werden zwei Schlaglichter auf das Feld der institutionalisierten Wiedereinstiegsberatung, wie es sich im Programm PWE entfaltet, gesetzt. Dafür wurden einführend einige Überlegungen zur Etablierung des Projektes im Jahr 2008/2009 vorgestellt, die bereits erste Aus- und Eingrenzungsmechanismen zwischen erwerbs-arbeitslosen Arbeitskräften angesprochen haben.

In einem weiteren Schritt möchte der Artikel über Einblicke in das konkrete Projektgeschehen von PWE argumentieren. Es soll dabei weniger aufgezeigt werden, wer (selbstoptimiert) erfolgreich wiedereinsteigt, als diejenigen sichtbar zu machen, die durch das Raster der Anforderungen fallen und damit (erneut) unsichtbar gemacht werden. Sich mit den Grenzen und Rändern solcher Projekte zu beschäftigen und zu verstehen, wer jenseits der Ränder positioniert wird, lässt Schlüsse über gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen und Normierungsmechanismen zu, denen nachgespürt werden soll. Solche Mechanismen und die in sie eingelagerten Widersprüche werden beispielhaft an einzelnen Aspekten über die Kategorien der ‚Teilnehmerinnen' und ‚Teilnahmebedingungen' verdeutlicht.

Zugleich stellen sich vor allem Fragen hinsichtlich der Wertigkeit und Zuständigkeit von und für Care- und Erwerbsarbeit, die in ein solches politisches Programm eingeschrieben sind. Denn mit dem Ziel, den (Wieder-)Eintritt in den Arbeitsmarkt zu verbessern, wird die Teilhabe an Lohnarbeit als ein wichtiges Scharnier moderner Gleichstellung und daher auch als Ziel von Gleichstellungspolitik deutlich. Die Frage, ob es reicht, dass die Politik immer nur an der vollen Eingliederung von Frauen als Lohnempfängerinnen arbeitet und nicht vielmehr daran, eine „(…) Transformation der Tiefenstruktur und Orientierungswerte des Systems" (Fraser 2009: 47) zu erlangen, bleibt gültig und soll vor dem Hintergrund der dargestellten Ergebnisse und Einblicke in einem Fazit diskutiert werden.

Die Datengrundlage der hier dargestellten Ergebnisse und Einsichten wurde im Rahmen eines Promotionsprojektes erhoben. Über Diskurs- und Inhaltsanalysen der Homepage von PWE (www.perspektive-wiedereinstieg.de), aber auch anderer öffentlichkeitswirksamer Auftritte wie Marketingkampagnen, Flyer, Presseschreiben sowie der Projektevaluationen werden die diskursiv konstruierte Figur der ‚Wiederein-

steigerin', ihre Fähigkeiten und Anforderungen nachgezeichnet, wie sie in diesem Programm hervorgebracht werden. Regionale, soziale und auch andere Unterschiede scheinen erst mal ausgeblendet zu sein, obwohl das Programm PWE an mehr als 20 Standorten in Deutschland aktiv ist und Unterschiede in der Umsetzung und auch Zielgruppe angenommen werden können. Mithilfe von zusätzlichen 26 teilnehmenden Beobachtungen von Beratungsgesprächen mit sogenannten ‚Wiedereinsteigerinnen' und narrativen Interviews mit acht von ihnen zum Ende ihrer Beratungsprozesse am Beratungsstandort München, strebt es die entstehende Dissertation an, die Figur lebendig zu machen und Einsichten in ambivalente Positionierungen gegenüber dieser Figur der ‚Wiedereinsteigerin' aufzuzeigen. Dabei rückt aber nicht nur die Figur der ‚Wiedereinsteigerin' in den Fokus der Forschung, sondern vielmehr das Zusammenspiel von unterschiedlichen Protagonist*innen (wie zum Beispiel auch die Figur der ‚Beraterin', des ‚Ehepartners', des ‚Arbeitgebers'), die das Feld des Wiedereinstiegs im Kontext von PWE gestalten und dabei immer wieder in neuen Hierarchieverhältnissen zueinander positioniert werden. Im Verständnis eines explorativen Vorgehens wurde es vermieden, Beratungssituationen und auch Interviewpersonen nach zum Beispiel vergleichbaren Kriterien auszuwählen, um eben genau der Heterogenität des Feldes Platz machen zu können und nicht wieder zum Beispiel eine ‚Protowiedereinsteigerin' zu refixieren, wie es in den projektbezogenen Evaluationen, aber auch in anderen Studien zum Wiedereinstieg getan wird.

Der Tropfen: Entwicklungen des Programms PWE

Über drei Förderperioden hinweg hat sich PWE fast ausschließlich zu einem Beratungsprogramm für Frauen entwickelt. Vorgesehen war das so nicht. Die Soziologin Helga Ostendorf, die 2008 zum Entstehungszeitpunkt von PWE (und vor Jutta Allmendinger) eine Grundlagenstudie mit dem Titel „Perspektive Wiedereinstieg – Restriktionen und Lösungsmöglichkeiten" bereitstellte, hebt hervor, dass es dem Programm im Unterschied zu anderen Initiativen in erster Linie um die Erreichung der sogenannten ‚policy community' und nicht allein um die Beratung von Frauen ginge (Ostendorf 2008: 1). Als ‚policy community' definiert sie „Betriebe, Verbände, Gewerkschaften, kommunale und zivilgesellschaftliche Organisationen". Dabei käme das Programm vor allem den Forderungen der OECD nach: „Die OECD forderte, dass bei Strategien zur Erhöhung der Frauenerwerbsquote private Haushalte, das Gemeinwesen und die Arbeitsmarktstrukturen gemeinsam in den Blick genommen werden müssen" (ebd. 2008: 5).

In acht Jahren PWE wurden aber vor allem sogenannte *Beratungszentren für Wiedereinsteigerinnen* bundesweit an 20 Standorten an bestehende gemeinnützige Vereine wie Volkshochschulen und andere städtische Einrichtungen angegliedert und implementiert, in denen Frauen zu ihrem beruflichen Wiedereinstieg beraten werden. Das Programm begründet diese Entwicklung folgendermaßen: Gerade der Ausbau von Akquise und Beratung von Wiedereinsteigenden sei als ein wichtiger Bau-

stein „moderne[r] Gleichstellungspolitik mit einem arbeitsmarktpolitischen Ansatz" (Perspektive Wiedereinstieg Homepage 2018) zu verstehen, dem es darum geht,

> „Chancengerechtigkeit [zu] erhöhen, die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt und eine partnerschaftliche Aufteilung von Beruf und familiärer Sorgearbeit [zu] fördern, Interessierte bei der komplexen Herausforderung eines beruflichen Wiedereinstieges [zu] unterstützen und damit die Voraussetzungen für eine eigenständige Existenz- und Alterssicherung [zu] schaffen" (ebd.).

Diese Formulierung transportiert mehreres: Einmal ein spezifisches Verständnis von Gleichstellung – aber eben auch von politischer Steuerung zur Erreichung dieses Gleichstellungsverständnisses. In einem ersten Schritt wird hierbei deutlich, dass die Lohn- oder Erwerbsarbeit (fast ausschließlich) als zentrales Element von gesellschaftlicher Teilhabemöglichkeit angesehen wird. Über die Teilhabe durch Lohnarbeit wird dann eben auch gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe angenommen. In diesem Falle soll sie vor allem geschlechtlich gleichberechtigte Teilhabe garantieren. Lohnarbeit wird in dieser Logik zu einer maßgeblichen Messkategorie von geschlechtlicher Gleichberechtigung. In Anbindung an die Entwicklung des Programms hin zu fast ausschließlich Beratung, Förderung und Forderung von Frauen zeigt auch, dass zur Umsetzung dieses Verständnisses das Individuum beziehungsweise die für Care-Tätigkeiten Zuständige selbst aufgefordert bleibt. Den ‚Wiedereinstieg als einen Prozess zu verstehen, an dem nicht nur die Frauen gefordert sind', wie es scheinbar ursprünglich intendiert und auch in offiziellen Dokumenten von PWE zu lesen ist, wird nicht nachgekommen.

In der Bearbeitung von Wiedereinstiegshürden zeigt sich vielmehr eine *Kaskade* von Anrufungen und Beteiligungen, an deren Anfang (zwar narrativ) alle zu gleichen Teilen vertreten und beteiligt werden – wie unter anderem Arbeitgeber, Bildungseinrichtungen, Agenturen oder Ehepartner/Familien – von Ebene zu Ebene aber das Ganzheitliche von immer mehr Einzelnen zu erreichen gefordert wird. Diese Verschiebungen beinhalten und erzeugen Widersprüche infolge eben dieser ganzheitlichen Ansprache, aber einseitige Bearbeitung an einem weiblichen Subjekt, das als letztes Glied der Kette diese Widersprüche in sich vereint und mit sich aushandelt. Denn am Ende eines langen widersprüchlichen Prozesses von fragmentierenden und hierarchisierenden Ein- und Ausschlüssen sowie von gemeinschaftlichen Aufforderung, aber einseitigen Bearbeitungen sitzen dann zwei Personen in einem Beratungsraum miteinander – wieder zwei Frauen[5] – die dann zwar auch als ‚Expertin' und ‚Ratsuchende' in einem Machtgefälle angeordnet sind, aber dennoch den durch Widersprüche und Konflikte erzeugten Überbau zunächst miteinander und dann vor allem mit sich selbst aushandeln müssen. Und dies gilt eben nicht nur für die Teilnehmerin, die sich mit all den widersprüchlichen Adressierungen auseinandersetzen muss. Dies gilt

5 Wiedereinstiegsberaterinnen sind fast ausschließlich Frauen. Auf das Berufsprofil und die dafür benötigte Expertise, die sich vor allem aus eigenen Vereinbarkeitserfahrungen generiert, wird im Folgenden eingegangen.

auch für die Beraterin, die ebenfalls in ihrer ‚Expertinnenfunktion' nach Anerkennung (beispielsweise für ihre eigene Vereinbarkeit) sucht und zum Beispiel nicht ‚erfolgreiche' Wiedereinstiege mit ihrer Fähigkeit als Beraterin in Verbindung bringen muss, statt vielmehr zum Beispiel den Arbeitsmarkt als strukturell hierarchisierend, segregierend und exkludierend wahrzunehmen, in den Frauen selbst mit Beratung nicht immer den Weg zurückfinden.

In diesen Verschiebungen werden dann also auch Mechanismen sichtbar, die unterschiedliche weibliche Subjekte hervorbringen und hierarchisch zueinander anordnen. Und das Gefälle differenziert sich weiterhin aus (wie zum Beispiel auch die ‚migrantische Haushaltsdienstleisterin', auf die im Folgenden ebenfalls eingegangen wird).

Hierarchisierende In- und Exklusion als Strategie institutionalisierter Wiedereinstiegsberatung

Schlaglicht ‚Teilnehmerinnen'

Folgt man den Statistiken, die das Programm veröffentlicht, dann ist die ‚Protowiedereinsteigerin', wie es die weibliche Form anklingen lässt, eine Frau. Im Durchschnitt ist sie 43 Jahre alt, hat zwei Kinder, ist (hoch) qualifiziert und hat sich mindestens acht Jahre lang ausschließlich Fürsorgetätigkeiten gewidmet. Die Statistiken treffen zunächst keine Aussage über die (soziokulturelle) Herkunft der Frauen. Auf den bundesweiten Infoveranstaltungen der *Perspektive Wiedereinstieg*, die für die Forschung teilnehmend beobachtet wurden, bestätigt sich eine ausschließlich als weiblich/weiß markierte Teilnehmerinnenschaft, sowohl auf Seite der Veranstalterinnen/Beraterinnen als auch der zu Beratenden. Das durchschnittliche Alter konzentrierte sich auf Frauen um Ende Dreißig, nur einzelne ließen ein höheres Alter vermuten. Circa 7.400 Teilnehmerinnen wurden im Rahmen der *Perspektive Wiedereinstieg* von 2009 bis 2015 beraten. Zahlen zu Beratungsgesprächen mit männlichen Wiedereinsteigenden finden sich nicht (Fact Sheet PWE 2016[6]). Aus einem informellen Gespräch mit einer Beratungsstelle in München ging hervor, dass zum Zeitpunkt des Gesprächs 1.200 Frauen und 12 Männer am Beratungsstandort München beraten wurden. Männliche Personen werden also nur bedingt als Wiedereinsteigende begriffen und in die Zielgruppe der Wiedereinsteigerinnen mitaufgenommen. Daran ändert auch die semantische Erweiterung der öffentlichen Dokumente nichts, in denen seit der zweiten Förderperiode darauf geachtet werden soll, dass überall von „Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteigern" zu lesen ist. Die Beratungszentren bekommen zum Beispiel keine Gelder für die Beratung von männlichen Wiedereinsteigenden. Das heißt, die Pro-Kopf-Pauschale, nach der teilweise Projektträger der Beratungszentren finanziert werden, gilt ausschließlich für weibliche Beratungskundinnen.

6 Zum Entstehungszeitpunkt des Beitrags gab es keine aktuelleren Zahlen als die des Fact Sheets von 2016.

Dennoch kommt es zu Beteiligungen von männlichen Protagonisten am Prozess des Wiedereinstiegs, und zwar zum Beispiel in der Anrufung des ‚unterstützenden (Ehe)-Partners'. Einbezogen werden sie vor allem im Zusammenhang mit der Etablierung von verlässlichen zeitlichen Entlastungsmöglichkeiten für die Teilnehmerinnen. Die Beratungszentren sollen „die Teilnehmer/innen und deren Partner/innen zum Thema personen- und haushaltsnahe Dienstleistungen für einen vollzeitnahen Wiedereinstieg sensibilisieren und beraten" (ESF Programmbeschreibung o. J.: 11). Die Beratung solle sich dabei vor allem an die Ehepartner richten, „da gerade Männer im Sinne einer partnerschaftlichen Aufteilung der Familienaufgaben für die Nutzung externer Unterstützungsangebote offen sind" (ebd.: 11). Sie seien dabei „emotionsloser", so formuliert es Carsten Wippermann, Leiter einer weiteren wissenschaftlichen Begleitforschung von PWE auf einer Trägerkonferenz 2011. Die ganzheitliche Ansprache gestaltet sich also als eine, die Familienmitglieder nur in ihrer Funktion der Unterstützenden adressiert und die Unterstützung dabei auch noch vielmehr eine ist, die bei der Auslagerung von Care- und Haushaltstätigkeiten unterstützen soll, als selbst aktiv beteiligt zu werden. Diese Erkenntnis führt zu einer nächsten Ebene der Ein- und Ausklammerung. ‚Haushaltsnahe Dienstleistungen' hat sich zu einem Schlüsselthema mit Beginn der zweiten Förderperiode entwickelt. Diese ‚Dienste' werden meistens von weiblichen Arbeitskräften besetzt, deren eigene Vereinbarkeitsfragen in einem solchen Programm nicht angerührt werden, weil deren Rahmenbedingungen meist nicht den Kriterien der Aufnahme entsprechen (wie beispielsweise keine mindestens dreijährige Erwerbsunterbrechung oder im Leistungsbezug stehend). Doch auch solche Frauen können zu Teilnehmerinnen und damit zur sogenannten ‚Wiedereinsteigerin' in diesem Programm werden: „Für geringqualifizierte Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger in der Grundsicherung können Beschäftigungsverhältnisse im Bereich personen- und haushaltsnahe Dienstleistungen gute Perspektiven bieten" (ESF Programmbeschreibung o. J.: 3). Daher bieten einzelne Standorte Kooperationen mit anderen Projekten an, die im Bereich ‚Haushaltsnahe Dienstleistungen' ausbilden.

Es wird also deutlich, dass das Programm Fürsorgetätigkeiten nicht zwischen den Partner*innen aufgeteilt sieht und fördert, sondern an Dritte ausgelagert sehen möchte. Dass diese Dritten meist weiblich sind, macht sichtbar, dass Hausarbeit erneut innerhalb der Geschlechter umverteilt werden soll und nicht zwischen den Geschlechtern. Dies geschieht dabei auf weiteren Achsen der Herabsetzung, die Menschen nicht nur entlang von Geschlecht, sondern auch entlang zum Beispiel ihrer Herkunft und anderer Rahmenbedingungen wie zum Beispiel Zugang zu Bildung hierarchisiert. Dass also je nach zu Verfügung stehendem Kapital Frauen zur ‚Wiedereinsteigerin' in PWE gemacht werden oder eben nicht, zeigt, dass sich einige Care-Arbeiterinnen „über Bildung emanzipieren können, wenn andere unsichtbare Helferinnen an ihre Stelle treten" (Apitz 2014: 154; zit. nach Götsch/Wehner 2017: 8). Interessant sind dabei auch die Strategien der Professionalisierung von Care- und Haushaltsarbeiten, wie sie sich in solchen Qualifizierungsmaßnahmen zu haushaltsnahen

Dienstleisterinnen manifestieren, wenngleich dies im Rahmen des Beitrags nicht tiefgehender erörtert werden kann.

Schlaglicht ‚Teilnahmebedingungen'

Mit dem letzten Schlaglicht werden weitere Widersprüchlichkeiten entlang der sogenannten ‚Teilnahmebedingung' herausgestellt. Dabei unterscheidet das Programm Teilnahmebedingungen für zukünftige Beratungsteilnehmerinnen und Teilnahmevoraussetzungen/Förderungskriterien für zukünftige Projekte in PWE. Diese stehen oftmals in einer ambivalenten Bezugnahme zueinander und erzeugen ebenfalls Widersprüche zwischen Frauen. Besonders offensichtlich wird das zum Beispiel an der ‚familienbedingten Erwerbsunterbrechung' als Teilnahmevoraussetzung und der Zielsetzung von Beratungsprojekten, in Richtung eines ‚vollzeitnahen Wiedereinstiegs' beraten zu müssen. Im Rahmen des Programms werden für die beschäftigten Beraterinnen nur Teilzeitstellen gefördert. Eine Teilzeitkraft muss eine Teilnehmerin auf vollzeitnahe Erwerbstätigkeit hin beraten. Sie muss drauf hinweisen, dass nur eine vollzeitnahe Erwerbstätigkeit erstens die eigene Person bis ins Alter finanziell abzusichern vermag und zweitens auch selbstbestimmend wirke und unabhängig mache (Beobachtungen Beratungsgespräche). Ihre eigene tarifliche Anstellung, die meist (weit) unter einer TV-L E13 ist, weist dabei genau das Anstellungsverhältnis auf, dem das Programm, zumindest in seinen Zielsetzungen, etwas zu entgegnen versucht, denn: Die Teilzeitkraft ist entweder auf eine andere finanzstarke Partner*in oder auf eine andere Teilzeitstelle angewiesen, andernfalls kann sie weder finanziell abgesichert noch selbstbestimmt unabhängig sein. Hat die Teilzeitkraft also eine(n) (zu)verdienende(n) Partner*in, verweist das auf ein als ‚überkommen' problematisiertes Abhängigkeitsverhältnis. Hat die Teilzeitkraft allerdings noch eine weitere Erwerbstätigkeit, verspricht das vielleicht finanzielle Unabhängigkeit und auch Selbstbestimmtheit, es bedeutet aber auch eine spezifische Vereinbarkeitsanforderung, nämlich die zwischen mehreren Erwerbsarbeiten und Familie(n), die in dieser mehrfachen Vereinbarkeitsanforderung und -leistung im Programm PWE nicht einmal thematisiert werden und dazu auch teilweise Beratungskonzepte nicht passen, da hier ‚wie so oft in Feldern der Vereinbarkeit, immer nur von Vereinbarung *einer* Erwerbsarbeit und *einer* Familie ausgegangen wird (Jurczyk/Schier 2007).[7]

7 In einem Seminar für Zeitmanagement, das teilnehmend beobachtet wurde, wurden Zeitmodelle nur für Familienkonstellationen vorgestellt, die der klassischen bürgerlichen Kleinfamilie zugeordnet werden können.

Kein Tropfen auf den heißen Stein

Wie kann jetzt ein abschließendes Fazit zu den dargestellten Einblicken in das Programm ‚Perspektive Wiedereinstieg' ausfallen? Richtet man seinen Blick ausschließlich auf die im Projekt beratene Zielgruppe und orientiert man sich ausschließlich an den Zahlen der vielen positiven Evaluationen, dann könnte man zu einem positiv ausfallenden Ergebnis kommen. Als ein ‚endlich wirklich frauenfreundliches' Programm wird es nicht nur von den umsetzenden Beratungszentren, sondern auch von vielen der beratenen Frauen selbst bewertet. Um es nochmals mit Zahlen festzuhalten: Mehr als 17.500 Frauen wurden durch das Programm intensiv bei ihren Wiedereinstiegsprozessen unterstützt, und viele Frauen waren im Sinne des Programms erfolgreich, weil sie eine Aufnahme von Lohnarbeit geschafft haben.

Dieser ‚Erfolg' findet auch grundsätzlich Anerkennung. Und doch soll mit der entstehenden Forschungsarbeit, wie die Darstellung der Ergebnisse in diesem Beitrag zeigt, auch eine andere Lesart des Programmes formuliert werden. Denn in der Herausarbeitung der vom Programm unterstützten Zielgruppe und der dadurch geschaffenen idealtypischen Figur der ‚Wiedereinsteigerin' wird auch ein politisch initiiertes Selektionsverfahren sichtbar, das entlang von Geschlecht, (sozio-kultureller) Herkunft, (gesunder) Körper/Alter unterschiedlich brauchbare Ressourcen annimmt oder abspricht. Die Befähigung von Frauen zur Lohnarbeit hat also auch in diesem Programm einen „zutiefst elitären Subtext" wie Audry Podann (2009: 568) es formuliert. Dies wird bereits dort sichtbar, wo Menschen nur dann von einem derartigen Programm profitieren dürfen, wenn ihre Erwerbslosigkeit ausschließlich in Verbindung mit einer Care-Tätigkeit steht und nicht im Zusammenhang mit zum Beispiel Krankheiten oder gar vermeintlich selbstverschuldeter Arbeitslosigkeit. Das Programm selbst unterstützt darüber hinaus nur dann, wenn die Beratungskundinnen seiner Logik folgen: wenn sie sich in Sachen Lebenslaufmanagement und Selbstmarketing üben, wenn sie sich bereit erklären, flexibel einsetzbar zu sein, wenn sie mindestens Teilzeit und besser vollzeitnah arbeiten möchten, wenn sie es schaffen, weibliche Eigenschaften zu unterbinden, und wenn sie ihren Partner und vor allem die Kinder nicht als emotionales Hindernis wahrnehmen und so klug sind, für die Unterstützung zu Hause auf Dienstleistungen zurückzugreifen. Hier wird eine weitere Ebene der Ausgrenzung, Hierarchie, aber auch Verwertungslogik deutlich. Weibliche Dienstleisterinnen sind nützlich, wenn sie den gutqualifizierten Frauen bei ihrer Vereinbarkeitsarbeit helfen, ohne dabei anzuerkennen, dass diese Frauen ebenfalls für (transnationale) Familie(n) und Lohnarbeiten aufkommen müssen.

In die Logik des Programms der ‚Perspektive Wiedereinstieg' sind und bleiben hartnäckige Fallstricke eingeschrieben: Die symbolische Identifikation von sozialer Reproduktion wird weiterhin mit Weiblichkeit gleichgesetzt. Dadurch unterbleibt wieder ein Aufbrechen der ungleich wirkenden Geschlechterhierarchien, indem es gleichzeitig neue Hierarchien zwischen Frauen und ihren gesellschaftlichen Anerkennungspositionen fördert.

Die Ergebnisse der Untersuchung machen deutlich, dass es unerlässlich ist, den beruflichen Wiedereinstieg als Facette politischer Strategien zur Handhabung von Vereinbarkeitsfragen nicht ausschließlich aus einer geschlechterpolitischen Perspektive zu betrachten, sondern prinzipiell aus einer intersektionalen Perspektive. Nur so kann die weiterhin notwenige Debatte, unter welchen Bedingungen und von wem Sorge- und Lohnarbeit geleistet, gebraucht und umverteilt wird, sichtbar machen, entlang welcher Achsen der Hierarchien dies geschieht. Und wenn dadurch aufgezeigt wird, welchen Personen ein Platz an den Rändern der Figur der ‚Wiedereinsteigerin' oder sogar jenseits von ihr zugewiesen wird, dann stellt sich noch einmal die Frage, ob dieser Tropfen wirklich der richtige ist. Und ob nicht vielleicht nur der Tropfen nachhaltig wirksam ist, der sich immer wieder zum Vorhaben macht, an den Rändern nach Unsichtbarem und unsichtbar Gemachtem zu suchen und erst in der Anerkennung dieser Lebensbedingungen eine Politik von unten zu schaffen.

Literatur

Allmendinger, Jutta (2010): Verschenkte Potentiale. Lebensläufe nicht erwerbstätiger Frauen. Frankfurt/M./New York.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2008): Pressemitteilung vom 7.3.2008 „Rückenwind für den Wiedereinstieg!". Online im Internet. URL: https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/presse/pressemitteilungen/rueckenwind-fuer-den-wiedereinstieg-/81434 (26.03.2018).

ESF Programmbeschreibung (o.J.): ESF-Bundesprogramm „Perspektive Wiedereinstieg – Potenziale erschließen". URL: https://www.esf-regiestelle.de/fileadmin/de.esf-regiestelle/content.de/foerderperiode_2014-2020/Perspektive_Wiedereinstieg/Download/Rechtsgrundlagen/20141107_Programmbeschreibung_final.pdf (26.3.2018).

Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die Liste der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 8/2009, S. 43–54.

Götsch, Monika/Wehner, Nina (2017): Berufsorientierung, Erwerbsbiographie und Geschlecht. In: Degele, Nina u.a. (Hrsg.). Berufsorientierung, Erwerbsbiographie und Geschlecht. Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 23/1, S. 8.

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (2013): Beruflicher Wiedereinstieg von

Frauen nach familienbedingter Erwerbsunterbrechung Befunde der Evaluation des ESF-Programms „Perspektive Wiedereinstieg" des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. IAB Forschungsbericht 9/13, S.16ff.

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (2008): Stille Reserve und verdeckte Arbeitslosigkeit. Auf der Zuschauertribüne. URL: http://doku.iab.de/forum/2008/Forum2-2008_Fuchs_Weber.pdf (31.05.2016).

Jurczyk, Karin/Schier, Manuela (2007): „Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Familie – Chancen und Barrieren für die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse". URL: http://www.genderkompetenz.info/veranstaltungs_publikations_und_news_archiv/genderlectures/2007_07_16_hu.html (26.3.2018).

Ostendorf, Helga (2008): Perspektive Wiedereinstieg – Restriktionen und Lösungsmöglichkeiten. Berlin.

Perspektive Wiedereinstieg Homepage: Aktionsprogramm Perspektive Wiedereinstieg im Überblick. URL: https://www.perspektive-wiedereinstieg.de/Navigation/DE/Das_Aktionsprogramm/Aktionsprogramm/aktionsprogramm_node.html (26.3.2018).

Podann, Audry (2013): Der Lohn ist die Arbeit. Die In-Wert Setzung weiblichen Arbeitsvermögens als emanzipatorisches Dilemma. In: PROKLA 173. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. Familie und Staat. Scheßlitz, S. 563–570.

Wahl, Angelika von (2008): From Family to Reconciliation Policy. How the Grand Coalition Reforms the German Welfare State. In: Anderson, Jeffrey J. (Ed.): German Politics and Society. Issue 88 Vol. 26, No. 3., S. 25–49.

Wichterich, Christa (2009): Krisen, Kapital und Kosten. Ein feministischer Blick auf die globalen Krisen. In: Sand im Getriebe 74. URL: http://sandimgetriebe.attac.at/8147.html (31.5.2016).

Wippermann, Carsten (2011): Haushaltsnahe Dienstleistung: Bedarfe und Motive beim beruflichen Wiedereinstieg. URL: http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/ haushaltsnahe-dienstleistung,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf (31.5.2016).

Unveröffentlichte Quellen

Fact Sheet der Perspektive Wiedereinstieg**:** Erhalten von der Servicestelle Perspektive Wiedereinstieg am 2.6.2016.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 612–621.*

Miriam Gutekunst

Die Ökonomisierung der Migration durch Heirat

Ethnographische Einblicke in die staatliche Regulierung des ‚Ehegattennachzugs'

„Ehegatten bilden aus demographischer Perspektive ein wichtiges Potenzial", schreiben die Autor_ innen der sogenannten ‚Heiratsmigrationsstudie' des *Bundesamts für Migration und Flüchtlinge* (BAMF) mit dem Titel „Die Integration von zugewanderten Ehegattinnen und Ehegatten in Deutschland", die im Jahr 2013 veröffentlicht wurde (Büttner/Stichs 2013: 5). Aufgrund ihres jungen Alters – Durchschnittsalter 28 Jahre – würden bei dieser Gruppe „noch viele Entwicklungspotenziale bestehen" und Kinder seien „fester Bestandteil der gemeinsamen Lebensplanung" (Büttner/Stichs 2013: 5). Diese utilitaristische Haltung gegenüber dem ‚Ehegattennachzug' – im Sinne der Nutzung der Potenziale dieser Einwanderungsgruppe – steht für einen neuen Diskurs um eine Migrationsform, die lange Zeit als ‚unerwünscht', ‚unkontrollierbar' und ‚unproduktiv' galt sowie als Gefahr für die Integration und eine Belastung für den Sozialstaat angesehen wurde (Block 2016: 52f.). Gleichzeitig musste diese Form der Einwanderung ermöglicht werden, da sie auf dem Grundrecht des Schutzes von Ehe und Familie beruht.[1] Gerade in den letzten 15 Jahren kam es zu einer verstärkten Problematisierung und Politisierung des ‚Ehegattennachzugs', sowohl in Europa als auch in Nordamerika (Block 2016; D'Aoust 2013). Im bundesdeutschen Kontext wurde diese Verschärfung besonders deutlich, als mit der Reformierung des Zuwanderungsgesetzes 2007 eine Sprachnachweispflicht für ‚nachziehende Ehegatten' eingeführt wurde. Seitdem müssen Menschen aus ‚Drittstaaten' – mit Ausnahme einiger weniger Staaten wie der USA, Kanada und Israel – bereits im Herkunftsland Deutschkenntnisse auf A1-Niveau[2] nachweisen, um überhaupt ein Visum zum ‚Ehegattennachzug' zu ihrem Partner oder ihrer Partnerin nach Deutschland beantragen zu können. Während diese Sprachnachweispflicht im hegemonialen Diskurs zumeist über das Argument der Integrationsförderung oder des Schutzes junger Frauen vor

1 Dieses Grundrecht ist sowohl in Artikel 6 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland wie auch in Artikel 16 der Allgemeinen Erklärung für Menschenrechte verankert.

2 A1 entspricht der ersten Stufe auf der sechsstufigen Kompetenzskala des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen.

‚Zwangsverheiratung' legitimiert wird, wurden andere Politiker_innen deutlicher: Auf einer Tagung des *Verbandes binationaler Familien und Partnerschaften* (iaf) und der *Türkischen Gemeinde in Deutschland* am 25. September 2008 in Berlin sprach der damalige innenpolitische Sprecher der CDU/CSU-Fraktion im *Deutschen Bundestag* Hans-Peter Uhl klare Worte: „Wollen Sie die Masseneinwanderung von Analphabeten?" Es gäbe ein „nationales Interesse, keine Analphabeten in Deutschland zu haben" (Deutscher Bundestag 2008).

Vor dem Hintergrund eines utilitaristischen Diskurses um die nationalstaatliche Nützlichkeit der Einreise von Menschen aus ‚Drittstaaten' über den ‚Ehegattennachzug' möchte ich in diesem Beitrag aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive zeigen, welche selektiven Effekte politische Instrumente wie die Sprachnachweispflicht oder die Visumsvergabe – die beide bereits im Herkunftsland eingesetzt werden – in diesem Kontext mit sich bringen, welche institutionellen Praktiken damit einhergehen und welche Ein- und Ausschlüsse darin vollzogen werden. In der Argumentation greife ich auf empirisches Material und Ergebnisse aus einer transnationalen Ethnographie zwischen Marokko und Deutschland zurück (Gutekunst 2018). Im Rahmen dieses Forschungsprojekts habe ich sowohl in Behörden und Institutionen, die in die Umsetzung dieser Politiken involviert sind, wie dem Konsulat oder dem *Goethe-Institut* in Marokko, geforscht. Gleichzeitig habe ich Menschen durch das gesamte Einreiseverfahren begleitet – von der Eheschließung, dem ‚Vorintegrationskurs' und der Deutschprüfung sowie der Beantragung des Visums in Marokko bis hin zur Einreise nach Deutschland.

Hierarchisierungen und Ausschluss

Die nationalstaatliche sowie europäische Visapolitik, die die Einreise in den Schengenraum regelt, führt bereits zu hierarchisierenden Effekten innerhalb des Grenzregimes entlang von Staatsbürgerschaft und damit einhergehenden aufenthaltsrechtlichen Kategorisierungen. Der ‚Ehegattennachzug' stellt dabei eine der wenigen legalen Einreisemöglichkeiten für Menschen aus sogenannten ‚visumspflichtigen Drittstaaten' dar und wurde in der Geschichte auch immer verstärkt in Reaktion auf eine Verschärfung der Einreisebedingungen in Anspruch genommen. Nach dem Anwerbestopp 1973 und den damit einhergehenden Verschärfungen in der Einwanderungspolitik war es zum Beispiel fortan nicht mehr möglich, zwischen Deutschland und dem Herkunftsland hin- und herzureisen, und so holten die Menschen, die als ‚Gastarbeiter_innen' in die Bundesrepublik gekommen waren, verstärkt ihre Familienangehörigen nach (Berriane 2003: 25f.). Gleichzeitig hat die Gruppe, die heute den ‚Ehegattennachzug' nutzt, einen spezifischen sozioökonomischen Hintergrund: Es ist nicht die Elite, zum Beispiel Marokkos, die zumeist auch die Möglichkeit eines Kurzzeitvisums nach Europa hat und nicht gezwungen wäre zu heiraten, um einzureisen. Stattdessen handelt es sich hier zumeist um Menschen aus einer Mittelschicht. Diese hat zwar Zugang zu Bildung und Erwerbsarbeit, jedoch nur zu staatlichen

Bildungsinstitutionen, deren Abschlüsse in Marokko weniger wert sind als die von privaten Einrichtungen, und vor allem – wenn überhaupt – zu Beschäftigungen im Niedriglohnsektor sowie unter ihren Qualifikationen führen. Angesichts dieser Prekarität und Perspektivlosigkeit in Marokko ist die Migration nach Deutschland zu ihrem Partner oder ihrer Partnerin für viele auch mit der Möglichkeit einer besseren Zukunft verbunden.

Doch mit der Sprachnachweispflicht reicht auch für diese Gruppe eine transnationale Heirat mit einer Person aus Deutschland nicht mehr aus, um ein Visum zu erhalten, und es werden von diesem Migrationsweg ebenfalls bestimmte Menschen ausgeschlossen, wie meine Forschung zeigt. Abgesehen davon, dass Menschen es sich zunächst finanziell leisten können sowie geographisch Zugang haben müssen, Deutschkurse zu besuchen und die Deutschprüfung abzulegen, konnte ich außerdem beobachten, wie diejenigen, die nicht ausreichend kulturelles Kapital mitbringen und zum Beispiel nicht alphabetisiert sind, bereits im *Goethe-Institut* abgewiesen werden, oft über Jahre selbstorganisiert oder mit Privatlehrer_innen Deutsch lernen, die Prüfung mehrmals nicht bestehen oder diese sogar nie antreten. Marokko zählt laut Migrationsbericht der Bundesregierung zu den Ländern mit „relativ hohen Bestehquoten" in der Deutschprüfung für ‚nachziehende Ehegatten'. Diese lag im *Goethe-Institut Marokko* 2014 insgesamt bei 77 % (2012 noch bei 84 %), bei internen Prüfungen bei 83 % (2012: 92 %) und bei externen Prüfungen bei 76 % (2012: 83 %) (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2013, 2015). Trotzdem gibt es einen bestimmten Anteil, der nicht besteht und die Prüfung mehrmals ablegt. In diesen Statistiken taucht gleichzeitig nicht auf, wer die Prüfung nie antritt. In meiner Forschung habe ich immer wieder Menschen – vor allem Frauen – getroffen, die nie oder nur kurze Zeit zur Schule gegangen sind und entweder gar nicht oder nur in arabischer Schrift alphabetisiert waren. Viele von ihnen geben ab einem gewissen Zeitpunkt auf, die Sprache zu lernen und denken über andere Möglichkeiten nach, ihre Lebensprojekte umzusetzen. Während in der Zeit nach der Einführung der Sprachnachweispflicht 2007 das *Goethe-Institut Marokko* noch Alphabetisierungskurse angeboten hat, wurde in Casablanca mittlerweile ein Formular in französischer Sprache eingeführt, das bei der Anmeldung zum ‚Vorintegrationskurs' von den Teilnehmer_innen ausgefüllt werden musste. Wer dazu nicht in der Lage war, wurde wieder weggeschickt. Marokko hat von allen nordafrikanischen Ländern die niedrigste Alphabetisierungsrate: Diese lag 2012 bei 67.1 %. Fast ein Drittel der marokkanischen Bevölkerung ist also nicht alphabetisiert und diese Zahlen beziehen sich auf die Alphabetisierung in arabischer Schrift. Unter den marokkanischen Frauen zwischen 15 und 24 Jahren liegt die Alphabetisierungsrate bei 74 % und bei den Männern in diesem Alter bei 88.8 % (UNICEF 2013). Diese Gruppe wird entlang der Kriterien von Bildung und Alphabetisierung – klassenspezifischer Merkmale also – durch die Sprachnachweispflicht von der Einreise ausgeschlossen und bleibt in Statistiken unsichtbar. Damit stellt die Sprachnachweispflicht einen Mechanismus dar, der dafür sorgt, dass

diejenigen, die in der Arbeitsmarktlogik als ‚unnütz' gelten, keinen Zugang mehr zu dieser Möglichkeit der legalen Einreise erhalten.

Auch die Entscheidungen über Visumsanträge im Konsulat in Marokko folgen einer klassenbezogenen Nützlichkeitslogik. Wie Interviews mit Mitarbeiter_innen, die sich mit diesen Anträgen beschäftigen, zeigten, sind es hier ebenfalls vor allem Antragsteller_innen mit wenig sozioökonomischem Kapital, die unter Verdacht gestellt werden, eine ‚Scheinehe' eingegangen zu haben, und weiteren Überprüfungen unterzogen werden. So wurde in den Interviews betont, dass die „Befragten" – also die Antragsteller_innen, die zusätzlich überprüft werden – besonders aus „bildungsfernen Milieus" kämen. Die meisten hätten „nicht mal Abitur". Sie seien besonders verdächtig, weil das diejenigen seien, die hier keine Perspektive hätten. Es wird von den Mitarbeiter_innen als Erleichterung empfunden, dass es jetzt die Sprachnachweispflicht gibt: Früher habe es auch viele Analphabeten gegeben, aber jetzt hätten sie schon zwei Jahre Deutsch gelernt, so eine der Mitarbeiter_innen. Sie betonten, dass Akademiker generell bei diesen Antragsteller_innen weniger auftauchten, denn sie würden ja sowieso ein Visum bekommen: *Blue Card* und *Green Card*. Dafür bräuchten sie einen Arbeitsvertrag in Deutschland mit einem Gehalt von mindestens 50.000 Euro im Jahr. Besonders betroffen von Verdächtigungen sind marokkanische Männer ohne formale Bildung oder Erwerbsarbeit sowie deutsche Frauen, die prekär leben und zum Beispiel *Hartz IV* beziehen, wie aus der Analyse der Aussagen von Konsulatsmitarbeiter_innen hervorging. Neben Staatsbürgerschaft und Ethnizität ist Klasse seit einiger Zeit die zentrale Kategorie, nach der innerhalb des europäischen Grenzregimes entschieden wird, wer am stärksten reguliert wird – vor allem auch in Politiken des ‚Ehegattennachzugs' (Block 2014: 16; Wray 2009: 593). Auch Irene Messinger konstatiert in ihrer intersektionalen Analyse der Verdächtigung binationaler Paare durch Behörden in Österreich, dass die Sichtweise dominiere, dass das Eingehen einer ‚Scheinehe' den „‚unteren' sozialen Klassen" vorbehalten sei (Messinger 2012: 215). Die Wirkmächtigkeit von Klasse zeigt sich auch noch einmal daran, dass bei ‚Drittstaatsangehörigen' aus Ländern mit höherem Einkommen und aus höheren sozialen Schichten angenommen wird, dass sie westlichen Werten und Verhalten näher seien und somit keiner Integrationsmaßnahmen bedürften. So sind ‚Drittstaaten' mit durchschnittlich höheren Löhnen – wie die USA, Australien, Israel, Japan oder Kanada – von der Sprachnachweispflicht ausgenommen, was nicht nur die sozioökonomische, sondern auch die ethnokulturelle Hierarchisierung verstärkt (Block 2014: 11).

Aktivierung und Einschluss

Die Mehrheit der Personen, die aufgrund ihres kulturellen Kapitals sowie sozioökonomischen Hintergrunds Zugang zu Sprachkursen haben, besteht die Deutschprüfung im *Goethe-Institut* am Ende. In diesem Fall führt die Sprachnachweispflicht vor allem zu einer Verzögerung des Einreiseverfahrens und nicht zu Immobilität. Gerade

für diejenigen, die bereits studiert haben und andere Fremdsprachen sprechen sowie über die finanziellen Mittel verfügen, stellt die Sprachnachweispflicht keine Hürde dar und bringt sogar manchmal ermächtigende Momente mit sich. Ceylin[3] zum Beispiel, die 21 Jahre alt ist, in Casablanca lebt und mit einem marokkanischen Mann in Deutschland verheiratet ist, war das Niveau A1 nicht genug. Nachdem sie den ‚Vorintegrationskurs' im *Goethe-Institut Casablanca* erfolgreich mit der ‚Start Deutsch 1'-Prüfung abgeschlossen hatte, entschied sie sich dafür, direkt weiter bis Niveau B1[4] zu lernen. Der ‚Vorintegrationskurs' im *Goethe-Institut* fiel ihr relativ leicht, auch wenn sie immer wieder Angst vor den Prüfungen hatte: Sie hat Abitur, war für kurze Zeit an der Universität und hatte eine zweijährige Ausbildung im Bereich Unternehmensmanagement begonnen, bevor sie zum *Goethe-Institut* kam. Sie spricht bereits fließend Französisch. Wenn sie in Deutschland ist, möchte sie das einjährige Studienkolleg absolvieren, da das marokkanische Abitur nicht anerkannt werde. Anschließend würde sie gerne Zahnmedizin studieren. Ihre Schwester ist auch Zahnärztin. Ihr Traum wäre es, mit ihr eines Tages eine gemeinsame Praxis in Marokko zu führen. Kandidat_innen wie Ceylin eignen sich das Instrument des Sprachnachweises an, um ihren Plänen einer Ausbildung, eines Studiums oder einer Lohnarbeit in Deutschland ein Stück näher zu kommen. Gleichzeitig werden sie in den Deutschkursen im *Goethe-Institut* als zukünftige Arbeitskräfte aktiviert. Hier wird das Prinzip des ‚Förderns und Forderns' wirkmächtig, das durch die Sprachnachweispflicht und die damit einhergehende Idee der ‚Vorintegration' in den ‚Drittstaat' exportiert wird. In den ‚Vorintegrationskursen' wird von den Lehrer_innen sowie in den Lehrmaterialien unter anderem vermittelt, dass, wer nach Deutschland wolle, sich integrieren müsse und zwar auch im Sinne einer Integration in den Arbeitsmarkt. Dabei wird vor allem auch an die individuelle Eigenverantwortung für diese Integration appelliert.

Der Sprachnachweis sortiert nicht nur aus, sondern aktiviert die Kursteilnehmer_innen auch für den nationalstaatlichen Arbeitsmarkt, wo Deutschkenntnisse zu den wichtigsten Kriterien gehören. Spätestens seit der *Hartz-IV*-Reform hat sich sozialpolitisch ein Integrationsparadigma durchgesetzt, nach dem Integration vor allem über Erwerbstätigkeit definiert wird und nach der Leitlinie des ‚Förderns und Forderns' die Eingliederung in den Arbeitsmarkt zu einem der wichtigsten sozialpolitischen Ziele erklärt wurde (Lehnert 2009). Auch Irene Götz kommt zu dem Schluss, dass in Zeiten des Postfordismus – zumindest im hegemonialen Diskurs – der_die Migrant_in dann als „zugehörig" gilt, wenn er_sie aktivierbare_r Bürger_in sei und ökonomisch potente_r Selbstunternehmer_in (Götz 2011: 331). Dieses ökonomische Integrationsparadigma wird auch in diesem Feld wirksam und in den sogenannten ‚Vorintegrationskursen' im *Goethe-Institut* in Marokko alltäglich reproduziert. Hier zeigt sich, dass es bei der Steuerung und Begrenzung von Migration sowohl durch die Sprach-

3 Name geändert.

4 B1 entspricht der dritten Stufe auf der sechsstufigen Kompetenzskala des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen.

nachweispflicht für ‚nachziehende Ehegatten' als auch durch das Visum zum ‚Ehegattennachzug' vor allem auch in der neoliberalen Verwertungslogik um eine Vorsortierung entsprechend des ökonomischen Potenzials und der Wettbewerbsfähigkeit von Migrant_innen am Arbeitsmarkt sowie einer Aktivierung zukünftiger Arbeitskräfte geht. Bei diesen Ein- und Ausschlüssen wird Klasse permanent mithergestellt. Gleichzeitig lässt sich innerhalb des Einreiseverfahrens ein Phänomen beobachten, das einer Aktivierung ‚nachziehender Ehegatten' für den Arbeitsmarkt zu widersprechen scheint: In den ‚Vorintegrationskursen' findet ebenfalls eine Form der ‚Hausfrauisierung' statt, sowie im Konsulat eine Festschreibung traditioneller Geschlechterrollen.

‚Hausfrauisierung' und Heteronormierung

Als ich das erste Mal im *Goethe-Institut Casablanca* war, um in einem der ‚Vorintegrationskurse' teilnehmend zu beobachten, wurde ich vorgewarnt, dass sich in diesen Kursen nur Frauen mit wenig Bildung befänden, die in Deutschland sowieso „nur" Hausfrau und Mutter sein würden. Diese Einschätzung ging sowohl mit einer Abwertung dieser Gruppe als auch einer Problematisierung in Hinblick auf deren Einreise nach Deutschland und ihre zukünftige Integration einher. Tatsächlich befinden sich in den Kursen ungefähr 70 Prozent Frauen, aber diese Gruppe ist in Bezug auf Arbeitsverhältnisse und Bildungshintergründe sowie Lebenskonzepte und Zukunftsvorstellungen sehr heterogen zusammengesetzt, wie sich erst in den Gesprächen später herausstellte. Während einige Frauen sich tatsächlich selbst als „Hausfrau" bezeichneten und in dieser Rolle auch ihre Zukunft in Deutschland sahen, waren auch viele dabei, die bereits studiert hatten, in einem Lohnarbeitsverhältnis standen und/oder auch Pläne hatten, in Deutschland an die Universität zu gehen oder eine Ausbildung zu machen. Fast keine der Frauen, aber auch keiner der Männer im Deutschkurs, ging zu diesem Zeitpunkt einer Erwerbsarbeit nach. Eine reguläre Beschäftigung war für sie zusätzlich zur Anwesenheit im Deutschkurs sowie dem Lernen der neuen Sprache zeitlich nicht möglich. Trotzdem wurden Kursteilnehmerinnen vor allem als ‚Hausfrauen' und ‚Mütter' gesehen und auch als solche adressiert: In Gesprächen zwischen Mitarbeiter_innen, in Interaktionen mit Lehrkräften, in Unterrichtsmaterialien und Kursbüchern sowie in Übungen in den Kursen. Männliche Kursteilnehmer werden damit indirekt an ihre Rolle als ‚Familienernährer' erinnert. Bereits das Einwanderungsformat des ‚Ehegattennachzugs' orientiert sich an dem Modell des männlichen Familienernährers, schreibt ‚nachziehenden Frauen' den Status als ‚Abhängige' zu und forciert damit ‚Hausfrauisierung' (Karrer et al. 1996: 121; Morokvasic 1984: 891).

Auch im Konsulat werden permanent Gender und Geschlechterverhältnisse angerufen und hergestellt. Die Aufgabe der Mitarbeiter_innen dieser Institution ist es herauszufinden, ob Antragsteller_innen nur ‚zum Schein' – zum Beispiel nur für das Visum – geheiratet haben oder eine ‚echte', sogenannte ‚schützenswerte' Ehe eingegangen sind. Neben Vorgaben und Anweisungen ‚von oben' wird hier auf ein situiertes bürokratisches Wissen (Hoag 2011) zurückgegriffen, um Paarbeziehungen zu

kategorisieren und zu klassifizieren. Dieses Wissen folgt vergeschlechtlichten, ethnisierten, klassenspezifischen sowie heteronormativen Logiken und Rationalitäten. Dabei werden Frauen – sowohl die marokkanischen Antragstellerinnen als auch die deutschen Partnerinnen – viktimisiert und Männer, lediglich marokkanische Antragsteller, unter Generalverdacht gestellt und kriminalisiert, wie meine Forschung zeigt. Dieser Blick auf die Antragsteller_innen führt dazu, dass marokkanische Frauen seltener Überprüfungen und Befragungen ausgesetzt sind und das Verfahren im Konsulat relativ unbeobachtet durchlaufen können. Marokkanische Männer dagegen stehen im Fokus der Kontrollen, vor allem wenn sie selbst wenig sozioökonomisches Kapital vorweisen können und ihre Paarbeziehung nicht heteronormativen Vorstellungen entspricht – zum Beispiel wenn die Frau älter oder gebildeter ist oder ein höheres Einkommen hat. Hier werden ebenfalls traditionelle Geschlechtervorstellungen vom Ehemann als Familienernährer und Versorger und von der Frau als Hausfrau und Mutter wirkmächtig. So betonte einer der Konsulatsmitarbeiter auch, dass bei älteren deutschen Frauen oft ein Verdacht auf eine ‚Scheinehe' geäußert werde, da diese ja auch keine Kinder mehr bekommen könnten, was jedoch von marokkanischen Männern erwartet werde. Auch Helen Wray kommt zu dem Schluss: „Immigration controls over marriage both reflect and reinforce the gendered norms of family life" (Wray 2015). Wie sind diese scheinbar widersprüchlichen Phänomene innerhalb des Einreiseverfahrens – einerseits eine Aktivierung für den Arbeitsmarkt und gleichzeitig eine ‚Hausfrauisierung' – aus der Perspektive einer Ökonomisierung dieser Migrationspraxis zu verstehen?[5]

Ökonomisierungsprozesse in Politiken des ‚Ehegattennachzugs'

An dieser Stelle möchte ich in Anschluss an die feministische Ökonomiekritik argumentieren, dass Prozesse der ‚Hausfrauisierung' und eine Stärkung traditioneller Geschlechterrollen während des selektiven Einreiseverfahrens einer kapitalistischen Nützlichkeitslogik innerhalb von Migrationspolitiken zunächst nicht widersprechen. Wie feministisch-marxistische Theoretikerinnen (Haug 2014: 131), aber auch die volkskundliche Frauen- und Geschlechterforschung (Lipp 2001: 332) seit langem fordern, müssen in die Analyse von Produktionsverhältnissen nicht nur wertschöpfende Arbeit im Sinne von Lohnarbeit und Warenproduktion miteinbezogen werden, sondern immer auch reproduktive Tätigkeiten, die nach wie vor vorwiegend von Frauen verrichtet werden. Aus dieser Perspektive lässt sich Migration durch Heirat immer auch als Arbeitsmigration verstehen, nicht nur im Sinne von Heirat als Ergebnis von arbeitsbezogener Migration oder des Eintritts in den Arbeitsmarkt in Anschluss an

5 Hier kommt es zu einem weiteren Widerspruch, der an dieser Stelle nicht genauer ausgeführt werden kann: Die migrantische Hausfrau und Mutter wird im hegemonialen Diskurs gleichzeitig als besondere Gefahr für die Integration in Deutschland konstruiert, quasi im Sinne einer ‚dreifachen Integrationsverweigerin', wie ich in meiner Dissertation argumentiere (Gutekunst 2018).

eine transnationale Heirat, wie es Nicola Piper und Mina Roces herausarbeiten (2003: 2), sondern auch in Form von unbezahlter Reproduktionsarbeit, die fortan vor allem von Frauen, aber auch von Männern, die über den ‚Ehegattennachzug' nach Deutschland einreisen, geleistet wird. Aus der Perspektive des Regierens wird durch diesen Migrationsweg eine Gruppe von Migrant_innen ‚verfügbar' (gemacht), die – einmal in Deutschland – als flexible Arbeitskräfte sowohl für den offiziellen Arbeitsmarkt aktivierbar sind, als auch in den Paarbeziehungen und zukünftigen Familien nicht entlohnte Sorgearbeit leisten und aufgrund der Eheschließung sogar durch den Partner oder die Partnerin aus der Perspektive des neoliberalen Staates sozial abgesichert sind. Frauen betrifft dies noch einmal besonders, da ihnen gesellschaftlich sowohl in Marokko als auch in Deutschland Care-Tätigkeiten zugeschrieben werden. Mirjana Morokvasic wies bereits in den 1980er Jahren darauf hin, dass Frauen immer arbeiteten: „They are not in and out of economic activity, but at various stages of their life cycle they are either paid for their work or not and their work is either recognized as economic activity or not" (Morokvasic 1984: 888).

Die zunehmende Problematisierung und Politisierung des ‚Ehegattennachzugs' in den letzten 15 Jahren ging also auch mit einer Ökonomisierung dieser Migrationspraxis einher. Dabei handelt es sich um ein Feld, das eigentlich die Gewährleistung des Schutzes von Ehe und Familie zum Ziel hat und nicht, wie zum Beispiel im Kontext klassischer Arbeits- oder Bildungsmigration, der Nachfrage des Arbeitsmarktes sowie dem ‚Fachkräftemangel' zu begegnen. Dass in diesem migrationspolitischen Feld nun auch – wie in der eingangs zitierten ‚Heiratsmigrationsstudie' des BAMF – ein demographisches Argument wirkmächtig wird, verstärkt diese utilitaristische Haltung noch einmal. Die Soziologin Susanne Schultz hat herausgearbeitet, wie seit den 1990er Jahren Migrationspolitik in der Bundesrepublik verstärkt als Lösungsansatz demografischer Probleme thematisiert wurde (Schultz 2016). In diesen Debatten geht es vor dem Hintergrund einer „alternden Gesellschaft" (Götz/Rau 2017) sowohl um die Nützlichkeit der Migration, um einen „unmittelbaren kurzfristigen Arbeitskräftebedarf" zu stillen, als auch um einen „längerfristigen biopolitischen Zusammenhang": „Hier geht es etwa auch um Fragen einer migrantischen ‚Fertilität' und darum, wie der nationale Bevölkerungskörper langfristig zusammengesetzt werden soll und welche zukünftigen Staatsbürger_innen ‚wir' brauchen" (Schultz 2016). In diesem Zusammenhang werden sowohl Eheschließungen als auch Migrationsbewegungen wieder als nationalstaatliche Handlungsfelder biopolitischer Interessen sichtbar, wie auch ein „postliberaler Rassismus" (Pieper/Tsianos 2011), der auf die „Vervielfältigung der Grenzen" und damit differenzielle Einschlüsse zielt (Mezzadra/Nielson 2013; Pieper/Tsianos 2011: 119). Zu beleuchten, wie Menschen, die selbst das selektive Einreiseverfahren des ‚Ehegattennachzugs' durchlaufen, mit diesen Ökonomisierungsprozessen innerhalb des europäischen Grenzregimes umgehen, wie sie diese mitprägen, sich aneignen, sich diesen aber auch entziehen und fliehen, bleibt eine wichtige Aufgabe der Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie (Gutekunst 2018).

Literatur

Berriane, Mohamed (2003): Les Marocains résidant en Allemagne. In: Fondation Hassan II (Hrsg.): Marocains de l'éxterieur. Rabat, S. 21–52.

Block, Laura (2014): Regulating Membership: Explaining Restriction and Stratification of Family Migration in Europe. In: Journal of Family Issues 36/11, S. 1433–1452.

Block, Laura (2016): Policy Frames on Spousal Migration in Germany. Regulating Membership, Regulating the Family. Heidelberg.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2013): Migrationsbericht 2012. Verfügbar unter: http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Migrationsberichte/migrationsbericht-2012.pdf?__blob=publicationFile (26.03.2018).

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2015): Migrationsbericht 2014. Verfügbar unter: https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Migrationsberichte/migrationsbericht-2014.pdf?__blob=publicationFile (26.03.2018).

Büttner, Tobias/Stichs, Anja (2013): Die Integration von zugewanderten Ehegattinnen und Ehegatten in Deutschland. BAMF-Heiratsmigrationsstudie 2013. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

D'Aoust, Marie (2013): In the name of love. Marriage migration, governmentality and technologies of love. In: International Political Sociology 7/3, S. 258–274.

Deutscher Bundestag (2008): Kleine Anfrage der Abgeordneten Sevim Dağdelen, Ulla Jelpke, Ulrich Maurer und der Fraktion DIE LINKE. Auswirkungen der neuen Sprachanforderungen beim Ehegattennachzug. Bilanz nach einem Jahr (Stand 30. September 2008). Verfügbar unter: http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/105/1610564.pdf (26.03.2018).

Götz, Irene (2011): Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989. Köln u. a.

Götz, Irene/Rau, Alexandra (Hrsg.) (2017): Facetten des Alter(n)s. Ethnografische Porträts über Vulnerabilitäten und Kämpfe älterer Frauen (Münchner Ethnographische Schriften, 25). München.

Gutekunst, Miriam (2018): Grenzüberschreitungen. Migration, Heirat und staatliche Regulierung im europäischen Grenzregime. Eine Ethnographie. Bielefeld.

Haug, Frigga (2014): Marxismus-Feminismus. Ein Projekt. In: Franke, Yvonne u. a. (Hrsg.): Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis. Bielefeld, S. 129–144.

Hoag, Colin (2011): Assembling partial perspectives. Thoughts on the anthropology of bureaucracy. In: PoLAR. Political and Legal Anthropology Review 34/1, S. 81–94.

Karrer, Cristina/Turtschi, Regula/Le Breton Baumgartner, Maritza (1996): Entschieden im Abseits. Frauen in der Migration. Zürich.

Lehnert, Katrin (2009): Wo ist ‚drinnen', wo ist ‚draußen'? Die Wirkung sozialpolitischer Integrationsinstrumente, widerständige Erwerbslose und wie die Medien diese disqualifizieren. In: Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hrsg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/M./New York, S. 109–138.

Lipp, Carola (2001): Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 329–352.

Messinger, Irene (2012): Schein oder nicht Schein. Konstruktion und Kriminalisierung von „Scheinehen" in Geschichte und Gegenwart. Wien.

Mezzadra, Sandro/Neilson, Brett (2013): Border as Method, or, the Multiplication of Labor. Durham/London.

Morokvasic, Mirjana (1984): Birds of passage are also women … In: The International Migration Review 18/4, S. 886–907.

Pieper, Marianne/Tsianos, Vassilis (2011): Postliberale Assemblagen. Rassismus in Zeiten der Gleichheit. In: Friedrich, Sebastian (Hrsg.): Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der „Sarrazindebatte". Münster, S. 112–130.

Piper, Nicola/Roces, Mina (2003): Introduction. Marriage and migration in an age of globalization. In: Dies. (Hrsg.): Wife or worker? Asian women and migration. Lanham, S. 1–22.

Schultz, Susanne (2016): Die zukünftige Nation. Demografisierung von Migrationspolitik und neue Konjunkturen des Rassismus. In: movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung 2/1. Verfügbar unter: http://movements-journal.org/issues/03.rassismus/06.schultz--die.zukuenftige.nation.html (26.03.2018).

UNICEF (2013): En bref: Maroc. Verfügbar unter: http://www.unicef.org/french/infobycountry/morocco_statistics.html (26.03.2018).

Wray, Helen (2009): Moulding the migrant family, in: Legal Studies 29, S. 592–618.

Wray, Helen (2015): Spousal Migration, gender and UK immigration law. In: Border Criminologies, April 2015. Verfügbar unter: https://www.law.ox.ac.uk/research-subject-groups/centre-criminology/centreborder-crimonologies/blog/2015/04/spousal-migration (10.10. 2016).

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/ Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.): Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg 2019, S. 622–633.

Karin Bürkert

Wo Kunst Stadt findet – Container als Ressource, Aufwendung und Argument

Der Container: Zunächst ist er leer und eignet sich für den Transport nahezu beliebigen Inhalts. Seine standardisierte Form macht ihn anschlussfähig an vielfältige Vehikel und Umwelten. Durch sein robustes Material kann er auf unterschiedliche Art wiederverwendet werden. Sprich: Container sind einfache Formen, die beliebig vervielfältigt, erweitert und gefüllt werden können und bieten damit eine ideale Freifläche, die flexibel, mobil und robust zugleich ist.[1] Die Freifläche wiederum ist Desiderat zahlreicher urbaner Initiativen, die sich für den Zugang zu Stadtraum einsetzen (Hauck et al. 2017). Neben existenziellen Bedürfnissen (Wohnen, Arbeit) soll der Raum auch zur kreativen Entfaltung und als Begegnungsort zur Verfügung stehen. Container bieten gleichsam die Lösung für dieses Desiderat: Immer häufiger werden sie zu Wohn- und Arbeitsflächen umgebaut; Containerdörfer entstehen an Stadträndern oder auf Industriebrachen in mittlerweile fast jeder Stadt.[2] Vorwiegend beherbergen die transportablen Boxen Wohn-, Arbeits- und Veranstaltungsräume der sogenannten Kreativszene.[3]

Am Stuttgarter Nordbahnhof entstand im letzten Jahr die *Container City* des Kunstvereins Wagenhalle. Im Mai 2017 wurde sie als Interimsquartier eröffnet, bis die Wagenhalle, die ursprüngliche Unterkunft von circa 100 Künstler*innen, Designer*innen

1 Dieser Beitrag bezieht sich auf Fracht- und Bürocontainer und erweitert durch die obigen Gedanken zur Freifläche die folgende Definition des Containers, die auf kleinere Behältnisse und Verpackungen zum Güter- und Gabenaustausch verengt scheint: „A container can be as any object that can hold something else inside itself for an indefinite period of time, isolating the contents from the give and take of the world outside“ (Shryock/Smail 2018: 1).

2 In Deutschland verbindet man die übereinandergestapelten Wohnmodule spätestens seit 2015 mit provisorischen Unterkünften für geflüchtete Menschen. Bunter und geometrisch vielfältiger mutet dagegen die erste Containerstadt an, die 2001 in London von der Firma *Urban Space Management* erbaut wurde. Ein Autor des Blogs *citylab.com* sprach in der Folge vom „Shipping Container City Boom“, denn nach London entstanden Containersiedlungen in zahlreichen Großstädten (Benfield 2012).

3 Zum Beispiel in München (http://www.werksviertel-mitte.de/construction/container-kollektiv, 29.03.18) oder in Karlsruhe (http://www.perfekt-futur.de, 29.03.18), um nur zwei Beispiele zu nennen.

und Architekt*innen, nach ihrer Sanierung wieder zur Verfügung steht. Die Künstler*innen bauten sich Ateliers, Proberäume und Büros aus circa 100 Containern, zwei Eisenbahnwaggons und anderen Architekturen.[4] „Es gibt (…) eine Gemeinschaftswerkstatt, einen Projektraum, einen Marktplatz und eine Oase – wie eine kleine Stadt eben mit Straßen und Plätzen", beschreibt der Vorsitzende des Kunstvereins die Containerstadt (Hofmann 2017). Schon jetzt zeichnet sich ab, dass die Container City ihren Bewohner*innen mehr bedeutet als eine temporäre Notunterkunft. Der Kunstverein erklärt sie zum „Ort der Begegnung" mit Stuttgarter Bürger*innen, wo der „Wert des Areals um die Wagenhalle, als städtischer Freiraum" ausgelotet werden soll (Morawitzky 2017).

Anhand der mobilen Siedlungen lassen sich Bewertungsmaßstäbe und In-Wertsetzungsstrategien[5] in der Verhandlung um Stadtraum deuten und diskutieren. Welchen Wert hat Raum als künstlerische Produktionsfläche? Wer oder was ist es wert, Stadtraum zu besetzen? Raum wird dabei auf mehreren Ebenen die Eigenschaft der Ressource im Sinne einer Quelle beziehungsweise eines Mittels zur Erreichung eines Ziels zugesprochen:[6] als Arbeitsraum mit signifikantem finanziellem Gegenwert in Zeiten von Immobilienknappheit und als potenzieller Standortfaktor in der von Sharon Zukin so benannten „symbolischen Ökonomie" (Zukin 1995) im globalen Städtewettbewerb. Am Beispiel zweier Künstler*innen aus der Stuttgarter *Container City* gehe ich auf die ökonomische und ideelle Bewertung von Raum als Ressource für Leben und Arbeit ein.[7] Darüber hinaus wird die Containersiedlung als solche und ihre Positionierung im Stadtraum als aufwertendes Argument in der symbolischen Ökonomie der Stadtpolitik betrachtet.

Insofern gilt es in diesem Beitrag zwei Ebenen der Betrachtung zu unterscheiden: einerseits den Arbeitsraum *in* den Containern als Ort der künstlerischen Produktion und den Stadtraum *außerhalb* der Container, der sie in den Kontext der Politiken urbaner Entwicklungen verortet. Innen- und Außenleben der Container sind eingebunden in ökonomische Logiken, die das Denken und Handeln der Nutzer*innen und der Verwalter*innen des Raums bestimmen.

4 Wagenhalle e. V.: http://kunstverein-wagenhalle.de/containercity (29.03.18).

5 Hier beziehe ich mich auf die Definition von „In-Wertsetzung" von Regina Bendix, die diesen Begriff in Abgrenzung zur „Kommodifierzung" geprägt hat. Im Gegensatz zu letzteren lassen sich mit dem Begriff der „In-Wertsetzung" nicht nur wirtschaftliche, sondern auch ideelle Wertaufladungen fassen, die in der Praxis häufig nicht voneinander getrennt werden können (Bendix 2013: 48).

6 Gisela Welz weist darauf hin, dass die ethnologischen Wissenschaften keinen eigenen Ressourcenbegriff entwickelt haben, sondern weitgehend „innerhalb der ökonomisch vorgegebenen Begriffsparameter" agieren und argumentieren (2015: 37). Dieser Rahmen bleibt auch hier bestehen.

7 Seit 2014 begleite ich die Entwicklungen an der Wagenhalle als Gast und Forscherin. Die Interviews für diesen Beitrag wurden im August 2017 geführt.

Raum, Ressource, Kreativität und Ökonomie

Passend zum Gegenstand ‚Container' verstehe ich Raum einerseits klassisch als Behälter, der physische Begrenzungen und materielle Eigenschaften mitbringt. Diese sind jedoch nicht als Entität, sondern als relationale Parameter zu denken, deren Existenz und Ausgestaltung durch soziale Beziehungen beeinflusst wird. Räume wie die Container-City sind „sozio-materielle Arrangements" (Lefebvre 1991; Schroer 2006), in denen sich soziale Beziehungen und physische Gegebenheiten in materialisierter Praxis gegenseitig bedingen und sichtbar werden.

Wie oben bereits angesprochen, schließt der Beitrag an eine konstruktivistische Sichtweise auf Ressourcen an (Tauschek 2015: 14ff.). Materielle, wie auch immaterielle Güter erhalten Ressourcencharakter durch kulturell und sozial bedingte Zuschreibungen. Inwiefern und aus welchen Gründen etwas als wertvoll, knapp oder nützlich angesehen wird, lässt sich aus der Analyse mentaler Ordnungssysteme herauslesen und anhand von praktischen Interaktionen in den wechselwirksamen Arrangements von Menschen, Dingen und Institutionen erkennen.

Der Beitrag schließt an aktuelle Forschungen an, die sich mit der Rolle von Kunst- und Kulturschaffenden in der Stadtgesellschaft auseinandersetzen. Zu nennen sind hier die Ethnografien von Silke Steets und Laila Lucie Huber, die beide den Einfluss auf und die Teilhabe an Stadtentwicklung im Sinne einer Herstellung von Raum durch kreative Praktiken untersuchen (Steets 2008; Huber 2018). Huber will dabei einen Kreativitätsbegriff (re)etablieren, der nicht mehr nur im Zusammenhang mit ökonomischer Verwertbarkeit gedacht wird, wie vornehmlich durch die prominent gewordenen Arbeiten von Richard Florida (2002, 2004) geschehen. Huber versteht Kreativität als „soziale[n], auf gesellschaftliche Transformation gerichtete[n] Prozess des Herstellens von Situationen und Räumen der Teilhabe (...) abseits der Erwerbsarbeit" (2018: 14f.).

Der Wunsch nach Verfügbarkeit von Raum für nichtkommerzielle und auf Veränderung ausgerichtete Aktionen ist auch in diesem Beitrag ein zentrales Thema. Jedoch zeigt sich hier eine beständige Bezugnahme auf ökonomische Logiken[8]: Einerseits, weil Kunstschaffen im Untersuchungsfeld schlicht als Erwerbsarbeit praktiziert wird. Andererseits, weil ökonomisches ebenso wie kreatives Handeln auf sozial und diskursiv determinierten Prozessen basiert. Und dem Leitdiskurs des „kreativen Imperativs" (Osten v./Spillmann 2002) zufolge wird Kreativität derzeit „nicht als soziale Kraft, sondern als vermarktbare kulturelle Produktion" (Huber 2018: 66) verstanden.

8 Der Begriff der Ökonomie ist in diesem Beitrag weit gefasst und wird ähnlich dem der Kreativität prozessual verstanden (Klein/Windmüller 2014: 8). Ich verstehe Wirtschaften als die Herstellung von Werten (Herzfeld 2001), die einem diskursiv verhandelten Ordnungssystem zugeordnet werden können und Praktiken der Ordnungserhaltung hervorrufen, die auf ein spezifisches Ziel hin ausgerichtet sind.

Kreatives Arbeiten[9] und der dadurch hergestellte Raum, so soll hier gezeigt werden, bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen der Utopie einer freien Kreativität und ökonomischer Vermarktbarkeit. Letztere wurde laut der Humangeografin Iris Dzudzek immer mehr zum Maßstab einer neuen urbanen Regierungsform, der „Kreativitätspolitik" (2017). Dzudezek fokussiert in ihrer gouvernementalitätstheoretischen Studie die Diskurse der Stadtpolitik am Beispiel Frankfurt am Main und stellt eine Verringerung von demokratischen Aushandlungsspielräumen zugunsten von marktorientierten Handlungslogiken fest. Dies führe auch zu einer „Desartikulation des Sozialen sowie jenes Kulturellen, welches sich nicht ökonomisch verwerten lässt" (ebd.: 324). Dzudzek erklärt so die Opposition zwischen Kreativwirtschaft und künstlerischer Tätigkeit außerhalb ökonomischer Verwertungslogiken.

Fallbeispiel „Wagenhalle" in Stuttgart

Die Stuttgarter *Container City* ist als Interimsquartier auf dem Außengelände der Wagenhalle entstanden. Die 12.000 qm große Halle wurde 1895 von der *Königlich-Württembergischen Staats-Eisenbahn* zur Reparatur von Lokomotiven erbaut und ging in den Besitz der *Deutschen Bahn AG* über, wo sie zunächst noch zur Wartung von Eisenbahnwaggons und später von Bussen genutzt wurde. Im Zuge der Bauplanungen zum Umbau des Stuttgarter Hauptbahnhofs (‚Stuttgart 21', ‚S 21') wechselten 2003 die Besitzverhältnisse des Geländes von der *Deutschen Bahn AG* an die Stadt Stuttgart. Von 2004 bis 2016 beherbergte die Halle Ateliers von circa 80 bis 100 Künstler*innen unterschiedlicher Ausrichtung sowie in einem abgetrennten Teil einen Veranstaltungsbetrieb für Konzerte, Firmenevents und Privatfeste.[10]

Die Stadtverwaltung verpachtete die Wagenhalle nach dem Modell des Public-private-Partnership an ein Recycling-Unternehmen mit nahegelegenem Schrottplatz. Das Unternehmen vermietete die Räume zu günstigen Preisen an die Künstler*innen und die Betreiber*innen des Veranstaltungsbetriebs. Diese Interimslösung blieb viel länger als zunächst geplant bestehen, da sich die Bauarbeiten um das höchst umstrittene Umbauprojekt ‚S 21' stetig verzögerten. Nachdem aber der Bürgerentscheid 2011 zugunsten des Bahnhofsumbaus ausgefallen war, sollten Pacht- und Mietverträge für die Wagenhalle keine Verlängerung mehr erhalten, denn im Zuge von ‚S 21' ist ein Rückbau des Nordbahnhofs und die Errichtung eines Wohngebiets auf dem gesamten Gelände vorgesehen.

Ähnliche Brachen zur Zwischennutzung für Kreativschaffende sind in der Industriestadt mit Kessellage allerdings kaum verfügbar, zudem sind die zentrumsna-

9 Der Arbeitsbegriff wird hier bewusst verwendet, um zu zeigen, dass Kunst hier auch Erwerbsarbeit bedeutet. Außerdem kann der Arbeitsbegriff die Vielschichtigkeit künstlerischer Tätigkeiten von Verarbeiten, Bearbeiten und Erarbeiten fassen (Schürkmann 2017: 41–45).

10 Einen lebendigen Eindruck von der Vielfalt der Kunst- und Kulturschaffenden sowie der Halle vor der Sanierung vermittelt der 2017 vom Kunstverein herausgegebene Bildband „Mehr Hallen wagen!" (Kunstverein e. V. 2017).

he Lage und die gute infrastrukturelle Anbindung sowie die Größe der Halle für die Nutzer*innen besonders attraktiv. Daher folgten Bleibeverhandlungen, die schließlich zu einer Befürwortung des Erhalts eines Kunst- und Kulturzentrums im Norden Stuttgarts und der Bewilligung von 30 Millionen Euro für dessen Sanierung führten (Kunstverein Wagenhalle e. V. 2017).

Freiraum – knappes Gut in der *symbolic economy*

Der Erhalt des Kulturzentrums war damit zwar vom Gemeinderat beschlossen, aber welchen Anteil an der Fläche der kommerziell betriebene Veranstaltungsteil oder die Künstler*innen erhalten sollten und der Mietpreis für die Künstlerateliers nach der Sanierung standen weiterhin zur Verhandlung. Die Wagenhalle und das umliegende Gelände wurden in diesen Verhandlungen als ‚knappes Gut' markiert, dessen Seltenheit und Wert die Künstler*innen mit dem Signum ‚Freiraum' auszeichneten, der als ‚Kulturschutzgebiet' geschützt werden müsse. 2016 stellten die Performance-Künstler Sylvia Winkler und Stephan Köperl ein entsprechendes Schild zur Kennzeichnung des schützenswerten Raums an den Grenzen des Wagenhallen-Areals auf. In der Anlehnung an die Regeln von Naturschutzgebieten sollte das Gebiet vor „Zerstörung, Beschädigung oder Einschränkung" geschützt werden.[11] Gemeint sind damit die befürchteten Effekte der Sanierung, die auch mit der „symbolic economy" (Zukin 1995) der postindustriellen Stadtpolitik zusammenhängen, in deren Kontext die Künstler*innen die politische Entscheidung zum Erhalt der Wagenhalle verorteten.

Die Stadtsoziologin Sharon Zukin versteht unter der „symbolic economy" die Produktion von warenförmigen Symbolen, die mit der Produktion von Raum als kulturell aufgeladenen Orten und vermarktbaren Sehenswürdigkeiten einhergeht (ebd.). Charles Landry hat dieserart wirtschaftende Städte in der Folge als „Creative Cities" bezeichnet (2000). Die Künstler*innen befürchteten konkret nicht nur eine mögliche Mieterhöhung und generelle Gentrifizierung des umliegenden Wohngebiets, sondern auch eine Über-Ästhetisierung der Halle durch die teure Sanierung, den Druck zur Eventisierung und Festivalisierung des Geländes und der künstlerischen Praxis und damit verbunden generell die Bewertung ihrer künstlerischen und kulturellen Arbeit nach ökonomischen Verwertungslogiken.

Wirtschaft begegnet uns hier als ‚ökonomischer Verwertungsdruck', vor dem sich die Kunst- und Kulturschaffenden Schutz- und ‚Freiräume' wünschen. Die direkte kommerzielle Verwertung kultureller und künstlerischer Produktion sowie ihre indirekte Vermarktung als Standortfaktoren stehen in Opposition zum ‚Freiraum'. Als solchen haben viele Künstler*innen die Wagenhalle wahrgenommen, als sie 2004 zu äußerst günstigen Mieten Fläche und Räume in der Nähe des Pächters und Schrottplatzinhabers bezogen.

11 Die Aktion wird hier gut beschrieben: Stuttgart-meine-Stadt.de: https://www.stuttgartmeine-stadt.de/file/57bd7f3ed6f3dbba7e2b10dc (29.03.18).

Gerade die Positionierung der Halle ‚unter dem Radar' offiziellen städtischen Einflusses wird von den befragten Künstler*innen als effektivste Förderung zur Entfaltung ihres künstlerischen Potenzials beurteilt.[12] Das hat strukturelle Gründe, wie den niedrigen Mietpreis, hängt aber auch mit der Atmosphäre der Halle und ihrer Außenfläche zusammen, die mit Attributen wie „industrieller Charme", „verwildert"[13] oder als „Mondlandschaft" (Bischoff 2017: 249) beschrieben werden. Geschätzt wird in diesem Zusammenhang die künstlerische Entfaltungsfreiheit bezüglich der räumlichen Materialitäten: Es bestanden lange Zeit keinerlei Vorschriften, was die Gestaltung und Nutzung der Wände und Böden und der Außenanlagen angeht. Auf Lärmschutz oder auf sonstige geltenden Verbote in geschlossenen städtischen Räumen musste wenig Rücksicht genommen werden. Wände konnten eingezogen oder niedergerissen, Toiletten und Bäder, soweit Wasseranschlüsse vorhanden waren, installiert werden.

Der größte Attraktivitätsfaktor des Geländes bleibt aber seine Knappheit. Mehrmals berichteten mir Künstler*innen von ihrer erfolglosen Suche nach anderen geeigneten Arbeitsräumen. Diese seien vor allem kaum zu finanzieren, zumal der ‚Freiraum'-Charakter häufig nicht vergleichbar gegeben wäre.

Arbeits- und Wissensraum – existenznotwendige Aufwendung und ideelle Ressource

Diese Faktoren bewegten viele der Wagenhallen-Künstler*innen dazu, die Idee der Containerstadt vor den Toren der Halle während der Sanierung zu unterstützen, obwohl die Container in Eigenleistung angeschafft und umgebaut werden mussten. Entgegen dem Ausruf der „post studio era" (Buren 1979), die das Künstlersubjekt als flexiblen, mobilen Agenten einer zunehmend virtuellen Produktion versteht, ist für die von mir interviewten Künstler*innen das Atelier als Arbeits- und teilweise Wohnort existenziell notwendig und beeinflusst das künstlerische Schaffen enorm. Wie Christiane Schürkmann in ihrer Studie „Kunst in Arbeit" belegt, ist „künstlerisches Arbeiten (…) immer auch räumlich eingebettet, wobei Räume und ihre Qualitäten zugleich Einfluss auf die Hervorbringung, Entwicklung und Konzipierung von künstlerischen Arbeiten nehmen können" (2017: 191).

Für den Künstler Stefan Rohrer war der Umzug in einen Frachtcontainer daher auch nicht einfach zu entscheiden und durchzuführen. Der 50-Jährige stellt Skulpturen aus Motorrollern und Autos her, die explosionsartig zerfallen, zerfließen oder sich spiralförmig nach oben schrauben.[14] Für seine Arbeiten benötigt er ausreichend Platz, auch wenn die fertigen Skulpturen schon aus Transportgründen meist in mehrere Teile zerlegt werden können. Die Entscheidung für den Umzug in ein selbstge-

12 Dies wurde mir in mehreren Gesprächen mit Kunst- und Kulturschaffenden berichtet.
13 Interviews mit Robin Bischoff und Moritz Finkbeiner 2014.
14 Stefan Rohrer: http://www.stefanrohrer.de/arbeiten (29.03.18).

bautes Container-Atelier beruht teils auf einer rationalen Kosten-Nutzen-Abwägung. Anfangs habe er sich noch Alternativen überlegt – eine andere, weniger platzintensive Art von Kunst zu machen, kam dabei jedoch nicht infrage, denn Rohrer hatte sich mit seinen Kunstwerken etabliert und bereits einige Aufträge zugesagt. Der Marktwert seiner Kunstwerke hatte sich in den letzten Jahren so gesteigert, dass er von seiner Arbeit mittlerweile gut leben kann. Passende räumliche Gegebenheiten sind existenzielle Voraussetzungen dafür. Kurz habe er sich auf dem Immobilienmarkt nach geeigneten Arbeitsräumen umgesehen, so Rohrer, doch in der Gegend um Stuttgart, wo er sich familiär gebunden sieht, waren die Aussichten auf Erfolg mehr als schlecht. Insofern – dies sei hier grundsätzlich angemerkt – steht die künstlerische Arbeit natürlich immer unter einem ökonomischen Verwertungsdruck, was die Notwendigkeit anbelangt, sich und andere davon zu ernähren.

Die Wirtschaftlichkeit also, aber auch Arbeitsroutinen und die Qualität des Raums, bewegten Rohrer zu einer relativ zeit- und kostenaufwendigen Eigenkonstruktion einer Container-Werkstatt auf dem Wagenhallen-Gelände. In Eigenleistung kaufte er sich vier Frachtcontainer und verbaute sie mit anderen Materialien zu einem circa 90 qm großen und mehr als vier Meter hohen Raum mit einer Empore für Lagerfläche und einem kleinen Büro. Er habe sich eben an eine „gewisse Größe gewöhnt", sagt er. Rohrers Arbeit geht mit Lärm und den beißenden Gerüchen von Lack, Funkenflug und Rauch des Schweißgeräts einher. Die Räume in denen er arbeitet, „verbrauche" er regelrecht (Interview: 04.08.17).

Weil seine Arbeit nach der Konstruktion eines Modells mehr dem Schlosserhandwerk zuzurechnen ist, spricht Rohrer meist von seiner Werkstatt statt von einem Atelier. In der alten Lokomotiven-Instandsetzungshalle herrschten optimale Bedingungen für seine Arbeit. Er berichtet, wie der Ort mit seiner Größe und den Möglichkeiten der Entfaltung ihn maßgeblich in seiner Idee, Skulpturen aus Fahrzeugen zu bauen, beeinflusst hatte. Dabei spricht er selbst von den Ressourcen, die die Wagenhalle vorhielt und meint damit nicht nur die großen, robusten Industrieräume, sondern auch die Gemeinschaft der verschiedenen Künstler*innen in der Halle, das Netzwerk aus Wissen, Erfahrungen, Materialien vom nahegelegenen Schrottplatz und dem stetig wachsenden gemeinsamen Maschinenpool. Insofern war es für Rohrer nicht nur die Aufrechnung der Kosten einer teuren Miete zur Überbrückung der Sanierungszeit gegenüber dem Aufwand von circa 30.000 Euro für den Kauf der Frachtcontainer und deren Umbau, die ihn zum Bleiben auf dem Wagenhallen-Areal bewogen. Die gebotenen Ressourcen des Orts sind auch ideeller Art: Statt von der Container-City spricht Rohrer vom ‚Dorf' mit gemeinsamem Dorfplatz, der als Treffpunkt und Umschlagsplatz für Ideen und Materialien diene. Von dieser Gemeinschaft profitiere seine Arbeit, aber auch er als Person maßgeblich. Rohrer schreibt seinem Arbeitsraum Eigenschaften wie Größe und Robustheit, aber auch die Anschlussfähigkeit an Netzwerke von Wissen und Material zu. Er charakterisiert den Raum damit als Ressource, der eine größere Investition rechtfertigt, aber auch notwendig macht, da Alternativen fehlen.

Wie Stefan Rohrer nutzten mehr als die Hälfte der fast 100 Künstler*innen des Kunstvereins Wagenhalle die großzügige Außenfläche der Halle aus und vergrößerten ihre Ateliers teilweise sogar. Die Stadt unterstützte den Aufbau der *Container City*, in dem sie Wasser- und Stromleitungen verlegte. Die Container selbst und deren Konstruktion mussten jeweils von den Künstler*innen in Eigenleistung bezahlt und gebaut werden. Nicht allen war diese Investition möglich. Einige sind für den Sanierungszeitraum in Mieträume auf dem Land gezogen oder haben sich um Stipendien für Auslandsaufenthalte beworben.

Das wird mit zunehmendem Alter jedoch schwierig, so Lisa Biedlingmaier. Die 43-Jährige passt eigentlich genau ins Bild der postmodernen Künstlerin (Laferl/Tippner 2014): Ihre Arbeiten entstehen in der Regel am Computer und materialisieren sich als Projektionen oder Klanginstallationen.[15] Sie hat zwei Wohnsitze – in Stuttgart und in Zürich –, hat aber in ihrem Leben schon an vielen weiteren Orten gelebt und sich ein internationales Netzwerk aufgebaut; häufig entstehen ihre Installationen kollaborativ. Ihre Kunst ist deutlich politisch, teils philosophisch und kommentiert aktuelle Entwicklungen. Um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren, arbeitet sie nebenher als selbstständige Webdesignerin und nutzt ihre Ateliers auch als Wohnraum. In den Wagenhallen bewohnte sie in einem mittlerweile abgerissenen Nebengebäude zwei Räume mit insgesamt circa 50 qm Fläche und hohen Decken. Auch sie wollte unbedingt diesen Standort halten, obwohl sie sich in Zürich noch Wohn- und Atelierräume mit anderen Künstler*innen teilt. Deshalb hat sie ihr Erspartes in zwei Bürocontainer investiert, die sie zu einem 25 qm großen Wohnatelier umgebaut hat (Interview: 24.08.17).

Die Möglichkeit des flexiblen Ortswechsels zwischen Stuttgart und Zürich und damit die Anbindung an verschiedene Künstlernetzwerke sind ihr zwar sehr wichtig, den „free-floatenden Künstler-Nomaden", der nichts mehr braucht als sein ‚MacBook', hält sie jedoch für eine Mär. Auch wenn ihr Arbeitsalltag häufig am Computer stattfindet, bezeichnet sie den festen Arbeitsort als eine der wichtigsten Ressourcen für ihre künstlerische Arbeit: „Es geht nicht nur um Platz, es geht um den Denkraum. Der Raum beeinflusst extrem die Stimmung. Jeder Raum hat eine gewisse Energie, die sich stark auf meine Gedanken auswirkt" (Interview: 24.08.17). Insofern bot der Umzug in die Wohncontainer Möglichkeiten, machte aber auch Umstellungen notwendig. Die den Container umgebende Wiese beeinflusse das Arbeiten beispielsweise positiv, dafür sei der Innenraum eigentlich zu vollgestellt, der Denkraum durch die Regale zur Lagerung alter Arbeiten und die Wohnmöbel eingeengt (ebd.). Die Möglichkeit zum Rückbezug auf alte eigene Werke und Bücher zur Wissensaneignung in den Regalen, Platz an den Wänden für eigene und andere Bilder, sind jedoch für das Denken von Biedlingmaier ebenso wichtig wie die gespeicherten Daten auf dem Computer. Im Atelier treten diese Dinge durch ihre Sichtbarkeit und die Zugriffsmög-

15 Lisa Biedlingmaier: http://www.lisabiedlingmaier.net (29.03.18).

lichkeit in Beziehung zueinander, setzen Gedanken und Erinnerungen frei, bieten Denkanreize.

Das Wohnen am Arbeitsort wiederum ist für Biedlingmaier existenziell notwendig, da die Anmietung von Wohnräumen in Stuttgart wie in Zürich nicht mit ihren Einkünften zu vereinbaren ist. Vielleicht hätte sie für die Zeit der Sanierung auch nur in Zürich wohnen können oder zu ihrem Mann ziehen, der als Musiker ebenfalls einen Container an den Wagenhallen bezogen hat. Für Biedlingmaier ist der Aufbau des Wohnateliers in der *Container City* aber auch ein politisches Statement. Die Fotos, die sie und ihr Mann mir von ihren Containern schicken, wollen nicht verheimlichen, dass der Arbeitsraum auch als Wohnraum genutzt wird. Anders, so Biedlingmaier im Interview, könnten sie und viele ihrer Kolleg*innen ihre Existenz nicht aufrechterhalten. Ob die Räume in der sanierten Wagenhalle und den neu gebauten Nebengebäuden wieder als Wohnräume genutzt werden können, beziehungsweise dürfen, ist noch nicht ausdiskutiert. Ein Teil der Künstler*innen und die Stadtverwaltung haben sich bisher dagegen ausgesprochen. Für Lisa Biedlingmaier wäre die Erlaubnis der Wohnraumnutzung ein Zugeständnis an die Diversität von Künstler*innenexistenzen. Ihr Container, den sie bereitwillig zeigt, ist damit nicht nur Arbeits- und Wohnraum, sondern wird zum Ausdruck einer Lebenssituation und zum Argument um die Bewertung und Ausgestaltung künstlerisch genutzten Stadtraums.

Stadtraum – wirtschaftliche Kreativität als Argument

Die *Container-City* insgesamt ist als materialisiertes Argument in dieser Debatte zu verstehen. Die Künstler*innen des Kunstvereins vermitteln mit den bunten Bauten verschiedene Botschaften an die Stadtgesellschaft, schaffen Aufmerksamkeit und stärken damit ihre Position im Wettbewerb um finanzielle, aber auch ideelle Förderung.

Welches sind diese Botschaften? Erstens ist die *Container City* Beleg für das handwerkliche und architektonische Können der Künstler*innen. Stefan Rohrer erzählte mir, er und manche seiner Kolleg*innen hätten wohl beim Bau ihrer Container ihr „schwäbisches Häuslebauer-Gen" ausleben können (Interview: 04.08.17) und sich und ihre Arbeit durch dieses kulturelle Kapital im sozialen Raum der Stadtgesellschaft besser positioniert. Die Mitglieder des Kunstvereins hätten sich durch ihre Verlässlichkeit in Planung und Kalkulation bei der Stadtverwaltung und im Gemeinderat Respekt erworben, wurde mir von verschiedenen Seiten berichtet. Auch die Investitionsbereitschaft der Künstler*innen und die hohen Eigenleistungen hätten überzeugende Wirkung gehabt. Der habituelle Bias zwischen Verwaltung und Kunstszene, sei er auch nur antizipiert, führt immer wieder zu Verständigungsproblemen (Bürkert 2017). Das Beispiel zeigt, dass kulturell codiertes Wissen kulturelles Kapital einbringt, das potenziell auch zu ökonomischem Kapital umgewandelt werden kann (Bourdieu 1987: 261).

Zweitens vermitteln die Künstler*innen mit der *Container City* ihre Utopie vom ‚Freiraum'. Die Verwandlung vom Container zum Kunstwerk steht symbolisch für das Potenzial, das in einfachen Formen und Flächen steckt, deren Nutzung und Anmutung geringstmöglich vordefiniert oder determiniert ist. Die Künstler*innen nutzen die Containerbauten letztlich auch, um zu zeigen, was am Ort der *Container City*, also auf der Freifläche um die Wagenhallen, ihrer Meinung nach möglich ist. Sie erklären auf der Eröffnungsfeier: „Aus existenzieller Raumnot geboren, ist die *Container City* vielleicht so etwas wie ein Transformmotor zur Auseinandersetzung und Weiterentwicklung der Stadt, insbesondere des Wagenhallen-Areals." Auf öffentlichen Veranstaltungen sollen urbane „Ökonomie, nahe Wege und städtisches Miteinander" diskutiert werden (Morawitzky 2017). Lesungen und Podiumsdiskussionen thematisieren die „Wechselwirkung von Kunstschaffen und Stadtentwicklung". Die *Container City* macht das alles möglich. Die Bezeichnung „Utopie aus Stahl", die der Journalist und Historiker Alexander Klose in seinem Buch „Container-Prinzip" für die Transportbox gefunden hat, scheint also passgenau (Klose 2009).

Gleichzeitig erinnert Klose aber auch an Max Webers Bezeichnung des „eisernen Käfigs", mit der er die Rationalisierung und Bürokratisierung des modernen Kapitalismus kritisiert. Der Container ist dessen Vehikel: „Schnell, praktisch, simpel und kostengünstig" (ebd.: 63) ist er zur Ikone der Globalisierung geworden. Er symbolisiert Effektivität und Mobilität als Voraussetzungen für den unkomplizierten Warenaustausch rund um die Welt und verortet den Aufbau der *Container City* in die Logik rational-ökonomischen Handelns.

Warenförmig, austauschbar und temporär, damit soll nun aber weder die Arbeit der Künstler*innen noch deren Anwesenheit in den Wagenhallen in Verbindung gebracht werden. Im Gegenteil wollen sie mit der *Container City* drittens Persistenz und den Wert des Standorts für die künstlerische Produktion sowie eine alternative Vision von Stadt beweisen. Stefan Rohrer erklärt:

> „Dieser Ort ist für uns sehr kostbar (...). Wenn wir das hier mit Inhalt füllen und mit Leben, können wir die Stadt vielleicht zumindest zum Denken anregen, was hier alles entstehen könnte, statt der Einkaufsmeile, die es schon so oft gibt. So lange da keine guten Ideen kommen, halten wir dieses Container-Dörfchen am Leben" (Interview: 04.08.17).

Wirtschaftsraum oder Kulturschutzgebiet

Stadtraum ist geldwerter Raum, er bietet Potenzial und wird dadurch Investitionsgegenstand und Verhandlungsmasse, dessen Nutzung durch adäquaten Gegenwert gerechtfertigt werden muss. Wer und was ist es wert, Stadtraum zu besetzen? Die *Container City* liefert Argumente für die Potenziale eines ‚Kulturschutzgebiets'. Aber kulturelle und künstlerische Produktion ist vom kapitalistischen Verwertungskreislauf nicht ausgeschlossen. Im Gegenteil wurde sie als Standortfaktor erst in den letzten Jahrzehnten richtig entdeckt. Die Künstler*innen der Wagenhalle können sich weder in ihrer eigenen Arbeit den Handlungszwängen des kapitalistischen Systems

noch der „symbolic economy" der postindustriellen Stadtpolitik entziehen. Sie sind Teil davon. *Die Container City*, die seit ihrer Eröffnung im Mai auch zur offiziellen Sehenswürdigkeit der Stadt Stuttgart geworden ist,[16] reflektiert und bedient diese Ökonomie um die Bewertung städtischen Raums und künstlerischer Produktion gleichermaßen.

Literatur

Bendix, Regina (2013): Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe). Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts. In: Schnepel, Burkhard et al. (Hrsg.): Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. Bielefeld.

Benfield, Kaid (2012): The Shipping Container City Boom. In: Citylab.com. URL https://www.citylab.com/design/2012/05/shipping-container-city-boom/1983 (29.03.2018).

Bischoff, Robin (2017): Vom Papiertiger zum Schwergewicht. In: Kunstverein Wagenhalle e.V. (Hrsg.): Mehr Hallen wagen! Der Kunstverein – eine Momentaufnahme. Stuttgart.

Bourdieu, Pierre (1987[1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.

Buren, Daniel (1979): The Function of the Studio. In: The MIT-Press 10, S. 51–58.

Bürkert, Karin (2017): Randständig und mittellos? Selbstdarstellungen des Kreativprekariats in der Kommunikation mit Politik und Gesellschaft. In: Koch, Gertraud/Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich. (Hamburger Journal für Kulturanthropologie 6), S. 27–46.

Dzudzek, Iris (2016): Kreativpolitik. Über Machteffekte einer neuen Regierungsform des Städtischen. Bielefeld.

Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life. New York.

Ders. (2004): The Creative Class and the City. London/New York.

Hauck, Thomas E./Hennecke, Stefanie/Körner, Stefan (Hrsg.) (2017): Aneignung urbaner Freiräume. Ein Diskurs über städtischen Raum. Bielefeld.

Herzfeld, Michael (2001): Economies. In: Ders.: Anthropology. Theoretical Practice in Society. Malden/Oxford, S. 90–117.

Hofmann, Christiane (2017): Eingelocht!!!! In: Stuttgarter Wochenblatt vom 20.05.2017.

Huber, Laila Lucie (2018): Kreativität und Teilhabe in der Stadt. Initiativen zwischen Kunst und Politik in Salzburg. Bielefeld.

Klein, Inga/Windmüller, Sonja (Hrsg.) (2014): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld.

Klose, Alexander (2009): Das Container-Prinzip. Wie eine Box unser Denken verändert. Hamburg.

Kunstverein e.V. (Hrsg.) (2017): Mehr Hallen wagen! Der Kunstverein Wagenhalle – eine Momentaufnahme. Stuttgart.

Landry, Charles (2000): The Creative City: A Toolkit for Urban Innovators. London.

Laferl, Christopher F./Tippner, Anja (2014): Künstlerinszenierungen. Performatives Selbst und biographische Narration im 20. und 21. Jahrhundert. Bielefeld.

Lefebvre, Henri (1991[1974]): The Production of Space. 3. Aufl. Oxford, UK/Cambridge, USA.

Morawitzky, Thomas (2017): Zum Golfparcours ins kreative Wunderland. In: Stuttgarter Zeitung vom 07.05.2017.

Osten v., Marion/Spillmann, Peter (Hrsg.) (2002): Be Creative – der kreative Imperativ. Zürich.

16 Stadt Stuttgart: https://www.stuttgart-tourist.de/a-kunstverein-wagenhalle (29.03.18).

Schroer, Markus (2003): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes. Frankfurt/M.

Schürkmann, Christiane (2017): Kunst in Arbeit. Künstlerisches Arbeiten zwischen Praxis und Phänomen. Bielefeld.

Shryock, Andrew/Smail, Daniel Lord (2018): On Containers: A forum. Introduction. In: History and Anthropolgy 29/1, S. 1–6.

Steets, Silke (2008): „Wir sind die Stadt!" Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig. Bielefeld.

Tauschek, Markus (2015): Knappheit, Mangel, Überfluss – Kulturanthropologische Positionen. Zur Einleitung. In: Ders./Grewe, Maria (Hrsg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt/M., S. 9–33.

Welz, Gisela (2015): Knappheit – eine anthropologische Kategorie? In: Tauschek, Markus/Grewe, Maria (Hrsg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt/M., S. 35–56.

Zukin, Sharon (1995): The Cultures of Cities. Wiley-Blackwell.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 634–644.*

Sarah May

Handelsnetz Holz

Transformationsprozesse im Interessensfeld Holz und Handwerk

Relationen – Holz als Handelsnetz

Es erfordert eine hohe Abstraktionsleistung, Material isoliert zu denken – losgelöst von den Objekten und Formen, die ihm prototypisch zukommen (Schawelka 2002: 18). Inwieweit lässt sich beispielsweise Holz als Material denken – ohne seine konkrete Materialisierung als Tisch oder Stuhl, Latte oder Planke, Stamm oder Baum hinzuzuziehen? Ohne Praktiken zu assoziieren, mit welchen das Material gemeinhin bearbeitet und genutzt wird, wie etwa hacken, schleifen, sägen, doch auch sitzen, sehen, fühlen? Holz – das zeigt gerade der Versuch, es isoliert zu betrachten – erweist sich als relationales Material: Es wird bewertet, gehandelt, verarbeitet, genutzt und ist damit Teil eines kollaborativen Feldes, das Menschen und Dinge zu einem Handelsnetz[1] verbindet.

Auf ein solches Handelsnetz blicke ich im Folgenden. Es ist das exemplarisch gesetzte Feld des Bauens mit Holz,[2] das ich anhand von zwei Häusern untersuche. Die beiden viergeschossigen Massivholzhäuser werden in einem im innerstädtischen Bereich Freiburgs neu erschlossenen Baugebiet errichtet: von zwei Baugruppen, neun Parteien, Paaren, Einzelpersonen, mehrheitlich Familien, die diese beiden Häuser gemeinschaftlich bauen (May 2018a), von einem Planer aus Donaueschingen, einem Generalunternehmer aus Bayreuth respektive Freiburg und Zimmerleuten aus Nordrach im Schwarzwald. Als ich dieses Handelsnetz im Sommer 2017 zum Gegenstand

1 Der Terminus *Handels*netz ist bewusst gesetzt, zeigt das hier diskutierte Feld doch exemplarisch, inwiefern die Praxis, mit Holz zu handeln, stets in ökonomische Kontexte eingebunden ist, in welchen ideelle, soziale und wirtschaftliche Inwertsetzungspraktiken ineinandergreifen, so dass auch in diesem Handelsnetz wirtschaftliche nicht von symbolischen, respektive ideellen Werten zu trennen sind; vgl. Bendix 2013: 48ff.; May 2016: 222ff.

2 Das Bauen mit Holz erweist sich gegenwärtig – nicht zuletzt wegen (historisch) konkurrierender Materialien wie Ziegel, Eisen, Stahl und Beton (Michal 1989: 25f.) – als keineswegs mehrheitlich praktizierte Bauweise, die zugleich aber eine zunehmende Aufmerksamkeit erfährt, die aus ökologischen, ästhetischen, politischen wie auch individuellen, allesamt materialspezifischen Gründen resultiert (May 2018b).

meines ethnografischen Forschens mache,[3] steht das erste der beiden Häuser bereits in voller Höhe. Sein Rohbau ist nahezu abgeschlossen, während die Zimmerleute auf dem Nachbargrundstück noch ebenerdig arbeiten: Mit Hilfe eines Krans bewegen sie Bretter, Balken, ganze Wände (in ihnen sind bereits Fenster, Türen, gar künftige Leitungsschächte ausgesägt) und montieren das zukünftige Erdgeschoss, indem sie Holzelement an Holzelement ausrichten, festbohren und -nageln.

Die hier untersuchten Häuser werden aus ‚Massiv-Holz-Mauern' errichtet. So bezeichnet die Fachsprache Holzelemente, die aus kreuzweise gelegten Brettlagen, Fichte oder Weißtanne, bestehen. Sie werden verleimt, genagelt oder mit Holzdübeln verbunden und als ‚Mauern' noch in der Zimmerei an Form und Funktion im späteren Bauwerk angepasst. Mit dieser materialen Entwicklung gehen nicht allein handwerklich-technische, sondern auch ästhetische sowie mentale Transformationen einher. Auf sie fokussiere ich in meiner Analyse, die den Fragen folgt: Wie und womit wirtschaften die im Interessensfeld ‚Bauen mit Holz' interagierenden Personen? Und inwiefern lässt sich aus deren Motivationen, Praktiken und Strategien auf Ressourcen, Relevanzen und Rahmungen schließen, die auf materiale wie auch mentale[4] Transformationen im Handelsnetz hinweisen?

Ich werde diese Fragen an drei exemplarischen Aspekten diskutieren: dem Können, dem Material, dem (Handels-)Netz. Sie identifiziere ich als die wesentlichen Ressourcen des Handelsnetzes und zwar im Sinne einer als Konzept abstrahierten Vorstellung von Quelle, Grundlage, Bestand oder Mittel.[5] Mein Ziel ist es, anhand konkreter Praktiken und sozialer Interaktionen zu untersuchen, inwiefern die involvierten Personen diese materiellen und immateriellen Komponenten und Kompetenzen kreieren und nutzen, so dass man, wie es Markus Tauschek treffend fasst, aus „diesem Umgang (…) auf einen Ressourcencharakter schließen könnte" (Tauschek 2015: 16).

3 Ich stütze mich im Folgenden auf Gespräche, die ich im Sommer 2017 mit Bau- und Zimmerleuten sowie dem Planer der beiden Häuser führte, zudem auf mehrteilige Beobachtungen in der zuständigen Zimmerei und auf den Baustellen der Baugruppen.

4 Auf die Verbindung von materialen und mentalen Ordnungen verweist etwa Gottfried Korff (2002).

5 Markus Tauschek betont, dass der Begriff „Ressource" sozial und kulturell konstruiert und Ergebnis komplexer Aushandlungsprozesse ist; er unterstreicht die Relevanz, in der Analyse stets Terminus oder Konzept von der Sache respektive dem Phänomen zu unterscheiden (2015: 14ff.). Dem folgend bewege ich mich mit meiner Analyse von materiellen sowie immaterielle Faktoren (‚Material', ‚Können', ‚Netz') als Ressource in einem verschiedenen Wissenschaften vertrauten Rahmen: So weist etwa Gisela Welz darauf hin, dass die ethnologischen Wissenschaften keinen eigenen Ressourcenbegriff entwickelt haben, sondern weitgehend „innerhalb der ökonomisch vorgegebenen Begriffsparameter" agieren und argumentieren (2015: 37). Klassische wirtschaftswissenschaftliche Definitionen nennen etwa Arbeit, Kapital, Boden, Primärrohstoffe oder auch den „Faktor Umwelt" als Ressourcenkategorien (ebd.).

Häuser aus Holz – Material als Ressource

Ein Flachdach werden die beiden Holzhäuser der Freiburger Baugruppen haben, und vier Geschosse. Weder ihre Form noch Höhe variiert damit wesentlich von den anderen, mehrheitlich aus Beton errichteten Bauten des Gebiets. Allein die hölzernen Außenfassaden[6] könnten einen Hinweis darauf geben, inwiefern sich die beiden Häuser von den benachbarten unterscheiden: Sie sind, so der sich wiederholende Wortlaut von Planer und Auftraggebenden, als „ökologisch nachhaltig" und „wohngesund" konzipiert und konstruiert (Herr L. 26.07.2017; Herr S. 03.08.2017) und werden aus je 350 Kubikmetern Holz[7] errichtet. In Zuschreibungen wie diesen und entsprechend korrelierenden Handlungen zeigt sich, inwiefern dem Holz der Charakter einer Ressource zukommt: als Baustoff im Kontext konkurrierender Materialien sowie als (sich transformierender) konnotativer Bestand.

Wie dieser Ressourcencharakter konzipiert und konstituiert wird, verdeutlichen exemplarisch die Aussagen und Handlungen von Herrn L.; er ist promovierter Biologe und Initiator einer der beiden Baugruppen. Rückblickend konstatiert er:

> „Ich war derjenige, der gesagt hat: Ich will hier aus Holz bauen, was Anderes kommt für mich gar nicht in Frage! (…) Mir war halt wichtig, auf gesunde Stoffe zu achten, nicht nur für die Leute, die nachher drin wohnen, sondern auch was ökologische Gesichtspunkte angeht (…) wegen der Verantwortung gegenüber uns, gegenüber der Umwelt und unseren Nachkommen." (Herr L. 26.07.2017)

Den recht absolut formulierten Wunsch, vornehmlich aus Holz zu bauen, begründet L. mit ökologischen, individuellen wie auch sozialen Effekten. Seine Einstellung zum Holz resultiert aus materialspezifischen, von L. als positiv konzeptualisierten Eigenschaften, wie etwa jenen, dass Holz nachwächst, CO_2 bindet, wieder- und weiterverwendbar sowie regional verfügbar ist. Sie korreliert weiterhin aber mit materialtechnischen sowie konnotativen Transformationen: Gerade in jüngerer Vergangenheit kreieren materialwissenschaftliche und bautechnische Forschungen sowie computergestützte Berechnungs- und Fertigungsmethoden völlig neue Formen des Bauens mit Holz – in Bezug auf handwerkliche Planung und Fertigung, doch auch hinsichtlich ihrer Architektur und Gestaltung. Ein Massivholzbau muss gegenwärtig weder einer Blockhütte noch einer Baracke gleichen, kann vielmehr gar zum Leuchtturmprojekt oder regionalen Muster avancieren.[8]

6 Den Baustoff Holz öffentlich zu zeigen, erweist sich historisch als keineswegs üblich: Obschon beispielsweise seit 1960 der Bau von Fertighäusern mit etwa 85 Prozent Holzanteil zunimmt, wird das Holz erst Mitte der 1970er Jahre auch als Fassade sichtbar – als es zunehmend sein „Barackenimage" verlor und sich gesellschaftliches Umweltbewusstsein verstärkte (Michal 1989: 138).

7 Konkret handelt es sich um Fichten-, Weißtannen-, Eichen- sowie Buchenholz, die zu Fenstern, Türen, Böden, Decken, Träger, Massiv-Holz-Mauern und Fassade verarbeitet sind.

8 Zur Bewertung von Holz als „Arme-Leute-Material" siehe Michal (1989: 26); für die Inwertsetzung von prestigeträchtigen Holzbauten May (2018b), für die regionale Prominenz des Holzbaus in Vorarlberg Prechter (2013).

Diese Entwicklungen korrelieren mit konnotativen Transformationen. Sie werden beispielhaft in den Aussagen von Bauherr L. und Planer S. reflektiert, die das Holz mit Konzepten wie Gesundheit, Ökologie oder Nachhaltigkeit in Bezug setzen und mittels dieser Bezüge das Bauen mit Holz rationalisieren. Durch solche Begründungs- und Handlungsweisen verändert sich der konnotative Bestand des Holzes: War es bislang etwa mit Wärme, doch auch mit Wachstum oder Natürlichkeit assoziiert,[9] so gewinnen diese Bedeutungsformen nun durch Nutzung, Aneignung und Überlagerung weitere Nuancen: „Materialbedeutsamkeiten entstehen aufgrund von Bedeutungsinvestitionen", konstatiert Gottfried Korff in seinem 2002 erschienen Artikel „Holz und Hand" (Korff 2002: 179). Er konkretisiert: „Bei Bedeutsamkeiten (…) handelt es sich immer um Operationen von Zuschreibenden (…). Bedeutungszuschreibungen werden nicht beliebig vorgenommen: Sie müssen situativ plausibel und (…) ‚anschließbar' sein" (ebd.).

Eine solche Operation vollzieht sich gegenwärtig im Kontext ‚Bauen mit Holz', entsteht hier doch kein konnotatives Novum, sondern eine konnotative Variation in Form einer Präzisierung respektive Aktualisierung: Zu den dem Holz weithin attribuierten Topoi wie Wärme und Natur kommen vermeintlich pragmatischere Färbungen hinzu – wie etwa Umweltschutz und Wohngesundheit, nachhaltiges Bauen und Wirtschaften.

Bedeutungsinvestitionen erfolgen diskursiv, so Korff, doch auch in „kontextgebundenen Erfahrungsmilieus" (ebd.). Als solches betrachte ich etwa das hier fokussierte Handelsnetz, in dem die agierenden Personen durch ihr Handeln und dessen Rechtfertigung konnotative Konzepte verbinden, präzisieren und aktualisieren. Die Anschlussfähigkeit dieser Bedeutungsinvestition reflektiert sich in ihrer Wirkung. In der Konstitution eines „Trends", wie Planer S. konstatiert, der seit 25 Jahren Neubauten und Sanierungen unter den Vorzeichen „ökologisch, natürlich, gesund" begleitet (Herr S. 03.08.2017):

> „Es hat sich verändert, das Bewusstsein der Menschen. Mitte der 90er (…) waren [es] – ich sag's mal bewertend – nur Ökofreaks, verrückte Vögel, komplett andersdenkende Menschen, die gesagt haben: Ich möcht so was machen. Das war alles andere als Trend. Und dieser Trend hat sich so seit 2000 entwickelt. (…) Jetzt gibt es sehr viele Menschen, die den Anspruch haben, dass wenn sie bauen, dass sie das ökologisch und gesund machen. Also ökologisch sinnvoll, was die Ressourcen betrifft und (…) die eigene Gesundheit." (ebd.)

Dass das Bauen mit Holz erst in jüngerer Zeit breiteres Interesse findet, knüpft der Planer argumentativ an materialspezifische Eigenschaften des Holzes, zu welchen – ganz zentral – auch die sich transformierenden konnotativen Konzepte zählen, konstituieren und prägen doch gerade die hier skizzierten Bedeutungsinvestitionen den Ressourcencharakter des Holzes.

9 Vgl. Baudrillard 2007; Korff 2002; May 2018b; Michal 1989. Zu Materialkonnotationen resp. Bedeutungsinvestitionen des „Gesunden" s. Rogojanu 2015.

Frage ich nach Herstellungs- und Nutzformen von Holz als Ressource, so mag dies auf Phänomen- respektive Sachebene zunächst das Material selbst betreffen, das als ‚nachwachsender Rohstoff' konzipiert, kultiviert, verkauft und als Werk- und Baustoff verwendet wird. Weiterhin aber wird deutlich, dass auch der konnotative Bestand des Holzes zur Ressource wird, wenn er argumentativ durchaus handlungsleitend in individuell, doch auch ökologisch-sozial rationalisierten Kontexten strategisch genutzt und verändert wird. Aus diesen Praktiken, Motivationen und (Bedeutungs-) Investitionen resultieren Transformationen, die nicht allein die mentalen, sondern auch die materialen Ordnungen betreffen. Dieser Konnex, der sich etwa in der neuen Formensprache des ‚Bauens mit Holz' oder konkret im Sichtbarmachen respektive -lassen des Holzes zeigt, gewinnt an Kontur; ich nehme im Folgenden die Transformationen in der handwerklichen Verarbeitung des Bauholzes in den Blick.

Entwicklungen im Handwerk – Können als Ressource

„Ich habe damals die Zimmerei B. kontaktiert, weil die haben auf ihrer Webseite gezeigt, dass sie das können", sagt Bauherr L., der mit der Zustimmung seiner Baugruppe, das Haus aus Massiv-Holz-Mauern zu errichten, nach Firmen und Fachleuten im näheren Umkreis Freiburgs suchte (Herr L. 26.07.2017). Die Entscheidung fiel auf die Zimmerei B. – wie L. formuliert, aufgrund ihres Könnens. Inwiefern dieses Können, das nicht allein die Anwendung eines inkorporierten (handwerklichen) Erfahrungswissens, sondern auch dessen strategisch-ökonomische Weiterentwicklung umfasst, als Ressource im Handelsnetz konstituiert und verstanden werden kann, diskutiere ich, indem ich die Praktiken und Aussagen von drei Zimmerleuten der Zimmerei B. nachzeichne.

Die Zimmerei B. liegt am Ufer eines kleinen Flusses in einem Tal im Schwarzwald. In der Mitte des Geländes steht das Wohn- und Bürohaus der Familie B. Es trägt ein weit herabgezogenes Dach, ist mit Schindeln verkleidet und verziert mit einem Bild von zwei Zimmerleuten in Kluft und der Aufschrift „seit 1892 Zimmerei". Weiterhin hat das Gelände aber wenig gemein mit dem stereotypen Bild einer Schwarzwälder Zimmerei: Im Sommer 2017 stehen neben diesem Haus drei neue, ebenso schlichte wie geräumige Produktionshallen aus Holz, Glas und Blech, die insgesamt 3000 Quadratmeter Produktionsfläche überdachen. In ihnen stapeln sich Holzbalken, Holzplatten und Massiv-Holz-Mauern, stehen Maschinen, kaum eine weniger als zwei Meter hoch, acht Meter lang, und Computer. Die Personen, ausschließlich Männer, die in diesen Hallen arbeiten, bedienen kleinere Handmaschinen, vornehmlich aber Computermäuse, die ihrerseits die Abbundmaschine oder Maschinen der Massiv-Holz-Mauer-Fertigungslinie steuern. „Die Kombination aus Tradition und Innovation ist es, welche uns von anderen unterscheidet"[10], postuliert die Zimmerei B. auf ihrer Webseite. Einige dieser vermeintlich „anderen" liegen in unmittelbar räum-

10 http://www.holzbau-bendler.de (18.08.2017).

licher Nähe: Am Ufer des Flusses, an dem auch die Zimmerei B. liegt, befinden sich zahlreiche Sägewerke und Zimmereibetriebe – mehrheitlich allerdings sind sie geschlossen. Anders hingegen die Zimmerei B., die sich stetig vergrößert, vor allem seit Herr B., der heutige Geschäftsleiter, den Betrieb 2007 von seinem Vater übernahm: Binnen knapp neun Jahren investierte er in zwei neue Produktionshallen, zwei neue Abbundmaschinen sowie eine Massiv-Holz-Mauer-Fertigungslinie. Diese „enorm kostspieligen" Anschaffungen bezeichnet B. als ausschlaggebend für sein heutiges Wirtschaften:

> „Die Hektik hat halt Einzug gehalten, (...) ohne modernen Maschinenpark würden wir das gar nicht mehr bewerkstelligen können. (...) Es ist alles sehr viel moderner, da sind viele neue Baustoffe, da entwickelt sich wirklich viel vorwärts, und so maschinentechnisch eh, wo sich brutal viel entwickelt hat." (Herr B. 01.08.2017)

Geschäftsleiter B. führt materiale, doch auch technische Transformationen an, wenn er die Investitionen rechtfertigt, die den Familienbetrieb sichern sollen und die es ihm überhaupt erst ermöglichen, Bauten wie die in Freiburg realisierten zu konzipieren und konstruieren.

Ich begreife B.s Handeln als wirtschaftlich-strategisches Handeln, und dieses als Teil seines handwerklichen Könnens.[11] Dieses inkludiert, so die Kulturanthropologin Dorothee Hemme, beispielsweise die Fähigkeit, situativ „perfektionierte Problemlösungen, Neuerungen und Innovationen" zu erarbeiten, hierzu zählt sie etwa das Abwägen, „ob die Art der Herstellung geeignet ist, den Handwerker ökonomisch zu erhalten" (Hemme 2017: 227f.). Dem folgend gehe ich von einem breiteren Verständnis von ‚Können' aus als Richard Sennett in seinem vielbeachteten Band „Handwerk" und erkenne handwerkliches Können eben nicht als eine Fähigkeit respektive Tätigkeit, die allein deshalb „stets auf Qualität ausgerichtet" ist, weil sie mit der „greifbaren Realität und [dem] Stolz auf die eigene Arbeit" korreliert (Sennett 2008: 33ff.).

Solch eine Perspektive auf das (Holz verarbeitende) Handwerk betrachte ich als verkürzt, zeigen sich doch gerade handwerkliche Tätigkeiten – und damit Fähigkeiten – stets eingebunden in wirtschaftliche, soziale und auch politische Kontexte, die in die Betrachtung handwerklichen Handelns einfließen müssen. Entsprechend sehe ich es als Teil von B.s handwerklichem Können, dass er in Hallen und Maschinen und damit in die Nutzung neuer Techniken sowie in die Herstellung und Verarbeitung neuer Materialien investierte.

Entsprechend umfasst handwerkliches Können der Gegenwart – zumindest in der Zimmerei B. – auch digitales Können, das sich in materialspezifischen Praktiken exemplarisch manifestiert: etwa in der Berechnung, Fertigung und je spezifischen Anpassung von Massiv-Holz-Mauern für die Freiburger Baugruppen. Deren digitale Vorbereitung oblag Herrn G., der während der Ausbildung noch von Hand Konstruktionen fertigte und in den vergangenen Jahren die firmeneigene Nutzungsweise des

11 Zur Auseinandersetzung mit „handwerklichem Können" resp. „Könnerschaft" siehe exemplarisch Hemme 2017; Hemme/Thomä 2016; Marchand 2012; Sennett 2008.

Abbundprogramms „Cadwork“[12] etablierte: „Im Prinzip ist das wie am Reißbrett früher“, sagt Herr G. und fährt fort: „Wir zeichnen jeden Stab, für jeden Balken vier Seiten“ (Herr G. 01.08.2017). Beschreibt G. seine Arbeit, so weist er wie hier auf Kontinuitäten seiner handwerklichen Praktik hin, doch auch auf Transformationen, wenn er beispielsweise erklärt, wie die farbigen Markierungen des Bildschirms nach dem Abbinden auf das Holz übertragen werden, so dass die Montage „heutzutage eigentlich [ist] wie Legobauen: Jedes Holz hat ’ne Nummer“ (ebd.).

Das System mit den Farben und Nummern, nach dem Maschinen und Arbeit der Zimmerei B. organisiert sind, etablierte Herr G. Das sei zwar kein Unikum, aber doch ein Spezifikum des Betriebs. Er entwickelte es im Dialog, nicht aber mit Programmiererinnen und Programmierern, die seiner Meinung nach über zu wenig handwerkliches Können verfügen, sondern im Abgleich mit den Praktiken seiner Kollegen, die in den Hallen abbinden und auf den Baustellen montieren. Einer dieser Kollegen, Herr W., arbeitet in der neuen Halle an einer raumgreifenden Maschine, die Massiv-Holz-Mauern auf die richtige Größe bringt und gleich auch „Steckdosen, Türen etc. exakt setzt“ (Herr W. 01.08.2017). Er absolvierte seine Ausbildung in der Zimmerei B., im vergangenen Jahr besuchte er die Meisterschule, wollte dann eigentlich den Betrieb verlassen, doch Geschäftsführer B. umwarb ihn: „Nicht alle können die Maschine bedienen“, sagt Herr W. (ebd.). Das Wissen um die manuelle Verarbeitung von Holz erweist sich als wesentliche Voraussetzung für seine computergestützte Fertigung. Mit den Worten „der Computer macht nur das, was ich von ihm will“ (ebd.), verweist W. auf ein Wissen, das jenem der Maschine überlegen zu sein scheint, das aus der manuellen Erfahrung stammt und von Michael Polanyi als „implizites Wissen“ bezeichnet wird; als eine Fähigkeit, die Akteurinnen und Akteure zwar vollziehen, aber nicht zwangsläufig benennen oder gar erklären können (Polanyi 1985).

Dieses handwerkliche Können unterliegt kontextuellen, von technischen als auch materialen Entwicklungen geprägten Transformationen. Der Ressourcencharakter handwerklichen Könnens konstituiert und manifestiert sich im je spezifischen, individuellen Umgang mit diesen Veränderungen. Ich verstehe strategisches, wirtschaftliches Handeln als Teil des handwerklichen Arbeitens und sehe den Ressourcencharakter handwerklichen Könnens damit sowohl in der Anwendung des inkorporierten Erfahrungswissens, mit den Händen zu arbeiten und dies ins Digitale zu übertragen, als auch in der Konstituierung und Realisierung eines situativen, durchaus strategischen ökonomischen Geschicks. Dieses realisiert sich etwa in der Entscheidung Herrn B.s, in eine Massiv-Holz-Mauer-Fertigungslinie und weitere Maschinen zu investieren und damit auf neue Materialformen und Techniken zu setzen. Entsprechend umfasst ‚Können als Ressource‘ sowohl die Optionen handwerklicher Fertigkeit, als auch die technische Disposition: die Existenz von Maschinen, digitaler Technik sowie Personen, die die handwerkliche Erfahrung haben, diese zu bedienen.

12 Dabei handelt es sich um ein CAD-Programm, steht für *computer-aided design*, also für rechnerunterstütztes Konstruieren.

Bauen mit Beziehungen – das Netz als Ressource

Das Wirkpotenzial des Materials zeigt sich nach Fertigstellung der Massivholzhäuser. Als ich mit Herrn L. in seiner künftigen Wohnung stehe – noch sind die Fenster mit Folie überzogen, noch liegen die Heizungsrohe und auch die Elektrik offen – spricht er von sich aus die Effekte von Material und Bau an:

> „Jetzt holen alle ihre Freunde rein und die staunen wegen des Raumklimas und fassen alles an. Und da wird der Bauprozess dann ein bisschen anders dargestellt, als es schlussendlich lief, die sehen jetzt ganz viel Eigeninitiative, und ich will mich da jetzt auch gar nicht groß rausheben, aber ich war derjenige, der gesagt hat, ich will hier aus Holz bauen. (…) Die waren erst alle begeistert und haben dann gefragt: Kann man sich das denn überhaupt leisten? Und das war im Endeffekt die Krux, das so aufzustellen." (Herr L. 26.07.2017)

Das Untypische dieser Gebäude spiegelt sich nicht nur in der hier angedeuteten atmosphärischen Wirkkraft des Materials, sondern auch während des Bauprozesses, der nicht nur die Bauleute, sondern auch den Planer und Prüfstatiker immer wieder vor neue Herausforderungen stellt – angesichts derer entwickelt das Handelsnetz selbst Ressourcencharakter. Dieser manifestiert sich in Praktiken, Motivationen und Interaktionen der involvierten Personen, die mehrheitlich durch Recherche und Vermittlung von Herrn L. in ein Handelsnetz traten.

Der Anspruch an das Material seines künftigen Hauses ließ Herrn L. nach Kooperationspartnerinnen und -partnern suchen. Dazu zählen die Mitglieder seiner Baugruppe, zudem diejenigen, die über das Können verfügen, das von ihm ausgewählte Material zu verarbeiten. Er entschied sich unter den regionalen Holzbaubetrieben für die Zimmerei B., deren Geschäftsführer ihn in Kontakt brachte mit dem Planer S. Das Interaktionsnetz wurde größer, als die Baugruppe, die auf dem Nachbargrundstück bauen wollte, sich aufgrund verschiedener Differenzen von ihrer Architektin trennte und anfragte, ob die Herren L., S. und B. – Initiator, Planer und Zimmermeister – nicht auch ihr Haus bauen könnten: fünf Wohnungen in vier Geschossen (May 2018a). „Und dann haben wir halt versucht, die Kostenkalkulation von unserem Projekt auf deren Projekt zu übertragen", sagt Herr L. (26.07.2017) und benennt auch die Effekte der Anfrage: „Das war so die Initialzündung. (…) Das war dann das erste Projekt quasi, das wir jetzt als Generalunternehmen auch bauen werden" (ebd.). Im April 2017 gründete L. dieses Generalunternehmen, die „VIDA Holzprojekt GmbH", die er in das etablierte Bauunternehmen integrierte, das sein Vater in Bayreuth leitet. Die Recherchen, die er für den Bau des Hauses seiner Baugruppe gemacht hat, vor allem aber auch die Defizite, die er hierbei offengelegt hat, führten ihn zu der Entscheidung, ein Unternehmen zu gründen, das „ökologisch-nachhaltig und wohngesund, leimfrei und CO_2-neutral, mehrgeschossig und urban" (ebd.) aus Holz baut:

> „Wir haben uns so mit dem Thema beschäftigt, dass wir nach einem dreiviertel Jahr sicher waren: Bauträger oder Generalunternehmer machen so was noch nicht, die wollen alle möglichst günstig produzieren und teuer verkaufen. (…) Projekte wie unseres machen eher Baugruppen, aber es gibt keine Bauträger, die sagen: ‚Wir kaufen jetzt ein Grundstück und bauen hier ein wohngesundes Haus und verkaufen das zu einem Preis, der für Leute finanzierbar ist.' (…)

> Ich wollte zeigen, dass man urban anders bauen kann und das finanziell so hinkriegt, dass du ein vernünftig wirtschaftendes Unternehmen damit speisen kannst, [ohne] dass du, weil der Marktpreis das trägt, den Preis hochtreibst." (ebd.)

Durch die Entscheidung zur Unternehmensgründung wurden die beiden Massivholzhäuser im Freiburger Neubaugebiet zu Referenzgebäuden. Inmitten von neuen, mehrheitlich aus Beton errichteten Häusern entwickeln sie eine kommunikative Wirk- und Werbekraft, wie Herr L. beobachtet, der ein Banner seines neu geschaffenen Bauunternehmens ans Gerüst anbringen möchte. Immer wieder kämen Interessierte vorbei, die das Bauen mit Holz als „innovativ" und „vorbildlich" bewerten und das Haus besichtigen möchten (ebd.).

„Das Gebaute ist", konstatiert Klara Löffler, „immer öffentlich" (Löffler 2013: 28). Und gerade das ‚Bauen mit Holz' entwickelt in der räumlichen Rahmung dieses Baugebietes eine kommunikative, soziale Wirkkraft, in welcher Holz als Materialisierung technischer, doch auch konnotativer, mentaler sowie materialer Transformationen Aufmerksamkeit erregt. Die Baugruppen betrachten das Holz als „Material im Gegensinn"[13] und kommunizieren diese Haltung – verbal, doch auch mittels des Gebauten. Die Gebäude, welche die Interaktion mit weiteren potenziellen Partnerinnen und Partnern initiieren (könnten), werden entsprechend zu einem Teil des Handelsnetzes. Diese kommunikative Wirkkraft der Holzhäuser ist bedingt durch die in den Bau involvierten Personen und deren Interaktion im Netz, da sie ohne das Fachwissen, das Engagement und auch Entgegenkommen einzelner Personen, so die Einschätzung L.s, kaum realisierbar gewesen wäre. Das zeigt sich exemplarisch an Absprachen und Aushandlungsverfahren auf finanzieller Ebene:

> „Der Architekt hat seine Leute dazu gebracht, (…) hier Ansagen zu machen, die für sie wirtschaftlich nicht so sind wie auf anderen Baustellen. Immer mit dem Aspekt, dass es Referenzgebäude sein werden. Und ich sehe mich auch in der Verantwortung, dass die bei Folgebaustellen den Auftrag kriegen. (…) Egal was du machst, wenn du was innovativ oder neu machst, musst du mehr Aufwand, mehr Energie, mehr Zeit investieren." (Herr L. 26.07.2017)

Die Potenzialität des – nach Herrn L. – „innovativen" Handelns, erstens ein „wohngesundes, ökologisch-nachhaltiges Haus" aus Holz zu bauen und zweitens damit in Serie zu gehen, lag im Können der in das Handelsnetz involvierten Akteurinnen und Akteure. In Interaktion (aber) traten sie aufgrund ihres Interesses am Holz. Sie mobilisierten und kombinierten ihr jeweils individuelles Können und kreierten Material und Artefakt: zwei viergeschossige Häuser aus Holz, in welchen sich ihre Interaktion und Ideale materialisieren.

Das Handelsnetz verfügt damit selbst über Ressourcencharakter. Es erweist sich als Grundlage und Mittel der Interaktion, durch die der Anspruch von Herrn L. und den weiteren Baugruppenmitgliedern realisiert werden konnte, massiv aus Holz zu

13 Eine Wendung Korffs, der auf die materiale Bedeutung von Holz in der Zwischenkriegszeit fokussiert (2002: 170), die sich aber auch auf die Holzhäuser der Baugruppen treffend übertragen lässt (May 2018a).

bauen. Das Wirken des Handelsnetzes materialisiert und manifestiert sich im Gebauten. Dadurch wirkt das Netz nach außen.

Wirtschaften – Transformationsprozesse im Interessensfeld Holz und Handwerk

Entsprechend der Perspektivierung dieses Panels diskutierte ich in diesem Beitrag, inwiefern im Handelsnetz Holz Ressourcen kreiert, tradiert und kommodifiziert werden. Den Fokus setzte ich exemplarisch auf das Bauen mit Holz, das sich als eine historisch sowie weltweit etablierte Praktik erweist und gleichzeitig als ein Feld, in dem sich gerade gegenwärtig Ansprüche und Möglichkeiten, Herausforderungen und Befindlichkeiten unserer Gesellschaft in Form von Transformationen herauskristallisieren. Diese betreffen materiale, doch auch mentale, ökonomische wie auch ästhetische Aspekte und zeigen sich in Praktiken und Priorisierungen kleinerer Handlungsfelder, wo sie zu Mustern gerinnen (Korff 2002: 168). Entsprechend begrenzte ich die Analyse auf den Bau von zwei Holzhäusern, die, von Baugruppen initiiert, von einem Planer, etlichen Zimmerleuten und weiteren Personen realisiert wurden.

In den diese Bauten konstituierenden Motivationen, Strategien und Praktiken wurde deutlich, wie verschiedentlich der Umgang mit Holz in ökonomische Kontexte eingebunden ist. Hierzu zählen vermeintlich offensichtlich wirtschaftliche Praktiken, wie das Verkaufen von Holz oder dem Material angelagerten (handwerklichen) Dienstleistungen, zusätzlich jedoch auch Praktiken der Bedeutungstradition und -investition, die im Umgang mit Holz ökonomische Effekte zeitigen. In diesem Zusammenhang diskutierte ich, inwiefern die involvierten Personen das Material Holz, doch auch ihr je subjektives (handwerkliches) Können sowie nicht zuletzt das (Handels)Netz selbst so nutzen beziehungsweise bewerten, dass diese Faktoren Ressourcencharakter erhalten (Tauschek 2015: 16). So etwa, wenn die Praktiken und das Können des Handwerks zum Potenzial werden, um zukunftsorientiert zu investieren und neue Materialien als auch Techniken zu generieren, oder wenn das Material Holz qua Bedeutungsinvestitionen mit Konzepten wie Ökologie, Wohngesundheit, Tradition, Nachhaltigkeit und auch mit Innovation in Beziehung gesetzt wird. Und nicht zuletzt, wenn die Interaktion und Erfahrung im Handelsnetz selbst zur sozialen, doch auch ökonomischen Ressource wird, die Transformationen im Bauen (mit Holz) ermöglicht.

Es zeigt sich, dass die Transformationsprozesse im Interessensfeld Holz und Handwerk materiale und auch mentale Ordnungen berühren, dass Holz durchaus Indikator gesellschaftlicher Befindlichkeiten und Katalysator sozialer, materialer und dadurch wirtschaftlicher Praktiken und Prozesse sein kann. Diese aufzuspüren kann durch das Fokussieren auf das Holz gelingen – allerdings nicht durch sein isoliertes Betrachten, sondern durch die Analyse seiner Relationen im Handelsnetz.

Literatur

Baudrillard, Jean (1991): Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt/M.

Bendix, Regina (2013): Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe). Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts. In: Schnepel, Burkhard/Girke, Felix/Knoll, Eva-Maria (Hrsg.): Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. Bielefeld, S. 45–73.

Hemme, Dorothee/Thomä, Jörg (2016): Handwerk im 21. Jahrhundert. Zwischen Weltkulturerbe und Wirtschaftskraft. In: Brandenburgische Gesellschaft für Kultur und Geschichte/Kulturland Brandenburg (Hrsg.): Nicht von gestern! Handwerk in Brandenburg. Leipzig, S. 35–42.

Hemme, Dorothee (2017): Handwerkskönnen transdisziplinär erforschen. Das BMBF-Forschungsprojekt „Objekte der Könner". In: Schindler, Thomas/Sobik, Carsten/Windmüller, Sonja (Hrsg.): Handwerk. Anthropologisch, historisch, volkskundlich (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Band 51). Marburg, S. 227–232.

Korff, Gottfried (2002): Holz und Hand. Überlegungen zu einer „deutschen" Werkstoffkunde der Zwischenkriegszeit. In: Rübel, Dietmar/Wagner, Monika (Hrsg.): Material in Kunst und Alltag (Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte, 1). Berlin, S. 163–183.

Löffler, Klara (2013): Plurale tantum. Vorschläge zu einer ethnografischen Baukulturenforschung. In: Rolshoven, Johanna /Omahna, Manfred/Bittner, Regina (Hrsg.): Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur (Cultural anthropology meets architecture, Band 1). Marburg, S. 25–39.

Marchand, Trevor H. J. (2012): Knowledge in Hand: Explorations of Brain, Hand and Tool. In: Fardon, Richard u. a. (Hrsg.): Handbook of Social Anthropology. Los Angeles, S. 260–269.

May, Sarah (2016): Ausgezeichnet! Zur Konstituierung kulturellen Eigentums durch geografische Herkunftsangaben. Göttinger Studien zu Cultural Property 11. Göttingen.

May, Sarah (2018a): Kitt des Kollektivs. Materialisierungen gemeinschaftlichen Bauens. In: Dies. (Hrsg.): Platz da! Praktiken urbaner Verdichtung in Freiburg. Münster, New York (im Erscheinen).

May, Sarah (2018b): Holz. Ökonomien, Politiken, kulturwissenschaftliche Potenziale. In: Zeitschrift für Volkskunde 2018/2 (im Erscheinen).

Michal, Barbara (1989): Holzwege in Plastikwelten. Holz und seine kulturelle Bewertung als Material für Bauen und Wohnen (Regensburger Schriften zur Volkskunde, 6). Bamberg.

Polanyi, Michael (1985): Implizites Wissen. Frankfurt/M.

Prechter, Günther (2013): Architektur als soziale Praxis. Akteure zeitgenössischer Baukulturen: Das Beispiel Vorarlberg. Wien u. a.

Rogojanu, Ana (2015): Erkundungen am Beispiel des Zirbenholzbettes. Materielle Kultur und Europäische Ethnologie. In: Berger, Karl C./Schindler, Margot/Schneider, Ingo (2015): Stofflichkeit in der Kultur. Referate der 26. Österreichischen Volkskundetagung vom 10. bis 13. November 2010 in Eisenstadt (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band 25). Wien, S. 182–192.

Schawelka, Karl (2002): „More matter with less art"? Zur Wahrnehmung von Material. In: Rübel, Dietmar/Wagner, Monika (Hrsg.): Material in Kunst und Alltag (Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte, 1). Berlin, S. 13–32.

Sennett, Richard (2008): Handwerk. Berlin.

Tauschek, Markus (2015): Knappheit, Mangel, Überfluss – Kulturanthropologische Positionen. Zur Einleitung. In: Ders./Grewe, Maria (Hrsg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt/M., S. 9–33.

Welz, Gisela (2015): Knappheit – eine anthropologische Kategorie? In: Tauschek, Markus/Grewe, Maria (Hrsg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt/M., S. 35–56.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 645–652.*

Claudia Ohlsen

„Raus aufs Land!"

Konstruktion und Inwertsetzung von Ländlichkeit am Beispiel schleswig-holsteinischer Landevents

Eine „neue Welle der Ländlichkeit zieht durch das Land", so der Volkswirt Ulf Hahne in seinen Ausführungen zur Ökonomie von Ländlichkeit (Hahne 2011: 12). Und so schwimmen die Lifestyle-Magazine für ländliche Lebensart auf dieser Welle auch gleich mit – Themen wie „Geballte Schönheit – Hortensien: Arten und Pflege" (LandLust 2017/2: 16), „Meine Deko mach ich selber! Liebevolle Unikate" (Liebes Land 2017/2: 72) oder „Gemüse-Ernte schön verpackt" (Mein schönes Land 2016/4: 1) suggerieren ein Stück ‚heile Welt im Zeitschriftenregal' (Braun 2012). Probleme und Entwicklungstendenzen, die sich mit dem Strukturwandel in ländlichen Regionen ergeben, werden in diesem Zeitschriftensegment konsequent ausgeblendet. „Alltag auf dem Dorf findet in diesen Blättern nicht statt, das Landleben wird zur Lifestylewelle gehypt und zugleich degradiert, als Fortsetzung von Aerobic, Wellness und Yoga", so die Journalistin Katja Trippel (Schaefer/Trippel 2013: 11).

Mit dem Erfolg der Landmagazine – und ihrer Fernseh-Pendants wie ‚LandLust-' oder ‚Mein schönes Land-TV' – entwickelte sich vor allem in Schleswig-Holstein jedoch noch ein weiteres Phänomen: das Segment der Landevents. Viele der in den Zeitschriften angesprochenen Themen werden, mit dem Mittel des Events, auf Gutshöfen und den Anlagen landwirtschaftlicher (Groß-)Betriebe, in die konkret erfahrbare Wirklichkeit übertragen. ‚LandLust' und Co. können folglich direkt vor Ort erlebt werden – vordergründig auch eines der Haupt-Motivationsmerkmale der Besucher dieser Veranstaltungen.[1] Imaginierungen vom Landleben werden dabei von den ‚Ma-

1 Im Rahmen meines Promotionsprojekts am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel bin ich rund zwei Jahre für meine Feldforschungen unterwegs gewesen. Mein Feld, das waren über 20 thematisch differenzierte, von der Struktur und vom Organisationsgrad her sehr unterschiedliche Landmärkte, -messen und -events, die ich im ländlichen Raum Schleswig-Holsteins besucht habe. Ich war dabei nicht nur als teilnehmende Beobachterin unterwegs, sondern auch als Interviewerin. So führte ich beispielsweise fragebogengestütze Interviews mit Besuchern, ich sprach aber auch mit Verkäufern und Händlern und, meist im Nachklang der Märkte, auch mit den Veranstaltern. Dies allerdings in sehr viel längeren und vor allem auch individualisierteren und offeneren Interviews.

chern' solcher Großevents – egal ob in einer Art Messe- und Verkaufs-Format (‚Country Fair') oder eher mit dem Hintergrund von Informationsweitergabe und Selbstvermarktung (‚Tag des offenen Bauernhofes') – ganz bewusst als ökonomische und emotionale Ressource eingesetzt, um auf diese Weise letztlich Inwertsetzungsprozesse vor Ort, vor allem durch alte und neue, bekannte und neugeschaffene Konzepte von Ländlichkeit, anzustoßen und umzusetzen.

So konnte zwischenzeitlich eine Art von Freizeitmarkt im ländlichen Raum entstehen, mit dem jährlich Millionen Euro umgesetzt werden, wenn tausende von Menschen an den Wochenenden ‚raus aufs Land' fahren. Denn für die Veranstalter von Landmärkten ist diese Art von Events zum lohnenswerten Investment geworden, zur lukrativen Kapitalanlage – und für so manchen landwirtschaftlichen (Groß-)Betrieb zu einer völlig neuen Einnahmequelle. Ländlichkeit wird zur positiv besetzten Marke stilisiert, Landleben völlig neu und anders vermarktet.

Ländliches Leben findet sich heute insbesondere im Tourismus in allen möglichen Versionen wieder: von karger Einfachheit bis zur Luxusausführung, für Familien, Best Ager, stressgeplagte Manager und Sinnsuchende gleichermaßen. Auch Menschen aus den ländlichen Regionen selbst fühlen sich jedoch in Teilen von dieser Art von Lifestyle-Ländlichkeit angesprochen, wenn es beispielsweise junge Landwirte mit ihren Familien am Wochenende in die ländliche Idylle zieht, jenseits von automatisiertem Melkstand oder intensiver Monokultur des heimischen Hofes. Zitiert wird die Frau eines Agraringenieurs beim Besuch eines Landmarktes:

> „Landleben, so wie man sich das vorstellt, haben wir zu Hause gar nicht mehr. Wir sind ein marktorientierter Agrarbetrieb und kein klassischer Bauernhof. Und deshalb haben auch wir Spaß daran, am Wochenende mit unseren Töchtern auf solche Landmärkte zu gehen, zu gucken, zu bummeln und einfach einen schönen Tag in netter Atmosphäre zu genießen."[2]

Neue Formen der Freizeitgestaltung: Ländlichkeit als Erlebnis

Bauernhofcafés und Kulturscheunen mit Galerie und Kunsthandwerk oder Konzerten im Kuhstall bieten eine weitgehend neue Form der Freizeitgestaltung und des Events. Urlaub und Wellness auf dem Bauernhof, duftende Heuherberge, Fahrradhotels, Erlebnis- und Lernbauernhöfe und nicht zuletzt die vielen Hofläden liegen ebenfalls im Trend. Die Musikfeste auf dem Lande im Rahmen des *Schleswig-Holstein-Musikfestivals* mit den zahlreichen Picknickern auf ihren karierten und geblümten Decken, die vielen Frühjahrs-, Sommer-, Herbst- und Weihnachtsmärkte und -messen, Gartenausstellungen und Kulturveranstaltungen auf großen Hofanlagen und Gütern in Schleswig-Holstein sind Attraktionen und Publikumsmagnete für unterschiedlichste Nutzergruppen, meist dabei stark korrespondierend mit dem Bildungsgrad ihrer Nutzer. Ländlichkeit wird zum Erlebnis – und so scheint es auch für jedes Bedürfnis das

2 Besucherinterview: Steuerberaterin, Ende 30, aus der Nähe von Flensburg, während des ‚Pfingstmarkts' auf Gut Oestergaard (2012).

passende Event zu geben. Zu konstatieren ist in diesem Zusammenhang ein allgemeiner Trend zur Eventisierung des Lebens in der Gegenwartsgesellschaft schlechthin. Das Konzept der Eventisierung entspringt dabei in seinen Ursprüngen dem Marketing und bezeichnet dort außergewöhnliche, nicht-alltägliche Veranstaltungen mit Ereignischarakter und dem Ziel, Produkte, Marken oder Institutionen emotional aufzuladen (Hitzler 2011: 13ff.). Events können demnach beschrieben werden als „company-sponsored activities and programmes designed to create daily or special brand-related interactions".[3]

In den Sozialwissenschaften findet der Begriff der Eventisierung Einzug, als erste Untersuchungen zur ‚Erlebnisgesellschaft' vorliegen, die zeigen, dass sich Individuen in spätkapitalistischen Gesellschaften zunehmend von tradierten Formen des Feierns lösen und nach individualisierten Anlässen suchen, die ihnen Vergnügen und Spaß bereiten und den Rang von ‚Erlebnissen' einnehmen. In nahezu allen diesen Neuformatierungen tritt das Individuum als Konsument auf, gewinnt seine Erlebnisse also in einer Art Warenformat. Zu den Merkmalen eines Events zählen, neben weiteren Faktoren, die Gemeinschaftlichkeit der Konsumierenden, ein hohes Maß an Aktivität und Beteiligung, das den Event-Teilnehmern angeboten wird, und eine spürbare Erlebnisorientierung aller Angebote. Eventisierung umfasst dabei die dramaturgische Inszenierung von Identifizierungs- und Vergemeinschaftungs-Anlässen gleichermaßen.[4] „Das, was Spaß macht" sei jedoch „immer und unabweisbar Ansichtssache", so Ronald Hitzler. „Der Spaß, den man hat – oder auch nur sucht", so Hitzler weiter, „hängt essentiell ab von Standpunkt, Blickwinkel und Perspektive des erlebenden Subjekts, von dessen (biografisch gewachsenen) Motivationsstrukturen und jeweiligem Relevanzsystem, (…) vom situativen Insgesamt seines Erlebens" (Hitzler 2011: 11).

Dass die Zahl der Landevents, ganz speziell auch in Schleswig-Holstein, ebenso explosionsartig in die Höhe geschnellt ist, wie die Auflagen der Zeitschrift ‚Land-Lust' und ihren zahlreichen Ablegern, ist dabei augenscheinlich, vergegenwärtigt man sich, mit welchem massiven Aufwand jene Veranstaltungen medial auf den unterschiedlichsten Kanälen und Wegen – online, offline und im Printbereich, oft auch wechselseitig – beworben werden. So zieren die bunten Plakate, vor allem in den Sommermonaten, nicht nur die großen Einfallsstraßen der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt Kiel; auch in vielen Geschäften, insbesondere in der Metropole Hamburg, warten die bunten Flyer der Landmärkte, professionell durch Werbeagenturen und -strategen gestaltet. Auch die sozialen Medien spielen in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle: *facebook, Twitter, Instagram* – alles wird für die Vermarktung der Ländlichkeit offensiv bedient und genutzt.

3 Kotler et al. 2016: 691.

4 Gebhard/Hitzler/Pfadenhauer 2000; Hartmann/Haubl 1998; Hauß 2017; Pühl/Schmidbauer 2007 et al.

Die Ursprünge jener ländlich geprägten, touristischen Veranstaltungen liegen dabei in England. Die traditionsreiche ‚Chelsea Flower Show' gilt seit jeher als der größte Publikumsmagnet und ist die wohl wichtigste und populärste Gartenausstellung der Welt. Sie wird von der *Royal Horticultural Society* (RHS) veranstaltet und findet an fünf Tagen im Mai im *Royal Hospital* im Londoner Stadtteil *Chelsea* statt. Neben Gartenprodukten aller Art, zum Beispiel Werkzeugen oder dekorativen Gartenelementen, werden Pflanzenneuheiten sowie 20 Schaugärten präsentiert. In Großbritannien ist die *Chelsea Flower Show* ein gesellschaftliches Ereignis. Traditionell kennzeichnete es den Beginn der Londoner Saison. Queen Elizabeth II. besucht die Ausstellung regelmäßig am Eröffnungstag, die BBC berichtet täglich mit Sondersendungen von der Gartenschau. Die Eintrittskarte kostet rund 65 Euro und spricht damit bereits einen sehr exklusiven Besucherkreis an.[5]

In den 1990er Jahren kamen diese in England üblichen Veranstaltungsformate dann über die Niederlande auch nach Deutschland. Heute lässt sich eine sehr stark unterscheidende, wachsende Sphäre in diesem Segment feststellen. Ein Großteil dieser meist kommerziellen Landevents bildet einen thematischen Mix aus Gartenausstellung, Kunsthandwerkermarkt, Musikfestival und Vergnügen, aber auch Bildungs- und Informationsangeboten für Familien. Die Wiederkehr des Regionalen – wie Rolf Lindner schon in den 1990er Jahren „neue Formen kultureller Identität" umschreibt (Lindner 1994) – ist hier kein bloßes Lippenbekenntnis, auch wenn eine Vielzahl der angebotenen Produkte aus Fernost stammt, und hier, gerade im Feld des Einrichtungsbedarfs, regionale Ursprünglichkeit nur vorgaukelt. Vor allem jedoch für das Feld der auf den Märkten angebotenen Lebensmittel verdeutlicht die Betonung des Regionalen einerseits den gesellschaftlichen Ausdruck einer Suche nach Vertrautem, andererseits bieten regionale Produkte die Möglichkeit einer gezielten Distinktion und Abgrenzung von einer globalisierungsbedingt vereinheitlichten Warenwelt mit ihren Allerweltsprodukten. So wird beispielsweise auch der Anbieter von toskanischen Ölen von den Besuchern der Landmärkte als regionaler Anbieter bewertet. Die Umschreibung der ‚Glokalisierung', wie von Roland Robertson als das Reflektieren des Globalen im Lokalen skizziert, mag in diesem Kontext ein gutes Stichwort sein. Robertson geht es mit dem Begriff um die Suche nach Regionalität in Zeiten der Globalisierung.

> „‚Global' und ‚lokal' sind danach (…) kein Gegensatz, sondern bedingen sich gegenseitig. (…) Der Begriff der ‚Glokalisierung' (…) umschreibt (…) diese gegenseitige Durchdringung von Globalität und Regionalität, die nicht losgelöst voneinander, und damit auch nicht als Gegensätze zueinander, betrachtet werden können." (Robertson 1998: 192)

‚Frühlingszauber', ‚Leben auf dem Lande', ‚Landpartie', ‚Sommer auf dem Lande' und so weiter – der Name wird zum Programm. Die einzelnen Veranstaltungen sind sich dabei häufig zum Verwechseln ähnlich. Überall verkaufen Händler Rosenstöcke und

5 Vgl. u. a. www.rhs.org.uk/shows-events/rhs-chelsea-flower-show sowie www.visitlondon.com/de/sehen-und-erleben/veranstaltung/18219357-rhs-chelsea-flower-show (15.03.2018).

Hortensien, Kräuter, hochwertige Marmeladen, Liköre und Öle, Gartenmöbel und Wohnaccessoires, Kleidung und Schmuck, überall stehen die typischen weißen Pagodenzelte. Meist bieten zwischen hundert und zweihundert Händler schöne und ländlich inspirierte Dinge für Haus und Garten an; regionale und überregionale Aussteller, die zum Teil sogar ihre Ladengeschäfte aufgegeben haben und nur noch auf dieser Art von Märkten unterwegs sind. Trotz der zum Teil immens hohen Standpreise ist das Geschäft mit dem Land-Label auch für sie lukrativ. Und je nach Veranstaltungsformat und -ort, nach Käuferklientel und deren Geldbeutel und nicht zuletzt, je nachdem wie das Wetter ist und wie viele Besucher konkret vor Ort sind, kostet zum Beispiel die alte Obstkiste im sogenannten *Shabby Chic*, mit der Patina des vermeintlich Authentischen, zwischen acht und 18 Euro. „Wir machen das nach Angebot und Nachfrage“[6], so die Antwort des Händlers auf die Frage, woher denn die offensichtlichen Preisschwankungen bei den verschiedenen Veranstaltungen kommen.

In der Regel werden diese Landevents von professionellen Agenturen organisiert, die ihren Sitz in einer Vielzahl deutscher Großstädte haben, insbesondere auf diese Veranstaltungsformate spezialisiert sind und von den Guts-, Herrenhaus- oder Hofbesitzern entsprechend beauftragt werden. Es gibt jedoch auch Anbieter, die auf externe Agenturleistungen verzichten und ihre Veranstaltungen in Eigenleistung organisieren – von der Beaufsichtigung der Parkplätze, über die Bereitstellung des Stroms für die Aussteller bis zum Transport der verkauften Waren mit kleinen Treckerfahrzeugen über die Anlagen. So bewertete es zum Beispiel einer der von mir interviewten, privaten Anbieter, als das „Investment seines Lebens“ auf die Idee eines hochwertigen und hochpreisigen Landevents gekommen zu sein, dessen Erfolg er auch dem von ihm ausgeklügelten Marketingkonzept zuschreibt.

> „Wir haben großes Glück, denn unsere Veranstaltung hat vom ersten Jahr an schwarze Zahlen geschrieben. Aber ich hätte da auch ein-zwei Jahre Geld investiert in die Gewinn-und-Verlust-Rechnung, weil ich eben einen langfristigen Plan hatte. (…) Und das war nicht nur eine Option, sondern eine klare Zielsetzung, dass das eine kontinuierliche, Jahr für Jahr laufende Veranstaltung wird.“[7]

Wie viele andere der befragten Akteure bekräftigt auch dieser Veranstalter, dass ohne die jährliche Durchführung einer oder mehrerer dieser Märkte vieles an notwenigen Renovierungs-, Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten auf der entsprechenden Hof- oder Gutsanlage nicht möglich gewesen wäre. So wird mit der Vermarktung von Ländlichkeits-Konzepten ein Inwertsetzungsprozess in Gang gesetzt, der vor allem auf eine ökonomische Strukturentwicklung der verschiedenen Orte setzt. Gleichzeitig wird das Land zu einer Art Ware, eine Form der Kommerzialisierung, die auch

6 Händlerinterview: Kaufmann, Mitte 40, aus Hamburg, während des Marktes ‚Landgeflüster‘ auf dem *Himbeerhof Gut Steinwehr* (2012).

7 Interview: Dr. Georg F. Baur, Kaufmann und Banker aus Hamburg, Besitzer von Gut Stockseehof (2012).

unter dem wirtschaftswissenschaftlichen Begriff der ‚Kommodifizierung' subsumiert werden kann (Kuhlen 2002).

Die augenscheinliche Austauschbarkeit der Veranstaltungsformate hingegen scheint dem Erfolg der Landevents aber nicht zu schaden, wie der weiter anhaltende Besucherandrang zeigt. Auf *Gut Oestergaard*, einer Hofanlage zwischen Flensburg und Kappeln in unmittelbarer Nähe der Ostsee gelegen, sind es etwa 10.000 bis 15.000 Besucher, die an zwischenzeitlich drei Tagen den sogenannten ‚Pfingstmarkt' der Besitzerfamilie Lempelius besuchen.[8] Dabei kommen die Besucher längst nicht mehr nur aus der Region; das Einzugsgebiet erstreckt sich zum Teil bis weit ins südliche Holstein und nach Hamburg und Niedersachsen, aber in die andere Richtung auch nach Dänemark – wo auch offensiv mit Zeitungsanzeigen geworben wird. Ein besonderes Merkmal von *Gut Oestergaard* sind vor allem die umliegenden Rapsfelder, die an Pfingsten – bei gutem Wetter – in strahlendem Gelb blühen und tolle Bilder vermitteln. So hat sich *Oestergaard* im Laufe von wenigen Jahren einen guten Namen im Bereich der Landevent-Szene gemacht – und dies bei Besuchern wie Ausstellern gleichermaßen. Die Hauptzielgruppe, und das spiegelt sich auch im Angebot des Marktes wider, sind dabei junge Familien und sogenannte Best Ager ab 50 Jahren aufwärts. Jörg Lempelius, von Haus aus Agraringenieur – gut ausgebildet, offen gegenüber Neuerungen, kreativ in der Vermarktung seines Hofes und immer mit einem Auge in die Richtung der Mitbewerber schielend – machte mit seiner Frau, einer gelernten Bankkauffrau, die Not des Gutshofes zu einer Tugend: Die vielen Gebäude, Stallungen und Scheunen schienen tatsächlich mehr dem Verfall als alles anderem geweiht zu sein, als er die Anlage in den Zweitausendern von seinen Eltern übernahm. Tourismus und Events schienen da für ihn persönlich, wie er sagt, „der einzig gangbare Weg"[9]. So belegte Lempelius Seminare zu Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, aber auch zur Veranstaltungsplanung, um so seine Anlage zu sanieren und zukunftsfähig zu machen. Und so gibt es heute nicht nur die Möglichkeit, den ‚Pfingstmarkt' mit seinen weißen Pagodenzelten zu besuchen – es gibt inzwischen einen Antiquitäten- und Oldtimer-Markt, Konzerte in der alten Scheune und im Sommer ein großes Maislabyrinth. Hochzeiten und große Feste in den alten, umgebauten Stallungen tragen ebenfalls zu einem großen Teil zum wirtschaftlichen Erfolg des Gutshofes bei. Und von der alten Wassermühle bis zum Schweinestall sind inzwischen auch überall auf dem weitläufigen Areal der Anlage Ferienwohnungen eingebaut. Von einem Hofcafé und einem Hofladen hat man sich in der ursprünglichen Form inzwischen verabschiedet – „schaffen wir nicht mehr"[10], sagt Lempelius.

Die großen Landevents setzen vor allem auch auf das positive Bild vom Landleben – eine Art ‚Bullerbü-Idylle' vor ‚Shabby Chic-Kulisse' – und inszenieren Ländlichkeit durch einfache Mittel wie Sommerblumen, Heuballen und gestapelte Kürbisse,

8 Vgl. www.gut-oestergaard.de (15.03.2018).
9 Interview: Jörg Lempelius, Agraringenieur, Besitzer von Gut Oestergaard (2012).
10 Ebd.

je nach Saison. Klassische Bauernhoftiere – wie Esel, Schweine, Gänse, Kaninchen oder Hühner – werden dort ausgestellt, wo es sie gar nicht mehr gibt, entweder weil sie aus ökonomischen Gründen abgeschafft wurden, oder aber, weil es sie dort nie gegeben hat. Das Angeliter Sattelschwein, das mit seinen Ferkeln im Dreck wühlt, auf dem Hoffest des landwirtschaftlichen Betriebs, der eigentlich nur noch Ackerbau betreibt und mit Biogas oder dem eigenen Windpark inzwischen sehr viel mehr Geld in der Energiewirtschaft verdient, ist selbstredend ein Publikumsmagnet. Dazu werden historische Handwerke gezeigt, Treibjagden mit Hunden und Pferden inszeniert, Landfrauen zeigen, wie die schönsten Blumenarrangements entstehen oder wie die leckerste Erdbeermarmelade eingekocht wird. Die Bilder in den Köpfen der Besucher werden also weiter gefüttert. Auffällig ist zudem das harmonische Nebeneinander von Rustikalität und Technisierung: So schlendern die Besucher der Landevents mit ihren Smartphones und iPhones über die Märkte und stöbern inmitten der ländlichen Idylle im weltweiten Netz. Hortensien und iPad sind also längst kein Widerspruch mehr.

Die Gäste selbst – so zeigen es die Besucherbefragungen – sind sich dabei auch durchaus bewusst, dass ihnen eine Form von inszeniertem Landleben auf diesen Veranstaltungen präsentiert wird. Das ist einem Großteil der Besucher aber auch gar nicht wichtig; sie kommen vielmehr, um das zu genießen, was sie landläufig mit einer modernen Form von Landleben assoziieren – und was sie dabei gleichzeitig mit stereotypen Vorstellungen von beispielsweise Kindheit und Jugend verbinden.

> „Ich mag es einfach auf dem Land. Das erdet mich so, mit dieser besonderen Atmosphäre, der Umgebung, eben allem. (…) Und dann eben die vielen Inspirationen für zu Hause. Und hier sieht man ja auch, wie modern und leicht Landleben eben sein kann. Ob das wirklich so ist? Egal (…). Und dann natürlich immer die Erinnerungen an die Zeit bei Oma und Opa. Den Duft vom Apfelgarten hinterm Haus werde ich nie vergessen“[11],

so die Aussagen einer 47-jährigen Architektin aus Hamburg während eines Besuchs auf dem ‚Frühjahrsmarkt‘ auf Gut Helmsdorf in der Nähe von Lütjenburg. Folglich ist der gefühlte Weg von der kindlichen Sommerfrische bei den Großeltern auf dem Land zum kommerziellen Landevent vor historischer Gutshof-Kulisse manchmal scheinbar gar nicht so weit.

11 Besucherinterview: Architektin, 47 Jahre, aus Hamburg, während des ‚Frühjahrsmarkts‘ auf Gut Helmsdorf (2012).

Literatur

Braun, Annegret (2012): Lust aufs Land? Die mediale Inszenierung des Landlebens. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. Hrsg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – Institut für Volkskunde. München, S. 13–27.

Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2000): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen.

Hahne, Ulf (2011): Neue Ländlichkeit? Landleben im Wandel. In: Der Bürger im Staat 61. Stuttgart, S. 12–18.

Hartmann, Hans A./Haubl, Rolf (Hrsg.) (1998): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amüsement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen.

Hauß, Michaela (2017): Phänomen Food Festivals. Die Eventisierung des Essens. Saarbrücken 2017.

Hitzler, Ronald (2011): Eventisierung. Drei Fallstudien zum marketingstrategischen Massenspaß. Wiesbaden 2011.

Kotler, Philip u. a. (Hrsg.) (2016): Marketing Management. 3. Aufl., Harlow/GB.

Kuhlen, Rainer (2002): Napsterisierung und Venterisierung. Bausteine zu einer politischen Ökonomie des Wissens. In: Prokla Nr. 126, S. 57–88.

Lindner, Rolf (Hrsg.) (1994): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/M./New York.

Pühl, Harald/Schmidbauer, Wolfgang (2007): Eventkultur. Berlin.

Robertson, Roland (1998): Glokalisierung. Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M., S. 192–220.

Schaefer, Barbara/Trippel, Katja (2013): Stadtlust. Vom Glück, in der Großstadt zu leben. München.

Quellen

LandLust 2005/1, Münster, S. 1.

LandLust 2017/2, Münster, S. 2.

Liebes Land 2017/2, Speyer, S. 72.

Mein schönes Land 2016/4, Offenburg, S. 1.

de.statista.com/statistik/daten/studie/373843/umfrage/verkaufte-auflage-der-landlust/ (15.03.2018).

www.gut-oestergaard.de (15.03.2018).

www.rhs.org.uk/shows-events/rhs-chelsea-flower-show (15.03.2018).

www.visitlondon.com/de/sehen-und-erleben/veranstaltung/18219357-rhs-chelsea-flower-show (15.03.2018).

Besucherinterview: Steuerberaterin, Ende 30, aus der Nähe von Flensburg, während des ‚Pfingstmarkts' auf Gut Oestergaard (2012).

Besucherinterview: Architektin, 47 Jahre, aus Hamburg, während des ‚Frühjahrsmarkts' auf Gut Helmsdorf (2012).

Händlerinterview: Kaufmann, Mitte 40, aus Hamburg, während des Marktes ‚Landgeflüster' auf dem Himbeerhof Gut Steinwehr (2012).

Interview: Dr. Georg F. Baur, Kaufmann und Banker aus Hamburg, Besitzer von Gut Stockseehof (2012).

Interview: Jörg Lempelius, Agraringenieur, Besitzer von Gut Oestergaard (2012).

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 653–660.*

Anja Decker

Von Schätzen im Garten, hybriden Produkten und ländlichen Möglichkeitsräumen

Inwertsetzung, Ausdeutungen und Entgrenzungen ruraler Wirtschaftspraxen in einer tschechischen Obstbrennerei

In bürgerlichen und kreativen Milieus ist das Interesse an der Subsistenzwirtschaft neu erwacht. Wenn in diesen Akteursgruppen Nahrungsmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs selbst erzeugt werden, geht es häufig auch um moralische Positionierungen, etwa die Frage, wie ein gelingendes Leben und ein nachhaltiger Umgang mit begrenzten Ressourcen möglich sein können. In diesem Zusammenhang entstehen Produkte und Infrastrukturen, die dem Bedürfnis nach einer subsistenzorientierten Lebensweise begegnen. Dies können etwa Selbstversorger-Literatur und -Toolkits sein, aber auch Gemeinschaftsgärten, Reparaturcafés und Tausch-Apps, sowie Erfahrungsaufenthalte an Orten landwirtschaftlicher und handwerklicher Produktion. Diese Entwicklungen vollziehen sich auch vor dem Hintergrund einer (urbanen) Konzeption ländlicher Räume als Sehnsuchts- und Möglichkeitsräume, denen vermeintlich eine höhere Lebensqualität innewohnt (Benson 2013), wo ein besseres Selbst lebbar wird (Hoey 2006) und ein hohes Maß an Autarkie erreichbar ist (Kosnik 2017).

Ethnographische Untersuchungen in ländlichen Räumen postsozialistischer Gesellschaften verdeutlichen allerdings, dass die auch hier zu beobachtende Begeisterung für das Selbermachen zusammengedacht werden muss mit etablierten Praxen, Orten und Ausdeutungen der Selbstversorgung. So stellt etwa die im Staatssozialismus weit verbreitete Eigenproduktion von Nahrungsmitteln trotz deutlichem Rückgang auch gegenwärtig einen Bereich der Hauswirtschaft dar, dem hohe symbolische und weiterhin auch ökonomische Bedeutung zukommt und über den ländliche Identität und Resilienz verhandelt werden (Hann/Gudemann 2015). Im Folgenden zeige ich, wie im Kontext der Herstellung von Obstbrand für den Eigenbedarf in einer Obstbrennerei im ländlichen Tschechien die hier nur knapp umrissenen Unschärfen und Verflechtungen zwischen Markt- und Subsistenzproduktion, Land und Stadt sowie neuen und persistenten Formen kleinstlandwirtschaftlicher Arbeit zu Tage treten und wie das erstarkte Interesse am Selbermachen rückwirkt auf die Handlungsmächtigkeit und Selbstverortungen ländlicher Arbeiterschichten.

Zwischen 2014 und 2017 führte ich im Rahmen meines Dissertationsprojekts ethnographische Untersuchungen im westlichen Böhmen durch, um zu verstehen, welche Strategien BewohnerInnen einer als besonders abgehängt geltenden ländlichen Region entwickeln, um dem global-gesellschaftlichen Wandel und seinen lokalen Ausprägungen zu begegnen. Bezüglich der hier zur Debatte stehenden Inwertsetzung, Ausdeutungen und Entgrenzungen ruraler Wirtschaftspraxen konnte ich aus dem Material heraus bereits zeigen, wie das Aufkommen urbaner Bauernmärkte einen Bedarf an ‚authentischen' KleinstbäuerInnen erzeugt, aus dem sich neue Einkommensstrategien für Personen ergeben, die bereits im Sozialismus Teile ihrer selbsterzeugten Produkte verkauft hatten (Decker 2017) und darstellen, wie Mobilitäten zwischen ländlichen und urbanen Räumen die Gestalt und Verortung informeller Nahrungsmittelnetze prägen (Decker 2018). Im Folgenden beziehe ich mich insbesondere auf teilnehmende Beobachtungen in einer lokalen Obstbrennerei in der Saison 2016/2017. Getragen durch Angehörige des urbanen AkademikerInnenmilieus und eng verwoben mit einem System öffentlicher Fördermittel bot die Brennerei seit zwei Jahren die Möglichkeit, Obstbrand aus selbsterzeugter Maische herzustellen.

‚Selbstgemachter' Obstbrand als entgrenztes Erzeugnis

> „Ich benutze den Obstbrand eher als Schmiergeld für den Förster, auch wenn's nicht erlaubt ist. Eine Flasche kostet mich 150 Kronen, also geb' ich ihm eine Flasche für das Holz. Ich suche mir einen Baum, den der Wind umgeknickt hat und er erlaubt mir, das Holz zu nehmen. 150 Kronen in Form von Geld – was ist das schon? Das ist quasi nichts. Aber eine Flasche hat gleich einen ganz anderen Wert." (Kunde der Brennerei, Feldnotiz 20.02.2017)

In Tschechien ist jede Person, die eigenes Obst von einem eigenen Grundstück besitzt, berechtigt, jährlich bis zu 30 Liter reinen Alkohol für den Eigenkonsum zu produzieren, muss hierfür aber eine lizensierte Brennerei beauftragen. Zwar begegneten mir viele Hinweise, dass Obstbrand auch informell produziert wird, dennoch kann davon ausgegangen werden, dass ein nicht geringer Teil der SelbsterzeugerInnen diese Vorgabe einhält. Ein auf diese Weise hergestellter Obstbrand ist ein entgrenztes Produkt. Einerseits handelt es sich um ein Genussmittel, das über politische und wirtschaftliche Umbrüche hinweg als ein distinktiver, integrativer und subversiver Bestandteil ländlicher Alltagspraxen und Selbstversorgungsstrategien fungiert. Ausgangsmaterial sind zumeist zerkleinerte Pflaumen, Äpfel oder Birnen, die in Fässern gelagert und vergoren wurden. Obstbrand wird verschenkt, geteilt, informell verkauft und getauscht und bezieht seinen Wert auch aus der Markierung als selbsthergestelltes Produkt, das immer auch symbolisch für seine ErzeugerInnen steht. Anderseits ist an dessen Produktion eine privatwirtschaftliche Institution beteiligt, die eigene Interessen verfolgt und der Steuerung durch die Gesetzgebung unterliegt. Ihre vergorene Maische zur Verarbeitung in eine Brennerei zu bringen, war für viele meiner InformantInnen eine durchaus prekäre Angelegenheit. Befürchtungen wurden verbalisiert, in Brennereien würden Teile des Obstbrands abgezweigt oder man

erhalte statt des eigenen, ein fremdes Destillat. Diese Unsicherheit wurde auch dadurch verstärkt, dass der Alkoholgehalt der Maische je nach Sorte und Reifegrad des verarbeiteten Obsts, den klimatischen Verhältnissen am Standort, sowie der Höhe und Konstanz der Temperatur bei der Vergärung erheblich schwankt und es darum schwer ist, von der Menge der vergorenen Flüssigkeit auf den Umfang des in ihr enthaltenen Alkohols zu schließen.

Zum Zeitpunkt meiner Feldforschungen wurde die hier betrachtete Brennerei von Personen unterschiedlicher sozialer Milieus genutzt, die meist im Umkreis von 50 Kilometern lebten oder ein Wochenendhaus besaßen. Viele hatten zum ersten Mal eigenes Obst vergoren, andere konnten von langjährigen Erfahrungen berichten. Zu ihrem Termin in der Brennerei erschienen sie oft in Begleitung von NachbarInnen, Familienmitgliedern oder KollegInnen und trafen auf Adam[1], den einzigen Angestellten. Dieser etwa dreißigjährige Akademiker war zwei Jahre zuvor aus einer Großstadt zugezogen und hatte seine Kenntnisse des Obstbrennens vor Ort im Learning-by-Doing-Prinzip erworben. Jeder Brennvorgang stellte insofern eine soziale Situation dar, in der Personen mit meist unterschiedlicher sozialer Herkunft, Ressourcenausstattung und Wissensbestand an der Produktion eines symbolisch hochaufgeladenen Produkts beteiligt waren.

Weder Kneipe noch Fabrik

> „Es soll [den KundInnen] vor allem Spaß machen, genau wie es auch mir Spaß machen soll. Sie sollen ein bisschen was über das Brennen erfahren und dabei ein nettes Zusammensein erleben. Also das ist weder eine Kneipe noch eine Fabrik. Du kommst hier nicht nur her, um ein Bier zu trinken und zu reden, du kommst hier aber auch nicht in eine Fabrik, wo du sagst ‚brenn mir das und tschüss'. Das hier ist ein anderer Kontakt, ein persönlicher Kontakt." (Interview mit Destillateur Adam, 18.12.2016)

Die Brennerei nutzt Teile eines historischen Gebäudes einer ländlichen Gemeinde. Die Wände sind in warmen Tönen gestrichen, die Balkenkonstruktion ist freigelegt und eine Glasfront öffnet den Blick auf den Garten, in dem neu gepflanzte Obstbäume wachsen. Hier werde einmal das Badefass stehen, das mit dem bei der Destillation anfallenden Warmwasser befüllt werden solle, erklärte mir Adam, als er mir seine Vision der weiteren Entwicklung der Brennerei beschrieb. Wenn der Rest des Hauses renoviert sei, werde es Übernachtungsmöglichkeiten geben und sollen KundInnen ein Erlebnisprogramm samt Bewirtung mit lokalen Produkten buchen können. Aktuell waren die KundInnen eingeladen, während des Destillationsprozesses anwesend zu sein und selbst aktiv zu werden. Sie konnten mitverfolgen, wie ihre Maische in einem holzbeheizten Kupferkessel erhitzt wurde, wie der Alkoholdampf über verschiedene Destillierstufen stieg, einen langen Weg durch ein System aus Kupferrohren nahm, kondensierte, in einen Eimer aus rostfreiem Stahl floss und anschließend von Adam verdünnt und abgefüllt wurde. Adam beschrieb es als seine Rolle, den Kun-

1 Alle Personen- und Ortsnamen sind Pseudonyme.

dInnen bei der Veredlung ihres Obst zu helfen, eine angenehme Atmosphäre herzustellen, einen Ort des Lernens, Experimentierens und Austausches zu schaffen, der sich von anderen Brennereien abgrenzen möchte, und ihnen zugleich ein authentisches Bild des Lebens im Ort zu vermitteln. Während der meist mehrere Stunden dauernden Prozedur hörten die KundInnen von Adams eigenen Experimenten beim Obstbrennen, konnten seine Arbeitsschritte beobachten, Nachfragen stellen, und erfuhren durch seine Anekdoten wie andere KundInnen bei der Erzeugung von Maische vorgingen. Adam motivierte sie, sich an Handgriffen zu beteiligen, etwa die Maische in den Brennkessel zu schütten, die Flaschen beim Abfüllen zu halten oder Messwerte abzulesen. Er erläuterte auch ungefragt die Arbeitsweise der Apparatur und bot den KundInnen an, ihren Obstbrand direkt aus der Auffanganlage zu verkosten. Adam erzählte aber auch von seinem Zuzug, der vorwiegend in Eigenarbeit vollzogenen Renovierung seines Hauses, seinem Engagement im Rahmen neu geschaffener kultureller Aktivitäten und den weiteren Plänen für die Brennerei und Gemeinde, die er gemeinsam mit anderen Zugezogenen entwickelte. Adam positionierte sich und seinen Arbeitsort als Schlüsselakteure der Transformation eines in seiner Lesart jahrzehntelang vernachlässigten Ortes in eine lebens- und zukunftsfähige Gemeinde, in der die Versorgung zukünftig in möglichst hohem Maß aus lokalen Ressourcen geschehen solle. Das kulturelle und naturräumliche Erbe im Ort, zu dem auch die überwucherten sowie bewirtschafteten Streuobstwiesen zählten, schufen aus Adams Sicht einen Möglichkeitsraum, wurden zu einem Versprechen, aber auch zu einem moralischen Imperativ, diese Potentiale wertzuschätzen und zu nutzen.

Der Obstbrand seiner KundInnen, so das sich hier abzeichnende Deutungsangebot, soll weiterhin als Erzeugnis aus eigener Herstellung erfahrbar bleiben, das in einem nachvollziehbaren Verfahren verarbeitet wurde und in das auch die Atmosphäre, Potentiale und Qualitäten des konkreten ländlichen Ortes und der an seiner Transformation beteiligten Akteure eingeflossen sind. Besonders verdichtet zeigt sich die Idee eines nunmehr aufgewerteten Produkts aus eigener Herstellung am Etikett, das Adam auf Wunsch erstellte. Es konnte durch die KundInnen mit einer selbstgewählten Produktbezeichnung (meist Wortspiele aus dem Familiennamen oder Herkunftsort des Obstes) versehen werden, verortete den Obstbrand durch ein Logo und die Nennung des Standorts aber zugleich als Erzeugnis einer in einem konkreten ländlichen Setting lokalisierten Brennerei. Der so markierte Obstbrand ist insofern als ein hybrides Erzeugnis inszeniert, das symbolisch für die Transformation und Neudefinition der ländlichen Gemeinde steht, die nach den Prinzipien von Partizipation, flachen Hierarchien, experimentellem und geteiltem Wissen, Selbermachen, Eigeninitiative und Unternehmergeist erfolgen soll, Werten also, die identitätsgebend für kreative Milieus sind. Durch die Gestaltung der KundInneninteraktion sehen diese sich aufgerufen, sich als aktiver Teil dieses Wandel zu verstehen. Die Praxis des Obstbrennen kann daher als eine moralische Ökonomie verstanden werden, in der durch Bekenntnisse und Aktivierungen milieuspezifische Werte und Deutungsangebote weitergegeben und gesellschaftlicher Wandel erreicht werden soll (Lyson 2014;

Stehr 2007). Dies geschieht im Rahmen einer neuen lokalen Infrastruktur, die das Obstbrennen als sinnliche Erfahrung ländlicher Arbeit und Alltagskultur kommodifiziert und ästhetisiert, in der Kreativität, Performativität und die Produktion von Atmosphären zu Schlüsselkompetenzen werden und die sich damit einfügt in eine gesellschaftliche Entwicklung, die urbane wie rurale Räume betrifft (Bardonne 2013; Göttsch-Elten 2017).

Lokale Aneignungen und Positionierungen

> „Jirka kommt mit seinem Nachbarn und dessen Sohn. Die Männer stampfen auf den Hof der Brennerei, rufen ein lautes Ahoj, dutzen Adam, rollen ihre Fässer direkt in die richtige Ecke, warten nicht auf Adams Kommando, sondern öffnen die Fässer, packen mit an. Gemeinsam mit Adam saugen sie die Maische in den ersten Tank, es geht zack zack, Adam kommt gar nicht richtig hinterher, ihm läuft Maische aus dem Schlauch über die Hand, als sie sich schon den Schlauch schnappen, um ihn in das nächste Fass zu stecken. (…) Jirka läuft noch vor Adam in die Brennerei (…) geht zum Kessel, klopft darauf, schaut sich um, sagt zu mir, er sei ja nun schon das dritte Mal diese Saison da. Als Adam die Maische in den Kessel leitet, kommentiert Jirka zufrieden: ah, genau bis zum Rand, das habe ich gut abgeschätzt oder? Schließlich lässt er sich auf einen Stuhl plumpsen, von dem er sich nicht mehr viel bewegen wird. Er stellt keine Fragen zu dem was Adam macht, ich erkenne bei ihm auch nicht das [bei vielen KundInnen übliche] mehr oder weniger verstohlene Beobachten der Geräte und Maschinen und Adams Umgang mit ihnen. Jirka ist Profi, der aus dem Obst so viel rausholt wie kaum einer, so will er mich und Adam den ganzen Tag wissen lassen.“ (Feldnotiz vom 08.01.2017)

Der etwa 50-jährige Jirka, dessen demonstratives Anpacken und selbstbewusste Inanspruchnahme der Brennerei ich in dem oben zitierten Feldtagebucheintrag festhielt, zählt zu dem Teil der Bevölkerung in den von mir untersuchten Dörfern, der einen Großteil seines Lebens in der Region verbracht hat und dessen Arbeitsleben von manueller Tätigkeit gekennzeichnet ist. Er repräsentiert ein soziales rurales Milieu, das durch die Entwertung manueller Erwerbsarbeit, die soziale Ausdifferenzierung ländlicher Gemeinden, die Veränderungen von Geschlechternormen und die Stigmatisierungen, aber auch die kulturellen Aneignungen bestimmter Wirtschafts- und Freizeitpraxen der unteren ländlichen Schichten durch urbane Eliten zunehmend unter Druck steht. Fallstudien aus anderen ländlichen Regionen Europas legen nahe, dass sich insbesondere Männer durch diese Entwicklungen ihrer distinktiven Praxen beraubt fühlen, was Rollenunsicherheit, Widerstand und neue Formen der sozialen Abgrenzung produziert (Brandth/Haugen 2005: 19f.; Mischi 2012; Krange/Skogen 2011). Auch in meinem Feld traf ich bei Teilen der etablierten EinwohnerInnen auf symbolische Akte der Distanzierung oder Abwehr der Initiativen von (zugezogenen oder einpendelnden) Personen aus dem urbanen Bildungsmilieu. Diese reichten von Ignoranz, über Schmähkritik und Denunziationen, bis hin zu politischen Mobilisierungen, etwa um die ‚Übernahme‘ der Gemeindevertretungen zu verhindern. Zwar war auch die Brennerei Gegenstand von Gerüchten und übler Nachrede, wurde aber gerade von Männern der unmittelbar umliegenden Orte vergleichsweise intensiv ge-

nutzt. Sie ließen nicht nur beträchtliche Mengen an Maische verarbeiten, sondern boten auch Materialien wie Korbflaschen zum Tausch, nutzen die Gelegenheit, Destillate zu verkosten oder empfahlen die Brennerei weiter.

Ein Teil der Früchte habe er von seinen NachbarInnen im Tausch gegen Eier aus seiner eigenen Haltung bekommen, erzählte mir Jirka auf meine Frage nach der Herkunft und Bearbeitung der Maische. Sie hätten keine Ahnung welcher Schatz in ihrem Garten wachse und würden sich immer wundern, was er mit dem ganzen Obst wolle. Seine anderen NachbarInnen – wie die ersteren städtische WochenendsiedlerInnen – würden zwar eigenen Obstbrand herstellen und hätten sich jetzt sogar eine Maschine zum Zerhäckseln des Obsts gekauft, doch hätten sie einmal unreife Birnen verarbeitet, aus Angst, diese könnten bis zu ihrer Rückkehr am übernächsten Wochenende verderben. Seinen Hinweis, die Birnen wären frühestens in drei Wochen reif, hätten sie ignoriert. Er dagegen sei sorgfältig und geduldig, achte strikt auf eine konstante Temperatur im Lagerraum und würde nur absolut reife Früchte verwenden. Indem Jirka seine städtischen NachbarInnen als unwissend und übermotiviert markierte und ihnen seine über Jahre erworbene Expertise entgegenhielt, konnte er das Obstbrennen – das (nun verstärkt) auch von Städtern betrieben wird – weiterhin als distinktive Praxis der im ländlichen Raum sozialisierten Menschen verorten. Ähnlich positionierte sich Jirka seinem Arbeitgeber gegenüber. Er beschrieb dessen Lebensweg als idealtypische postsozialistische Aufstiegsgeschichte. Sie würden sich noch immer duzen, man habe in der gleichen Firma gearbeitet, der Chef sogar auf einer niedrigeren Position. Heute führe er ein Unternehmen, besäße er eine Villa und habe auch seinem Sohn ein teures Haus gebaut. Aber Birnenobstler würde er nicht hinbekommen. Seine letzte Maische sei sauer geworden und verdorben. Die Kollegen hätten gescherzt, er solle sein Obst besser zu ihm, Jirka, bringen, der würde das hinbekommen. Im Kontext der Brennerei, so verdeutlicht diese Beobachtung, scheint Jirka, der ein einfacher Angestellter geblieben ist, in der Lage, dem unternehmerischem Erfolg seines ehemaligen Kollegen und heutigem Vorgesetzen seine eigene Leistung – den Obstbrand als ein prestigeträchtiges Produkt eigener Arbeit – entgegenzustellen.

Für Jirkas Selbstverortungen und Grenzziehungen spielt auch ein weiterer Akteur eine Rolle: Eine *Excel*-Tabelle auf Adams Computer verzeichnet Daten zu allen bisherigen Brennvorgängen sämtlicher KundInnen. Anhand der Tabelle werden die an die Brennerei zu entrichtende Gebühr und die anfallenden Steuern berechnet und für Kontrollen dokumentiert. Jirka bat Adam während der Sitzung, er möge ihm die Daten von seinem letzten Besuch heraussuchen. Adam öffnete die Tabelle, las vor, es seien 3,9 Liter reinen Alkohols aus 100 Litern Birnenmost gewesen und kommentierte, dass dies verglichen mit den Resultaten anderer KundInnen ein hoher Ertrag sei. Daraufhin schaute mich Jirka triumphierend an und rief ‚Da siehst du es'. Auch wenn Adam bemüht war, die scheinbar objektive Sprache der Zahlen mit Hinweisen auf die vielen Faktoren, die die Gärung beeinflussen, zu relativieren, fungierte sie für Jirka als Vergleichsrahmen und Beleg seines Könnens. Die Brennerei, so verdeutlicht

dieses Beispiel, bildet einen Raum, in der KundInnen mit zahlreichen Personen, Narrativen und Materialien in Beziehung treten und interagieren: mit Adam, dem Destillateur, anderen KundInnen mit unterschiedlichem Wissensstand, nicht zwingend physisch präsent, sondern in Form von Werten in einer *Excel*-Tabelle auf Adams Notebook, mit mir, der interessierten Sozialanthropologin, die mit der Brennerei ein Feld erschlossen hatte, in der Zugang zum männlichen Arbeitermilieu bestand, mit dem Brennapparat, mit seinen Röhren, Geräuschen und Gerüchen, der auch kleine Mengen an Maische fasst, mit der Maische und deren variierender chemischer Zusammensetzung, dem Obstbrand mit seinem enormen symbolischen Wert und mit dem Gebäudekomplex und der gesamten Gemeinde und Region, die sich im Wandel befinden.

Die Relevanz des letztgenannten Faktors soll hier noch einmal an einer Begegnung mit einem zweiten Kunden demonstriert werden. Wie viele andere KundInnen plante dieser, seinen ArbeitskollegInnen eine Kostprobe seines gerade entstehenden Obstbrands mitbringen. Das müsse er machen, sagte er mir, denn es sei üblich, dass jeder, der selbst brenne etwas mitbringe. Es gehe auch darum, sich vor den anderen zu loben, zu zeigen, was man könne. Im Gegensatz zu ihm würden die anderen Obstbrand aber aus Mähren mitbringen, einer für den Weinbau und Obstbrände bekannten Region. Es sei erst sei seit ein paar Jahren so, dass man hier in Böhmen brennen könne. Seinen Obstbrand fülle er zuhause immer in spezielle Weinflaschen mit gebogenem Hals, das sei etwas Besonderes. Auch das Etikett gestalte er selbst und habe für die dort aufgeführten Informationen bewusst eine Mischung aus Englisch und Tschechisch gewählt, um zu unterstreichen, dass man es hier auch drauf habe. Die Etiketten würde er nicht nur auf die Flaschen kleben, die er verschenke, sondern auch auf die, die er selbst behalte. Das würde ihm Freude bereiten. Die Etablierung der Brennerei, in einer Region, die als besonders rückständig, abgehängt, provinziell und innovationsfeindlich gilt, ermöglicht es, so zeigt es das Beispiel, Gegennarrative zu dieser gängigen Verortung zu entwickeln.

In den hier exemplarisch aufgeführten Interaktionen wird deutlich, dass die oben skizzierte Ausdeutung der Brennerei als integratives Element der regionalen Infrastruktur zur Herstellung selbsterzeugten Obstbrands und als zukunftsfähiger ländlicher Ort, an dem man sich begegnet, austauscht, experimentiert und lernt, durchaus anschlussfähig für weniger privilegierte lokale Akteure sein kann, die dem Selbermachen und der Subsistenzproduktion hohen Wert zuschreiben und langjährige Erfahrungen in der Produktion eigenen Obstbrands besitzen. Sie werden sichtbar, gehen in Adams Erzählungen ein und können stigmatisierenden Fremdbildern positive Gegennarrative entgegenstellen, die aufgrund des breit geteilten Ideals des Selbermachens und des Stellenwerts selbsterzeugten Alkohols überregional und schichtübergreifend funktionieren. In seiner gegenwärtigen Figuration stellt die Brennerei einen Ort dar, in dem lokale Männer aus weniger privilegierten Milieus Rollen- und Statusunsicherheiten abschwächen, symbolisches und soziales Kapital erwerben und sich als handlungsmächtig erfahren können. Offen bleibt, inwiefern mit dem weite-

ren Ausbau des Unternehmens, dem Ende der finanziellen Förderung und der angestrebten Erweiterung des touristischen Angebots neue Narrative und ökonomische wie kulturelle Grenzen produziert werden, die die Zugangsmöglichkeiten, Interaktionen und Identifikationen verändern.

Literatur

Bardone, Ester/Rattus, Kristel/Jääts, Liisi (2013): Creative Commodification of rural life from a performance perspective: A study of two south-east Estonian farm tourism enterprises. In: Journal of Baltic Studies 44/2, S. 205–227.

Benson, Michaela (2013): Living the ‚Real' Dream in la France profonde? Lifestyle Migration, Social Distinction, and the Authenticities of Everyday Life. In: Anthropological Quarterly 86/2, S. 501–525.

Decker, Anja (2017): Ein tschechischer Kleinstbauer zwischen Subsistenz- und Warenproduktion. Überlegungen zur Rolle der Kleinstlandwirtschaft im Kontext der Prekarisierung ländlicher Lebenswelten. In: Poehls, Kerstin/Scholze-Irrlitz, Leonore/Vetter, Andrea (Hrsg.): Strategien der Subsistenz: Neue prekäre, subversive und moralische Ökonomien (Berliner Blätter 74), S. 63–80.

Decker, Anja (2018): Eine Tiefkühltruhe voller Fleisch. Selbstversorgerlandwirtschaft im Kontext sozialer Ungleichheit. In: Zeitschrift für Volkskunde 114/2, 213–215.

Göttsch-Elten, Silke (2017): Ländlichkeit als sinnliche Erfahrung – zu einem Wahrnehmungsparadigma der Moderne. In: Braun, Karl u. a. (Hrsg.): Kulturen der Sinne: Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Tagungsband des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich 2015. Würzburg, S. 62–77.

Gudeman, Stephen/Hann, Chris (2015): Oikos and Market. Explorations in Self-Sufficiency after Socialism. New York: Berghahn.

Hoey, Brian (2006): Grey Suit or Brown Carhartt: Narrative Transition, Relocation and Reorientation in the Lives of Corporate Refugees. In: Journal of Anthropological Research 62/3, S. 347–373.

Kosnik, Elisabeth (2017): „Von der Hand in den Mund". Selbstversorgerlandwirtschaft in der postindustriellen Gesellschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 113/1, S. 65–79.

Krange, Olve/Skogen, Ketil (2011): When the lads go hunting: the ‚Hammertown mechanism' and the conflict over wolves in Norway. In: Ethnography 12, S. 466–489.

Lyson, Helena C. (2014): Social Structural Location and Vocabularies of Participation. Fostering a Collective Identity in Urban Agriculture Activism. In: Rural Sociology 79/3, S. 310–335.

Mischi, Julian (2012): Contested rural activities: Class, politics and shooting in the French Countryside. In: Ethnography 14/1, S. 64–84.

Stehr, Nico (2007): Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 661–673.*

Manuel Trummer

„… der Eigenart Bayerns gerecht werden."

Ökonomie und Agenda ländlicher Bilder im BR Fernsehen

Die ländlichen Räume in Europa durchlaufen aktuell einen grundlegenden Transformationsprozess. Eine zunehmend industrialisierte Nahrungsproduktion, die globale Öffnung der Agrarmärkte und neue Formen der Energieerzeugung verändern ländliche ökonomische und soziale Strukturen grundlegend (Kluge 2005; Mahlerwein 2016; Neu 2010: 244–261). An die Stelle der traditionell landwirtschaftlich geprägten ländlichen Räume rückt ein ausdifferenziertes Land, in dem unterschiedlichste Interessen, Regime und Alltagspraxen miteinander konkurrieren (Lowe et al. 2005; Woods 2011). Unter dem Druck der Modernisierungsprozesse und ihrer reflexiven Nebenfolgen verändern sich nicht lediglich die alltagskulturellen Praxen der Menschen in den ländlichen Regionen. Auch die kulturelle Wahrnehmung des Ländlichen in der breiten Bevölkerung, das als Konsequenz der ökonomischen, planerischen und kulturellen Ausdifferenzierungsprozesse unsicher geworden ist, durchläuft eine dynamische öffentliche Aushandlung (Trummer 2018c).

Über eine einflussreiche Stimme verfügen in diesen kulturellen Positionsbestimmungen die Freizeit-, Konsum- und Medienindustrien, die spätestens ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen weitreichenden Markt positiv besetzter, ländlich apostrophierter Produkte ausgeprägt haben (Marszalek et al. 2017; Göttsch-Elten 2017; Neu 2016: 4–9). Der Ökonom Ulf Hahne versucht dieses Segment unter dem Begriff „neue Ländlichkeit" zu fassen. Er verbindet mit dessen Bildern und Erzählungen einen „Lebensstil", der in seinen ungebrochen positiven Repräsentationen des Landlebens vor allem die „Schönheit, Natürlichkeit und Authentizität ländlicher Räume" (Hahne 2011: 12) in den Vordergrund stellt. Das Feld, in dem rurale Imaginationen so ökonomisiert werden, reicht vom „Landliebe"-Joghurt über TV-Shows wie NDR „Landpartie" hin zum außerordentlich erfolgreichen Lifestyle-Magazin „Landlust". Angesichts der breiten Resonanz dieses Segments attestiert Hahne auch ein politisches Interesse, das über idyllische Bilder eines „guten Lebens" auf dem Land und inspirierende Best-Practice-Beispiele auf die breite gesellschaftliche Aushandlung des Ländlichen zurückwirkt: „Der Begriff ‚Neue Ländlichkeit' ist mithin ein Beleg für den politischen Bedeutungszuwachs, für neue Wege der Politikgestaltung vor Ort und für das gewandelte Selbstverständnis ländlicher Räume." (Hahne 2011: 12)

Eben diese politische und ökonomische Agenda hinter den ländlichen Medienbildern steht im Mittelpunkt des folgenden Textes. Der Blick liegt dabei exemplarisch auf der Rolle, die der öffentlich-rechtliche Rundfunk in diesen Ausdifferenzierungs- und Transformationsprozessen spielt. Es geht dabei einerseits darum, über welche Bilder und Erzählungen Ländliches thematisiert wird. Zum anderen interessiert mich, welche Agenda sich darin manifestiert. Im Kern steht so die Frage, wie mediale Institutionen die dynamische Ausdifferenzierung der Alltagskulturen in ländlichen Räumen meinungs- und vorstellungsprägend beeinflussen. Nach einem einführenden Überblick über das Material folgt eine theoretische Einbettung im Rahmen jüngerer Bild- und Raumtheorien. Der Blick auf die institutionelle Bedingtheit des BR als Anstalt öffentlichen Rechts konkretisiert abschließend Material und Theorie an ausgewählten Steuerungsinstrumenten. So soll die Agency des spezifischen medialen Blicks vor dem Hintergrund des agrarischen Strukturwandels der ländlichen Regionen Bayerns transparent werden.

„Heimatrauschen". Überblick über das Material

Das konkrete Beispiel für die Untersuchung bildet das Bayerische Fernsehen – möglich wären aber auch der NDR, der WDR oder andere Sender in Europa und darüber hinaus, wo im Zuge ähnlicher Umstellungskrisen ebenfalls seit der Jahrtausendwende ländliche Themen eine hohe Konjunktur erleben. Das Fernsehen des Bayerischen Rundfunks bietet dennoch einen besonders geeigneten Zugang. Einmal ermöglicht die territoriale Deckungsgleichheit des Senders mit einem einzelnen Bundesland eine präzisere Analyse raumspezifischen und identitätspolitischen Bildhandelns. Die audiovisuelle Aushandlung des Ländlichen kann so in verhältnismäßig klarer, regionaler Anbindung exemplarisch untersucht werden. Zum anderen bestimmten, aus der bayerischen Landesgeschichte, im besonderen der Identitätspolitik des 19. Jahrhunderts, und der bis weit in das 20. Jahrhundert hinein starken agrarischen Prägung des Freistaats heraus affirmativ ‚ländliche' Themen das Programm des Senders in Informations- und Unterhaltungsformaten schon besonders früh (Trummer 2018: 104; Kainz 2014; Gockerell 1974). Hier öffnet sich eine Traditionslinie, die in die Nachkriegszeit reicht und so auch einen zeitspezifischen Vergleich der medialen Aneignungen erlaubt (Antretter 1999: 176–195; Saur 1999: 45–50).

Bereits in den 1950er Jahren startete mit dem ‚Komödienstadel' eine der bis heute erfolgreichsten Sendereihen im deutschen Fernsehen. Der ‚Komödienstadel' brachte es seit Ausstrahlung seiner ersten Folge am 16. Mai 1959 bis heute auf über hundert Folgen. Der BR hatte 1959 dem späteren Leiter des BR-Ressorts Unterhaltung, Olf Fischer (1917–1998) den Auftrag erteilt, „eine volkstümliche bayerische Familiensendung" zu entwickeln (Suttner 1997; Watzdorf 1999: 250–253). Dieser Auftrag stand symptomatisch für die zeitgenössische Produktion: eine ungebrochene agrarische Welt, intakte Familien, in sich ruhende dörfliche Statushierarchien und prachtvolle, von touristischen und folkloristischen Traditionen geprägte Landschaften zeichne-

ten die „kleinbürgerliche Traumfabrik" (Koch 1989: 80–81) des Heimatfilms ebenso aus wie jene des ‚Komödienstadels' (Ludewig 2004: 175–179). Beliebte Handlungsstränge kreisten um Themen der Familie, des sozialen, innerdörflichen Aufstiegs und Vater-/Sohn-Konflikte. In ihnen offenbart sich so eine Spezifik, in der das ländliche Bayern der Nachkriegszeit als kontrapräsentische Projektionsfläche markant hervortritt. Zeichnen die einzelnen Episoden um 1960 das Bild einer zeitlosen bäuerlichen Klassengesellschaft, durchlief die Landwirtschaft des Freistaats zeitgleich eine umfassende Technisierung (Eichmüller 2002: 179–268; Fried 1975: 776–780). Besonders das traditionelle Knechte- und Mägdewesen – die Hauptfiguren des ‚Komödienstadels' – verschwand darin fast vollständig. Die vom Krieg zerrissenen Familien der Nachkriegszeit, die spätheimkehrenden Väter, die zahlreichen Geflüchteten auf den Dörfern der 1950er Jahre, bleiben ausgeblendet. Die idyllische Imagination einer ländlichen Welt, ruhend in ihren sozialen Klassen, verankert in der traditionellen Trias von Familie, Hof und Arbeit, wie sie der ‚Komödienstadel' schilderte, gerät so zum Gegensatz des technischen und sozialen Wandels der Zeit.

Parallel zum 'Komödienstadel' begannen ab den 1960er Jahren auch Dokumentations- und Informationsformate, wie ‚Zwischen Spessart und Karwendel' (seit 1960), die zunehmend fremd werdenden agrarischen Traditionen in Bayern zu thematisieren. Das wirkmächtigste Beispiel bietet die Sendereihe ‚Unter unserem Himmel'. Gestartet im Jahr 1969 „spürt die Sendung dem Wandel in Bayerns Regionen nach, zeigt abseits von Klischees Menschen und ihre Lebensumstände, und beschreibt mit kritischer Distanz und passionierter Neugier Veränderungen und Entwicklungen" (BR Mediathek 2018). Im Mittelpunkt stehen Tradition und Modernisierung in ländlichen Räumen, dargestellt an Themenkomplexen wie ‚Bauen und Bewahren', ‚Handwerk und Arbeit', ‚Feste und Bräuche' oder ‚Essen und Trinken'. Die Erzählweise rückt dabei in der Regel einzelne Akteure in den Mittelpunkt, die sich einerseits um traditionelle Phänomene, etwa Kochtechniken, Arbeitsweisen oder auch lokale Dialekte bemühen, oder diese sensibel modernisieren (BR Mediathek 2018). Gerade die in der agrarischen Modernisierung und Urbanisierung Bayerns verschwindenden Phänomene erfahren so in einem Identität stiftenden Programm Aufmerksamkeit.

Im Programm des BR Fernsehen endgültig sichtbar wurden die Nebenfolgen der agrarischen Modernisierung ab Mitte der 1970er Jahre. Unter dem Eindruck einer zunehmenden Zersiedelung der Landschaft, Dorfsterben, wachsender Umweltbelastung durch den Einsatz von Chemie und der Verdrängung traditioneller Arbeitsformen durch das entstehende globale Agro-Business (Mahlerwein 2016: 124–130; Kluge 2005: 39–48), entwickelte als einflussreichste Stimme Dieter Wieland (*1937) einen zunehmend kritischen Blick auf ländliche Veränderungen. Wielands Blick, etwa in preisgekrönten Formaten wie ‚Topographie' (seit 1972), erwies sich dabei als nostalgiefrei und aufklärerisch. Als einer der ersten Autoren im BR Fernsehen formulierte er dabei auch Idealtypen und Ziele ländlicher Modernisierung und illustrierte sie durch Best-Practice-Beispiele.

Mit der Ausweitung des Programms Ende der 1970er Jahre sowie der verstärkten Hinwendung zu Unterhaltungsformaten in Reaktion auf den Start des Privatfernsehens in Deutschland 1984 (Saur 1999: 45–50) begann eine Reihe populärer Serien den Blick auf das ländliche Bayern dieser Zeit zu formen. Verhandelt wurden weiterhin, oft mit heiterem Unterton, Generationenkonflikte (‚Der Schwammerlkönig', 1988), aber zunehmend auch die Unterschiede zwischen der Großstadt München und dem zunehmend in ihren Einfluss geratenden ländlichen Umland (‚Der Millionenbauer', 1979). In den Blick rückten so daraus resultierende Probleme für die kommunale Politik (‚Der Bürgermeister', 1979) ebenso, wie der Zusammenprall traditionell agrarischer Lebensweisen und der Einzug der zeitgenössischen Populärkultur in die Bauerndörfer (‚Schafkopfrennen', 1986). Als herausragendstes Beispiel dieser Ära entwickelte die Serie ‚Irgendwie und Sowieso' (1986) erstmals einen nostalgischen Blick zurück auf die Konflikte der späten 1960er Jahre, die sich in einer Kleinstadt nahe München zwischen junger und alter Generation entlang von bäuerlicher Tradition, Popmusik, Dorfjugend und studentischem Aufbruch entfalten. Gerade im charakteristischen Zusammenspiel von bäuerlich geprägten Lebenswelten und der Popkultur angloamerikanischer Prägung bildete Franz Xaver Bogners ‚Irgendwie und Sowieso' einen einflussreichen neuen Blick auf das ländliche Bayern aus, der sich gegenwärtig vor allem im ‚neuen Heimatfilm' Marcus H. Rosenmüllers, mit Titeln wie ‚Wer früher stirbt ist länger tot' (2006) oder der ‚Tandern'-Trilogie (2007–2014) wiederfindet. Während die Konflikte zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen dem Lokalen und dem Globalen bei Bogner allerdings ungelöst blieben, harmonisiert Rosenmüller sie in seinen Filmen. Bildete das ländlich-kleinstädtische Bayern in ‚Irgendwie und Sowieso' eine verschwindende Welt, öffnen sich bei Rosenmüller vielerlei Anknüpfungspunkte für ein gelingendes Leben auf dem Land (Ludewig 2017: 159–174). Im Besonderen geraten die Kategorien Familie und Gemeinschaft zu Momenten, die den suchenden, bisweilen entwurzelten jugendlichen Protagonistinnen einen sicheren, wenngleich engen Hafen bieten.

Der Erfolg von Rosenmüllers ‚neuen Heimatfilmen' ging ab den 2000er Jahren mit einer auffälligen Rückkehr des Begriffes Heimat ins Programm des BR einher. Besonders seit der Programmreform vom Oktober 2007, die unter dem Motto „Bayerisches Fernsehen zwischen Tradition und Moderne" die Themen Regionalität und Jugend stärker positionierte (BR 2008: 13), korrespondiert dieser erstaunliche Heimatboom mit parallelen Entwicklungen in den breiteren Unterhaltungskulturen. Beispiele wären die ‚neue Volxmusik' mit Interpreten wie ‚La Brass Banda', die im BR Programm seit 2011, etwa im Format ‚Heimatsound', reüssieren und davon ausgehend seit 2013 auch über CDs, einen Talentwettbewerb, ein Festival und seit 2015 in der neuen Hörfunkwelle ‚BR Heimat' ökonomisiert werden. Dazu zählen aber ebenso Modelabels wie ‚Bayerisch Wild' oder ‚Oberlandla', deren Stil in BR-Formaten wie der Infotainment-Sendung ‚Heimatrauschen' oder der Dokureihe ‚Woidboyz' (seit 2012) resoniert.

Unter diesen, seit der Programmreform 2007 gestarteten Formaten verfügt die außergewöhnlich populäre Daily Soap ‚Dahoam is Dahoam' (seit 2007) über eine besondere Bedeutung in den ländlichen Bildregimen des BR. In bisher über 2000 Folgen erzählt die Serie vier Mal pro Woche über den Alltag in der fiktiven ländlichen Kleinstadt Lansing. Dafür verantwortlich zeichnet die Münchner Produktionsfirma *Constantin Television*. Ihr Geschäftsführer, Markus Schmidt-Märkl, zählt zu den erfahrensten Produzenten von Daily Soaps, einem Format, das in seinen Erzählsträngen häufig auf gesellschaftliche Themen und Alltagsprobleme eingeht. Zu Schmidt-Märkls Serien zählen zum Beispiel auch die Quotenerfolge ‚Verliebt in Berlin', ‚Gute Zeiten, Schlechte Zeiten' und ‚Sturm der Liebe'. Das im Vergleich riesige Team von 130 Mitarbeitern, das an ‚Dahoam is Dahoam' arbeitet, erlaubt eine sehr dynamische, fast tagesaktuelle Reaktion auf Nachrichten und tägliche Geschehnisse.

In diesem Setting setzen die Autorinnen der Serie auf starke Stereotypisierung, die den kleinstädtischen Alltag in einem Cluster bekannter bayerischer Visiotypen bündelt: Maibaum, Dorfwirtshaus, Biergarten und Voralpenkulisse bestimmen bereits den Vorspann. Für die Handlungsebene gilt ein ähnlicher Befund. Zu den Protagonisten zählen unter anderem eine Wirtsfamilie, die Familie eines Bauern, eine Bürgermeisterin und der Pfarrer. In wechselnden Konstellationen thematisieren diese Figuren private aber auch reale Probleme, die sich aus der Diversifizierung der ländlichen Räume ergeben. Dazu zählen etwa der Ausbau des schnellen Internets (ab Folge 1476, 11.03.2015) oder die Unterbringung von Geflohenen (ab Folge 1535, 01.07.2015) in leerstehenden Wohnflächen. Ein aktueller Handlungsstrang handelt davon, wie das Dorfwirtshaus unter dem Druck neuer Mobilitäten und sich verändernder Arbeitswelten, versucht, einen Lieferservice zu etablieren (ab Folge 1968, 31.08.2017).

‚Dahoam is Dahoam' begnügt sich in alldem nicht mit der Abbildung einer ländlicher Idylle – es thematisiert mögliche reale Handlungsoptionen für Dörfer und Akteure in ländlichen Regionen. Eine Leitkategorie tritt in dieser facettenreichen und erstaunlich aktuellen Aushandlung markant hervor: das bürgerliche Engagement der intakten Dorfgemeinschaft. Es ist das Ideal einer effizient und vor allem selbständig gesteuerten Community, die modellhafte ökonomische und kommunalpolitische Handlungsoptionen für ein gutes Leben entwickelt und sich unter Bedingungen des Strukturwandels behauptet.

Eine andere charakteristische Repräsentation des Ländlichen findet sich bei dem Infotainment-Format ‚Heimatrauschen' (seit 2013). Unter dem Motto ‚Heimat, wie man sie noch nicht kennt' möchte das Magazin in Eigenaussage ‚Heimat neu entdecken'. Es präsentiert dazu Menschen, Geschichten und Orte in Bayern, die ‚Tradition und modernen Stil auf besondere Art' verbinden. Die Beiträge kreisen um Themen wie ‚Skateboard-Brandmalerei', ‚Allgäu-Reggae', ‚Alphorn und Elektrobeats' oder ‚Lederhosen und Craft Beer'. Im Fokus stehen nahezu durchweg Kreative, die traditionales Handwerk neu interpretieren, leerstehende Dorfwirtshäuser retten oder innovative Lösungen für sterbende Ortskerne entwickeln. Trotz seiner provinzialisierenden Ästhetisierung erfährt der ländliche Raum hier eine deutliche Umwertung

gegenüber üblichen demographischen Schrumpfungserzählungen (Trummer 2015: 149–164; Neu 2010: 244–261) – er wird vom Raum der beschränkten Möglichkeiten zum Raum der Chancen. Ländliche Regionen, so suggerieren die Bilder von ‚Heimatrauschen', böten ein ganzes Depot attraktiver Identifikationspunkte: Ländlichkeit bedeutet hier nicht mehr Rückständigkeit, sondern Widerstand, Eigensinn, Design, Kreativität und Exotik. Imaginationen des Ländlichen bilden darin keinen Gegensatz zu urbanen Lebenswelten, sondern sind ökonomisch unmittelbar an diese gekoppelt. In ihrer Neukontextualisierung durch die AutorInnen von ‚Heimatrauschen' erfüllen die aus urbanem Blick aktualisierten Traditionen eine Vielzahl neuer Funktionen – vom modischen Stilobjekt bis hin zum subversiven oder kommunalpolitisch attraktiven Identitätsanker.

Unabhängig vom Blick auf die agrarischen Modernisierungsprozesse und deren strukturellen Nebenfolgen in den ländlichen Räumen, ist dieser jüngere, weit über Bayern hinaus boomende Markt im Fach in den letzten Jahren im Kontext des ‚Volkskultur'-Diskurses breit diskutiert worden (Schmidt-Lauber/Wietschorke 2016: 5–9; Egger 2013: 136–148; Eggmann 2013: 9–26). Hier ergeben sich zahlreiche Anschlüsse, nicht nur im Hinblick auf die Ökonomisierung von Ländlichkeiten aus urbaner Perspektive, sondern vor allem auf deren Resonanz in den von Schrumpfung betroffenen ländlichen Regionen selbst.

Visuelle Regime und *Agency Setting*: Theoretische Rahmung

Die vorhergehende kurze Materialschau zeigte, dass die Art, wie ländliche Themen aufgegriffen werden, gewissen Linien und Erzählmotiven folgt. Als prägend erweisen sich dabei ebenso einzelne Autorenpersönlichkeiten, die mit ihren persönlichen Interessen und politischen Haltungen als *Gatekeeper* fungieren, wie globalere zeitspezifische Unsicherheiten und Bedürfnisse in Bezug auf die Entwicklung der ländlichen Regionen. Im Folgenden soll die Bedeutung der TV- und Kinoproduktion als Movens innerhalb des ländlichen Strukturwandels theoretisch gerahmt werden. Der Beitrag geht dabei von der Auffassung aus, dass Bilder nicht nur dokumentieren, sondern selbst neue Realitäten ausprägen – etwa gewisse Veränderungen in der kulturellen Bewertung des Ländlichen seitens bestimmter gesellschaftlicher Gruppen.

Der hohe Einfluss visueller Medien auf die Art, wie wir unsere Welt verstehen, ist keine neue Erkenntnis. Mit dieser instrumentellen Bedeutung von Bildern im kulturellen Kommunikationszusammenhang hat sich die volkskundliche Bildwissenschaft auf breiter Ebene bereits seit den 1960er Jahren in zahlreichen Arbeiten – etwa zu Flugblättern, Andachtsbildern oder Plattencovern – beschäftigt (Bringéus 1982; Scharfe 1970: 87–98; Schenda 1970: 99–109). Spätestens seit dem von Bildwissenschaftlern wie William J. T. Mitchell, Gottfried Boehm oder Klaus Sachs-Hombach postulierten *Pictorial*, *Visual* oder *Iconic Turn* (Mitchell 2008; Bachmann-Medick 2009; Sachs-Hombach 2013) ist diese aktive Rolle von Bildern in historischen Prozessen auch stärker ins Blickfeld der breiten Kultur- und Geschichtswissenschaften

gerückt. Demnach verfügten Bilder aus sich heraus über eigene Logik und Gestaltungsmacht. Als „Fakten erzeugende, lebendige Akteure" (Bredekamp 2004: 29) versteht Horst Bredekamp Bilder in diesem Sinne. Vertreter der neueren *Visual History* begreifen Bilder in Anschluss daran

> „(…) als Medien und Aktiva mit einer eigenständigen Ästhetik (…), die Sehweisen konditionieren, Wahrnehmungsmuster prägen, Deutungsweisen transportieren, die ästhetische Beziehung historischer Subjekte zu ihrer sozialen und politischen Wirklichkeit organisieren und in der Lage sind, eigene Realitäten zu generieren." (Paul 2012: 391)

Hinter diesem Programm verbirgt sich die Auffassung, dass Bilder über eine besondere, affektive Dimension verfügten. Der „Bildakt" bestünde darin, dass Bilder im Vergleich zu anderen historischen Quellen „instinktiv für ‚wahr' genommen" würden, so der Kunsthistoriker Horst Bredekamp, „weil sie in höherem Maße als andere Zeugnisse den Eindruck vermitteln, an dem dargestellten Geschehen nachträglich teilnehmen zu können" (Bredekamp 2004: 29). Besonders gilt dies für audiovisuelle Medien wie Film oder TV, die durch ihre bewegten Bilder über einen zusätzlichen Geschehenscharakter verfügen.

Derartige Zuspitzungen bergen eine gewisse Gefahr, implizieren sie doch eine lineare Bildwirkung, die einheitliche Reaktionen seitens eines als homogen gedachten, anonymen Publikums zeitigt. Wie die Medienforschung im Rahmen der britischen *Cultural Studies* dagegen früh diskutierte (Hall 1980: 128–138), verfügt das Publikum stets über eine aktive Rolle im Kommunikationsprozess. Es entscheidet selbst, wie es die gesendeten Themen liest, ob es ihnen zustimmt oder sie ablehnt. Als mächtig erweisen sich dabei etwa die Alltagskommunikation über die gesehenen Inhalte, bereits bestehende Wertehaltungen oder pragmatische Aspekte, wie ein grundsätzliches Verständnis des Gezeigten. Aufgrund dieser Unsicherheiten über die jeweilige Lesart seitens des Publikums stellen jüngere medientheoretische Ansätze im Rahmen von Agenda-Setting-Modellen stattdessen verstärkt die Medieninstitutionen sowie deren Selektionsprozesse in den Vordergrund (Weaver et al. 1998: 189–203). Die Agenda eines Senders wie des BR spiegelt sich dabei darin wider, dass inmitten der allgemeinen Informationslage gezielt bestimmte Themen aufgegriffen und andere ignoriert werden. Auch die Art, wie der BR ländliche Themen aufgreift und audiovisuell vermittelt, ist – das zeigte das Material – nicht beliebig. Die Agenda des Senders bestimmt sich durch gewisse übergreifende Zielvorgaben und individuelle redaktionelle Interessen (Neuberger 2017: 406–431; Nether 2001), die sich im Programm in einer spezifischen visuellen *Governance* manifestieren, die sich auf die Schaffung verbindlicher, kollektiver Regelungen oder Güter richtet (Draude et al. 2012: 6; Ladwig et al. 2007: 5). Das Ländliche wird darin zum wirtschaftlichen Gut, das die Akteure im Kommunikationsprozess absichtsvoll produzieren und konsumieren. Dabei existieren zwar spezifische Machtverhältnisse und Abhängigkeiten unter den Beteiligten, grundsätzlich handelt es sich aber um ein kooperatives Handeln auf der Grundlage geteilter Erfahrungen und Interessen, das nicht allein von einem zen-

tralen übergeordneten Akteur bestimmt wird. Ebenso wichtig sind innerhalb dieser medialen Ökonomie die Reaktion und Erwartungen des Publikums.

Mit Blick auf die Medialisierung der ländlichen Regionen ergibt sich hier ein wichtiger Anschluss an neuere Raumtheorien (Bachmann-Medick 2014: 284–328; Löw 2001; Lefebvre 1974). Demnach sind Räume weniger etwas, das über physischen Qualitäten, Topographien oder Ressourcen zu definieren ist. Stattdessen rückt ein konstruktivistisches Verständnis in den Vordergrund. Räume werden darin in Relation zu bestehenden Machtverhältnissen und materiell-physischen Gegebenheiten von Akteuren in ihrem Alltagshandeln hervorgebracht. Auch die selektiven, absichtsvoll formulierten Erzählungen seitens Medieninstitutionen wie des BR, Magazinen wie der ‚Landlust' oder den Eventplanern der norddeutschen Landmärkte sind in diesem neueren praxeologisch-relationalen Verständnis als räumliches Handeln zu verstehen. Es handelt sich um ein „doing rural" (Neu 2016: 5), das einer bestimmten ökonomischen, politischen oder individuellen Agenda unterliegt und diese in einem spezifischen audiovisuellen Regime des Ländlichen reproduziert. Fernsehsender wie der BR werden zu raumproduzierenden Akteuren. Im Sinne von Henri Lefevbres „espace conçu" (Lefebvre 1974: 336) konzipieren sie Räume, thematisieren Entwicklungen und bedingen so die Wahrnehmung des Ländlichen auch in realiter.

Bayernwert und Locationscouts: Rahmungen der *Visual Governance* des BR

An welchen institutionellen Rahmungen lässt sich die Agenda hinter dem audiovisuellen ‚doing rural' des BR praktisch festmachen? Drei Beispiele: Die Entscheidungswege des BR sind zunächst politisch-juristisch gerahmt. Der Sender, als Anstalt Öffentlichen Rechts, unterliegt dem *Rundfunkstaatsvertrag* (RStV) und dem *Bayerischen Rundfunkgesetz* (Watzdorf 1999: 29–34). Darin finden sich erste inhaltliche Vorgaben an die Produktion. Artikel 4 hält fest: „Die Sendungen des Bayerischen Rundfunks dienen der Bildung, Unterrichtung und Unterhaltung. Sie sollen von demokratischer Gesinnung, von kulturellem Verantwortungsbewusstsein, von Menschlichkeit und Objektivität getragen sein und der Eigenart Bayerns gerecht werden." Unmittelbar fällt der identitätsstiftende Auftrag ans Programm auf, der ‚Eigenart Bayerns' gerecht zu werden. Die Suche nach der Eigenart führt in die Gründungsphase des BR Fernsehens zurück. So sollte der Sender vor dem Hintergrund der sich beschleunigenden Internationalisierung regionale bayerische Identität in seinem Programm fördern (Fuchs 1999: 95).

Eine zweite inhaltliche Rahmung der ‚Eigenart' bietet der senderinterne Wertekodex, in dem seit 2014 die Wertvorstellungen des BR öffentlich zugänglich gebündelt sind. Besonders prominent tritt in dem nach der Programmreform 2007 und ihrer regionalen Agenda formuliertem Dokument der sogenannte ‚Bayernwert' in Erscheinung. Er umfasst unter anderem die Selbstverpflichtung des BR zu einer ‚zeitgemäßen' Vermittlung des Begriffes Heimat, und weiterhin dazu, mit seinem Programm

das kulturelle Erbe Bayerns lebendig zu halten sowie die gesellschaftliche Dynamik im Freistaat aufzugreifen und zu reflektieren.

Ein drittes Beispiel, das illustriert, wie senderspezifische Bedingtheiten das Bild des ländlichen Bayern lenken, bildet die enge Zusammenarbeit mit ausgewählten Drehorten, die über Locationnetzwerke wiederkehrend in Produktionen genutzt werden. Ein Schwerpunkt findet sich dabei im ländlichen Umland Münchens. Besonders die Landkreise Dachau, Ebersberg und Rosenheim dominieren seit Jahrzehnten. Die visuelle Steuerung des Blicks durch die Bilder aus den Voralpenlandschaften gerät umso mächtiger, als auch eine ganze Reihe von Produktionen außerhalb des BR auf die gleichen Drehorte und Locationnetzwerke setzt. Formate wie ‚Königlich Bayerisches Amtsgericht' (1969), ‚Weißblaue Geschichten' (1984), ‚Die Rosenheim Cops' (seit 2002), ‚Stadt, Land, Mord!' (seit 2006) oder die ‚Garmisch-Cops' (seit 2012) popularisieren so den figurativen Bildkern eines ländlichen Bayerns, bestehend aus intakten Dörfern, satten grünen Almen und einer bestechenden Alpenkulisse zusätzlich. Die ländlichen Räume nördlich der Donau, gerade die Oberpfalz und Oberfranken, die in besonders hohem Maße von infrastrukturellen und demographischen Schrumpfungen gezeichnet sind, verschwinden mit ihren Problemen in diesem Bildregime, hinter touristisch attraktiveren Repräsentationen des Ländlichen.

Fazit

Am Eingang dieses Beitrages stand die Frage, über welche Bilder und Erzählungen der öffentlich-rechtliche Rundfunk, exemplarisch untersucht am BR Fernsehen, Ländliches thematisiert und welche ökonomische oder politische Agenda sich darin manifestiert. Erstens wurde klar: Das eine Idealbild, das der BR an die ländlichen Räume Bayerns anlegt, existiert nicht. Die Aushandlung gestaltet sich heterogen. Von Bedeutung sind dabei einzelne prägende Autorenpersönlichkeiten ebenso wie Vorgaben durch Format und Genre der jeweiligen Sendung sowie die in unterschiedlichen Redaktionen häufig erheblich voneinander abweichenden Interessen und Wertehaltungen. Die Modernisierung und Individualisierung des Ländlichen im ‚doing rural' des BR korreliert in seiner Heterogenität so mit der Ausdifferenzierung der ländlichen Regionen im Zuge der Modernisierung ihrer traditionell agrarischen Strukturen.

Dennoch lassen sich eine Reihe charakteristischer Gemeinsamkeiten im Material identifizieren, in denen sich gewisse institutionelle Rahmungen widerspiegeln. Besonders die senderpolitischen Anforderungen an Regionalität und kulturelles Erbe dienen hier als Kompass. Sie prägen in hohem Maße die Bewertung von Modernisierungsfolgen, gerade im Hinblick auf bedrohte Traditionen der agrarisch geprägten Lebenswelten. Das gilt sowohl für fiktionale Serien wie für Infotainmentformate, wobei sich zeitspezifische Unterschiede festmachen lassen. War etwa die Erzählweise in den 1960er Jahren noch von Verlustnarrativen und einem Impetus des Bewahrens gezeichnet, setzte ab den 1980er Jahren eine Neubewertung ein. Das Land wird, so die jüngere Erzählweise, durch Normverletzungen oder Merkmalsveränderungen

in seiner traditionalen Ordnung nicht allein bedroht, sondern bereichert. Gleichermaßen finden darin ausgewählte traditionelle Phänomene der agrarischen Welt, bestimmte Handwerkstechniken etwa, eine neue Inwertsetzung in modernen populärkulturellen und freizeitorientierten Märkten, oft seitens eines jüngeren, urbanen Publikums. Der BR agiert hier nicht nur als Speicher des audiovisuellen Erbes, sondern als Akteur, der im Rahmen redaktioneller Selektionsprozesse Themen setzt oder ausblendet.

Zweitens ragen in Unterhaltungs- und Infoformaten die Motive der Gemeinschaft und der Familie immer wieder deutlich heraus. Die Bandbreite der Erzählungen reicht dabei von nostalgischen Zugängen bis zu konkreten Best-Practice-Beispielen. Mit dem Modell der dörflichen, handlungsfähigen Gemeinschaft, wie sie der BR präsentiert, stößt er so in Lücken, die durch den staatlichen Rückzug aus den Verwaltungs- und Versorgungsstrukturen seit den Gebietsreformen der frühen 1970er Jahre entstanden (Hamann 2005). Zugleich bietet er auch Lösungsvorschläge für Modernisierungsfolgen an, die sich aus der strukturellen Transformation der Landwirtschaft für agrarisch geprägte, ländliche Gemeinden ergeben: Er wird erneut selbst zum meinungs- und handlungsformenden Akteur, der innerhalb der Entwicklung der ländlichen Räume und ihrer alltäglichen Lebenswelten durch eine Neubewertung von Räumen Orientierung bietet. Im ordnenden und anleitenden Charakter ihrer Erzählungen verweisen die Raumpraxen des BR auf Serge Moscovicis Theorie der sozialen Repräsentationen (Moscovici 2001: 18–77; El Sehity/Kirchler 1999: 487–494). Im Verständnis von Moscovici dienen soziale Repräsentationen in einem Kommunikationszusammenhang dazu, auf Unsicherheiten, etwa grundlegende Veränderungen, wie sie aktuell die ländlichen Räume in unserer Gesellschaft durchlaufen, zu reagieren. In einer kollektiven Auseinandersetzung mit dem unbekannten, neuen Ereignis, wird es über geteilte, bereits bekannte Bilder und Interpretationen in den bestehenden Diskurs integriert. Es verliert so seine Bedrohlichkeit. So gilt es, die Bilder des BR nicht lediglich in radikal-konstruktivistischer Perspektive als bloßes räumliches Imaginat zu verstehen, sondern erneut auch als ordnenden, Identität stiftenden Faktor in der kulturellen Aushandlung des sich dynamisch ausdifferenzierenden Ländlichen.

In diesem Verständnis zeigt die Konjunktur der affirmativ-positiven ländlichen Erzählungen seit der Programmreform 2007 auch einen Reflex auf wachsende Erfahrungen von Ungleichheit in städtischen und ländlichen Räumen und die seit den 1990er Jahren erneut wachsende ökonomische und kulturelle Kluft zwischen Metropolen und Peripherie (BBSR 2017; Neu 2006: 8–15). Die geteilte Agenda des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Deutschland, in einer zunehmend pluralistischen Gesellschaft aktuelle, breitenrelevante Probleme zu thematisieren und so integrierend und orientierungsstiftend zu wirken (Beck 2005: 111–113; ARD 2009), kommt darin deutlich zum Ausdruck. Vor diesem Hintergrund birgt der Versuch des BR, mit seinem Programm auf die Ausdifferenzierung des Ländlichen ordnend zu reagieren, auch gewisse Gefahren. So verdecken die häufig positiven, inspirierenden Bilder ländlicher

Entwicklungspotentiale die Komplexität des Strukturwandels. Die populären Bilder von homogenen, übersichtlichen Dorfgemeinschaften, die Probleme anpacken und unabhängig von den Metropolen bewältigen, überschatten in der Folge für Teile des Publikums den tatsächlichen Handlungsdruck auf politische Akteure. Zudem führt der mediale Rekurs auf Argumente wie Gemeinschaft oder Homogenität unter Umständen auch zu gefährlichen Illusionen bezüglich der Bedeutung des Ländlichen. So gilt es, so die Landsoziologin Claudia Neu, „(…) einen Blick darauf zu haben, dass diese positive Belegung durch die ‚reale' Ländlichkeit nicht überholt wird, die im schlechtesten Fall ‚Bullerbü in braun', Homogenitätsfantasien und einfache Antworten auf komplexe Fragen favorisiert" (Neu 2016: 8–9).

Literatur

Antretter, Georg (1999): „Heimat" sehen – Bayern-Bilder im Bayerischen Rundfunk. In: Hamm, Margot/Hasselbring, Bettina/Henker, Michael (Hrsg.): Der Ton – Das Bild. Die Bayern und ihr Rundfunk 1924–1949–1999. Augsburg, S. 176–195.

ARD (2009): Positionspapier zum Qualitätsdiskurs in der ARD (GVK, München 31.3.09). http://www.ard.de/download/1887188/Positionspapier_der_GVK_zum_Qualitaetsdiskurs_in_der_ARD.pdf (17.03.2018).

Bachmann-Medick, Doris (2009): Iconic Turn. In: Dies.: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek, S. 329–379.

BBSR (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung) (2017): Unterschiede zwischen Stadt und Land vergrößern sich.

http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumbeobachtung/InteraktiveAnwendungen/Wachsend-Schrumpfend/topthema_node.html (12.12.2017).

Beck, Kurt (2005): Föderal verfasster öffentlich-rechtlicher Rundfunk. In: Ridder, Christa-Maria u. a. (Hrsg.): Bausteine einer Theorie des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Wiesbaden, S. 106–120.

BR Mediathek (2018): Unter unserem Himmel. https://www.br.de/mediathek/sendung/unter-unserem-himmel-av:584f4bf33b467900117bdf7b (02.04.2018).

BR (2008): Geschäftsbericht des Bayerischen Rundfunks 2007. https://www.br.de/unternehmen/inhalt/geschichte-des-br/geschaeftsbericht-br-2007-100.html (02.04. 2018).

Bredekamp, Horst (2004): Bildakte als Zeugnis und Urteil. In: Flacke, Monika (Hrsg.): Mythen der Nationen 1945 – Arena der Erinnerungen. Mainz, S. 29–66.

Bringéus, Nils-Arvid (1982): Volkstümliche Bilderkunde. Formale Kennzeichen von Bildinhalten, München.

Draude, Anke/Schmelzle, Cord/Risse, Thomas (2012): Begriff „Governance". In: Dies.: Grundbegriffe der Governanceforschung (SFB-Governance Working Paper Series 36). Berlin: Onlinedokument. http://www.sfb-governance.de/publikationen/sfb-700-working_papers/wp36/SFB-Governance-Working-Paper-36.pdf (02.04.2018).

Egger, Simone (2013): Servus Heimat. Servus München. „Volkskultur" als Stilmittel urbaner Repräsentation. In: Eggmann, Sabine/Oehme-Jüngling, Karoline (Hrsg.): Doing Society. „Volkskultur" als gesellschaftliche Selbstverständigung. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, S. 136–148. Online verfügbar unter: http://edoc.unibas.ch/27684/ (04.01.2018).

Egger, Simone (2016): ‚Volkskultur' in der spätmodernen Welt. Das Bayerische als ethnokulturelles Dispositiv. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 27, S. 119–147.

Eggmann, Sabine (2013): Doing Society: Was „Volkskultur" und „Gesellschaft" verbindet. Eine theoretische Einleitung. Selbstverständigung als Modus moderner Vergesellschaftung. In: Eggmann,

Sabine/Oehme-Jüngling, Karoline (Hrsg.): Doing Society. „Volkskultur" als gesellschaftliche Selbstverständigung. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, S. 9–26. Online verfügbar unter: http://edoc.unibas.ch/27684/ (04.01.2018).

Gockerell, Nina (1974): Das Bayernbild in der literarischen und „wissenschaftlichen" Wertung durch fünf Jahrhunderte. Volkskundliche Überlegungen über die Konstanten und Varianten des Auto- und Heterostereotyps eines deutschen Stammes (Miscellanea Bavarica Monacensia 51). München.

Göttsch-Elten, Silke (2017): Ländlichkeit als sinnliche Erfahrung – zu einem Wahrnehmungsparadigma der Moderne. In: Braun, Karl u. a. (Hrsg.): Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Würzburg, S. 62–77.

Hahne, Ulf (2011): Neue Ländlichkeit? Landleben im Wandel. In: Der Bürger im Staat 61 (1/2), S. 12–18.

Hall, Stuart (1980): Encoding/decoding. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Culture, media, language: working papers in cultural studies, 1972–79. London, S. 128–138.

Hamann, Philipp (2005): Gemeindegebietsreform in Bayern. Entwicklungsgeschichte, Bilanz und Perspektiven. München.

Hickethier, Knut (2010): Einführung in die Medienwissenschaft. Stuttgart/Weimar.

Kainz, Diana (2014): Bayernbild in Film und Fernsehen. In: Historisches Lexikon Bayerns. http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bayernbild Film und Fernsehen (03.04.2018).

Kluge, Ulrich (2005): Agrarwirtschaft und ländliche Gesellschaft im 20. Jahrhundert (Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 73). Oldenbourg, S. 39–48.

Koch, Gertraud (1989): Die fünfziger Jahre. Heide und Silberwald. In: Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Der deutsche Heimatfilm. Tübingen, S. 69–95.

Ladwig, Bernd/Jugov, Tamara/Schmelzle, Cord (2007): Governance, Normativität und begrenzte Staatlichkeit (= SFB-Governance Working Paper Series 4), Berlin: Onlinedokument. https://www.files.ethz.ch/isn/44949/2007%20Working%20Paper%204%20-%20German.pdf (02.04.2018).

Lefebvre, Henri (1974): La production de l'espace, Paris; zitiert nach der ins Deutsche übersetzten Version in: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hrsg.) (2006): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., S. 330–342.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/M.

Lowe, Philip u. a. (2005): The Differentiated Countryside. London/New York: Routledge.

Ludewig, Alexandra (2011): Screening Nostalgia: 100 Years of German Heimat Film. Bielefeld, S. 175–179.

Ludewig, Alexandra (2017): Gelingendes Leben auf dem Land. Marcus H. Rosenmüllers Heimatfilme. In: Marszalek, Magdalena/Nell, Werner/Weiland, Marc (Hrsg.): Über Land. Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Dorf und Ländlichkeit (Rurale Topographien 3). Bielefeld, S. 159–174.

Mahlerwein, Günther (2016): Grundzüge der Agrargeschichte, Band 3: Die Moderne (1880–2010) (Hrsg. v. Clemens Zimmermann). Köln/Weimar/Wien, S. 124–130.

Marszalek, Magdalena/Nell, Werner/Weiland, Marc (Hrsg.) (2017): Über Land. Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Dorf und Ländlichkeit (Rurale Topographien 3). Bielefeld.

Mitchell, W. J. T. (2008): Bildtheorie. Frankfurt/M.

Nether, Julia (2001): Redaktionelles Entscheidungshandeln. Eine empirische Analyse der Entscheidungsprozesse zur journalistischen Aussagenentstehung in zwei Hörfunkredaktionen des Bayerischen Rundfunks. München: Diplomarbeit (BR, Historisches Archiv, B1-349).

Neu, Claudia (2006): Territoriale Ungleichheit – eine Erkundung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 37, S. 8–15.

Neu, Claudia (2010): Land- und Agrarsoziologie. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch spezielle Soziologien. Wiesbaden, S. 244–261.

Neu, Claudia (2016): Neue Ländlichkeit. Eine kritische Betrachtung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 46–47, S. 4–9.

Neuberger, Christoph (2017): Journalistische Objektivität. Vorschlag für einen pragmatischen Theorierahmen. In: Medien- & Kommunikationswissenschaft 65 (2), S. 406–431.

Paul, Gerhard (2012): Visual History. In: Bösch, Frank/Danyel, Jürgen (Hrsg.): Zeitgeschichte – Konzepte und Methoden. Göttingen, S. 391–419.

Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.) (2006): Bild und Medium. Kunstgeschichtliche und philosophische Grundlagen der interdisziplinären Bildwissenschaft, Köln.

Sachs-Hombach, Klaus (2013): Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft. Köln.

Saur, Karl-Otto: „Eine Zensur findet nicht statt" – Der Programmauftrag zwischen Rundfunkfreiheit und Programmverantwortung. In: Hamm, Margot/Hasselbring, Bettina/Henker, Michael (Hrsg.): Der Ton – Das Bild. Die Bayern und ihr Rundfunk 1924 – 1949 – 1999. Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte, S. 45–50.

Scharfe, Martin (1970): Probleme einer Soziologie des Wandschmucks. In: Zeitschrift für Volkskunde 66 (1), S. 87–98.

Schenda, Rudolf (1970): „Populärer" Wandschmuck und Kommunikationsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 66 (1), S. 99–109.

Schmidt-Lauber, Brigitta/Wietschorke, Jens (2016): ‚Volkskultur' 2.0. Editorial. In: ÖZG 27 (2), S. 5–9.

Suttner, Sabine (1997): Die Darstellung der Bayern im „Komödienstadel". Germanistische, volkskundliche und psychologische Untersuchung eines Fernseh-Bauerntheaters. Frankfurt/M.

Trummer, Manuel (2015): Zurückgeblieben? „Shrinking regions" und ländliche Alltagskultur in europäisch-ethnologischer Perspektive – Forschungshorizonte. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft 2, S. 149–164.

Trummer, Manuel (2018a): Urviecher und Rebellen. Bayern als audiovisueller Mythos. In: Haus der Bayerischen Geschichte (Hrsg.): Wald, Gebirg und Königstraum – Mythos Bayern (Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2018 in Kloster Ettal). Regensburg, S. 102–110.

Trummer, Manuel (2018b, im Druck): Making Bavaria. Zur visuellen Governance des Ländlichen am Beispiel des BR Fernsehen. In: Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raums 15.

Trummer, Manuel (2018c, im Druck): Das Land und die Ländlichkeit. Perspektiven einer Kulturanalyse des Ländlichen. In Zeitschrift für Volkskunde 2018 (2).

Weaver, D.H./McCombs, M. E. McCombs/Shaw, D. L. (1998): International Trends in Agenda-Setting Research. In: Holzt-Bacha, Christina/Scherer, Helmut/Waldmann, Norbert (Hrsg.): Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben. Opladen/Wiesbaden, S. 189–203.

Watzdorf, Gabriele von (1999): Das Bayerische Rundfunkgesetz – Mit Tradition in die Zukunft. In: Hamm, Margot/Hasselbring, Bettina/Henker, Michael (Hrsg.): Der Ton – Das Bild. Die Bayern und ihr Rundfunk 1924 – 1949 – 1999, Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte, S. 29–34.

Watzdorf, Dietrich von (1999): Fernsehspiele und Fernsehfilme im Bayerischen Rundfunk. In: Hamm, Margot/Hasselbring, Bettina/Henker, Michael (Hrsg.): Der Ton – Das Bild. Die Bayern und ihr Rundfunk 1924 – 1949 – 1999, Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte, S. 250–253.

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 674–682.*

Leonie Herrmann

„Ja gebt nur den Ausländern die Wohnungen."

Wohnen im Fokus historischer Migrationsforschung am Beispiel Augsburger ArbeitsmigrantInnen (1960–1973)

> „Habe in Erfahrung gebracht, daß das ehemalige Kaufmannsheim im Caritas übergeben wurde. Ja leider habe ich gehört, daß da lauter Ausländer Wohnungen bekommen. Wir sind 1944 total ausgebombt worden, haben bis heute noch keine Wohnung für uns allein, sondern Untermiete und sind 3 Personen, mein Mann ich und mein Sohn. (...) Ja gebt nur den Ausländern die Wohnungen."[1]

Dieser 1962 verfasste Beschwerdebrief einer Augsburgerin spiegelt die Dramatik wider, die typisch ist für im Krieg zerbombte Städte in Deutschland. Obwohl der Wiederaufbau längst begonnen hatte, stand zu Beginn der 1960er Jahre noch nicht für alle genügend Wohnraum zur Verfügung (Thieme 1984: 638). Mit der Anwerbung der „Gastarbeiter"[2] ab 1955[3] verschärfte sich das Spannungsfeld Wohnraum um die Komponente der Zuwanderung, was im eingangs erwähnten Zitat deutlich wird: In dem aufgeführten „Kaufmannsheim"[4] in Augsburg, sollte durch die Caritas ein „Italienerzentrum"[5] eingerichtet werden, welches neben einem Treffpunkt und einer Beratungsstelle für italienische Einwanderer auch drei Wohnungen für diese bereitstellen sollte.[6] Dieses Beispiel verdeutlicht die zeitgenössische Wahrnehmung von Wohnraum als ein knappes Gut, welches noch immer geteilt werden musste und somit hohes Konfliktpotential barg. Dieses wurde durch Zuwanderung noch gesteigert. Im folgenden Aufsatz möchte ich skizzenhaft anhand des Themenkomplexes ‚Wohnen' das „Wanderungsgeschehen (...) in die *Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte*, in die Gesellschafts- und Kulturgeschichte von geographischen und sozialen Ausgangs- und Aufnahmeräumen

1 ABA_DiCV 750, Brief: an Herr Dr. Häring, Caritas, Absender unbekannt, 15.10.1962.
2 Der Migrationshistoriker Klaus J. Bade beschreibt den Begriff ‚Gastarbeiter' als eine „begriffliche Fehlkonstruktion" (Bade 1984: 16), die Soziologin Annette Treibel sieht ihn „ambivalent" (Treibel 2008: 116). In diesem Aufsatz wird der neutrale Begriff Migrantin oder Migrant bzw. Arbeitsmigrantin und Arbeitsmigrant verwendet.
3 Eine zahlenmäßige Relevanz der Einwanderung nach Augsburg ergibt sich erst ab 1960 (Finkbeiner 1974), daher wird in diesem Aufsatz der Zeitraum ab 1960 bis zum Anwerbestopp 1973 betrachtet.
4 Mit dem „Kaufmannsheim" ist ein ehemaliges Wohnheim für kaufmännische Auszubildende gemeint.
5 ABA_DiCV 750, Protokoll über die Bauausschußsitzung, 10.08.1962.
6 Ebd.

[einbetten]" (Bade 2007: 121). In meiner Darstellung beziehe ich mich auf acht biografisch-narrative Interviews mit Personen, die zwischen 1960 und 1973 in die BRD einwanderten, um dort zu arbeiten. Ebenso dienen fünf bereits publizierte autobiografische Erinnerungen von deutsch-türkischen MigrantInnen in Augsburg als empirische Grundlage (Schoene 2015).[7] Ergänzt wird dies durch diverses Archivmaterial.[8] Dem von Klaus Bade so bezeichneten Aufnahmeraum (Bade 2007: 121) wird dabei im Hinblick auf das Thema Wohnen mit folgenden Fragen nachgespürt: Welche Auswirkungen hatte die Zuwanderung im Rahmen der Anwerbeabkommen zwischen 1960 und 1973 auf die Stadt und auf die Menschen? Wie verliefen Ansiedlungsprozesse von MigrantInnen in Augsburg seit 1960? Wie nahmen die MigrantInnen ihren Wohnraum wahr und welchen Wert messen die Befragten dem Wohnen in ihrer Erinnerung bei?

Wohnen und historische Migrationsforschung: Definitionen und Zusammenhänge

Der Begriff ‚wohnen' kommt aus dem Mittel- und Althochdeutschen und bedeutet so viel wie: „sich aufhalten, bleiben, (…); gewohnt sein, (…) Gefallen finden, zufrieden sein, sich gewöhnen."[9] Heidegger schreibt dem Verb wohnen einen „Grundzug des Seins" zu (Heidegger 1956: 163), indem er argumentiert, „der Mensch sei, insofern er wohne" (ebd.: 149). Er verweist hier auf ein Zusammenspiel zwischen räumlichem Aufenthalt und zugleich einer individuellen Ebene, die sich kulturwissenschaftlich als Alltagshandlung und -praxis fassen lässt. So wird wohnen „als traditionell und gewohnheitsmäßig eingeübte Verhaltensweise[n]" (Tränkle 1972: 14) verstanden, und im Folgenden in seiner Mehrdimensionalität im Sinne Heideggers als räumlich (sich aufhalten, bleiben) und auf einer individuellen handlungsbezogenen Ebene aufgefasst.

Wird ein Blick auf das vielschichtige Thema Wohnen im Kontext historischer Migrationsprozesse geworfen, können daraus verschiedene Erkenntnisse gewonnen werden: Zum einen gibt die räumliche Komponente Aufschluss über die Folgen der Migration (Kleinschmidt 2002: 211), in diesem Falle die Veränderung einer Stadt. Am Beispiel der Anwerbeabkommen, welche die BRD ab 1955 mit diversen Staaten schloss und damit zusammenhängenden Migrationsbewegungen in urbane Räume, kann der Wandel und die Entwicklung einer Stadt erklärt und verdeutlicht werden (Yildiz 2009: 20). Bei der Betrachtung verschiedener Lebensläufe wird durch den Blick auf die individuelle Ebene auch die Prozesshaftigkeit von Migration deutlich. Diese zeigt sich im Mobilitätsverhalten der MigrantInnen in Gestalt von Umzügen innerhalb der Stadt, innerhalb Deutschlands oder über Landesgrenzen hinweg. Die

7 Die interviewten Personen werden pseudonymisiert widergegeben. Dies gilt nicht für die publizierten Lebensgeschichten.

8 U. a. Stadtarchiv Augsburg, Bischöfliches Diözesanarchiv, Bayerisches Wirtschaftsarchiv München.

9 https://www.duden.de/rechtschreibung/wohnen (16.3.18).

Beschaffenheit der Wohnung sowie Wohnen als Alltagspraxis werden im Sinne Kleinschmidts als Faktoren verstanden, die einen Wandel von Migrationserinnerungen verursachen können (Kleinschmidt 2002: 211).

Augsburgs „Stadtplan als Grundriß der Gesellschaft"

„Zuwanderung hat die Nachkriegsgeschichte Augsburgs entscheidend mitgeprägt und die Arbeitsmigration ab den 1950er- bis in die 1970er Jahre spielte in diesem Veränderungsprozess eine wichtige Rolle." (Kronenbitter, 2017: 117). Um diese Ansiedlungs- und Veränderungsprozesse in Augsburg seit 1960 zu untersuchen, wird zum Verständnis ein Blick ins 19. und frühe 20. Jahrhundert geworfen. Wilhelm Heinrich Riehl beschrieb im Jahr 1857 Augsburgs „Stadtplan als Grundriß der Gesellschaft" (Riehl 1896: 313). Die ArbeiterInnen lebten in der Industriestadt Augsburg zum einen auf dem Betriebsgelände in sogenannten Werkskolonien. Dies waren dorfähnliche Siedlungen in Besitz der Firmen (Fischer 1977: 136). Zum anderen wohnten sie in den Arbeitervorstädten, die sich in der Nähe der großen Fabriken befanden und im 19. Jahrhundert von starkem Zuzug und Wachstum geprägt waren (ebd.). Diejenigen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht in den Fabriken arbeiteten, wohnten ihrem Einkommen entsprechend, mehr oder weniger zentrumsnah: Für die Beamten und Angestellten wurden in den 1920er Jahren, der Zeit des großen kommunalen Wohnungsbaus in Augsburg, in der Nähe des Hauptbahnhofes gut ausgestattete Wohnungen gebaut (Wolf 2000: 133ff). Die sogenannten Hilfswohnanlagen jedoch, die für Obdachlose und soziale Problemfälle errichtet wurden, befanden sich an der Peripherie. Die unerwünschten Personengruppen wurden an den Stadtrand verschoben und somit auch aufgrund ihres Wohnortes zu einer Randgruppe stigmatisiert (ebd.: 128). Die Arbeiterviertel entwickelten sich ab den späten 1960er Jahren vermehrt zu Migrantenvierteln. Diejenigen Augsburger, die es sich hingegen leisten konnten, zogen in die neu entstehenden Vororte (Thieme 1984: 638). Diese können in einer Weiterführung von Riehls Modell als mittelständische Wohngebiete charakterisiert werden, in die Migranten jedoch erschwert „Zutritt" hatten (Finkbeiner 1974: 78).

Wohnen in Augsburg – 3 Fallbeispiele

„Eine Unterkunft mit Heimcharakter"[10]: Wohnen in der Augsburger Kammgarn-Spinnerei in den 1960er Jahren

Bei einer (Erst-)Anwerbung war der Betrieb für die Unterbringung der MigrantInnen zuständig. Wohnheime oder Baracken wurden zur Verfügung gestellt, in denen die angeworbenen ArbeiterInnen zwar einen günstigen Schlafplatz zur Verfügung hatten, dort aber nicht ‚wohnten'. Am Beispiel der Augsburger Kammgarn-Spinnerei

10 BWA_K9/1143 Grundsätze für die Gewährung von Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaues für ausländische Arbeitnehmer, 27.05.1964.

(AKS) soll nachgezeichnet werden, wie und wo die ArbeiterInnen untergebracht waren. Die AKS war von 1836–2004 ein großer Arbeitgeber in Augsburg. Mit der Herstellung von Kammgarn beschäftigte sie in Phasen der Hochkonjunktur mehrere tausend MitarbeiterInnen (Nagler 2003: 13ff) und warb zwischen 1960 und 1973 viele MigrantInnen an, die zum Teil heute noch in Augsburg leben (Schoene 2015: 15f.). Im Dezember 1973 waren beispielsweise 53 % der Gesamtbelegschaft ArbeitsmigrantInnen,[11] was einen für Augsburg sehr hohen Wert darstellt.[12] Die erste Anwerbung fand bei der AKS 1960 statt: Die 22 SpanierInnen wurden, wie von der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vorgeschlagen, in einer „Unterkunft mit Heimcharakter"[13] untergebracht. So wurde, „aufgrund der günstigen Lage zum Betrieb"[14], zunächst das im Krieg zerstörte[15], ehemalige Färberei-Büro in ein Wohnheim für ausländische Arbeitskräfte umgebaut. Dieses Gebäude befand sich direkt auf dem Betriebsgelände[16], wurde 1929 als Fabrikgebäude erstellt und grenzte an die Färberei. Aufgrund des großen Bedarfs an Wohnheimen wurde dann 1963 ein Neubau geplant und 1964 neben dem Färberei-Büro realisiert.[17] Weitere Umbauten folgten in den 1960er und zu Beginn der 1970er Jahre: Das ehemalige Speisehaus der AKS wurde zu einem Wohnheim umfunktioniert.[18] Zudem wurden, als Reaktion auf den großen Bedarf, Wohnungen angemietet und als Wohnheim genutzt.[19] Die Möblierung in den Wohnheimen war spartanisch und rein auf den Zweck ausgerichtet:

> „38 Einzelbetten mit Drahtmatratze, Matratzenschoner, Schaumstoffmatratze und Kopfteil, 38 Kleiderschränke mit Wäschefächern, 21 Tische, 46 Stühle, 2 Geschirrschränke, 2 Anrichten, 8 Regale, 4 Elektroherde (á 4 Platten), 36 Beleuchtungskörper, 29 Vorhanggarnituren kompl. Geschirr (pauschal), 2 Rundfunkempfänger, Wäsche, 76 Wolldecken, 76 Wolldeckenbezüge, 38 Kopfkissen, 76 Kopfkissenbezüge, 76 Bettücher, 114 Kleiderbügel"[20]

Diese Einrichtung lässt wenig Platz für eine individuelle Ausgestaltung des Raumes oder persönliche Vorlieben. Es wird deutlich, dass es sich bei dieser Art von Unterkünften um Provisorien handelte, die das angedachte Übergangsphänomen ‚Gastarbeiter' für eine kurze Zeit regeln sollten. Gleichermaßen verhält es sich mit einigen

11 BWA_V5/1170 Bericht über das Geschäftsjahr 1973.
12 1972 lag der Durchschnitt von beschäftigten Arbeitsmigrantinnen und Migranten bei großen Augsburger Unternehmen bei 15 % (Finkbeiner, 1974: 56).
13 BWA_K9/1143 Grundsätze für die Gewährung von Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaues für ausländische Arbeitnehmer, 27.05.1964.
14 BWA_F71/390 Darlehensantrag, 09.12.1960.
15 BWA_F71/390 Darlehensantrag, Anlage 1, 09.12.1960.
16 Heute befindet sich an dieser Stelle das Internationale Kinderhaus, Schäfflerbachstr. 28.
17 BWA_F71/391 Gewährung von Mitteln der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung zur Erstellung von Unterkünften für ausländische Arbeitnehmer, 07.02.1964.
18 BWA_F1/390 Darlehensantrag, Anlage 2, 28.10.1970.
19 BWA_F71/391 Aktennotiz von Herr Radmüller, Lohnbüro: Gastarbeiterheime und Wohnungen, 02.11.67 sowie BWA_F71/387 Inventarliste: Mietpreise für Möbel und Hausrat, 15.02.1965.
20 BWA_F71/390 Inventarliste: Auflistung der Möblierung und Wäsche im Fremdarbeiterheim an der Schäfflerbachstraße, 21.10.1963.

Neubauten, die nach der übergangsweisen Nutzung als Wohnheim als Wohnungen genutzt werden sollten.[21]

Familiennachzug oder: Der lange Weg zu den eigenen vier Wänden

In der Mitte der 1960er Jahre waren die eingewanderten ArbeiterInnen vermehrt mit den Hürden der Familienzusammenführung konfrontiert, die im Laufe der 1960er Jahre kontinuierlich zunahm. Dies bedeutete für viele, dass sie aus dem Wohnheim oder einer kleinen Wohnung ausziehen mussten, um eine größere Wohnung für die ganze Familie zu finden. Dies gestaltete sich jedoch als schwierig, was folgendes Beispiel zeigt: Ein italienischer AKS-Arbeiter wohnte mit seiner Frau und vier Kindern „in dem Männerwohnheim trotz ausdrücklichen Verbotes (…)"[22], was die Situation des mangelnden Wohnraumes für ausländische Familien verdeutlicht. Die MigrantInnen waren von institutioneller als auch gesellschaftlicher Seite mit Diskriminierungen konfrontiert: Laut dem städtischen Wohnungshilfeamt wurden zu Beginn der 1970er Jahre vor allem solche Wohnungen an MigrantInnen vermittelt, welche von der „anspruchsvoller gewordenen einheimischen Bevölkerung" (Finkbeiner 1974: 76) aufgrund zu geringer Standards abgelehnt wurden. MigrantInnen waren in den 1960er und 1970er Jahren auf dem Augsburger Wohnungsmarkt die „schwächsten Marktteilnehmer" (ebd.) und auch von der Wohnungsbaugesellschaft der Stadt Augsburg konnten sie wenig Hilfe erwarten, wie Mehmet K. schildert. So bekam er die Auskunft: „die Türken bekommen keine Wohnungen" (Interview mit Mehmet K.). Die Betroffenen behalfen sich also damit, dass sie in die Viertel zogen, die von der „Mehrheitsgesellschaft" abgelehnt wurden – da viele Häuser baufällig waren und die sanitären Anlagen als nicht ausreichend empfunden wurden. In Augsburg zeigt sich dies am Beispiel des Stadtteils Oberhausen.

Augsburg Oberhausen: das „Multi-Kulti-Viertel"?[23]

Augsburg Oberhausen wird von der lokalen Presse als „Multi-Kulti-Viertel"[24] oder als „Fremdes Augsburg"[25] bezeichnet und hat in den letzten 50 Jahren einen Strukturwandel vollzogen, der unter anderem auf den Zuzug von MigrantInnen zurückzuführen ist. Der jetzige Stadtteil Oberhausen ist ein ehemaliges Dorf, welches im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert einen starken Zuzug an Arbeitern erfuhr (Schuber 1990: 106) und in Riehls Modell als Arbeiterviertel charakterisiert werden kann.

21 BWA_K9/1142 Zeitungsartikel: „Betriebe erhalten Darlehen zum Bau von Ausländer-Wohnheimen". In: Der Allgäuer, Nr. 258, 08.11.1960.
22 BWA_F71/390 Brief: AKS an F. G., 21.05.1965.
23 https://www.augsburger-allgemeine.de/augsburg/Wie-lebt-man-in-Augsburgs-Multi-Kulti-Viertel-id50713076.html (26.3.2018).
24 Ebd.
25 https://www.augsburger-allgemeine.de/augsburg/Oberhausen-Fremdes-Augsburg-id8474201.html (26.3.2018).

Es entstanden neue Bauten, das Dorf wuchs und wurde schließlich aufgrund finanzieller und infrastruktureller Engpässe 1911 nach Augsburg eingemeindet (ebd.: 142). Die Wohnungen dort waren klein und die sanitären Ausstattungen und Heizungsmöglichkeiten entsprachen nicht dem zeitgemäßen Standard. Somit waren die Mieten entsprechend günstig, weshalb die Stadt auch viele Arbeitslose, Obdachlose und bedürftige Menschen in den Stadtteil vermittelte (Stadt, Augsburg 1998: 7). Seit den 1960er Jahren zogen viele Menschen aus Oberhausen weg. Vermutlich lag dies am im sogenannten „Wohnwert" (ebd.) der Immobilien, der auch von offizieller Seite als niedrig befunden wurde. Dieser niedrige „Wohnwert" bot den MigrantInnen eine Möglichkeit, Wohnraum zu erlangen: Aufgrund des Leerstandes, der sich aus der hohen Fluktuation ergab, waren viele Vermieter froh, überhaupt Mieter zu finden. MigrantInnen, auf dem Wohnungsmarkt diskriminiert, mussten – unabhängig von ihren je individuellen Ansprüchen – den Wohnraum anmieten, den sie bekommen konnten (ebd.: 3).

Wohnen im Fokus historischer Migrationsforschung zeigt an diesen drei Fallbeispielen, dass sich die Stadt Augsburg durch Zuwanderung veränderte. Die von den Betrieben zunächst auf dem Betriebsgelände zur Verfügung gestellten Unterkünfte waren nur eine Übergangslösung und hatten für die dauerhafte Ansiedlung kaum Auswirkungen. Die Familienzusammenführung, die die meisten dazu veranlasste, eine eigene Wohnung zu suchen, dafür umso mehr. Der ehemalige Arbeiterstadtteil entwickelte sich zu einem migrantisch geprägten Stadtteil mit seiner eigenen Infrastruktur an Geschäften und Vereinen. In einer gewissen Weise jedoch blieb die Gestalt der Stadt auch konstant, denn „der „Grundriß der Gesellschaft" (Riehl 1896: 313), den Riehl beschrieb, blieb bestehen.

Wohn- und Migrationserfahrungen

Die Alltagshandlung und -praxis des Wohnens gerät durch Migrationsbewegungen aus dem Gleichgewicht. Wohnen im Kontext von Migration bedeutet(e) vor allem auch, das gewohnte Umfeld zu verlassen und in einem neuen Umfeld nach ‚anderen' Regeln zu wohnen. ‚Andere' Verhaltensweisen wurden erwartet, was sich in Unterschieden in der Hygiene, in der Nutzung der Möbel und in unfreien und dominierenden Strukturen sowie Diskriminierungen zeigt. In Sammel- oder Gemeinschaftsunterkünften wird durch bestimmte Regeln das Wohnen vorgegeben und beschränkt somit die individuelle Ebene massiv. Wie der Begriff ‚Unterkunft' andeutet, wird dabei die persönliche Ebene des Wohnens nicht berücksichtigt. Die BewohnerInnen wurden auch nicht als solche bezeichnet, sondern „Insassen"[26] genannt, was die unfreien strukturellen Vorgaben des Wohnens verdeutlicht.

Dieses ‚Wohnen' mit unbekannten und ungewohnten Regeln kommt in den biografischen Erzählungen der MigrantInnen zum Ausdruck. Bei der Ankunft in Deutschland und vom Wohnen in einer Sammelunterkunft zeigten sich viele der Be-

26 BWA_F71/386_Hausordnung: Wohnheim Schäfflerbachstraße 28, 28.06.1971.

fragten entsetzt: „Unsere Wohnsituation empfand ich als schlimm“ (Sayin 2015: 39). Die beengte Situation, die ungewohnte Umgebung sowie das Wohnen mit fremden Personen in einem Raum machte den Menschen zu schaffen. So schildert Berat G. seine Ankunft wie folgt: „Und wir sind in ein Männerheim zuerst und dann hat er uns gezeigt, wo wir wohnen sollen, wo wir bleiben sollen. Wir haben alles bekommen natürlich, Bettwäsche usw., alles. Aber im Männerheim natürlich wir haben das im Leben nie erlebt.“ (Interview mit Berat G.) Die Bedingungen in den Sammelunterkünften oder geteilten Wohnungen erinnerten einige Zeitzeugen auch an militärische Einrichtungen oder Gefängnisse. So berichtete Yusuf von seinen Wohnerfahrungen in einer Sammelunterkunft in Augsburg: „Ich habe mir gedacht, dass ich nun wie ein Häftling wäre“ (Interview mit Yusuf Ü.). Platzmangel und eine geringe Anzahl von sanitären Einrichtungen und Kochstellen, die von vielen Bewohnern genutzt werden sollten, wurden als problematisch geschildert (Interview mit Emine D.). Die Zustände in den Unterkünften wurden von den Bewohnern oft als nicht angemessen definiert, sondern als befremdlich wahrgenommen: „Ich kannte solche Verhältnisse nicht (…). Bei uns [in der Türkei] war überall viel Platz, aber hier wohnten viele fremde Menschen auf engem Raum.“ (Özcan, 2015: 29) Der „Heimcharakter“[27] trug zwar dazu bei, dass alles Überlebensnotwendige vorhanden war. Die Wahrnehmungen der Bewohner jedoch spiegeln auch Unverständnis wider, was sich beispielsweise in den Hygienevorstellungen und der Benutzung und Anzahl der sanitären Anlagen zeigt:

> „Eins konnte ich, als ich als Vertragsarbeiter bei der Kammgarn-Spinnerei anfing, überhaupt nicht glauben: Eigentlich war ich ja der, der aus einem einfachen Dorf kam. Aber bei uns hatte jeder seine Toilette und sein eigenes Bad im Haus. Und hier mussten sich drei Leute eine Toilette teilen! Badewannen gab es so gut wie gar nicht, während im Dorf in jedem Haus eine stand. Natürlich mussten wir das Wasser extra heiß machen, aber wir hatten alle ein privates Bad. Und bei uns gab es zusätzlich öffentliche Toiletten, hier dagegen nur ganz wenige. (…).“ (Özcan, 2015: 29)

Yusuf Ü. fasste diesen Prozess wie folgt zusammen: „Das ging eine Weile so weiter und wir haben uns ein bisschen daran gewöhnt.“ (Interview mit Yusuf Ü.)

Resümee

Die Ankunft in einem Wohnheim, die erste oder ‚bessere‘ Wohnung sowie die bürokratischen Hürden und Diskriminierungen waren Themen, welche in den biografischen Interviews und Lebensgeschichten erzählt wurden. Die Thematisierung der unterschiedlichen Wohnverhältnisse zu verschiedenen Zeiten und im Vergleich zu ihrer Herkunft zeigt die individuelle Ebene des Wohnens und die Verknüpfung mit der eigenen Identität. Die Beschaffenheit der Wohnung beziehungsweise der Unterkunft, sei sie nun schlecht oder verbessert, können als Faktoren angesehen werden, die einen Wandel der Migrationserinnerungen verursachen: „Die ersten zehn Jahre habe ich gedacht,

27 BWA_K9/1143 Grundsätze für die Gewährung von Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaues für ausländische Arbeitnehmer, 27.05.1964.

ich gehe zurück. Aber 1980 (…) wurde es besser. Wir zogen in eine größere Wohnung in der Nähe der Wertach nach Oberhausen – mit vier Zimmern, Stadtgasheizung, Bad und Wohnküche." (Sayin, 2015: 42) Dieses Beispiel zeigt, wie der Umzug in eine neue, bessere Wohnung dazu beitrug, Augsburg als längerfristigen oder sogar permanenten Wohnort anzusehen. Deutlich wird dies auch bei Azra B., die seit dem Umzug in ein Eigenheim in „Ruhe" (Interview mit Azra B.) lebt und nicht mehr mit ausländerfeindlichen Handlungen seitens ihrer Vermieter und Nachbarn konfrontiert wird.

Diese überblicksartige Darstellung über ‚Wohnen im Fokus historischer Migrationsforschung' soll zeigen, dass das Wohnen auf Aushandlungsprozessen beruht, die auf räumlicher, individueller und gesellschaftlicher Ebene verlaufen. Die Folgen der Migration werden in der Veränderung der Stadt deutlich. Augsburg-Oberhausen gilt bis heute als migrantisch geprägtes Viertel, in dem sich eine eigene Infrastruktur etablierte. Letztendlich kann die Migrationsgeschichte der sogenannten ‚Gastarbeiter' mit dem Fokus auf ‚Wohnen' in die Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte eingebettet werden, indem gezeigt wird, dass der Anteil von 45,2 %[28] an Menschen mit Migrationshintergrund in Augsburg im Jahr 2016 zum großen Teil mit der Wirtschaftsgeschichte zusammenhängt, die von den Einwanderinnen und Einwanderern im Zeitraum von 1960–1973 stark profitierte.

Literatur

Bade, Klaus J. (1984): Einführung. Vom Export der Sozialen Frage zur importierten Sozialen Frage: Deutschland im transnationalen Wanderungsgeschehen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Ders. (Hrsg.): Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Band 1. Ostfildern, S. 9–72.

Bade, Klaus J. (2007): Migration und Ethnizität in der Historischen Migrationsforschung. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin, S. 115–134.

Finkbeiner, Helmut (1974): Zur Situation der Ausländer in Augsburg. Eine Problemanalyse mit Vorschlägen für Verwaltungsmaßnahmen. Hrsg. Amt für Statistik und Stadtforschung der Stadt Augsburg. Augsburg.

Fischer, Ilse (1977): Industrialisierung, sozialer Konflikt und politische Willensbildung in der Stadtgemeinde. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Augsburgs 1840–1914. Augsburg.

Heidegger, Martin (1954): Vorträge und Aufsätze. Pfullingen.

Kleinschmidt, Harald (2002): Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung. Göttingen.

Kronenbitter, Günther (2017): Augsburger Migrationsgeschichte(n) – Erfahrungen der 1960er und 1970er Jahre. In: Augsburger Volkskundliche Nachrichten 45/2, S. 117–125.

Nagler, Gregor (2003): Ein Bauensemble der Textilindustrie. Die Augsburger Kammgarn-Spinnerei. In: Nerdinger, Winfried (Hrsg.): Industriekultur mit Zukunft? Augsburg und das Erbe des Industriezeitalters. Augsburg, S. 13–15.

28 Strukturatlas der Stadt Augsburg 2016.https://www.augsburg.de/fileadmin/user_upload/buergerservice_rathaus/rathaus/statisiken_und_geodaten/statistiken/strukturatlas/strukturatlas_der_stadt_augsburg_2017.pdf (27.03.2018).

Riehl, Wilhelm Heinrich (1896): Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart.
Schoene, Stefanie (2015): Neue Heimat Augsburg. Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Augsburger (Documenta Augustana, 25, hrsg. V. Wolfgang E. Weber). Augsburg.
Schuber, Marianne (1990): Oberhauser Chronik. Augsburg.
Stadt Augsburg (1998): Sanierung in Oberhausen. Ein Stadtteil wird attraktiv (Planen und Bauen. Städtebauförderung in Schwaben, hrsg. v. Stadt Augsburg, Baureferat). Augsburg.
Thieme, Hans (1984): Der Weg zum Augsburg von heute. Politik und Sozialentwicklung nach 1945. In: Gottlieb, Gunther u. a. (Hrsg.): Geschichte der Stadt Augsburg. Von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Stuttgart, S. 637–647.
Tränkle, Margret (1972): Wohnkultur und Wohnweisen. Tübingen.
Treibel, Annette (2008): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. München.
Wolf, Barbara (2000): Wohnarchitektur in Augsburg. Kommunale Bauten der Weimarer Republik. (Schriften des Architekturmuseum Schwaben, 2). Augsburg.
Yildiz, Erol (2009): Migration bewegt die Stadt. EinwanderInnen als ExpertInnen ihrer selbstorganisierten Integration. In: Bayer, Nathalie/Engl, Andrea/Hess, Sabine/ Moser, Johannes (Hrsg.): Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus. München, S. 20–22.

Archivalische Quellen

Bayerisches Wirtschaftsarchiv
Bestand K009 IHK Schwaben (Augsburg)
Nr. 1142 (1934–1968), Nr. 1143 (1932–1969)
Bestand F071 Augsburger Kammgarn-Spinnerei AG, Augsburg
Nr. 386 (1963), Nr. 387 (1955–1965), Nr. 390 (1960–1976), Nr. 391 (1960–1993)
Bestand V5 über das Geschäftsjahr 1973
Nr. 1170 (1973)
Archiv des Bistums Augsburg, Bestand Diözesan Caritasverband
Nr. 750 (1958–1965)

Zitierte Interviews und Lebensgeschichten

Mehmet K., Berat G., Yusuf Ü., Emine D., Azra B.
Sayin, Nevin (2015): Wie Soldaten marschierten wir zur Arbeit. In: Schoene, Stefanie (2015): Neue Heimat Augsburg. Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Augsburger (Documenta Augustana, 25, hrsg. V. Wolfgang E. Weber). Augsburg, S. 35–44.
Özcan, Ismail (2015): Morgens, wenn ich heim kam, ging meine Frau zur Schicht. In: Schoene, Stefanie (2015): Neue Heimat Augsburg. Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Augsburger (Documenta Augustana, 25, hrsg. V. Wolfgang E. Weber). Augsburg, S. 27–34.

Internetquellen

https://www.duden.de/rechtschreibung/wohnen (16.3.18).
https://www.augsburger-allgemeine.de/augsburg/Wie-lebt-man-in-Augsburgs-Multi-Kulti-Viertel-id50713076.html (26.3.2018).
https://www.augsburger-allgemeine.de/augsburg/Oberhausen-Fremdes-Augsburg-id8474201 (26.3.2018).
Strukturatlas 2017 der Stadt Augsburg https://www.augsburg.de/fileadmin/user_upload/buergerservice_rathaus/rathaus/statisiken_und_geodaten/statistiken/strukturatlas/strukturatlas_der_stadt_augsburg_2017.pdf (27.03.2018).

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 683–691.*

Annika Geuß

„Schrecke nicht das Wasser auf"

Das Lehrhafte und die Tabuwarnung als soziale Funktion der Sage am Beispiel lokaler Wassergeistsagen

Wasserwesen – Meerjungfrauen, Tritonen, Nixen – sind die Protagonisten einer großen Zahl dämonologischer Sagen. Die Mythologie erklärt sie aus dem Götterglauben oder der Naturphilosophie des Animismus, während der Volksglaube seine Dämonen nach ursprünglicheren Bildern erschuf: Angst, Naturphänomene, Begegnungen mit dem scheinbar Übernatürlichen. Obwohl das Sagenerzählen seit der Elektrifizierung schwindet, bleibt der Wasserdämon in Erzählstoffen erhalten: von der an Hans Christian Andersens Werk angelehnten ‚Arielle' im Kinderfilm bis zum Blockbuster ‚Fluch der Karibik', wo die Liebe des Seefahrers Davy Jones zur leidenschaftlich grausamen Meeresgöttin Calypso wortwörtlich den Verlust seines Herzens bedeutet. Wassergeister sind Teil einer Vielzahl von Volkssagen. Im süddeutschen Raum ist das Motiv des ‚Nixentanzes' besonders verbreitet. Der „sozialgeschichtlich betrachtet wertkonservative Sinn der Sagenstoffe, die damit der ihnen eigenen Ethik einer festgefügten hierarchischen Gesellschaftsordnung dienten" (Mederer 2002: 46) wirft Fragen auf: Welche sozialen Werte trägt die Wassergeistsage an den Leser oder Hörer heran? Welche Normengefüge, welches menschliche Selbstverständnis, Natur- und Gottesbild des 19. Jahrhunderts vermittelt sie?

Ausgehend von einer Typisierung der Wasserdämonen in Antike, Christentum und Volksglaube werden lehrhafte, warnende Erzählmerkmale abgeleitet und in einer strukturalistischen Analyse verglichen. Historische und aktuelle Tiefe bietet die Einzelfalluntersuchung einer unterfränkischen Sage, an der moderne Rezeption und Traditionsbewusstsein untersucht werden.

Ursprünge und Entwicklung des Mythos

Nähert man sich den Wassergeistern über die Sprache, fällt die Vielzahl an Begriffen auf. Der Germanist Friedrich Panzer braucht drei Spalten, um allein die Namen aufzulisten, unter denen Wassergeister im mittel- bis nordeuropäischen Raum bekannt sind. Sie heißen nach ihrem Aussehen (‚Schlitzöhrchen'), ihren Taten (‚Blutschink', ‚Hakelmann') oder Wohnort (‚Brunnenweib') (HWA 1986: 139–141). ‚Nixe' kommt

vom althochdeutschen Neutrum ‚nichus/nicchus', mit seiner weiblichen Ausprägung ‚nichessa': ein „badendes (d. h. im Wasser lebendes) Wesen" (Graff/Massmann 1836: 1018). Von diesem Stamm leiten sich die oft in Sagen gebrauchten Bezeichnungen ab: ‚Nöck', ‚Nix', ‚Neck'. Abwandlungen dieses Wortes sind in Mittel- und Nordeuropa weit verbreitet. Der altenglische Volksglaube kennt ‚nicor', die Skandinavier ‚nichus' und ‚nykur'. Mit letzterem sind statt Menschenwesen Tiergestalten gemeint, wie das isländische Wasserpferd ‚nennir' (Tuczay 2015: 58).[1] Eine andere, von der Germanistik weniger beachtete Herleitung bringt das lateinische Wort ‚necare' – ‚töten, ermorden'. Der Historiker Barth nennt dafür als mittellateinische Übersetzung „vorzüglich im Wasser ertränken". Weiter sieht er ‚necatio – die Überschwemmung' und ‚nixare – gebären' als Ursprünge des Nixenbegriffs (Barth 1826: 126). Aus derselben Wortfamilie stammt ‚nexere', das zum Stamm ‚neco – binden, fesseln' gehört und gleichzeitig Zwang und Umarmung ausdrückt (Döderlein 1829: 175). Die Namen weisen auf eine wesentliche Eigenschaft des Dämons hin: Wasserwesen sind Mörder und Unheilsbringer. Umso erstaunlicher ist daher die etymologische Nähe zu gegenteiligen Begriffen wie ‚gebären', ‚Leben schenken'. Bei näherer Betrachtung ist gerade dieser Widerspruch typisch für Wesen im Wasser.

Der Mythos vom Wassergeist wird auf Homers ‚Odyssee' zurückgeführt, wo Odysseus von auf Klippen sitzenden und singenden Sirenen ins Verderben gelockt werden soll. 800 v. Chr. haben die Sirenen noch keine Gestalt, aber ein entscheidendes Merkmal des Mythos ist vorhanden: Die Stimme bezeugt den „dämonischen Zug der in der Regel tödlich endenden Verführung" (Beßler 1995: 10). 800 n. Chr. findet sich die erste klassische Darstellung einer Wasserfrau mit Fischschwanz im *Liber Monstorum* bei Aldhelm von Malmesbury. Das ‚Buch der Ungeheuer' war als Katalog über Tiere und Wesen konzipiert, die man für real hielt. Im folgenden Jahrhundert sorgten der *Stuttgarter Psalter* und Übersetzungen des altgriechischen *Physiologus* für die Verbreitung des Fischwesen-Motivs in Europa (Tuczay 2015: 83). Dabei waren die Fischfrauen nie Fantasiewesen, sondern wurden auch von Gebildeten als existierend anerkannt. Plinius der Ältere schrieb in seiner Naturgeschichte im 1. Jahrhundert über die Mütter der Tritonen: „auch die Gestalt der Nereiden ist nicht erfunden (…)" (Beßler 1995: 18). Dieser Glaubwürdigkeitsanspruch ist ein Element, das sich von der antiken Mythologie bis in die neuzeitliche Sagenerzählung erhalten hat. Die Schifffahrt der Europäer festigte ab dem 12. Jahrhundert die Fisch-Sirene: Küsten und Felsen dienten als Wegweiser, bedeuteten aber auch Gefahr. Lockende Fischwesen seien für den Seefahrer deshalb ein „passendes Objekt seiner Furcht" (King 1997: 242) gewesen.

Das Christentum veränderte die Deutung stark. Ursprünglich nahmen sie als Schutzgeister und Begleiter „eine [Mittlerstellung] zwischen Gott und den Menschen ein" (Petzoldt 2003: 5) und wurden durch die monotheistische Religion, die heidni-

1 Ein Landwesen ist als Wasserdämon nicht unpassend: „das springende und sich bäumende Roß ist das Bild der hoch aufrauschenden Woge" (Herrmann 1906: 135). In populären Stoffen wie ‚Herr der Ringe' dienen Wasserpferde effektvoll als Retter der naturverbundenen Elben.

sche Rituale und Anbetung anderer Wesen abdrängen wollte, mit Bösartigkeit verknüpft. Um 220 setzte Hippolyt von Rom „den Gesang der Sirenen mit den Lehren der Ketzer" gleich und Herrad von Landsberg sah 1180 in ihrem *Hortus deliciarum* den Glauben als Kraftquelle, den Verführerinnen zu widerstehen (Tuczay 2015: 82f.). Nicht zuletzt Luther sprach in seinen Tischreden von der Wasserfrau als Teufelsbündnerin (Petzoldt 2003: 175). So wurde die bösartige Verführungskraft der Wassergeister betont und nicht die Naivität der unvorsichtigen Menschen kritisiert. Die negative Konnotation änderte sich, als aus den identitätslosen Dämonen ab dem 12. Jahrhundert Individuen wurden, wie die französische Sage der Melusine beweist. Zu den typischen dämonologischen Elementen zählen die Mahrtenehe zwischen Dämon und Mensch und das Blicktabu (Petzoldt 2003: 130). Daneben enthält die Sage neue Elemente, die eine Veränderung des Wasserfrauenmythos einläuteten: Melusine besitzt einen Namen, ist nur temporär dämonisch und leidet unter dem Fluch, von dem sie Erlösung in der Ehe sucht. Nie zuvor wurde „einem Dämon die Aufnahme in die christliche Gesellschaft in Aussicht gestellt" (Beßler 1995: 53). Die Sage hätte die Heilsbringerrolle der Kirche betonen können, da „Erlösung Rückführung in die göttliche Ordnung bedeutet" (Schmitz-Emans 2003: 63). Sie milderte stattdessen die Bösartigkeit der Wasserwesen ab und erschuf das Bild der leidenden, liebenden und mütterlichen Wasserfrauen.

Ambivalenz menschlicher Wassergeister und des Elements Wasser

Nichts prägt den Mythos vom Wassergeist so sehr wie das Konzept der Dualität: „Sie bewohnen das Grenzgebiet von Meer und Land (...) und überschreiten die Grenzen zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten, zwischen Leben und Tod" (King 1997: 267). Es ist diese Zwiespältigkeit des Aussehens und der Handlungen, die den Wassergeist so faszinierend wie bedrohlich macht. Sie sind halb Mensch und halb Vogel oder Fisch, stehen zwischen Mensch und Natur, zwischen Realität und Fantasie. Ihre Kommunikationsorgane, ihr Gesicht (das Identifikationsmerkmal), Sprache und Geist sind im oberen, menschlichen Teil des Körpers. Sie wirken vertraut. Dagegen sind Fortbewegung und Sexualität tierisch geprägt; ihre Lebensweise an Luft und Wasser gebunden, die für Menschen ohne technische Hilfsmittel unerreichbar sind. Das trennt sie vom Menschen, wenngleich sie versuchen, sich dem menschlichen Familien- und Arbeitsalltag anzupassen (Petzoldt 2003: 175).

Der Lebensraum Wasser trägt viele Aspekte der Dualität: Wasser ist lebensnotwendig und tötet. Der Mensch beherrscht es schwimmend oder mit Booten, ertrinkt aber, wenn er unvorsichtig wird. Durch seine physikalischen Eigenschaften und den Wasserkreislauf der Natur steht es als Vermittler zwischen Himmel und Erde (Bulteau 1987: 14) und betont dadurch die Übernatürlichkeit der in ihm lebensfähigen Wesen. Deshalb stellt Panzer die „beunruhigende Frage", „wer oder was den Menschen töte, der da ins Wasser gerät, da doch eine Menge von Pflanzen und Tieren unbeschwert in ihm leben" (HWA 1986: 189). Die Grenzen des Lebensraums werden auch in geistigen Mustern interpretiert: „Die Welt des Verstandes ist die der Oberfläche(...); die

Welt des schöpferisch Unbewußten ist die der ‚Tiefe', wobei dies sowohl Tiefsinn als auch Abgründigkeit assoziieren lässt" (Schmitz-Emans 2003: 105). Menschen kennen die nichtmagische Welt über dem Wasser, aber schon Zentimeter unter der Oberfläche wird ein See undurchschaubar. Die Fremdheit ist den Wasserwesen wiederum vertraut.

Häufig werden Dämonensagen auf Naturerfahrungen zurückgeführt; sie folgen der animistischen Theorie der beseelten Natur. Diese Sageninterpretation führt weg von der rein mythologischen Schule der Brüder Grimm (Petzoldt 1989: 48ff.). Sie ist welterklärend: „Das Plätschern des fließenden Wassers rief die Vorstellung des Waschens bei den geisterhaften Weibern hervor" (Herrmann 1906: 135), und Nebel entstünde, wenn Wasserfrauen Wolle spinnen (HWA 1986: 155). Männliche und weibliche Wasserwesen sind im Volksglauben gleich häufig, haben aber unterschiedliche Rollen. Beispielsweise nehmen Wassermänner ihre Menschenfrauen mit Gewalt, sie agieren autoritär und territorial. Weibliche Wassergeister werden häufig mit Carl Gustav Jungs Mutterarchetyp verknüpft, „der verschlingenden, zerstörenden beziehungsweise der sorgenden, liebenden Mutter" (Kramer/Röhnert 2010: 67). Hier schließt sich der Kreis der lateinischen Begriffe ‚nixare' und ‚necare'. Das ist der Kern ihrer Doppelnatur: „Durch ihre Beziehung zu Geburt und Tod sind die Wassergeister jedenfalls in doppelter Hinsicht als Schwellenwesen ausgewiesen" (Schmitz-Emans 2003: 56).

Strukturalistischer Vergleich von Wassergeistsagen

Das bei weitem bekannteste Motiv ist der ‚Tanz der Nixen'. Es wird in Franken beispiellos häufig erzählt und hat immer einen lokalen Bezug, der der Sage ihre Glaubwürdigkeit gibt. Bei der Recherche wurden vier nahezu identische (da aufeinander aufbauende) Versionen der Sennfelder Sage gefunden (Gutermann 1928; Braunfels 1847; Hänle/Spruner 1843; Bechstein 1842), sowie eine divergierende Variante aus Castell in Unterfranken (Bayerische Annalen 1833; Schöppner 1852) und drei aus Baden-Württemberg (Grimm/Grimm 1965 [1816/1818], Gottschalck 1814 [1807]; Schreiber 1846). Nicht alle Erzählungen wurden in klassischen Sagenbüchern gesammelt: So schrieben Hänle/Spruner und Braunfels Reiseberichte über die Maingegend, Gottschalck und Schöppner entnahmen ihre Versionen aus Wochenzeitschriften. Das zeigt, wie nah die Erzählungen am Alltag der Menschen waren.

Die Handlung ist fast immer gleich: Zwei oder drei Wasserfrauen kommen zum Dorftanz. Pünktlich um Mitternacht müssen sie wieder gehen. Junge Männer hindern die Mädchen daran, indem sie beispielsweise die Uhren verstellen. Als die Wasserfrauen zum See zurückkehren, beobachten die Männer, dass sich das Wasser sofort oder am nächsten Morgen blutig verfärbt (HWA 1986: 156). In allen Varianten führt die Missachtung einer Regel zum Tod. Laut Panzer resultieren unabhängig entstandene Gemeinsamkeiten aus dem „menschlichen Geiste, der ähnliche Vorstellungen aus gleichem Grunde" erfindet (HWA 1986: 189). Wenn also viele Regionen ihre Wasserwesen für dieselbe Verfehlung bestrafen und dies in einer Erzählung verbreiten, muss von übergrei-

fenden Regelmechanismen ausgegangen werden. Die folgende Tabelle zeigt die Unterschiede und Ähnlichkeiten der fünf Lokalsagen anhand ihrer erzählerischen Merkmale.

	Sennfeld (Bechstein)	**Sennfeld (Gutermann)**	**Castell (Bay. An.)**	**Sinzheim (Grimm)**	**Mummelsee (Schreiber)**
Herkunft	Franken 1842	Franken 1928	Franken 1833	Ba-Wü 1816	Ba-Wü 1846
Orte	Sennfelder Kirchweih, Johannestag, Schwarzes Loch	Sennfelder Kirchweih, Schwarzes Loch	Hochzeit auf Schloss, Quelle Gründlesloch	Spinnstube, „See“	Spinnstube, abends, Mummelsee
Personen	Gesellen, drei Jungfrauen	Wassergeist, drei Töchter, Bursche	Gäste, drei Jungfrauen, Mutter	Sohn, drei Jungfrauen	Burschen, Sohn, drei Jungfrauen
Perspektive	Menschen	Wasserfrauen	Menschen	Menschen	Menschen
Episoden	einmal	zweimal	einmal	mehrfach	mehrfach
Dämonische Herkunft	Unbekannt	Erkennbar, unbekannt (grüne Kleider)	Unbekannt (weiße Kleider)	Vermutet (weiße Kleider)	Vermutet (weiße Kleider)
Verhalten d. Wasserfrauen	Tanzen „lustig“, „Unruhe“	Tanzen, „Sorglos“	Tanzen, „Sorge & Bangen“	Spinnen, Singen, Spielen	Spinnen, Singen
Tabugrenze	Vor 23 Uhr	Vor 23 Uhr	Hahnenschrei	23 Uhr	23 Uhr
Verspätungsgrund	Geselle verstellt Uhr um X	Bursche verstellt Uhr um 1h	„Leidenschaft der Jünglinge“	Sohn verstellt Uhr um 1h	Sohn verstellt Uhr um 1h
Rückkehr a) Wissen b) Männer	a) Mädchen kennen Strafe b) 3 Gesellen begleiten	a) ahnen nichts b) 1 Bursche folgt heimlich	a) kennen Strafe b) Jünglinge eilen nach	a) ahnen nichts b) niemand folgt	a) ahnen nichts b) niemand folgt
Todessymbol	Morgen: drei Blutblasen	Sofort: drei Blutblasen	Sofort: ein Blutstrom	Morgen: drei Blutflecken	Morgen: drei Blutflecken
Folge	–	–	–	Sohn stirbt	Sohn stirbt

Das Nixentanzmotiv behandelt den Konflikt von Genuss, Sünde und Schuld und wirft ethische Fragen auf: Sind die Mädchen schuldig? Begeht der Wassermann oder der Bursche den größeren Frevel, anders gesagt: Ist die zentrale Sünde Täuschung, Tabubruch oder Mord? Das Tabu besteht immer aus einer Uhrzeit, die Uhr (der Hahn) dient als Ordnungsinstrument, welches manipuliert wird. Der Grund für das Aufheben der Ordnung ist eine Art Gier: Verliebtheit und Tanzlust. Dies ist das typische Motiv des Tabus, dessen Spannung Röhrich im „Konflikt zwischen Trieb und Verbot“ erklärt (Röhrich 1976: 127). Entgegen der mythologischen Interpretation werden die Wasserfrauen hier ‚züchtig‘ dargestellt. Ihr Fehler liegt im Vertrauen zu den fremden Burschen, die sie überreden und bedrängen und daher unwissentlich den Tabubruch verschulden.

Die Rückkehr zum Wasser ist inkonsistent: Ist die Verspätung unbekannt, wähnen die Mädchen sich in Sicherheit. Sie kehren (scheinbar) alleine heim, sodass sie

niemand warnen kann. Werden sie begleitet und erfahren von der verstellten Uhr, ist die Heimkehr trotzdem alternativlos. Die Tragik der gescheiterten Beziehung liegt in dem aus menschlicher Sicht unfairen Gesetz der Wasserwesen: Die ahnungslosen oder aufgehaltenen Mädchen werden für die Täuschung der Menschen mit dem Tod bestraft. In den fränkischen Sagen wiegt die Sünde schwerer als individuelle Unschuld, sogar schwerer als Familienbande. Als dramatische Steigerung werden Mensch und Leser im entscheidenden Moment des Mordes von der dämonischen Welt ausgeschlossen. Das Blut auf dem Wasser ist Symbol der Strafe wie der Trennung der Welten, wodurch die natürliche Ordnung wiederhergestellt wird.

Sagen berichten von Normen und Verhaltensmustern einer Gesellschaft (Petzoldt 1989: 168). Durch die Begegnung mit ‚dem Anderen' reflektiert der Mensch seine Rolle zwischen der (beseelten) Natur und der Gesellschaft. Wasserwesen sind der Katalysator des Chaos und gelten „als Bedrohung von Leben und Seelenheil oder doch zumindest als ruinös für die bürgerlich-ordentliche Existenz des Menschen" (Schmitz-Emans 2003: 105). Die Sage warnt: Wer das Vertraute (Heimat, Gesetze, Gesellschaft) verlässt, gelockt von Versprechungen (Tanz, Musik, ‚Freuden der Welt') riskiert seine soziale Stellung, repräsentiert durch den Tod jeweils des Menschen oder Dämons. Somit propagiert die Sage die Unvereinbarkeit von Fremdem und Vertrautem. Darin liegen Anweisungen für das Zusammenleben: Mäßigkeit, Regeln einhalten, der Autorität gehorchen. Die Sage übt trotz ihrer tödlichen Normen keine Gesellschaftskritik, sondern Kritik an der individuellen Verfehlung (Petzoldt 1989: 172). Dabei erhält sie ihren lehrhaften Wert nicht durch die exemplarische Bestrafung der Missachtung weltlicher Gesetze, sondern die der „läßlichen Sünden, den nicht gehaltenen Feiertag, den verbotenen Tanz (…), all jene Verstöße gegen die ungeschriebene Norm" (Petzoldt 1989: 171).

Die Sagenforschung kennt das Sichttabu (Melusine), das Fragetabu (für den Menschen) (Petzoldt 2003: 100) und das Sprechverbot (für die Wasserwesen) (HWA 1986: 157, 172). Es fehlt die Kategorie eines Berührungstabus. Bestimmte Handlungen verachten den autoritären Wassermann und bedeuten ein Eindringen in sein Reich: Überschwimmen von Gewässern, die Tiefe messen, Steine ins Wasser werfen, am Ufer schlafen (HWA 1986:161, 169ff.).[2]

Heutige Rezeption der Sennfelder Sage

Die genaue Lage des historischen Schwarzen Lochs ist durch die große Zahl an Weihern rund um Sennfeld nicht leicht zu benennen. Der Vorsitzende des Sennfelder Angelvereins kennt die Sage vom Schwarzen Loch, aber nicht dessen Position. Die richtige Stelle sei „schwer zu beschreiben." Der Tümpel ist nicht im Gewäs-

2 Wieder eignet sich der ‚Herr der Ringe' als Beispiel: der ‚Wächter im See' packt Frodo, nachdem ein Stein ins Wasser geworfen wurde (Tolkien 2002a: 399). Später wird Frodo in einem Moor mit Wasserleichen von Irrlichtern bedrängt; als er das Wasser berührt, attackieren ihn geisterhafte Untote (Tolkien 2002b: 290f., Jackson 2002).

serplan des Vereins eingezeichnet: „Es wissen nur die älteren in unserem Verein wo sich das schwarze Loch befindet [sic]." In dieser Auskunft klingt die Mythisierung des Schwarzen Lochs an, die mehr mit einer romantisierten Stammeskultur im Verein als mit echtem Wissen oder Nichtwissen über den Ort zu tun hat. Im Waldgebiet um Sennfeld existiert eine Wandertafel, die eine Stelle als ‚Schwarzes Loch' ausweist, welche auf modernen Karten nicht eingezeichnet ist und heute kaum mehr als ein Rinnsal darstellt. Unter Schweinfurter Grundschullehrern ist es deshalb üblich, einen See weiter nördlich zu besuchen, um die Sage vom den drei Nixen zur Belebung des Wandertages zu erzählen. Dieser ist als Teil des ‚Sennfelder Seenkranzes' kartiert und als ‚Kaltes Wasser' verzeichnet. Der Schweinfurter Historiker Gutermann beschreibt diesen See eindeutig als Erzählort der Sage: „Weiter oben führt ein Seitenweg an einem schmalen, langgestreckten See vorüber (…) Es ist das ‚Schwarze Loch' (…) Unergründlich soll das stille Wasser sein (…) Das Schwarze Loch friert auch im strengsten Winter nicht zu" (Gutermann 1991: 50). Für die unheimliche Bemerkung, das Wasser friere nie zu, hat die Gemeinde Sennfeld heute eine natürliche Erklärung: „Im „Kalten Wasser" befinden sich Quellen aus dem Muschelkalk, die den Sennfelder Seenkranz mit Grundwasser speisen. Auch ein Grund, warum dieser Teil des Sees nur ganz selten zufriert."[3] Die unsichere Verortung schadet dem Glaubwürdigkeitsanspruch der Sage nicht, sondern verstärkt ihre mythische Wirkung.

Belege für die immer noch aktuelle Faszination des Ortes finden sich vielfach. Das Celtis-Gymnasium erstellte 2009–2011 einen Wanderführer[4] mit einem Rundgang vorbei am Schwarzen Loch. 2008 wurde eine Geocaching-Route am Schwarzen Loch eingerichtet, die die Nixensage aufgreift.[5] Sie wird bis heute regelmäßig besucht. Die Kommentare loben die „urigen" und „idyllischen Plätzchen" sowie den Unterhaltungswert der Sage, die durch die Schatzsuche führt. Einige Spaziergänger steigen noch tiefer in die Stimmung des Teichs ein. In einem Esoterikforum erzählt ‚Natas' von der Wirkung des Sees: „ein angenehmes gefühl.. so als ob man zuhause währe, man hat sogar das verlangen in den tümpel reinzugehen.....nach einiger zeit wird das gute Gefühl zu einem Schlechten man möchte so schnell wie möglich weg....gerät sogar in panik....[sic!]"[6] Er beschreibt die Existenz eines „netzförmigen Siegels", das einen Wassergeist im Schwarzen Loch einsperren soll. Es wird eine Geschichte erwähnt, die als eine Art Beleg dienen soll: ‚Nepthun' habe zwei Töchter, die nicht auf ihn hörten, im See eingeschlossen. ‚Max_Berlin' ist überzeugt, dass „eine Wesenheit anwesend" sei, wie „in jeder Erscheinung der Natur." Dem folgt ‚Tanzendes Kind' mit Überzeugung: „Alte Opferstelle, ein Wassergeist, der seine Ruhe haben will, kein Siegel (…) Nichts machen, außer bewundern und evtl. dem Wassergeist ein kleines Opfer bringen." Subjektive Gefühle und Assoziationen werden von den Mitgliedern

3 Online unter: http://www.sennfeld.de/seite/201155/wanderweg.html (12.1.16).
4 Online unter: www.celtis.de/fachbereiche/biologie/pseminar11.pdf (19.01.16).
5 SAGEnhafter Cache 3 (2008): Online unter: https://tinyurl.com/y9vrarsj (02.02.18).
6 Natas (2012): Online unter: https://tinyurl.com/ybq6o6ug (02.02.18).

als Fakten angenommen. Sie empfinden Ehrfurcht gegenüber der unbezwingbaren, vom Menschen nicht kontrollierbaren Natur. Der Glaube an ‚höhere Wesen' kann Sicherheit und unterhaltende Faszination bieten, im vorliegenden Fall auch Beschäftigung durch selbstauferlegte, sinnstiftende Aufgaben. Nutzer ‚Natas': „ich habe beschloßen zu versuchen das siegel zu lösen, den nichts hat es verdient eingesperrt zu sein…[sic!]." Ob das Vorhaben Erfolg hatte, ist nicht mehr beschrieben.

Fazit

Wassergeister als lockende, liebende und leidende Grenzüberschreiter konfrontieren den Menschen mit seinen Trieben und warnen davor, Regeln zu missachten und die Ordnung zu erschüttern. Während die christliche Interpretation sie als Gegenstück zu frommer Rechtschaffenheit sah, dienten sie in Volkssagen des 19. Jahrhunderts zur Unterhaltung und Belehrung von Kindern und Erwachsenen. Die Geschichten erzählen von der Entfremdung des Menschen von seiner gewohnten Ordnung und propagieren konservative Ideale, familiäre Rollenmuster und eine strikte Trennung unterschiedlicher Gesellschaftssysteme. Indem sie die Gefahren von Fremdheit darstellen, betonen sie den Wert der natürlich-göttlichen Ordnung. Die soziale Funktion der Wassergeistsage besteht in der Aufrechterhaltung einer in sich heterogenen, nach außen homogenen Gesellschaftsstruktur, in der jede Verfehlung zum Wohl der Gemeinschaft geahndet wird.

Heute haben dämonische Volkssagen Unterhaltungswert, der sich zu nostalgischer Heimatverbundenheit erweitert und den Fortbestand der Sage sichert. Außerdem entsteht eine ‚Gegenbewegung zur Entzauberung der Welt', für die Dämonen sinnstiftend sind, wie die Diskussion im Esoterikforum zeigte. Weil der Fortschritt von Medizin, Technologie und Naturwissenschaften viele Phänomene entzauberte (die Grenze zur mystischen Wasserwelt wurden aufgehoben, sobald Seen ganz nüchtern per Echolot vermessen oder durchtaucht werden konnten), ist der den Sagen innewohnende Glaubhaftigkeitsanspruch verschwunden. Dennoch sucht der Mensch Sinn und Struktur in der Natur und hofft, dass noch nicht alle Geheimnisse entschlüsselt sind. Hier kann weitere Forschung zu fantastischen Wesen ansetzen: Was verursacht Aufschwung von esoterischen, parapsychologischen Denkrichtungen in der aufgeklärten Welt?

Literatur

Bächtold-Stäubli, Hanns/Hoffmann-Krayer, Eduard (1986 [1941]): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Band 9, Waage – Zypresse. Berlin.

Barth, Christian Karl (1826): Über die Druiden der Kelten und die Priester der alten Teutschen. Erlangen.

Beßler, Gabriele (1995): Von Nixen und Wasserfrauen. Köln.

Döderlein, Ludwig (1829): Lateinische Synonyme und Etymologien. Band 3. Leipzig.

Graff, Eberhard Gottlieb/Massmann, Hans Ferdinand (1836): Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache. Berlin.
Herrmann, Paul (1906): Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. 2., neu bearb. Aufl. Leipzig.
King, Helen (1997): Halbmenschliche Wesen. In: Cherry, John: Fabeltiere. Von Drachen, Einhörnern und anderen mythischen Wesen. Stuttgart.
Kramer, Andreas/Röhnert, Jan Volker (2010): Literatur, Universalie und Kulturenspezifikum. Beiträge der Sektion ‚Literatur und Kultur' der Internationalen Deutschlehrertagung Weimar-Jena 2009. (Materialien Deutsch als Fremdsprache, Bd. 82). Göttingen.
Mederer, Hanns Peter (2002): Stoffe aus Mythen: Ludwig Bechstein als Kulturhistoriker, Novellist und Romanautor. Wiesbaden.
Petzoldt, Leander (1989): Dämonenfurcht und Gottvertrauen. Zur Geschichte und Erforschung unserer Volkssagen. Darmstadt.
Petzoldt, Leander (2003): Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister. München.
Röhrich, Lutz (1976): Sage und Märchen. Erzählforschung heute. Freiburg.
Schmitz-Emans, Monika (2003): Seetiefen und Seelentiefen. Literarische Spiegelungen innerer und äußerer Fremde. Würzburg.
Tuczay, Christa Agnes (2015): Geister, Dämonen, Phantasmen. Eine Kulturgeschichte. Wiesbaden.

Quellen

Bechstein, Ludwig (1842): Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes (Der Sagenschatz des Frankenlandes, Bd. 1). Würzburg.
Biologischer Wanderführer des Landkreises Schweinfurt: www.celtis.de/fachbereiche/biologie/pseminar11.pdf (02.02.18).
Braunfels, Ludwig (1847): Die Mainufer und ihre nächsten Umgebungen nebst einer Stromkarte vom Main. Würzburg.
Hänle, Siegfried/Spruner, Karl von (1843): Handbuch für Reisende auf dem Maine. Würzburg.
Gottschalck, Friedrich (2013 [1814]): Die Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Berlin.
Grimm, Jacob und Wilhelm (1965 [1816/1818]): Deutsche Sagen. Zwei Bände in einem Band. München.
Gutermann, Hubert (1991 [1928]): Alt-Schweinfurt. In Bilden, Sitten und Sagen. 11. überarb. Auflage. Würzburg.
Natas, 12.03.12, „Versiegelter Tümpel": http://www.esoterikforum.de/threads/1087016-versiegelter-tuempel (02.02.18).
O. A. (1833): Über vaterländische Sagen. In: Bayrische Annalen. Abtheilung für Vaterlandskunde. Jg. 1 (Nr. 17, 19.02.1833). S. 125–126.
SAGEnhafter Cache 3 – Schwarzes Loch (2008): https://www.geocaching.com/geocache/GC1GB4N_sagenhafter-cache-3-schwarzes-loch?guid=ac8acefd-0c62-4bb5-b8fd-907667139240 (02.02.18).
Schöppner, Alexander (2014 [1852–1853): Sagenbuch der Bayerischen Lande (Sagenbuch der Bayrischen Lande, Bd. 1). Berlin.
Schreiber, Alois Wilhelm (1846): Die drei Jungfrauen aus dem See. In: Schnezler, August (Hrsg.): Von der Ortenau bis zum Mainthal (Badisches Sagen-Buch, Bd. 2). Karlsruhe.
Wanderweg „Hase und Igel" (2003): http://www.sennfeld.de/seite/201155/wanderweg.html (02.02.18).

*Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/
Moser, Johannes/Schönholz, Christian (Hrsg.):
Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven.
Marburg 2019, S. 692–700.*

Nicola Röhrer

Milchbauern und -bäuerinnen in der Krise?

Der Beginn einer ethnographischen Untersuchung oder: Was die Milchkrise nicht ist

Ab Herbst 2015 häuften[1] sich Zeitungsartikel, die mit der Milchkrise titelten,[2] TV-Nachrichten und Dokumentationsfilme, die von der katastrophalen Situation der Milchbauern und -bäuerinnen berichteten[3] und Medienberichte von Protestaktionen der betroffenen LandwirtInnen von Wien bis Brüssel.[4] Ihre gemeinsame Aussage lautete zusammengefasst: Die Milchkrise, herbeigeführt durch extrem gesunkene Milchpreise aufgrund einer massiven Überproduktion nach dem Fallen der EU-Milchquote, bedrohe die Bauern und Bäuerinnen in ihrer Existenz.

Im Kontext dieser Darstellungen der Milchkrise formulierte ich im Frühjahr 2016 die Forschungsfrage meiner Masterarbeit: „Welche Strategien verfolgen Milchbauern und -bäuerinnen in Niederösterreich angesichts der Milchpreiskrise, um ihre ökonomische Existenz zu sichern?" Ich verstand die Milch(preis)krise als eine außergewöhnliche Belastungssituation für die milchliefernden Bauern und Bäuerinnen, die den Status Quo in Frage stellt und somit auch als Katalysator für ökonomische Veränderungen dient.

Die Milchkrise in Aktion

Um meine Forschungsfrage zu beantworten, besuchte ich im Zeitraum von März 2016 bis November 2017 diverse Veranstaltungen, die maßgeblich (meist auch in Kooperation mit anderen Organisationen oder Vereinen) von der *IG Milch* organisiert wurden. Die *IG Milch* ist ein Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern und -bäuerinnen, der sich zum Ziel gesetzt hat, deren Interessen gegenüber wirtschaftlichen

1 Für eine wissenschaftliche Untersuchung zu dieser von mir subjektiv wahrgenommenen Häufung vgl. Höhler/Hildenbrand 2016.
2 Z. B. Anzenberger 2016, fd 2016, derStandard.at 2015, derStandard.at 2016.
3 Z. B. Dutzler 2015, Anthes et al. 2016, Bedford-Strohm/Grantner 2016.
4 Zum Beispiel waren Proteste in Brüssel Teil der Nachrichten in Ö1 am 07.09.2015 um 19:00 Uhr. Für ein weiteres Beispiel siehe wien.orf.at 2016.

und politischen AkteurInnen zu vertreten und ihre ökonomische Situation zu verbessern (IG Milch o. J.).

Die erste Veranstaltung, an der ich teilnahm, fand am 31.03.2016 zum Jahrestag des Milchquotenendes in Wien statt. Es handelte sich dabei um eine Demonstration von ober- und niederösterreichischen Milchbauern und Milchbäuerinnen, die zwei Protestaktionen mit kreativen Installationen und ein ‚Milchfest' umfasste. Die erste Aktion an diesem frühlingshaften Donnerstagmorgen fand vor dem Haus der EU statt. Die aufgebaute Installation umfasste die lebensgroße Figur einer Kuh, die völlig schwarz war, bis auf ein großes, weißes Kreuz an ihrer Seite. Über ihren Rücken war die EU-Flagge gebreitet worden, und um ihren Hals hing ein Trauerkranz aus Stroh. Aus ihrem Euter rieselte Milchpulver auf eine Förderanlage. Am anderen Ende der Förderanlage fiel das Milchpulver auf eine aufblasbare Weltkugel und begrub diese mehr und mehr unter sich. Rund um diese Installation standen Bauern und Bäuerinnen mit Transparenten, lärmten mit Kuhglocken, Milchkannen und Sirenen, und zahlreiche MedienvertreterInnen fotografierten und filmten die Szene.

Ewald Grünzweil, der Obmann der *IG Milch*, erklärte in seiner Ansprache, dass der ‚Milchsee', den sie für Europa und Österreich nach dem Fallen der Quote vorhergesehen hätten, nun Wirklichkeit geworden und zu Pulver getrocknet sei. Dieses Milchpulver werde mit der Hilfe von Steuergeldern zum Beispiel nach Indien exportiert und zerstöre dort aufgrund seines billigen Preises die lokalen Märkte und bäuerlichen Existenzen. Es wurde ein Brief verlesen, der an den EU-Kommissar gerichtet war und die Forderung enthielt, nicht die Produktionssteigerung, sondern alle Maßnahmen, die eine Produktionsreduktion versprechen, zu unterstützen.

Bei der zweiten Aktion wurde aus weißer Farbe und Wasser ein ‚Milchsee' hergestellt und zum Abschluss wurden im Rahmen des ‚Milchfests' das Milch-Manifest präsentiert, Butterbrote und Milch verteilt und der Schulterschluss mit KonsumentInnen gesucht.

Mittels teilnehmender Beobachtung und informeller Gespräche gewann ich während dieser Veranstaltung einen Einblick in die Vorstellungen der demonstrierenden Bauern und Bäuerinnen von der Milchkrise. Zusätzlich zur Erklärung der Entstehung der Milchkrise, die sich prinzipiell mit der aus den Medienberichten deckte, nannten die SprecherInnen der Demonstration auch die Verantwortlichen der Krise: politische und ökonomische AkteurInnen wie die EU oder die VÖM (Vereinigung österreichischer Milchverarbeiter, der Dachverband der Molkereien), die große Betriebe und Betriebswachstum mehr fördern als kleine Betriebe und durch ihre Entscheidungen und Weichenstellungen weitere Produktionssteigerungen unterstützen. Auch diejenigen Bauern und Bäuerinnen seien mitschuldig, die versuchten, schlechte Milchpreise durch höhere Produktion auszugleichen, da sie damit die Situation für alle betroffenen Bauern und Bäuerinnen verschärfen würden. Unbedingt notwendig, um die aktuelle Krise zu bewältigen, sei eine funktionierende Mengensteuerung und die Unterstützung der KonsumentInnen.

Die Milchkrise war das zentrale Thema der Veranstaltung, die österreich-, europa- und weltweiten Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die Appelle an die Verantwortlichen, der Aufruf zur Unterstützung. Um jedoch die Krise, ihr Ausmaß und ihre Bedeutung für die Milchbauern und -bäuerinnen zu verstehen und nachvollziehen zu können, war es für mich notwendig, auch ihren Alltag kennen zu lernen und zu erforschen. Denn das alltägliche Leben und Arbeiten der bäuerlichen Familien[5] stellt den Kontext dar, in dem diese außergewöhnliche Belastung der Milchkrise verstanden werden kann.

Kontext I: Bäuerlicher Alltag

Ich nahm im Sommer 2016 die Gelegenheit wahr, einen freiwilligen Arbeitseinsatz auf einem Bio-Bauernhof im Mostviertel, Niederösterreich mit meiner Forschung zur Milchkrise zu verbinden. Auf diesem Bauernhof leben und arbeiten das pensionierte Bauernehepaar und der 30-jährige Sohn, der vor kurzem die Betriebsleitung übernommen hat. Sie halten dort knapp 20 Milchkühe und ungefähr noch einmal so viele Kälber, einige Hühner, Schafe, Hauskatzen und -hunde. Es gibt einen Gemüsegarten, den die Altbäuerin bewirtschaftet, eine Werkstatt, in der sich der Altbauer am liebsten aufhält, Obstwiesen, die für das Mostviertel typisch sind, Wald und Weiden, die zum Teil an den steilen Hängen der umgebenden Berge liegen. Der Hof liegt in den Voralpen, im niederösterreichischen Teil der Eisenwurzen, wo sich der Boden am besten für Grünland- und Forstwirtschaft eignet (Langthaler 2003: 570). In der Umgebung spielen folglich die stahl- und holzverarbeitende Industrie, sowie die Rinderhaltung eine wichtige Rolle.

Am Hof orientiert sich alles an den Kühen: Das allmorgendliche und -abendliche Melken stellt den Fixpunkt dar, um den sich alle anderen Aufgaben und Termine ordnen. Alle zwei Tage kommt frühmorgens ein ‚Milchfahrer' mit dem Milchtankwagen, holt die Milch ab und fährt sie in die Molkerei. Die Bäuerin, deren Aufgabe das Melken hauptsächlich ist, empfängt ihn immer mit einem kleinen Frühstück. Sie plaudern miteinander, während er seinen Tee trinkt und der Schlauch des Tankwagens die Milch aus dem hofeigenen Kühltank absaugt. Sobald der ‚Milchfahrer' mit seinem großen LKW geübt aus dem Innenhof fährt, beginnt die Bäuerin, den Milchtank zu reinigen. Danach macht sie sich ans Melken, jeder Handgriff ist selbstverständlich, eingeübt durch jahrzehntelange Wiederholung. Auch ich lerne das Melken; das händische Vormelken klappt nach ein paar Tagen, wann ich welche Taste an der Melkmaschine drücken muss, vergesse ich immer wieder und zu beurteilen, wann eine Kuh fertig gemolken ist, traue ich mir bis zum Schluss nicht zu.

Insgesamt verbringe ich etwas mehr als zwei Wochen auf dem Bauernhof, aufgeteilt auf drei Aufenthalte zwischen August und November 2016. Ich teile das alltäg-

5 Die landwirtschaftliche Produktion findet in Österreich, wie auch in vielen anderen Regionen Europas, hauptsächlich in Familienbetrieben statt (Höllinger 2017a: 7).

liche Leben der Familie, besonders der Bäuerin, mit der ich die Kühe melke, koche und fege, Gemüse ernte und Äpfel pflücke. Wir unterhalten uns viel während der Arbeit und lernen einander kennen. Und die Milchkrise? Es scheint, als beträfe sie diesen Bauernhof gar nicht; hier geht alles seinen gewohnten Gang, von einer außergewöhnlichen Belastungssituation kann nicht die Rede sein. Die Krise ist während meiner Forschungsaufenthalte nur dann ein Thema, wenn ich von meiner Masterarbeit erzähle. Der schlechte Milchpreis kommt ab und zu zur Sprache, aber auch der betrifft diesen Betrieb nicht, da der Bio-Milchpreis höher ist als der für konventionelle Milch und vergleichsweise stabil.

Wie passen meine Beobachtungen von demonstrativer Krisenstimmung und kleinbäuerlichem Alltagsidyll zusammen? Es bedarf mit Hilfe von Daten, Geschichte und Informationen zur österreichischen Land- und Milchwirtschaft eines weiteren Kontextes.

Kontext II: Die österreichische Landwirtschaft

Die österreichische Landwirtschaft ist auch heute noch relativ kleinstrukturiert (BLMFUW 2017b: 8). Das bedeutet zum Beispiel für das Jahr 2016, dass die knapp 32.000 Betriebe, auf denen es Milchvieh gibt, im Schnitt 18 Milchkühe halten (Statistik Austria 2018: 155). Nur gut 4 % halten 50 oder mehr Milchkühe (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017a). Trotzdem ist der Strukturwandel auch hier zu beobachten: Seit Jahrzehnten geht die Zahl der bäuerlichen Betriebe kontinuierlich zurück. Aus den rund 433.000 Bauernhöfen um 1950 (Höllinger 2017b: 25) wurden bis 2016 rund 160.000 (BLMFUW 2017b: 8) – das sind durchschnittlich circa 4.200 Betriebe, die jedes Jahr schließen. Dafür stieg im selben Zeitraum die durchschnittliche bewirtschaftete Gesamtfläche pro Betrieb um 150 % (BLMFUW 2017b: 8). Die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten (inklusive Familienmitglieder und Angestellte) nahm ebenfalls drastisch ab, von 1,6 Mio. in 1951 auf 400.000 in 2016 (Statistik Austria 2018: 52), also von 23 auf 4,65 % der Gesamtbevölkerung.

Diese Entwicklungen sind zu erklären mit der Modernisierung der Landwirtschaft und dem damit einhergehenden Prozess der Konzentration, Spezialisierung und Intensivierung durch Veränderungen der Produktionsmittel und -methoden (Kröger 2006: 28). Verbunden damit ist auch eine Abnahme des gesamtgesellschaftlichen Stellenwertes der Landwirtschaft (Kröger 2006: 28). Die Mechanisierung der Landwirtschaft führte zu einer Effizienzsteigerung in der Produktion, einer zunehmenden Integration der österreichischen Betriebe in den internationalen Agrarmarkt und damit zu einer Entwicklung hin zu Massenproduktion und Produktspezialisierung (Höllinger 2017b: 30f.).

Diese Veränderungsprozesse stehen im engen Zusammenhang mit agrarpolitischen Weichenstellungen und Entscheidungen. Die wichtigste Zäsur dieser Art stellt Österreichs Beitritt zur EU dar, im Zuge dessen der Agrarprotektionismus reduziert wurde (Hanisch 2002: 186). Seitdem spielen öffentliche Gelder für die LandwirtInnen

eine deutlich größere Rolle (Kirner 2017a: 46). Ohne hier näher auf die Komplexität und die bisherige Entwicklung der Fördersysteme einzugehen[6], soll festgehalten werden, dass der durchschnittliche Anteil der öffentlichen Gelder am betrieblichen Gesamtertrag durch den EU-Beitritt sprunghaft von 9 auf 22 % anstieg und seitdem zwischen 15 und 25 % schwankt (Kirner 2017a: 51f.).

Die Höhe der Gelder, die ein Betrieb erhält, ist abhängig von Flächenausstattung und anderen Voraussetzungen, die sich je nach Betrieb stark voneinander unterscheiden können (Kirner 2017a: 49). Neben der Betriebsausrichtung (die sich in der Flächenausstattung spiegelt) spielen hier die Standortverhältnisse eine entscheidende Rolle (Kirner 2017a: 55). 70 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche in Österreich liegen im benachteiligten Gebiet[7], der Großteil davon im Berggebiet[8], zum Beispiel sind 77 % der Milchvieh haltenden Betriebe Bergbauernbetriebe (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017b). Förderungen wie die Ausgleichszulage für benachteiligte Gebiete, die Teil der *Ländlichen Entwicklung* und damit der 2. Säule der Gemeinsamen Agrarpolitik der EU (GAP) ist, sollen die natürlichen Standortnachteile der – vorwiegend – Bergbauernbetriebe ausgleichen (Kirner 2017a: 47). Im EU-weiten Schnitt entfällt mit 55 % deutlich weniger der landwirtschaftlich genutzten Fläche auf benachteiligte Gebiete (BMNT Abteilung II/3 2017), entsprechend ist auch der Budgetanteil Österreichs für die Förderperiode 2014–2020 weit überdurchschnittlich (LK o. J.: 44).

Agrarpolitisch vor allem für die Milchwirtschaft relevant – und im Zusammenhang mit der Milchkrise häufig genannt – ist das Ende der Milchquote zum 31. März 2015. Eingeführt wurde die Milchquote 1978 in Österreich und 1984 in der EWG um die (Über)Produktion zu drosseln und die Preise zu stabilisieren (Sinabell/Schmid 2008: 255). Sie stellte eine Mengenbegrenzung dar, garantierte dadurch jedoch auch eine bestimmte Absatzmenge. Wurde die Quote überschritten, war eine „Superabgabe" zu entrichten, die so hoch angesetzt war, dass die Produktion finanziell unrentabel werden sollte. Mit der Reform der GAP 1992 kam es zu einem Paradigmenwechsel: In Zukunft sollten direkte Eingriffe in die Agrarmärkte der EU kontinuierlich zurückgenommen werden (Sinabell/Schmid 2008: 255). Mit der Agenda-2000-Reform begannen die konkreten Weichenstellungen für die Milchwirtschaft und es wurden

6 Siehe dazu z. B. Hanisch 2002, Kirner 2017a, BLMFUW 2017b.

7 Begriffsbestimmung „benachteiligte Gebiete": „In diesen Gebieten gibt es ständige natürliche Nachteile, die verhindern, dass die dort ansässigen Bäuerinnen und Bauern ein angemessenes Einkommen aus ihrer Produktion erzielen, das dem Einkommen vergleichbarer Betriebe in anderen Gebieten entspricht. (...) Diese umfassen gemäß der VO 1257/99 Berggebiete (Art. 18), Sonstige benachteiligte Gebiete (Art. 19) und Kleine Gebiete (Art. 20)." (BLMFUW 2017a: 13).

8 Begriffsbestimmung „Berggebiet": „Im Berggebiet liegen Gemeinden mit einer Höhenlage von mindestens 700 Metern sowie Gemeinden mit einer Höhenlage zwischen 500 und 700 Metern Seehöhe, wenn die Hangneigung 15 % beträgt. Liegt eine Gemeinde unter 500 Höhenmetern, so muss die Hangneigung 20 % betragen, damit sie zum Berggebiet gezählt werden kann." (BLMFUW 2017a: 13).

diverse Maßnahmen beschlossen, die auf ein Ende der Quotenregelung vorbereiten sollten (Sinabell/Schmid 2008: 255). Dieser Prozess der Liberalisierung der GAP führte in Österreich ab 2006 zu unbeständigen und am Weltmarkt ausgerichteten Agrarmärkten und zu deutlich größeren Schwankungen bei den bäuerlichen Einkommen (Kirner 2007a: 62).

Neben dem Ausmaß der Fördergelder ist eine weitere Besonderheit österreichischer Landwirtschaft der hohe Anteil an biologischer Bewirtschaftung. Während 2016 EU-weit im Schnitt circa 6,7 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche biologisch bewirtschaftet wurden, waren es in Österreich 21,3 % (Eurostat 2018). Auch 22 % der Milchkühe haltenden Betriebe produzieren biologisch (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017a). Der Vergleich der Angaben von buchführenden, spezialisierten Milchviehbetrieben[9], die biologisch wirtschaften, mit solchen, die konventionell wirtschaften, ergibt, dass die Biobetriebe 2012 bis 2015 durchgehend höhere Gewinnraten erzielen konnten (Kirner 2017a: 60f.).

Doch ob Bio oder nicht, es gibt zahlreiche kleine Betriebe in Österreich, in denen die erhaltenen öffentlichen Gelder deutlich über den Erträgen aus der Landwirtschaft liegen, zum Beispiel bei 45 % der Futterbaubetriebe[10], zu denen auch die Milchviehbetriebe zählen (Kirner 2017a: 58). Um das betriebliche Einkommen zu erhöhen, bestehen die Möglichkeiten, Nebentätigkeiten, die direkt mit dem Betrieb in Verbindung stehen, wie zum Beispiel Direktvermarktung verarbeiteter Produkte oder Zimmervermietung, oder zusätzlich einer nicht landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit nachzugehen. So werden 54 % aller österreichischen Betriebe im Nebenerwerb geführt, das heißt, das Betriebsleiterehepaar[11] ist weniger als 50 % der gesamten Arbeitszeit im landwirtschaftlichen Betrieb tätig (BLMFUW 2017b: 58, 236); 35 % der Betriebe bezogen Einkünfte aus landwirtschaftlichen Nebentätigkeiten (Statistik Austria 2018: 95).

Es gibt also einige Aspekte, die – auf einen einzelnen Milchviehbetrieb bezogen – zu einer ökonomisch existenziellen Bedrohung führen können, wie die agrarpolitische Orientierung an Weltmärkten und damit einhergehende schwankende Agrarmärkte und ErzeugerInnenpreise, Veränderungen in den Fördersystemen oder der fortschreitende Strukturwandel. Doch wurden auch einige Aspekte genannt, die

9 „Die Daten der freiwillig buchführenden Betriebe für den Grünen Bericht geben einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse land- und forstwirtschaftlicher Betriebe. Die Stichprobe der Buchführungsbetriebe (...) umfasst rund 2.000 Betriebe." (BLMFUW 2017b: 71) Zur Begriffsbestimmung „spezialisiert" vgl. Fn. 10.

10 Das sind Betriebe, die sich schwerpunktmäßig mit der Haltung raufutterverzehrender Tiere wie z. B. Rinder befassen (Statistik Austria 2018: 92). „Schwerpunktmäßig" oder „spezialisiert" bezieht sich dabei auf die entsprechende Aufteilung des Gesamtstandardoutputs, für Details siehe Statistik Austria 2018: 16–20, 36.

11 Die Einteilung in Haupt- und Nebenerwerbsbetriebe ist für die 90 % der Betriebe relevant, die als Einzelunternehmen – d. h. als Familienbetrieb – geführt werden, die restlichen 10 % werden von Personengemeinschaften oder juristischen Personen bewirtschaftet (BLMFUW 2017b: 58).

eine existenzgefährdende Situation abmildern oder verhindern können, wie Fremdlöhne durch Nebenerwerb, öffentliche Gelder, Bio-Zulagen und/oder Einkommen aus landwirtschaftlichen Nebentätigkeiten. Die bisher noch nicht angesprochenen Herausforderungen, die sich aus der Einheit von Arbeitsplatz und Familienhaushalt einerseits und dem Imperativ des unternehmerischen Handelns andererseits ergeben, können ebenfalls entscheidende Auswirkungen auf die Zukunft eines Betriebs haben (Höllinger 2017a: 7ff.). Die vielfältigen Kombinationen all dieser Elemente bilden den politischen und ökonomischen Rahmen sowohl für die Protestaktionen als auch den bäuerlichen Alltag, die ich während meiner Forschung beobachten und miterleben konnte.

Was die Milchkrise nicht ist

Zu Beginn nahm ich an, dass die Milch(preis)krise eine außergewöhnliche Belastungssituation für die Milchbauern und -bäuerinnen darstellt und beabsichtigte, ihre Auswirkungen auf deren ökonomische Strategien zu untersuchen. Betrachte ich die Krise als eine historisch konkrete Situation mit extrem niedrigen Milchpreisen – also als Milch*preis*krise, so gilt Folgendes:

Erstens ist die Milchpreiskrise nicht beschränkt auf die politische und ökonomische Situation der Milchbauern und -bäuerinnen in den Jahren 2015/16, ähnliche Milchpreisentwicklungen gab es bereits zuvor (Kirner 2017a: 49f.). Es handelt sich weder um eine neue, noch um eine einmalige Situation, vielmehr scheint sie ein zyklisches oder zumindest wiederkehrendes Phänomen darzustellen, das sich zwingend aus den politischen und ökonomischen Weichenstellungen und dem Wettbewerbsdispositiv ergibt.

Zweitens trifft sie nicht alle gleich. Viele verschiedene Faktoren wirken auf einen Betrieb ein, und so vielfältig dessen Zusammensetzungen sein können, so vielfältig sind die Auswirkungen einer Milchpreiskrise – sie müssen nicht einmal vorhanden sein. Die Milchpreiskrise lässt sich also nicht dadurch definieren, dass sie existenzbedrohend wäre.

An diesem Punkt stellt sich mir die Frage, ob die Milchkrise nicht weiter zu fassen wäre, denn als Milchpreiskrise. Im Kontext der *IG Milch*-Veranstaltungen erscheint die Rede von der Milchkrise eher als Systemkritik und der jahrzehntelange Einsatz für einen Weg aus der Krise als Bemühen um ein gutes Leben am Bauernhof (Höllinger 2017b: 35; Kirner 2017b: 219). Um wessen Krise würde es sich dann handeln? Betrifft sie nur die Milchbauern und -bäuerinnen oder doch eher die Gesamtgesellschaft? Was wäre das explizit Krisenhafte daran? Der Gegensatz zur Vorstellung eines guten Lebens? Die ungleiche Verteilung von Ressourcen, Unterstützung oder Einfluss? Ich hoffe, diese Fragen – und vor allem die Frage, um *welche* Milchkrise es sich handelt – in meiner Masterarbeit beantworten zu können.

Literatur

Anzenberger, Andreas (2016): Schon viel vergossene Milch. In: Kurier vom 29.02.2016.

Anthes, Monika/Verheyen, Edgar/Würzburger, Christoph (2016): Milchflut – Melken bis zum Ruin. 44 min. In: SWR (Produzent): betrifft. Stuttgart.

Bedford-Strohm, Lennart/Grantner, Robert (2016): Die dunkle Seite der Milch. 44 min. In: Bayerischer Rundfunk (Produzent): DokThema. München.

BLMFUW (2017a): Begriffsbestimmungen der Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017. Download unter https://gruenerbericht.at/cm4/jdownload/category/6-begriffsbestimmungen (01.08.2018).

BMLFUW (2017b): Grüner Bericht 2017: Bericht über die Situation der österreichischen Land- und Forstwirtschaft. Wien.

BMNT Abteilung II/3 (2017): Benachteiligte landwirtschaftliche Gebiete. Letzte Aktualisierung am 06.02.2017. https://www.bmnt.gv.at/land/laendl_entwicklung/berggebiete-benachteiligte_gebiete/benachteiligte_geb.html (01.08.2018).

Bundesanstalt für Agrarwirtschaft (2017a): Tabellen zum Grünen Bericht 2017. Tab_2017_2020206_Rinder_Struktur_Halter_u_Bestaende.xlsx. Download unter https://www.agraroekonomik.at/index.php?id=gruenerbericht2016&no_cache=1 (01.08.2018).

Bundesanstalt für Agrarwirtschaft (2017b): Tabellen zum Grünen Bericht 2017. Tab_2017_3010014_INVEKOS_Benachteiligte_Gebiete.xlsx. Download unter https://www.agraroekonomik.at/index.php?id=gruenerbericht2016&no_cache=1 (01.08.2018).

derStandard.at (2015): Milchbauern schlagen Alarm: „Geht um unsere Existenz". In: Der Standard. 07.09.2015. https://derstandard.at/2000021822331/Milchbauern-schlagen-Alarm-Geht-um-unsere-Existenz (01.08.2018).

derStandard.at (2016): Bauernvertreter für Milch-Liefersenkung, Preistief „auf Dauer ruinös". In: Der Standard. 03.03.2016. https://derstandard.at/2000032225228/Bauernvertreter-fuer-Milch-Liefersenkung-Preistief-auf-Dauer-ruinoes (01.08.2018).

Dutzler, Klaus (2015): Milch um jeden Preis. 47 min. In: ORF (Produzent): Am Schauplatz. Wien.

Eurostat (2018): Ökologische Anbaufläche nach landwirtschaftlichen Produktionsmethoden und Kulturen (ab 2012). Letzte Aktualisierung am 09.03.2018. http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?dataset=org_cropar&lang=de (01.08.2018).

fd (2016): Niedrigpreis führt zu Notstand. In: Bezirksblätter Korneuburg 29./30.06.2016.

Hanisch, Ernst (2002): Die Politik und die Landwirtschaft. In: Ledermüller, Franz (Hrsg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Wien, S. 15–189.

Höhler, Julia/Hildenbrand Andreas (2016): Der Milchpreis in der deutschen Presse: Nur „Milchkrisen" in der Berichterstattung? 56. Jahrestagung der GEWISOLA. 28.–30.09.2016. Bonn.

Höllinger, Franz (2017a): Einleitung. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts. Graz, S. 7–22.

Höllinger, Franz (2017b): Strukturwandel und neue Wege in der österreichischen Landwirtschaft. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts. Graz, S. 25–40.

IG Milch (o. J.): Statuten. Abgerufen am 13.03.2018. http://www.ig-milch.at/der-verein/statuten.

Kirner, Leopold (2017a): Wirtschaftliche Entwicklung der bäuerlichen Familienbetriebe in Österreich unter Berücksichtigung internationaler und nationaler Trends. In: Höllinger, Franz u. a. (Hrsg.): Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts. Graz, S. 41–66.

Kirner, Leopold (2017b): Schlussbemerkungen. In: Höllinger, Franz u. a. (Hrsg.): Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts. Graz, S. 211–219.

Kröger, Melanie (2006): Die Modernisierung der Landwirtschaft. Eine vergleichende Untersuchung der Agrarpolitik Deutschlands und Österreichs nach 1945. Berlin.

Landwirtschaftskammer Österreich (Hrsg.) (o. J.): Qualität schafft Vertrauen. Österreichs Land- und Forstwirtschaft – Daten und Fakten 2016/2017. Wien.

Langthaler, Ernst (2003): Agrarwende in den Bergen. Eine Region in den niederösterreichischen Voralpen (1880–2000). In: Bruckmüller, Ernst/Hanisch, Ernst/Sandgruber, Roman (Hrsg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen, Betriebe, Menschen. Wien, S. 563–650.

Sinabell, Franz/Schmid, Erwin (2008): Die Reform der Milchmarktordnung der EU – Handlungsoptionen der wichtigsten Akteure. In: WIFO-Monatsberichte 4/2008, S. 255–264.

Statistik Austria (Hrsg.) (2018): Agrarstrukturerhebung 2016. Betriebsstruktur. Schnellbericht 1.17. Wien.

wien.orf.at (2016): Milchbauern protestierten mit Manifest. In: wien.orf.at. 31.03.2016.